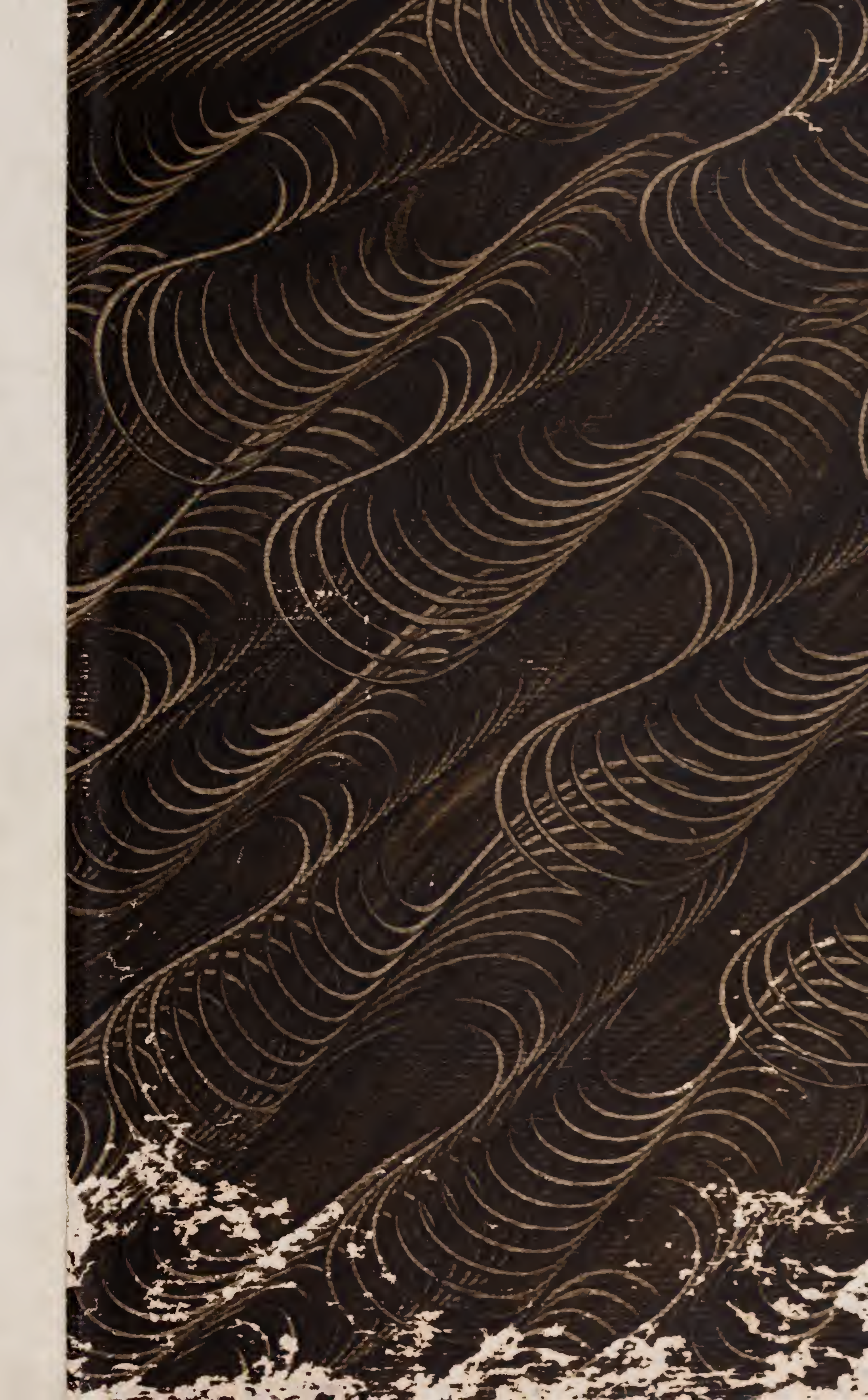
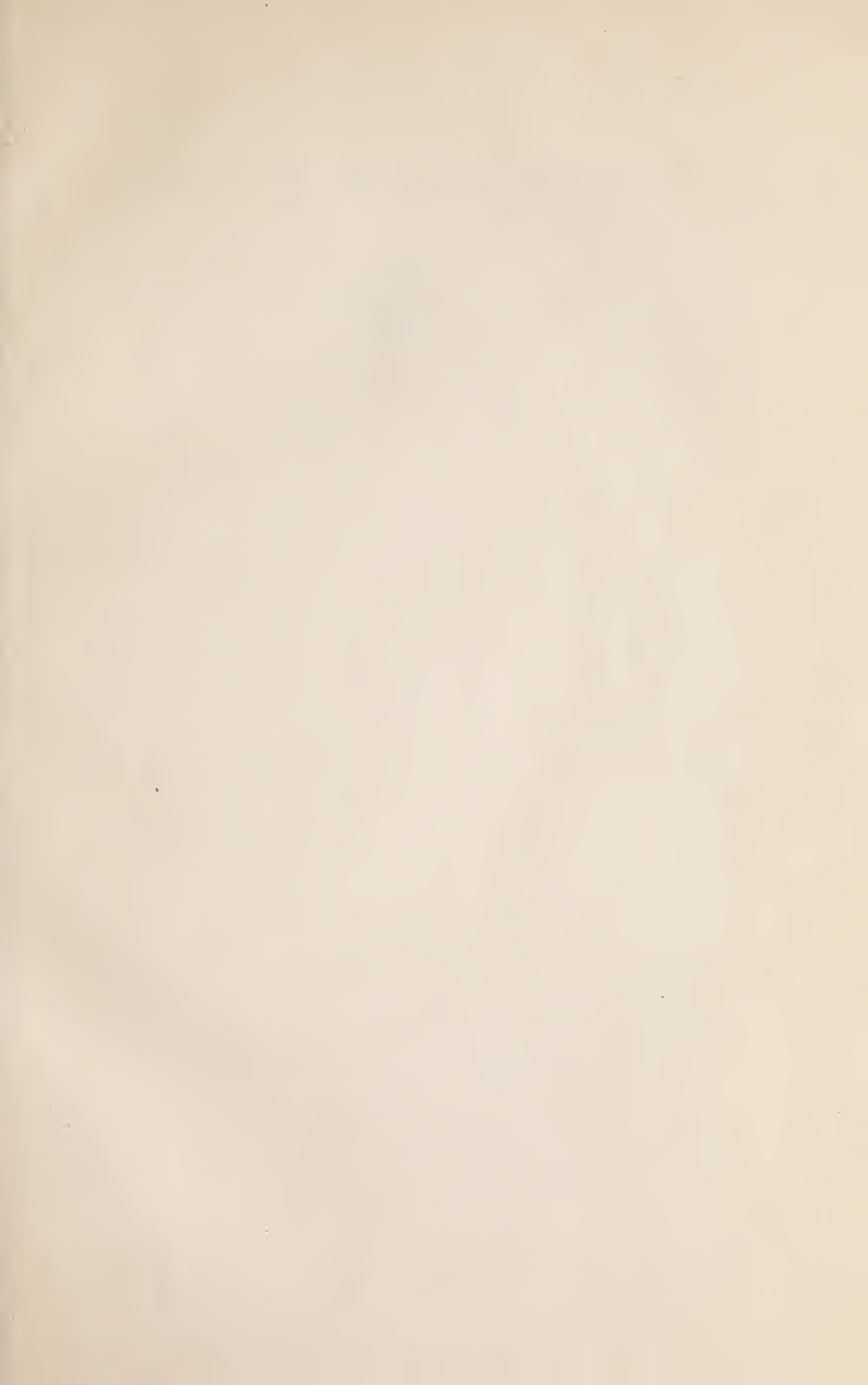














CASIMIR VON CHŁĘDOWSKI / ROM II





CASIMIR V. CHŁĘDOWSKI

# ROM

## DIE MENSCHEN DES BAROCK

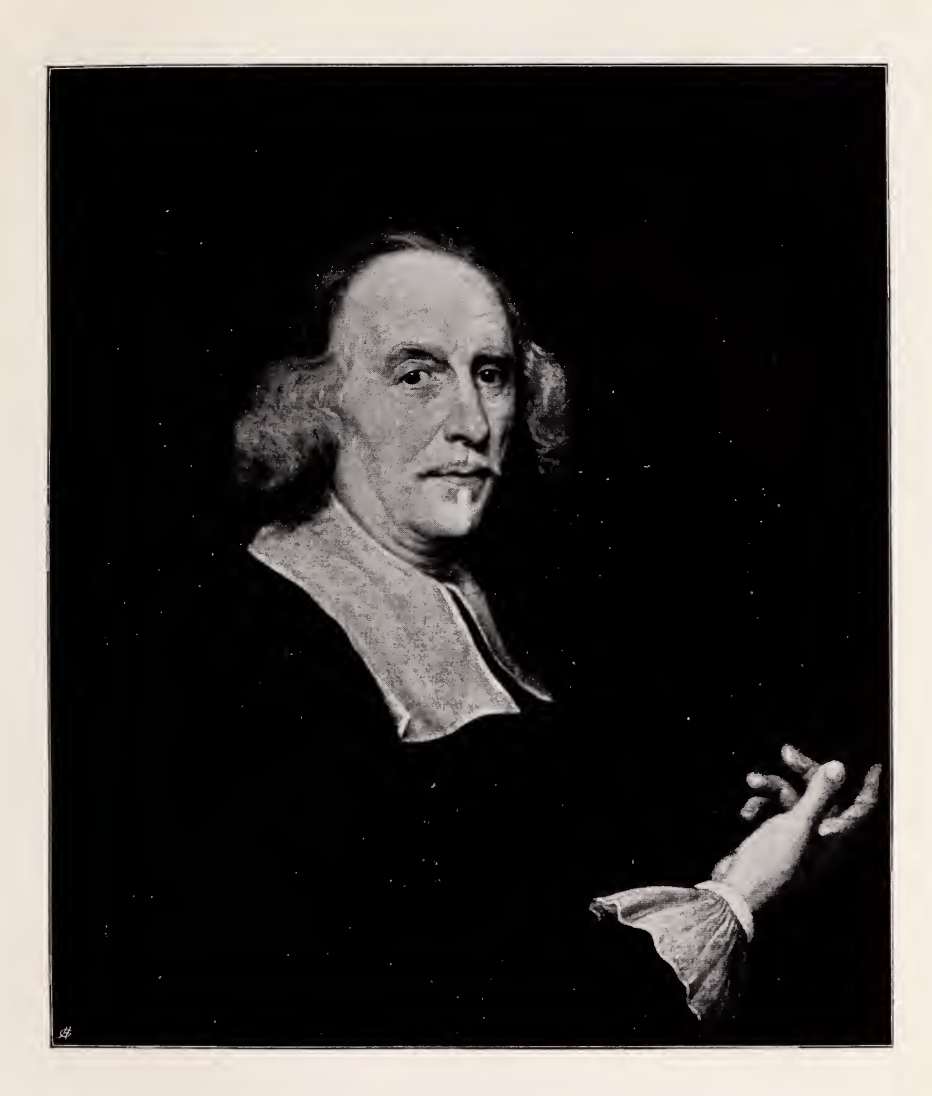
AUTORISIERTE
ÜBERSETZUNG AUS DEM
POLNISCHEN
VON
ROSA SCHAPIRE

1 · 9  1 · 2

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

# INHALT





BACCICCIO
Gianlorenzo Bernini
*Rom Palazzo Corsini*



# ERSTES KAPITEL

# BAROCK

## I.

Wie geologische Schichten stehen die verschiedensten Überreste von Bauwerken in Rom nebeneinander. Neben prähistorischen Mauern und gewaltigen Ruinen aus der Kaiserzeit, die Bankhäuser und Denkmäler der Gegenwart. Jeden, der zum erstenmal durch die Strassen der ewigen Stadt geht, überraschen Überreste einer sonderbaren, mit der klassischen Tradition nicht im Einklang stehenden Architektur: Kirchen mit vorkragenden Gesimsen, auf denen pausbäckige Engelchen sitzen, Kapellen mit schneckenförmigen Ornamenten und seltsam phantastischen Kartuschen, Paläste mit gigantischen Karyatiden, die als Stützen dienen; an Stelle feingliedriger Rankenornamente Vasen, die mit Platten und Laubwerk übersponnen sind, Drachen, Löwen, Bienen, Sterne und Sonnen; kurz, es sind kühne, phantastische Einfälle, die weit über das Gebundene und Strenge der römischen und Renaissance-Architektur hinausgehen. Was jenen Gebäuden eignet, ist nicht schöpferische Kraft, sondern überströmende Phantasie, es ist das Überquellende ihrer eigentümlichen Gestaltung, das „Andere“, das wir immerhin Barock nennen mögen. Immer wieder finden wir an diesen Gebäuden etwas, das über die bekannten Architekturstile hinausgeht.

Im Zeichen des Barock stand nicht Rom allein; es ist über ganz Italien verbreitet, in Venedig, Genua, Mailand zu verfolgen, hat in schnellem Lauf die Alpen überschritten, in Salzburg, Würzburg, Dresden, Krakau, Lemberg, Warschau eine Heimstätte gefunden, und selbst verlorenen, kleinen Dorfkirchen sein Zeichen aufgeprägt. Ein stürmischer, launischer Genius ist über die Mauern hingefegt, hat ihnen seine charakteristischen Formen aufgedrückt; zuweilen wirken sie heiter, manchmal

seltsam, aber immer interessant. Das Massvolle der Renaissance ist verschwunden. An Stelle einfacher Linien sind geschwungene getreten, man liebt ausladende Kurven, gelegentlich ein Abruptes, „die edle Einfalt und stille Grösse" der Antike ist vergessen. Je origineller, desto besser, der Marmor windet sich in Krämpfen, die Heiligen werden zu Akrobaten und sitzen mit wippenden Beinen auf den Gesimsen. Eine Kirche in Mailand wird in Form eines Violoncellos erbaut (S. Francesco di Paolo), die Fassade von San Moisé in Venedig mit Kamelen geschmückt.

Überall setzt eine Reaktion gegen die Architekten und Plastiker der Renaissance ein, die man als langweilig empfindet. Man verlangt nach etwas Neuem, besonders das Ornament der Renaissance, das ewig Gleiche, genügt den Menschen des XVII. Jahrhunderts nicht mehr. Man hatte erkannt, dass die Renaissance das ornamentale Erbe der Antike um ein nur Geringfügiges bereichert hatte. Raffael, der Maler der Loggien, hatte sich so sklavisch an das Vorhandene gehalten, dass man bei eingehender Analyse der dekorativen Motive der Loggien mit Verwunderung sah, er habe, abgesehen von der Einordnung musikalischer Instrumente und einiger Tiere, kaum etwas gebracht, das über das den Alten Entlehnte hinausging. Und war es denn in der Literatur viel anders? Die Renaissance-Schriftsteller haben sich nicht gescheut, ganze Seiten aus antiken Verfassern abzuschreiben.

Michelangelo empfand als erster einen gewissen Widerwillen dagegen, die Antike zu kopieren, er wollte sich von den alten architektonischen Formeln freimachen. Seine Abneigung gegen eine verbrauchte übernommene Formensprache übertrug sich auf seine Nachfolger; unter ihnen empfand Bernini den neuen Zeitwillen am stärksten und verkündete ihn am eindringlichsten.

Der Begriff „Barock" wird zu einseitig nur auf bildende Kunst angewandt. Diese Kunst war der Ausfluss einer eigenartigen Gesellschaft, die man die Barockgesellschaft nennen müsste. Als Sixtus V. Rom und den Kirchenstaat mit eherner Faust zur Ruhe zwang, waren Spuren einer neuen Gesellschaftsordnung deutlich sichtbar. Allmählich verschwand die der Kirche verhasste Renaissance, die bereits einem grossen Teil der gebildeten Welt zum Spott gedient hat. An ihre Stelle trat eine Zeit voller Widersprüche, Menschen erschienen strahlend im Glanz von Gold, kostbaren Edelsteinen, wallenden Federbüschen, aber hinter ihnen drängte eine hungrige, stumpfe, apathische Menge. Die Tugend strahlte

in aufdringlich leuchtendem Glanz, aber diese Strahlen verdeckten nur mühsam Ausschweifungen und Verbrechen aller Art.

In der Apsis der Petersbasilika, zwischen den Denkmälern Pauls III. und Urbans VIII. ist der ungeheure Umschwung sichtbar, der sich in siebenzig Jahren vollzogen hat, seit der Herrschaft des Farnese, dem Ende der Renaissance, bis zu den Barberini, dem Höhepunkt des Barock. Links hütet die angebliche Giulia Farnese mit ihren klassischen, fast griechischen Zügen die Asche des Papstes, rechts steht Berninis Denkmal mit einem Skelett. Und neben diesem Sinnbild des Todes sinnliche Weiber, Teppiche aus vielfarbigem Marmor, üppige Vergoldungen und Wappen.

Wenn wir uns umdrehen und die Basilika mit einem Blick übersehen, so glauben wir in diesem Gebilde aus Marmor, Bronze und Mosaik das „Tedeum" der triumphierenden Kirche zu hören. Die Renaissance hat die Kuppel erbaut, das Barock die Stätte verherrlicht, wo der grosse Apostel begraben sein soll, Denkmäler, Altäre, Bilder geschaffen und zahllosen Engelscharen und Heiligen, in denen das Feuer des Glaubens lodert, geboten, den Ruhm des Papsttums zu künden. Und in der Tat, die Kirche durfte triumphieren. Das seit Jahrhunderten errichtete Gebäude schien unter den letzten Renaissance-Päpsten einzustürzen, dennoch blieb die Mehrzahl der europäischen Völker dem Katholizismus in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts treu. Zwar waren England, Schweden, der grössere Teil Deutschlands und der Schweiz abgefallen — ungeheure Verluste, aber der Geist der Reformation war in Frankreich, Polen, Ungarn, in den habsburgischen Kronländern und in Italien unterdrückt worden. Der Glaube an die Macht der Kirche war so stark, dass Pius V. den Gedanken der Kreuzzüge wieder aufnahm und eine Liga der europäischen Monarchen gegen die Türken gründete. Das christliche Europa hat im Namen des Glaubens bei Lepanto gesiegt, und Sixtus V. hat davon geträumt, mit Hilfe Polens und Persiens das türkische Reich zu zerstören, das Mittelländische Meer mit dem Roten zu vereinigen, eine grosse italienische Seemacht zu begründen und das Grab des Heilands zu befreien. Aber es sollte nicht nach Rom übertragen werden, sondern nach Montalto, einem kleinen Dörfchen in der Nähe von Ascoli, wo der Papst geboren war. Es war dies einer der seltsamen Barockeinfälle.

Spanien hat nicht wenig zu diesem Triumph der Kirche beigetragen,

Karl V. und Philipp II. haben sich in höherem Sinn als die Päpste, als Nachfolger Christi betrachtet, und Loyolas Orden und die Inquisition waren ihre stärksten Waffen. Leidenschaftlicher Glaubenseifer und das Verlangen nach kirchlicher Reform haben nicht wenig zur Neugestaltung der Kirche beigetragen, aber der Terrorismus der Inquisition hat die Edelsten zerstört: Sadoleto, Polo, Fregoso, Contarini waren ihre Opfer.

Das tridentinische Konzil, das sich die Reform der Kirche zur Aufgabe gestellt hat, stiess noch 22 Jahre nach seinem Zusammentreten auf Hindernisse, die unüberwindlich schienen. Selbst die Päpste beobachteten die Beschlüsse des Konzils mit Missgunst, da sie eine Verkürzung ihrer Macht befürchteten. Sie fürchteten, diese neue Kirchenversammlung könne, wie die Konzile zu Pisa, Konstanz und Basel, ein Tribunal werden, um Päpste und Papsttum zu richten. Besonders schreckte sie die Erinnerung an das Baseler Konzil, wo es tatsächlich zur Revolution gegen die römische Kurie gekommen war. Im neuen Konzil gab es stürmische Sitzungen, lange Zeit schien alles vergeblich, da die Vertreter jedes Landes ihre vielfältigen Sonderinteressen, die den Interessen anderer Länder zuwider liefen, in den Vordergrund rückten, dazu kam das feindselige Verhalten der Kurie — erst der grossen diplomatischen Geschicklichkeit Pius' IV. und des Kardinals Morone gelang es, das gewaltige Werk erfolgreich abzuschliessen. Morone war Philipp II., dem Herzog von Alba, Katharina von Medici und dem kaiserlichen Gesandten überlegen. In einer zeitgenössischen Karikatur sah man den Heiligen Geist mit Postpferden von Rom nach Trient reisen, aber der tatsächliche Vertreter des göttlichen Sendboten auf Erden war der Kardinal Morone. Dem eisernen Willen und der Beharrlichkeit des Papstes und des Kardinals, sowie der Hilfe der Jesuiten hat Rom es zu danken, dass das Papsttum triumphiert hat.

Das Ergebnis war nicht gering: die Dogmen des katholischen Glaubens wurden festgesetzt, die kirchliche Hierarchie in ihrer Stufenleiter aufgebaut, die vollkommen gelockerte Zucht unter der Geistlichkeit streng durchgeführt, die Suprematie des Papstes über die Konzile anerkannt und den vom Zentrum abstrebenden Tendenzen der Geistlichkeit der verschiedenen Völker ein Riegel vorgeschoben. Dieser letzte Punkt stiess auf unerhörte Schwierigkeiten, da die spanische Kirche sich fast für ein der römischen überlegenes Sonderinstitut hielt. Das Konzil führte strenge klösterlicheZucht ein und übte namentlich mittels des Index eine unbarm-

herzige Kontrolle über alles Gedruckte aus. Die Durchführung der tridentiner Beschlüsse lag in den Händen der Inquisition und der Jesuiten, dazu entstanden zwischen 1521 und 1648 neunzehn neue Orden als Kämpfer im Streit. Eine kriegerische Epoche hatte begonnen, sie stand wie alle Religionskriege im Zeichen leidenschaftlichen, mitleidslosen Kampfes. Die ganze katholische Welt war in Belagerungszustand versetzt, die Diktatur war nach Rom verlegt, das Kriegsgericht war das Tribunal der Inquisition. Das Wesen des furchtbaren Kampfes lässt sich auf drei Losungsworte zurückführen: „einheitliches Kommando", „blinder Gehorsam", „Pardon wird nicht gewährt". Die in der diplomatischen Strategie erfahrenen apostolischen Nunzien bildeten den Generalstab, sie standen in stetem Zusammenhang mit Rom und trugen bis in die fernsten katholischen Provinzen in der einen Hand den päpstlichen Segen, in der andern den Fluch.

Die Aufgabe dieser Armee war Verteidigung und Angriff zugleich: es galt nicht nur zu erhalten, was Rom treu geblieben war, sondern auch die verlorenen, ja selbst neue Posten zu gewinnen. Die Jesuiten marschierten an der Spitze und haben ihre Einflusssphäre mit beispielloser Energie erweitert. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts haben sie Italien, Spanien und Portugal beherrscht; ihr Einfluss in Frankreich wuchs beständig, in Österreich, Böhmen, Bayern, Polen haben sie den Protestantismus bekämpft. Diese furchtbaren Zeiten haben ihren Niederschlag in zwei grossen Marmorgruppen, die in der Kirche Gesù in Rom zu beiden Seiten des Loyola geweihten Altars aufgestellt sind, gefunden: Die eine stellt die Religion dar, die die Häresie in den Abgrund stürzt. Eine grausame, zornige, leidenschaftliche, unerbittlich blickende Frau, die den Blitz in den Händen hält, soll die Religion sein. Unter ihren Stössen ist die Häresie in den Abgrund gesunken, sie hat ein hässliches, zerwühltes Gesicht, das Spuren von Angst und Leiden trägt. Diese Gruppe hat Pierre Legros der Jüngere geschaffen; in jenen, die die Gruppe bestellt hatten, tobte noch die Leidenschaft relegiösen Kampfes. Es ist ein marmornes Gedenkzeichen furchtbarer Zeiten, wo Erbarmen, Mitleid, Menschlichkeit angesichts der im Namen des Glaubens verübten Greueltaten verstummt sind.

Ein Marmordenkmal, das ein ähnliches Thema behandelt und zwei Jahrhunderte früher entstanden ist, befindet sich im Spitalsgebäude zu Bologna. Nicht der Glaube, sondern Christus steht der Ketzerei gegenüber. Der Legende nach soll während des Todes der Maria ein Ungläu-

biger die Schwelle des Totenzimmers überschritten haben. Petrus hat mit beiden Händen ein grosses Buch ergriffen, um es dem Eindringling an den Kopf zu werfen, aber Christus und Johannes haben den kriegerischen Apostel am Arm gepackt, um sein gewaltsames Tun zu hindern. Solch ein Unterschied besteht zwischen der Auffassung des XV. und XVII. Jahrhunderts! Dort ist die Liebe des Erlösers noch lebendig, hier wütet der Hass des tobenden Kampfes.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts haben die meisten Päpste am Kampfe leidenschaftlichen Anteil genommen. Pius V., Gregor XIII., Sixtus V. waren nicht Kirchenfürsten im Sinn der Renaissance-Päpste, sondern harte Männer, die kein anderes Ziel kannten, als jeden Widerstand zu brechen und jeden freien oder kritischen Gedanken zu unterdrücken. Von diesen Führern, die eine Atmosphäre der Angst und des Grauens verbreiteten, unterschieden sich ruhigere Geister wie der edle Philipp de Neri, der im Kampf um den Glauben der christlichen Liebe nicht vergessen hat, aber ihre Zahl war nur gering.

Seit dem im Jahre 1559 im Chateau Cambrais geschlossenen Vertrag war Italien in doppelte Fesseln geschlagen, in die des spanischen und des päpstlichen Absolutismus. Diese beiden uneinigen, sich gegenseitig bekämpfenden Mächte, sind stets gemeinsam vorgegangen, wenn es galt, einen freien oder kritischen Gedanken zu unterdrücken. Spanien lastet bis zum Jahre 1700, bis zum ersten Erbfolgekrieg, auf Italien. Manzoni hat in seinen „Promessi Sposi" ein glänzendes Bild der spanischen Herrschaft in Italien entworfen, im Volksmund hiess es, die spanischen Minister benagen Sizilien, fressen Neapel und verschlingen Mailand. Die Vizekönige von Neapel betrachteten ihr Amt als Quell des Vergnügens und als Goldgrube. Auch das Papsttum erlag dem fremden Einfluss; Quirini, der venezianische Gesandte in Rom, konnte der Signoria in einem seiner Berichte melden, die römische Kurie sei zu einer gewöhnlichen Pfründe herabgesunken, die nach bestimmtem Ablauf unter verschiedenen Bedingungen von Frankreich oder Spanien vergeben werde.

Spanien hat der italienischen Kultur, den Sitten und Gewohnheiten des Landes sein charakteristisches Zeichen aufgeprägt. Namentlich die höheren Gesellschaftsklassen erlagen diesem Einfluss. Das ungeheure Reich, in dem die Sonne nicht unterging, die aus Amerika mitgebrachten Schätze umgaben die Spanier mit einem gewissen Nimbus, sie bestimmten die Mode und den Zuschnitt der Gesellschaft. Jeder italienische



LEGROS DER JÜNGERE
Der Glaube stürzt die Häresie in den Abgrund
*Rom Il Gesu*



Fürst hat nach Philipp II. geschielt, von ihm eine lebenslängliche Pension, ein Amt oder einen Titel erwartet. Die Jagd nach Titeln war allgemein; gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts gab es in Italien keine irgendwie angesehene Familie, die es nicht zum mindesten bis zum Marquese gebracht hatte. Die einen hat der Papst, die anderen der Kaiser oder Spanien mit dieser Ehre bedacht, und höfliche Menschen, die niemand zu nahe treten wollten, haben diesen Titel selbst jenen beigelegt, denen er nicht zukam. Allmählich war der Marquese ein so verbreiteter Titel, dass der Florentiner Jacopo Salviati sich nicht mehr so nennen wollte und sich bei Urban VIII. um die Würde eines „Duca“ bewarb. Die Strozzi folgten diesem Beispiel und Innocenz X. verlieh ihnen den Herzogsrang an Stelle des verachteten Marquese. Wer Beziehungen zu Spanien oder zu Wien hatte, tauschte das Marquisat oder die Grafenwürde gegen den ausländischen Reichsgrafentitel oder Baron ein. Um dem Madrider Hofe zu schmeicheln, zog man sich auf spanische Art an, und wer je in Madrid gewesen war, nahm spanisches Zeremoniell und das vornehme „sussiego“ an, jenen kleinlichen Hochmut und jenes seltsame Benehmen, das den Edelmann vom gemeinen Bürger unterschied. Frühaufstehen gehörte zum schlechten Ton, die Menschen erlagen dieser Gewohnheit so gern, dass sie etwa zwei Jahrhunderte hindurch keinen Sonnenaufgang gesehen haben, erst Rousseau hat den höheren Gesellschaftsklassen die Schönheit der Morgenröte wieder entdeckt.

Charakteristisch für die spanische „Etikette“, unter deren Herrschaft Italien stand, waren Streitigkeiten um den Vorrang in der Kirche, bei Festen, bei Tische. Der Vorzug, den Saal zuerst betreten zu dürfen, wurde einer der wichtigsten Punkte in allen diplomatischen Verträgen. Ein Este in Modena wollte, dass seine Söhne Italiens Hauptstädte bereisten, da aber die Verhandlungen mit den „Nachbarfürsten“, welche Ehren den jungen Prinzen zukamen und welche Stelle sie während des Empfanges einzunehmen hatten, nicht zum gewünschten Resultat führten, unterblieb die Reise. Als einer der neapolitanischen Vizekönige bemerkte, dass der Erzbischof auf zwei Kissen kniete, verliess er die Kathedrale empört, da dem Kirchenfürsten nur ein Kissen zukam. 1658 starb in Neapel eine italienische Fürstin; alle Vorbereitungen zum Begräbnis waren getroffen, da verbot der Vertreter des Vizekönigs die Abhaltung des Gottesdienstes und die Bestattung, da die Wappen und Abzeichen auf dem Katafalk um eine Stufe höher waren, als es der Toten zukam. Die Regierung befahl, die Leiche

provisorisch zu begraben und die entsprechenden Verfügungen aus Madrid abzuwarten!

Nicht den Fürsten allein war es um den Vortritt zu tun, auch die Gelehrtenwelt frönte dieser Leidenschaft. Die Tribunale zu Cremona und Pavia stritten 82 Jahre um den Vortritt bei Festlichkeiten. Die Angelegenheit ging bis zum Senat von Mailand, der „nach reiflicher Überlegung und wiederholter Einsichtnahme“ beschloss, „sich in diesem Falle des Urteils zu enthalten“.

Diese Etikettefragen bewegten alle Schichten der Bevölkerung. Zwischen kirchlichen Brüderschaften und den Angehörigen der niedrigsten Stände kam es infolge des Vortrittes gelegentlich zum Blutvergiessen. Am Fronleichnamstage musste die Prozession zuweilen unterbleiben, da sich die Brüderschaften nicht darüber einigen konnten, wem es zukomme, unmittelbar hinter dem Baldachin zu schreiten.

Spanien galt dem Hof von Florenz und Turin als Vorbild, und die dort herrschenden Etikettevorschriften spotten jeder Vorstellung. Das An- und Ausziehen des Königs und der Königin gehörte zu den festumrissenen und in seiner Art groteskesten Pflichten der Höflinge. Punkt neun Uhr, während die Königin noch beim Abendbrot sass, begannen Frauen aus den vornehmsten spanischen Familien, sie zu entkleiden. Zwei krochen unter den Tisch, zogen ihr in salbungsvollem Schweigen die Strümpfe aus, lösten mit grosser Zeremonie ihre übrigen Kleider, nahmen sie auf den Arm und legten sie wie eine Puppe zu Bett. Morgens dauerte die Toilette des Königs zwei Stunden. Zwanzig Personen, spanische Fürsten und Granden, assistierten dem feierlichen Akt des Hemdanziehens und Händewaschens Seiner Majestät. In vier Gruppen betraten die Würdenträger den Saal; während der Zeremonie herrschte Totenstille. Mit gleicher Feierlichkeit wurde der König zu Bett gebracht; den Abgang der finsteren Granden wird er wohl mit Ungeduld erwartet haben, um durch eine Geheimtür die bekanntesten Madrider Schönen hineinschlüpfen zu lassen. Und diese Schönen gaben der Mode den Ton an. Um dem asketischen Geist der Zeit zu genügen, waren die Frauen von frühester Kindheit an darauf bedacht, eine ganz kleine Brust zu haben und eine grosse Sammlung kostbarer Reliquien und Heiligenbilder zu besitzen, die sie um Taille und Arme banden. Diese sichtbaren Zeichen der Frömmigkeit hinderten einen unerhörten Luxus keineswegs, die Frauen trugen Gewänder aus kostbarstem Stoff, mit silbernen und goldenen Tressen und Spitzen benäht. Da ihre Röcke

wie Ballons abstanden, konnten sie nur auf kleinen Taburetts sitzen und kreuzten die Beine auf türkische Art; sie wirkten wie indische Gottheiten, trotzdem ein kleines Köpfchen aus dem Spitzengewoge hervorsah, mit feurigen Augen und üppigem Haar, in dem Fliegen aus Diamanten und Schmetterlinge aus farbigen Edelsteinen blitzten. Die Gesichter mit einer Masse aus Eiweiss und kandiertem Zucker bestrichen, wirkten wie Masken, die gefärbten Augenbrauen stiessen in der Mitte der Stirn zusammen. Diese Götzenbilder entbehrten der Farben nicht: Wangen, Kinn, Oberlippe, Ohrläppchen, Handfläche, Finger und Arme waren rosa bemalt, und es bedurfte des Genies eines Velasquez, um aus diesen Modellen Meisterwerke zu schaffen. Diese Frauen strömten den Duft von abgebrannten Räucherkerzen oder Orangenblüten aus.

Nicht die spanische Mode allein, auch die spanische Sprache drang in Italien ein; es gehörte bei den höheren Gesellschaftsklassen zum guten Ton, möglichst viel spanische Redewendungen zu gebrauchen. Das fatalste Geschenk, mit dem die Spanier Italien beglückten, war ihr Ehrenkodex, der alle Vorschriften enthielt, die es zu beobachten galt, wenn man es dem Adel von Kastilien gleichtun wollte. Bis auf den heutigen Tag haben sich jene Bücher über den „Ehrenpunkt" erhalten; sie sind der Gipfel des Sonderbaren und Unvernünftigen, haben aber in der Geschichte furchtbare Spuren hinterlassen. Das eine dieser Bücher trägt den Titel „Conclusioni del duello e della pace, evangelisti della umana reputazione, le cui parole servono ad empire di tanti dogmi di fede d'onore i margini delle cavalleresche scritture." Der Ehrbegriff wird scharf umschrieben, ebenso die Art der Beleidigung, ob sie im Affekt oder bei kühlem Blute zugefügt wurde; es folgt ein Abschnitt über „Carico", d. h. über die Pflicht, die Beleidigung zu empfinden und zurückzuweisen, sowie eine sehr subtile Untersuchung über Feindschaft und Abneigung. Erörtert werden „transversale" Vendetta, Hinterlist und alle Nuancen der Lüge, die zustimmend, absprechend, allgemein, besonders, relativ, absolut, töricht, beleidigend, offenkundig, heimlich, falsch und lächerlich sein kann, allgemein im besonderen und besonders im allgemeinen Fall. Es wimmelt von ähnlichen Beschreibungen, zuletzt kommt man zur Überzeugung, dass die mittelalterliche Scholastik, die wenigstens zum Teil aus den Schulen verschwunden war, in den Köpfen der Ritterschaft spukte. Die Zahl der Verbrechen, begangen infolge des „punto d'onore" lässt sich nicht feststellen. Zu den berüchtigsten gehört die Ermordung der Fürstin Carafa

von Paliano wegen des ihr zur Last gelegten Ehebruches. Vollstrecker des Urteils waren spanischer Sitte gemäss zwei ihrer Angehörigen, der Graf d' Aliffe, ihr Bruder und Leonardo di Cardine, ihr Vetter. Im Namen der Ehre legte Graf d' Aliffe seiner Schwester die Binde um die Augen und den Strick um den Hals.

Als Vespasiano Gonzaga, Herr auf Sabioneta und Förderer der Künste, erfahren hatte, dass seine Gattin, Diana Cardone, in seiner Abwesenheit ein Verhältnis mit seinem Sekretär angeknüpft hatte, liess er den Schuldigen töten, dann führte er seine Frau in das Zimmer, in dem der Ermordete lag, gab ihr eine Giftflasche mit den Worten: „Bevi, trink!" und verliess sie, indem er die Tür hinter sich schloss. Die unglückliche Frau hatte nicht den Mut, das Gift zu trinken, zwei Tage kämpfte sie, in der Hoffnung, Erbarmen zu finden. Aber Vespasiano kam nur von Zeit zu Zeit an die Tür und rief sein furchtbares „Bevi" durch das Schlüsselloch. Da trank die Unglückliche das Gift aus und sank tot neben der Leiche des Geliebten hin. Vespasiano verkündete, die Fürstin sei am Herzschlag gestorben, legte Trauergewänder an, bestattete sie mit grossem Gepränge und folgte dem Sarge als Leidtragender. Und Vespasiano gehörte zu jenen, die sich ihrer Kultur rühmen durften.

Der Ehrenkodex legte dem gesellschaftlichen Zeremoniell und den Fragen des Vortritts ein besonderes Gewicht bei, denn jedes Übertreten des vorgeschriebenen Brauches forderte blutige Rache. Das Leben der höheren Gesellschaftsklassen bestand in der Hauptsache aus leeren Zeremonien und eitlem Gepränge. Natur und Kunst galten diesen Menschen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur so weit, als sie der dekorative Hintergrund für ihre Sitten und Gelüste waren. Gegenseitige Begrüssungen, Verbeugungen, aufs eingehendste behandelte gesellschaftliche Nichtigkeiten: welche Titel dem principe di baldachino, den spanischen Granden, den fürstlichen Nepoten zukomme, wen man Exzellenz und wen Eminenz anzusprechen habe — all das waren Fragen von wesentlicher Bedeutung. Etikettefragen, Theater und Musik, da die römischen Kardinäle und Magnaten auf Amüsement weder verzichten konnten noch wollten, bildeten das Konversationsthema der „guten" Gesellschaft. Das Produkt der damaligen literarisch-musikalischen Phantasie war das Melodrama. Die Sängerinnen mussten zwar als „virtuose" gelten, doch hinderte dies nicht, dass man sich um ihretwillen ruinierte; so verkaufte Ferdinand von Mantua Casale, um die

Launen einer dieser tugendhaften Frauen befriedigen zu können. Wie immer, spielte die Liebe eine grosse Rolle, aber sie wurde mit sentimentalen Phrasen, Sonetten und Duetten junger Musiker überzuckert. Allmählich drang auch, spanischer Sitte gemäss, in die Ehen der höheren Gesellschaftsklassen „jener Dritte“ ein, der die mehr oder weniger festumschriebene Stellung eines „Hausfreundes“ der Gattin einnahm; im XVII. Jahrhundert hiess er Cicisbeo. In Genua, als der am meisten unter spanischem Einfluss stehenden Stadt, trat der Hausfreund zuerst auf; er hatte bestimmte Rechte in der Gesellschaft, die die Ehegatten dulden mussten, wenn sie nicht hinter spanischer Sitte zurückbleiben wollten.

Ausserdem wirkten moralischer Zwang und Furcht vor kirchlicher Zensur sehr ungünstig auf das gesamte geistige Leben ein, im Laufe des XVII. Jahrhunderts verknöcherte die Literatur immermehr. Abgesehen von Giambattista Marino und Alessandro Tassoni, von denen noch die Rede sein wird, wurde nichts als elendes Versgeklimper veröffentlicht. Die Bücher, die damals erschienen, waren umfangreich genug, aber was enthielten sie? — Familienchroniken, in denen kein wahres Wort stand, da das Ziel der Verfasser nur darin bestand, die berühmten Familien zu verherrlichen, Wappendeutungen, Erklärungen ritterlicher Impresen und theologische Traktate, die heute niemand zu verstehen imstande ist. Und alle diese Schriften waren vollgespickt mit Zitaten, Invektiven auf Lebende, versteckten Bosheiten, die alle Ursache hatten, das Tageslicht zu scheuen.

Eine törichte Aufgeblasenheit, Sonderbarkeiten aller Art, die Unfähigkeit, die Welt klar zu erfassen, das waren die Folgen des geistigen Hochmuts. Man kann dreist behaupten, dass der gesunde Menschenverstand im XVII. Jahrhundert so gut wie nicht vorhanden war.

Trotzdem das Wort unterbunden und der Gedanke geknebelt waren, trotzdem Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, waren der Geist und seine Wirksamkeit unzerstörbar. Ernsthafte Gelehrte haben in aller Stille geschaffen, bis in ihre Klause konnte die kirchliche Zensur nicht dringen; das Erbe, das sie hinterlassen haben, ist gross, es ist ein ungeahnter Aufschwung der Naturwissenschaften, der Mathematik, Astronomie und Physik. Unmittelbar hat das Konzil von Trient zu dieser Entwicklung gedrängt. Die religiösen Grundsätze, die die Kirchenfürsten als ein Unerschütterliches aufgestellt haben, haben die Trennung bewirkt zwischen Theologie, die auf Offenbarung

beruht und Philosophie, die sich auf Erkenntnissen, die aus der Natur gewonnen werden, aufbaut. Die Renaissance hatte versucht, christlichen Glauben und antike Philosophie zu versöhnen; das tridentinische Konzil hat diesen Bestrebungen ein Ende gemacht und die Philosophie auf den empirischen Weg gedrängt, den sie notwendigerweise gehen musste. Sonderbarerweise haben die Gelehrten des XVII. Jahrhunderts, während sie Naturgesetze zu erforschen sich bemühten,diesen ihnen aufgedrängten Bruch als ein der Wissenschaft zugefügtes Unrecht betrachtet, Galilei hat sich gegen die Trennung von Theologie und seinen astronomischen Forschungen gesträubt. Dieser Bruch musste sich vollziehen, er ist der Ruhmestitel des XVII. Jahrhunderts. Gelehrte wie Galilei, Volta und einige andere, die bescheiden hinter karmoisinfarbenen Baldachinen und wehenden blauen und grünen Federn verschwinden, sind für uns die Glanzpunkte aus der Zeit der Perücken und Taburetts.

## II.

Keiner der Renaissance-Päpste hat eine grosse Familie in Rom hinterlassen; die Rovere, Borgia, Cybò starben aus, eine Seitenlinie der Medici hat sich in Florenz erhalten. Der damalige Nepotismus war politischer Art; die Macht der Päpste beruhte in der Hauptsache auf der Stärke ihrer nahen Verwandten, die kleine Reiche begründeten, ihnen nützlich und dem Vatikan unentbehrlich waren. Dieser politische Nepotismus war von geringem Bestand, jedes neue Geschlecht versuchte das frühere zu schwächen oder zu vertilgen. Nachdem Sixtus V. eine neue Grundlage für das Papsttum geschaffen hatte, gab es keinen Platz mehr für Nepoten, die ein eigenes Reich besassen und im politischen Konzert der Halbinsel eine Rolle spielen wollten. Die kleinen Lehen waren in festen Händen; die einen hatte Spanien für sich oder seine Freunde mit Beschlag belegt, die anderen waren dem Kirchenstaat einverleibt worden. Es gab keine Ländchen mehr zur beliebigen Verfügung. Unter den späteren Päpsten, von Sixtus V. angefangen, musste der Nepotismus andere Formen annehmen, er war nicht mehr politisch, sondern trug nur noch Familiencharakter: fürstliche Geschlechter entstanden, die sich im Glanze sonnten, den der aus ihrer Mitte hervorgegangene Papst ihnen lieh; ihre Macht beruhte in ihrem Reichtum, sie errichteten Villen und Paläste und trugen Kunstschätze zusammen. Die Carafa, die erste dieser neuen Familien, ging auf tragische Weise zu-

grunde, erst die Boncompagni, der Anhang Gregors XIII., die Peretti oder Montalti, die Familie Sixtus' V., standen an der Spitze jener nepotischen Geschlechter, die die römische Gesellschaft des XVII. Jahrhunderts beherrscht haben. Den Peretti folgen die Aldobrandini; die zwölf Päpste, die im XVII. Jahrhundert geherrscht haben, hinterliessen zahlreiche vermögende Nepoten, abgesehen von den Odescalchi, die ihre Stellung nicht erst Innocenz XI., einem ungewöhnlich strengen Menschen, verdanken und den Pignatelli, den Verwandten des letzten Papstes aus dem XVII. Jahrhundert, einer reinen und edlen Persönlichkeit. Die nepotischen Geschlechter folgen einander in nachstehender chronologischer Ordnung: auf Klemens VIII. die Aldobrandini, auf Paul V. die Borghese, auf Gregor XV. die Ludovisi, auf Urban VIII. die Barberini, auf Innocenz X. die Pamfili, auf Alexander VII. die Chigi, auf Klemens IX. die Rospigliosi, auf Klemens X. die Altieri, auf Innocenz XI. die Odescalchi, und auf Innocenz XII. die Pignatelli.

Niemals war der Reichtum der Nepoten so gross gewesen wie der der Barberini unter Urban VIII. und der Chigi unter Alexander VII.; zwar versuchte Alexander VII. zu Beginn seiner Regierung sich vor dem Überfall seiner Verwandten zu schützen, protegierte sie aber später um so mehr, stand vollkommen unter ihrem Einfluss und suchte sie auf alle mögliche Weise zu bereichern und zu fördern. Unter den Päpsten des XVII. Jahrhunderts hatte sich die Sitte eingebürgert, dass der Kardinal-Nepot dem Kirchenstaat und damit im Wesentlichen der Kirche vorstand, nach stillschweigendem Übereinkommen gebührte ihm die Macht, da sein Oheim oder Vetter Papst war. Das Konklave, das den Papst wählte, musste von vornherein mit dem Faktor rechnen, dass der dem Papst am nächsten stehende Nepote eine führende Stellung bekommen würde. Und da der Nepote die Ämter zumeist nach eigenem Gutdünken besetzte, haben unfähige Menschen, die die Interessen des Kirchenstaates nicht zu wahren wussten, nur weil sie sich der Gunst der herrschenden Familie erfreuten oder diese Gunst zu bezahlen wussten, die höchsten und einträglichsten Stellen in der römischen Hierarchie bekleidet. Einkünfte der Apostolischen Kammer flossen sehr häufig in die Taschen der päpstlichen Familie, und Frauen wie Donna Olympia Maidalchini, die Schwägerin des greisen, unfähigen Innocenz X., hatten grossen Einfluss im Vatikan.

Der Nepotismus hat nicht wenig zu Roms Entwicklung beigetragen; die reichen päpstlichen Familien lebten in der Stadt, bauten Paläste,

Villen und umgaben sich mit einem reichen Hofstaat. Unter Leo X., d. h. in der Blütezeit der Renaissance, hatte Rom kaum 55 000 Einwohner, 1528 nach dem „Sacco di Roma" sank diese Zahl bis auf 30 000, erst unter Paul III. begann sie wieder zu steigen, so dass die Stadt um 1600 110 000 Einwohner hatte. Es war eine Epoche des Friedens, Italien stand im Zeichen spanischer Herrschaft, niemand gelüstete es nach Krieg.

Mit der steigenden Einwohnerzahl dehnte sich die Stadt, die sich früher um den Tiber gedrängt hatte, nach dem Quirinal, den Hügeln des Viminal und Esquilin und dem Campo Marzio aus. Die neue Aristokratie brauchte Platz für ihre Paläste. Die Aldobrandini hatten noch am Corso gebaut; ihnen gehörte der schöne, nicht übermässig grosse, später in den Besitz der Familie Salviati übergegangene Palast. Auf dem Campo Marzio haben die Borghese ein umfangreiches Gebäude errichtet, das heute noch eine Zierde der Stadt ist. Die Barberini haben sich auf dem Quirinal angebaut, dort hatten die Kardinäle Este, Sforza und Ottavio Bandini einen wundervollen Garten angelegt. Die Pamfili und Chigi siedelten sich auf dem Corso an, die Rospigliosi an den Abhängen des Quirinal, die Altieri auf der Piazza del Gesù.

Ausserdem haben diese Geschlechter prachtvolle Villen im Umkreise Roms, an den Abhängen der Albaner Berge und in Frascati angelegt. Damals entstanden die heiteren Sommerresidenzen der Aldobrandini, Borghese, Ludovisi, Barberini und Pamfili. Die Villa Borghese verrät, welch ungeheurer Luxus in der Innenausstattung dieser Paläste entwickelt wurde, die Wände sind mit vielfarbigem Marmor, Alabaster und Reliefs verkleidet und haben ein Vermögen verschlungen.

Der Überfluss kam der Stadt zugute, allmählich entwickelte sich eine römische Aristokratie, und auf ihre Kosten lebte ein grosser Teil der ärmeren Bevölkerung. Freilich war dies der einzige Vorzug dieser Aristokratie. Sie entfaltete einen unerhörten Luxus, da ihr Ansehen allein auf ihrem äusseren Auftreten basierte. Ihre Verdienste waren gleich Null, ihre Ahnen hatten nicht für das Vaterland geblutet, sich nicht wie die Patrizier von Florenz und Venedig um die Grösse und kaufmännische Entwicklung der Stadt verdient gemacht; diese Geschlechter hatten keine Tradition, aus ihrer Mitte wurde der Papst durch einen Zufall gewählt, damit war ihr Reichtum begründet und ihre Verdienste erschöpft. Diese bloss dekorative Aristokratie, die der Fideikommiss vor zu schnellem Untergang bewahrte, stand dem öffent-

lichen Leben fern, nur die jüngeren Söhne wurden geistlich, um als Kardinäle den Glanz der Familie aufrecht zu erhalten.

Die reichen, in Rom ansässigen Familien bildeten den Kern der vornehmen Gesellschaft, die Frauen begannen in der ewigen Stadt eine grosse Rolle zu spielen. In der Renaissance hatten sich die vornehmen Römerinnen nur selten in der Öffentlichkeit gezeigt, an ihrer Stelle herrschte die Kurtisane. Als Isabella d'Este nach Rom kam, überboten sich Leo X. und die Kardinäle darin, sie zu feiern, aus Freude darüber, eine Aristokratin bei sich zu Gaste zu sehen. Jetzt war es anders, die Salons wurden geöffnet, man gab Theatervorstellungen und Konzerte; vor dem vergoldeten, mit Liebesszenen bemalten Spinett sangen Dilettanten ein schmachtendes Madrigal. Bei den Colonna gab es grosse Empfänge, bei den Barberini und Pamfili spielte man Theater, bei den Kardinälen wurden Melodramen aufgeführt, und der Palast der Riario auf der Lungara, wo Christine, die Königin von Schweden wohnte, widerhallte von Serenadenklängen; dort wurden auch die Leistungen von Taschenspielern und Akrobaten aufs äusserste bewundert.

Innocenz' XI. Pontifikat war eine unangenehme Unterbrechung der glänzenden römischen Feste. Der äusserst strenge Papst hätte die ganze Stadt am liebsten zum Kloster gemacht. Sein Vorurteil gegen jedes weltliche Vergnügen ging so weit, dass er allen Frauen, den Mädchen so gut wie den Verheirateten und Witwen das Singen streng verbot, ebenso war es allen Musikanten verboten, Gesang- oder Musikstunden zu erteilen; Übertretungen wurden mit einer Geldstrafe von 50 Skudi geahndet. Der Geistlichkeit wurde untersagt, den Frauen, die einen zu grossen Luxus trieben, nach der Beichte Absolution zu erteilen.

## III.

Madame de Guebriant, eine kluge Französin, die Maria Gonzaga von Mantua, Ladislaus' IV. Gemahlin nach Warschau begleitet hat, hat sich längere Zeit in Rom aufgehalten und ihre Eindrücke in sehr lebendiger Weise aufgezeichnet. Ihr Buch ist 1647 erschienen. Rom mit seinen vielen Gärten und unbebauten Plätzen kommt ihr wie ein grosses Dorf vor, nur der päpstliche Hof gibt der Stadt einen besonderen Glanz. Die Einwohner sind hauptsächlich Fremde oder Söhne von „Forestieri“, die Römer selbst sind arm und elend. In dieser Stadt, die einst

der Welt ihre Gesetze diktiert hat, herrscht sklavische Gesinnung; der freie Mann, der keinem Kardinal, Markgrafen oder Fürsten untersteht, gilt als unglücklich.

Wie hätte es auch anders sein sollen? Die Stadt trieb weder Handel noch Gewerbe, und mit dem Ackerbau in der Campagna war es aufs elendeste bestellt. Jede vornehme oder bürgerliche Familie bestimmte mindestens einen Sohn für den geistlichen Stand; wer dies Ziel nicht erreichte, versuchte an einem geistlichen oder weltlichen Hofe oder in einer der vielen vorhandenen Kirchen unterzukommen. Glücklicherweise schluckten die Höfe eine Unzahl von Tunichtguten, die wenig oder gar nicht bezahlt wurden, nur für freies Essen und Trinken und die „Farbe" in den Vorzimmern herumlungerten und nichts als Intrigen und Klatschgeschichten verbreiteten. Die Handwerker rekrutierten sich in der Hauptsache aus Fremden, die Römer arbeiteten langsam und schlecht. Sehr viele waren auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesen; die Menge drängte sich zu den Festen, bei denen Geld oder Brot verteilt wurde und liess kein Begräbnis ungenützt, da sich in wohlhabenden Kreisen die Sitte eingebürgert hatte, vor dem Hause des Toten oder vor dem Kirchentor Almosen zu verteilen. Kaum war die kirchliche Zeremonie vorüber, so entstand ein Kampf um die Lichter, gelegentlich ging es dabei nicht ohne Blutvergiessen ab.

Die Jubiläumsjahre waren für die ärmere Bevölkerung eine reiche Einnahmequelle, die Pilger mussten beherbergt und beköstigt werden, Skapuliere, Schweisstücher der Veronika, Andenken aller Art wurden verkauft — an allem wurde reichlich verdient. Der Zustrom der Pilger im Jahre 1675 war ungeheuer, die meisten schlossen sich in Gruppen zusammen und bildeten Brüderschaften. Die Brüder vom heiligen Sakrament zu Viterbo zogen feierlich, mit verhülltem Haupt und Totenschädeln in den Händen, durch die Porta del Popolo ein. Stanislaus Reszka, der polnische Chronist, berichtet, verschiedene italienische Brüderschaften seien barfuss nach Rom gekommen, mit eisernen Ketten und Geisseln schlugen sie ihren Körper blutig, nicht allein die Säcke, die sie an Stelle von Kleidern trugen, waren blutüberströmt, das Blut lief sogar an Händen und Füssen entlang bis auf den Boden. Ihnen folgten römische Brüderschaften, die aus Fürsten, Edelleuten und Prälaten bestanden, freiwillig hatten sie das Gelübde abgelegt, zu beten, zu fasten, Arme zu speisen, Kranke zu pflegen, Pilger zu beherbergen, Spitälern zu dienen oder für deren Unterhalt zu betteln. Es gab hundert derar-

tiger Brüderschaften; Kardinäle, Fürsten und Edelleute trugen härene Säcke „wie die Juden, wenn sie Busse tun." Im Zuge schritten Männer in roten, blauen, weissen, schwarzen, gelben, grünen Gewändern, darauf waren an Stelle ritterlicher Abzeichen Kruzifixe, Dreifaltigkeiten, Marien-, Christus- oder Heiligenbilder aufgenäht. Demütig zogen sie durch die Strassen der Stadt; die einen machten Musik, die andern sangen Kirchenlieder, Psalmen und Litaneien. Eine dieser Brüderschaften begab sich zuerst nach S. Peter, dort wurde die Lanze Christi und der Kopf des heiligen Andreas gezeigt. „Beim Anblick dieser Reliquien," erzählt Reszka, „riefen die Menschen mehr noch mit dem Herzen als mit den Lippen ‚misericordia! misericordia!' Diese Stimmen, die aus demütigen Herzen kamen, drangen durch den Himmel bis vor das Ohr Gottes." Von S. Peter gingen die Brüderschaften nach S. Paolo, S. Giovanni und S. Maria „Maioris". Die meisten dieser Brüderschaften hatten schon in der Kirche einen blutigen Zusammenstoss, sei es wegen des Vortritts, den jede von ihnen verlangte oder wegen eines ähnlich nichtigen Grundes. In S. Peter oder in der lateranensichen Basilika gab es häufig Verwundete und Tote.

Auch Montaigne hat Prozessionen von Flagellanten gesehen und sich gewundert, dass ihre Gesichter trotz der frischen Rutenstriche, die ihnen tiefe Wunden rissen, nichts von Schmerz verrieten. Auch zwölf- und dreizehnjährige Knaben schienen sich gewissermassen zu ihrem Vergnügen zu geisseln. Eine vorübergehende Frau begann bei diesem Anblick zu jammern, da wandte sich der Knabe um und sagte heiter: „Ich tue es um deiner und nicht um meiner Sünden willen." In tollen Sprüngen setzten die halbwüchsigen Jungen über die Strasse und schwangen ihre Geisseln; wenn man ihnen Wein zur Stärkung anbot, so wollte keiner von ihnen den Becher anrühren. Trotzdem erschien Montaigne das römische Volk viel gottloser als das französische.

Ausser dem epidemisch auftretenden Flagellantentum, aus dem viel mehr pathologisches als religiöses Empfinden spricht, herrschte noch die gewissermassen offizielle Unsitte, sich am Karfreitag zu geisseln. Der Abbé de Coulanges hat 1658 während seines ersten Aufenthaltes in Italien eine derartige Prozession gesehen und sie anschaulich beschrieben. Um elf Uhr abends zogen die Flagellanten über den Petersplatz. „In meinem ganzen Leben habe ich nichts so Abstossendes gesehen," erzählt de Coulanges, „und nichts, das weniger zur Frömmigkeit auffordert. Das Kreuz und die Fahne der Brüderschaft wurden vorangetragen, dann folgten drei Kardinäle: Azzolino, der Landgraf Friedrich von Hessen-

Darmstadt und Carlo Barberini, sie trugen zwar sackartige Gewänder, die wie Totenhemden wirkten, waren aber von ihren galonierten Dienern, die Fackeln in den Händen hielten, begleitet. Den Kardinälen folgten die Büsser, mit verhülltem Antlitz und entblössten Schultern. Einige trugen weisse Hemden, um die Spuren der Geisselhiebe zu zeigen, und ihre Begleiter beleuchteten die roten Flecken. Der eine schlug sich unablässig mit einer mit Nadeln versehenen Geissel, so dass er keine heile Stelle mehr am Körper hatte. Kapuziner stachelten die armen Teufel an, sich immer wütender zu kasteien und stärkten sie mit Wein, damit sie dieses blutige Schauspiel so länger ertragen könnten. Essen gab es im Überfluss, Verkäufer mit Wein und Fleisch folgten dem Zug. Die Prozession bestand aus etwa achthundert Flagellanten, die sechshundert Fackeln trugen; ihr Ziel war S. Peter, dort wurden die Reliquien gezeigt." Coulanges hatte den Eindruck, als wenn die Leute für diese blutige Komödie bezahlt würden und sich mit einer roten Salbe eingeschmiert hätten, die wie Blut aussah. „Ganz Rom lacht und spottet über diese Prozession," schliesst der französische Reisende.

Nicht weniger abstossend waren die Teufelaustreibungen. Montaigne hat einer solchen Szene in der Kirche beigewohnt. Der Patient wurde in eine kleine Kapelle geschleppt, man liess ihn vor dem Altar niederknien und hielt ihn an einem Tuchkragen fest, den man ihm um den Hals gelegt hatte. Der Geistliche sprach Gebete und Beschwörungsformeln und befahl dem Teufel, den Leib des Kranken zu verlassen; schliesslich wandte er sich an den Besessenen, schlug ihn mit Fäusten, spuckte ihm ins Gesicht und murmelte unverständliche Worte bald in seinem, bald in des Satans Namen. Dar arme Patient musste sich all das gefallen lassen. Diese Prozedur währte ziemlich lange, dann trat der Geistliche noch näher an den Altar heran, legte die eine Hand auf das Ziborium, in die andere nahm er eine Kerze, die er mit dem brennenden Ende nach unten hielt, um sie schneller zum Schmelzen zu bringen und schrie aus Leibeskräften auf den Teufel ein, den Körper des Besessenen zu verlassen. Der Teufel war hartnäckig und wollte nicht weichen, der Geistliche steckte eine zweite, schliesslich eine dritte Kerze an, ehe der Teufel, des Kampfes müde, davonlief. Da erklärte der Priester den Verwandten, die den Kranken gebracht hatten, sie könnten jetzt ruhig mit ihm nach Hause gehen. Montaigne, der mit einigen Freunden dem Akt beigewohnt hatte, erzählte der Priester, der Teufel, den er soeben ausgetrieben, sei einer der allerschlimmsten, und es sei ein hartes

Stück Arbeit gewesen, ihm beizukommen. Zugleich rühmte er sich, er habe tags zuvor eine Frau von einem noch schlimmeren Teufel befreit, dem Munde der Patientin seien Nägel, Stecknadeln und ganze Knäuel Teufelshaare entquollen. Das Ausspucken teuflischer Hufeisennägel gehörte zu den Besonderheiten besessener Frauen.

Barockempfinden überall. Selbst kranke Bettler sollten eine Zufluchtsstätte nicht ohne seltsame Zeremonien finden. Gregor XIII. hatte ein grosses Spital erbaut, am 27. Februar 1581 sollten dort über dreitausend Elende untergebracht werden. Aber sie zogen die Freiheit dem Spital vor, und die Brüderschaft der Dreifaltigkeit, die die zu beglückenden Insassen aufzutreiben hatte, konnte kaum achthundert Willige finden. In feierlichem Zuge gingen sie erst aufs Kapitol, dann ins Krankenhaus. An der Spitze der Mitglieder der Brüderschaft in roten Gewändern mit grossem Kreuz und weissen Wachskerzen, ihnen folgte eine Psalmen singende Menge, und Musikanten, die den Chor bildeten. Dann kamen zerlumpte Arme, die noch gehen konnten; auf Wagen, von gesunden Bettlern gezogen, lagen Blinde und Lahme, zuletzt vierzehn Wagen mit Krüppeln. Viele der Unglücklichen hatten widerwärtige ansteckende Krankheiten, aber zuerst mussten sie im Triumph aufs Kapitol geleitet werden.

Auch die Wohltätigkeit ging nicht ohne Theater ab. Polnische Pilger haben Reszka erzählt, dass ein guter Mensch mit verhülltem Gesicht häufig nachts zu ihnen komme und sie in ein Haus geleite, wo ein „reichlich gedeckter Tisch“ bereitet sei, dort dienten ihnen demütig „viele Personen“ mit verhülltem Antlitz. Nach Tische wurden ihnen Almosen gegeben und die Füsse gewaschen. Sicherlich hätten die Pilger vorgezogen, wenn man ihnen nachts ihren Schlaf und am Tage ihr Essen gegönnt hätte, aber damals musste alles „anders“ gemacht werden. Vergilius Crescentius, der letzte der berühmten Familie Crescenci, „ein Freund der Polen“, lud polnische Pilger, denen er auf der Strasse begegnete, in sein Haus, gab ihnen Essen, Kleidung und Obdach. Er, seine Frau und seine Kinder bedienten sie bei Tisch, er liess ihre alten Lumpen in Ordnung bringen, schenkte ihnen neue Kleider, küsste ihnen die Hände, wusch ihnen die Füsse und gab ihnen Almosen.

In der Dreifaltigkeitskirche liess noch Pius V. jeden Sonnabend eine Predigt für die Juden abhalten, in der Annahme, viele Täuflinge für die Kirche zu gewinnen. Zu Montaignes Zeiten predigte dort Andrea de Monti, der früher selbst Jude und sogar Rabbiner gewesen war,

er war ein berühmter Redner und versuchte die Talmudisten durch den Bibeltext zu widerlegen. Aber die Juden weigerten sich, in die Kirche zu gehen, da erliess Gregor XIII. eine Verfügung, wenigstens der dritte Teil der Ghettobewohner müsse mit Frauen und Kindern über zwölf Jahre in die Dreifaltigkeitskirche kommen. Er glaubte, auf diese Weise würden stets etwa hundert Männer und fünfzig Frauen der Predigt beiwohnen. Die Kirchendiener hatten darüber zu wachen, dass die Besucher sich anständig verhielten und nicht einschliefen, der Organist schrieb die Namen der Anwesenden auf. Wer fehlte, hatte eine Geldstrafe zu bezahlen. Später wurden diese Predigten nach S. Angelo di Peschiera verlegt, der dem jüdischen Viertel nächstgelegenen Kirche, aber die Zahl der Proselyten war wohl zu gering, 1614 hörte dieser seltsame Gottesdienst auf.

Ein dunkler Flecken in der Geschichte des XVII. Jahrhunderts ist das Umsichgreifen der Giftmorde. Frauen haben ihre Männer, Kinder ihre Eltern, jüngere Brüder die älteren vergiftet, um sie zu beerben, wer eine einigermassen hervorragende Stellung einnahm, fühlte sich keinen Augenblick seines Lebens sicher. Vor Giftmördern floh Urban VIII. nach Castel Gandolfo, der Kardinal Richelieu warf jede Speise erst seinen geliebten Katzen zum Kosten vor, da sie, die grössten Feinschmecker unter den Haustieren, nichts auch nur einigermassen Verdächtiges anrühren. Die Borgia hatten Giftmorde in Italien eingeführt; erst im XVII. Jahrhundert wurden die Verbrechen zur allgemeinen Plage. Wie in allen anderen Dingen, im Bösen und im Guten, stand auch hier Florenz an der Spitze. Dort gab es die tüchtigsten Alchimisten, die spurlos wirkende Gifte zu mischen verstanden; dort wurden „Arzneien“ zubereitet, die innerhalb einer vorausbestimmten Zeit nach vorhergegangener Krankheit den Tod herbeiführten. Die Fähigkeit, sich unliebsamer Menschen zu entledigen, war zu einer solchen Vollendung gelangt, dass ein in zwei Hälften zerschnittener Apfel nur dem einen den Tod brachte, da das Messer nur auf einer Seite vergiftet war.

## ZWEITES KAPITEL

# PAOLO GIORDANO ORSINI

### I.

Im alten Rom, unweit des Tiber und des heutigen Corso Vittore Emanuele auf einem kleinen Hügel, der diesen Namen kaum verdient, steht ein geräumiges Haus in einem grossen Hof, mit einem schönen, alten, von Weiden umschatteten Brunnen. Über die Hofmauer blicken zwei steinerne Bären, das moosumwucherte Wappen der Orsini, der ehemaligen Besitzer des Schlosses. Heute heisst das Haus Palazzo Gabrielli-Taverna; einst war es von den Orsini bewohnt, die ausserdem eine stattliche Anzahl von Häusern in Rom besassen, so einen Palast auf dem Campo de' Fiore und dem Pasazzo Braschi auf der Piazzo Navona.

Das Haupt der Familie war 1583 Paolo Giordano Orsini, duca di Bracciano. Sein Landbesitz war so gross, dass er fast ein unabhängiges kleines Reich sein eigen nannte. Er war sechsundvierzig Jahre alt, gross, unförmig stark, rothaarig, blass, um seinen Mund spielte ein ironisches Lächeln. Paolo Giordano war einer der kühnsten unter den römischen Baronen; er war hochmütig, rachsüchtig, boshaft, für seine Beredsamkeit berühmt und galt als sehr gelehrt. Unter Gregor XIII. spielte er eine führende Rolle in Rom, man nannte ihn wie einen regierenden Fürsten nur bei seinem Vornamen, Paolo Girordano. Wenn die Colonna auf ihren alten Adel stolz waren, man behauptete, sie seien schon vor Abraham auf der Welt gewesen, so durften sich die Orsini rühmen, der Kirche drei Päpste und mehrere Kardinäle geschenkt zu haben. Ihrem Geschlecht entstammten elf Königinnen, die auf Europas Thronen sassen, zwölf Töchter von Kaisern und Königen hatten in ihre Familie hineingeheiratet. Dem Herzog von Bracciano

war vom Kaiser der Titel „Altezza“ verliehen worden, wie die regierenden italienischen Fürsten hatte er einen ständigen Gesandten am kaiserlichen Hofe; selbst der König von Neapel hatte einen Vertreter im Schlosse zu Bracciano.

Paolo Giordanos Mutter, Francesca, war die Tochter von Bosio Sforza, des Grafen di Santa Fiora; da sie ebenso wie Girolamo, Giordanos Vater, früh starb, beschäftigte sich der Oheim, der Kardinal di Santa Fiora, mit der Erziehung des Knaben. Girolamos Güter waren verschuldet, auch der Kardinal kümmerte sich um das Vermögen seines Zöglings nicht, so dass Paolo Giordano nichts als Schulden und Prozesse erbte. Als er die Bewirtschaftung seiner Güter übernahm, war er gezwungen, einen grossen Teil zu veräussern, Isola, das alte Vei, verkaufte er dem Kardinal Farnese, Palo dem Kardinal Guid' Ascanio Sforza. Er selbst war nicht imstande, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen; verschwenderisch und auf äusseren Glanz bedacht, geriet er in immer grössere Schulden, besonders da er sich an verschiedenen kriegerischen Unternehmungen beteiligte und unter Paul IV. Roms Verteidigung gegen die Spanier vorbereitete; dies hat ein Vermögen verschlungen. Um seinen Finanznöten ein Ende zu machen, heiratete er Isabella, Cosimo de' Medicis Tochter; aus politischen Gründen war Cosimo die Verbindung mit Paolo Giordano sehr willkommen: Die Güter der Orsini grenzten an den Landbesitz der sienesischen Republik, und der Duca di Bracciano konnte dem Medici helfen, Siena zu unterjochen, ein Ziel, das Florenz sich längst gesetzt hatte.

Isabella war eine ungewöhnliche Frau, sie war schön, klug, gebildet und nahm lebhaften Anteil an allen Fragen, die die damalige Gesellschaft bewegten. Die Verbindung mit den Orsini war für Cosimo nicht übermässig günstig; Paolo Giordano, von seinen Gläubigern gedrängt, stellte fortwährend Ansprüche an das Vermögen seines Schwiegervaters. Einmal erhielt Orsini 30000 Skudi, um seine Verhältnisse zu ordnen, aber das war ein verfehlter Schachzug, Isabella war ebenso verschwenderisch wie ihr Mann, und das Geld war schnell vertan. Das römische Volk bewunderte zwar Paolo Giordanos Grosszügigkeit „la grandezza del suo animo“, aber Cosimo hatte weniger Anlass, sich dessen zu freuen.

In seiner Jugend hatte Paolo Giordano sich einmal seiner Ahnen würdig gezeigt; in der Seeschlacht bei Lepanto drang er auf seinem Schiff mitten in die türkische Flotte und zwang einen feindlichen Kapi-

tän, sein Schiff preiszugeben und sich durch die Flucht zu retten. In Anerkennung dieser Verdienste ernannte der katholische König ihn zum General der Infanterie; aber im Laufe der Jahre wurde Paolo Giordano so dick, dass er für den Kriegsdienst untauglich war. Als spanischer Grande bezog er ein Jahresgehalt von 3000 Skudi, im Eskorial war er sehr gut angeschrieben, da er seine Anhänglichkeit an Philipp II. bei jeder Gelegenheit zur Schau trug.

1568 brachte Isabella de' Medici eine Tochter Leonora und 1572 einen Sohn Virginio zur Welt, aber das Familienglück in Bracciano wurde durch die Gläubiger getrübt; nach Cosimos Tode wurden sie noch zudringlicher, da sie wussten, dass die Kasse der Medici jetzt für den Verschwender geschlossen war. Als Paolo Giordano sich 1574 an Francesco, den Grossherzog von Toskana und Nachfolger seines Schwiegervaters mit der Bitte wandte, ihm 70000 Skudi zu borgen, erhielt er eine Absage, die Francesco damit begründete, sein Budget sei infolge der Regierungsübernahme zu belastet. Paolo Giordanos Bitte um Hilfe war naiv genug, der neue Grossherzog war für seine Untätigkeit, seine lockere Moral und seine Unbeständigkeit bekannt.

Francesco war jedoch nach damaligen Begriffen ein „Mann von Ehre“. Nach dem durch die Spanier nach Italien eingeführten Ehrenkodex galt es als selbstverständlich, dass dem Mann alles, auch Ehebruch gestattet sei, während die Frauen die gleichen Dinge mit dem Leben zu bezahlen hatten. Möglichst im Verborgenen sollte Rache an ihr geübt werden, aus Rücksicht auf die Stellung der Familie. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung sollte der Grossherzog diese Grundsätze auf seine Schwester anwenden.

Isabella kam häufig nach Florenz: da sie in unglücklicher Ehe lebte, knüpfte sie dort ein Verhältnis mit Troilo Orsini an. Dieser Neffe Paolo Giordanos stand in den Dreissigern, hatte sich in mehreren Schlachten ausgezeichnet und war französischer Kammerherr. Vielleicht war Troilo nicht viel besser als Paolo Giordano, aber zum mindesten war er nicht so abstossend dick. Es wurde viel über dies Verhältnis gesprochen, noch mehr aber wurde über die Herzogin von Bracciano geklatscht, als sie in Troilos Abwesenheit ein Idyll mit einem ihrer Pagen erlebte. Fransesco, auf die Ehre seiner Familie bedacht, berief seinen Schwager nach Florenz und offenbarte ihm das Verhalten der Herzogin. Nur die Schlussworte der Unterredung zwischen den beiden sind bekannt. „Bedenke, dass du ein Ritter und ein Christ bist“, soll der Medici gesagt haben,

und die Höflinge verstanden den tieferen Sinn dieser wohlklingenden Phrase. Es war das Todesurteil der Frau.

Paolo Giordano ging mit seiner Gattin zur Jagd nach Cerretto Guidi, einige Tage darauf hiess es: „die Herzogin sei, während sie ihr Haar wusch, tot in die Arme einer ihrer Damigellen gefallen.“ In Florenz wusste man, dass Paolo Giordano Isabella eigenhändig erwürgt hatte. Um der „Ehre willen“ wurde die Herzogin mit Pomp bestattet, und der Mörder schritt in tiefem Schmerz, der Sitte gemäss, hinter dem Sarge seines Opfers. Auch Troilo musste sterben, damit der Ehre Genüge geschehe. Mit Leichtigkeit fand der Grossherzog einen Mörder, seltsamerweise wollte der Bravo die Tat nicht um des Geldes, sondern nur um der Ehre willen tun, um dem Grossherzog zu dienen. Ein Söldner, Ambrogio Tremazzi aus Modigliana, meldete sich, er verlangte nur dreihundert Skudi für die Reise nach Paris, wo Troilo weilte, um im Namen seines Fürsten Vendetta zu üben. Gerührt nahm Francesco das Opfer seines treuen Untertans an, Tremazzi musste Troilo einige Wochen in Paris auflauern, ehe es ihm gelang, sein Opfer am 30. Dezember 1577 zu töten. In Florenz bat er zum Lohn für seine „edle“ Tat nur um die Gnade, dem Grossherzog die Hand zu küssen. So weit hatten die törichten „Ehrbegriffe“ geführt, zum Schaden der Kirche wurden sie selbst mit religiösen Vorstellungen verquickt. Es galt als Verdienst, eine Sünde gegen die Vorschriften der Religion durch ein Verbrechen zu sühnen.

## II.

Bei der via Papale im Parione-Viertel, in einem bescheidenen Haus, lebte der Kardinal Montalto im Kreise seiner engsten Familie. Bei Pius V. war er sehr gut angeschrieben gewesen, unter Gregor XIII. war er etwas in den Hintergrund gerückt. Die aristokratischen Kardinäle, wie die Este und Medici, behaupteten, er habe in seiner Jugend Schweine gehütet, das ist nicht ganz ausgeschlossen, da Felice Peretti, wie der Kardinal eigentlich hiess, das Kind armer Leute war, die am Ufer des Adriatischen Meeres in Grottamare gelebt haben; sein Vater besass dort ein kleines Häuschen und Gartenland. Die Peretti waren Slawen, die vor den Türken aus Illyrien nach Italien geflohen waren, diese Emigranten waren in Rom so zahlreich, dass sogar ein ärmlicher Stadtteil „Schiavonia“ hiess.



Brunnen im Hof des ehemaligen Palazzo Orsini (heute Taverna)
*Rom Monte Giordano*



Der neunjährige Peretti wurde von seinen Eltern ins Franziskanerkloster im nahegelegenen Montalto gesteckt; mit zwölf Jahren trug er bereits das Mönchshabit. Seine Begabung, sein eiserner Wille und sein Fleiss prädestinierten ihn zu einer hohen Stellung in der Kirche. Für seine Beredsamkeit bekannt, übersiedelte er ins Kloster nach Rom, erwarb die Freundschaft des Kardinals Caraffa, des späteren Paul IV. und des Kardinals Ghislieri, des nachmaligen Pius V., später trat er Loyola und Philipp de Neri nahe, mit einem Wort, er wurde Italiens berühmtester Franziskaner. Als sechsunddreissigjähriger Frate führte er bereits im Auftrag des Papstes Reformen in den Klöstern zu Siena, Neapel und Venedig durch, und wurde dank seiner Strenge und Unerbittlichkeit der Schrecken der Mönche. Pius IV. ernannte ihn zum Inquisitor und schickte ihn nach Spanien; an der Spitze dieser Gesandtschaft stand der Kardinal Boncampagni, der spätere Gregor XIII. Der Urteilsspruch der spanischen Inquisition, die den Erzbischof von Toledo als Ketzer zum Tode auf dem Scheiterhaufen verdammt hatte, sollte nachgeprüft werden. Der im Kirchenrecht bewanderte Frate sollte der theologische Ratgeber des Kardinals sein, aber der hochmütige Boncampagni nahm an Perettis Überlegenheit Anstoss und suchte ihn auf jede Weise zu demütigen. Wenn man nicht Pferde genug auftreiben konnte, lies der Kardinal den Mönch in Gesellschaft der Kutscher auf einem der mit Gepäck beladenen Maultiere reiten. Der Mönch machte gute Miene zum bösen Spiel, er war überzeugt, dass seine Stunde kommen und er an jenen Rache üben würde, die ihn heute demütigten. Vielleicht stammt der charakteristische Zug seines Gesichtes, dieses feste Aufeinanderpressen der Lippen, das seinem Gesicht etwas Undurchdringliches, Starres gab, aus jenen Tagen.

Das Glück war dem Mönch günstig. Nach Pius IV. Tode wurde der ihm gewogene Kardinal Ghislieri Papst unter dem Namen Pius V. Peretti wurde sofort zum Erzbischof von S. Agate ernannt, unmittelbar darauf wurde ihm das Erzbistum in Fermo überwiesen, 1570 wurde er Kardinal, er nannte sich Montalto nach dem Kloster, in dem er seine Laufbahn begonnen hatte. Da er zu den ärmeren Kardinälen gehörte, liess ihm der Papst eine Extra-Pension von hundert Talern monatlich anweisen; diese Vergünstigung wurde nur Prälaten, die ein sehr bescheidenes Einkommen hatten, zuteil.

Aber Pius V. regierte nur kurze Zeit, ihm folgte der Kardinal Boncompagni auf den apostolischen Stuhl, es war derselbe, der den Mönch

einst in Gesellschaft der Mauleseltreiber hatte reiten lassen. Montalto presste die Lippen noch fester aufeinander, hielt sich von Gregor XIII. fern, sparte und wartete. Gelegentlich flüsterte man sich in Rom eine boshafte Bemerkung über den herrschenden Papst zu, ein sarkastisches Wort, das aus dem stillen Hause in Parione stammte, es drang vielleicht bis zu Gregor XIII. und verschärfte das ohnehin zugespitzte Verhältnis zwischen dem Papst und dem Kardinal.

Donna Camilla, die Schwester des Kardinals, leitete sein Hauswesen. Montalto war dieser Schwester sehr zugetan, Camilla war mit einem Landmann, Giambattista Mignuci da Montalto verheiratet und hatte zwei Kinder, einen Sohn Francesco und eine Tochter Maria. Sie verwitwete, während Felice Inquisitor war, er liess sie und ihre Kinder nach Rom kommen, nahm sie in sein Haus auf und umgab sie und ihre Familie mit der zärtlichsten Sorgfalt. Der Franziskaner verglich seine Schwester mit der hl. Monika, doch stimmt dies, wenigstens soweit die Bescheidenheit in Frage kam, nicht ganz. Camilla war masslos ehrgeizig, und obgleich sie sehr bescheiden erzogen war und fast in Armut gelebt hatte, wurde sie hochmütig und auf Macht bedacht, als ihr Bruder eine hervorragende Stelle einnahm. Ihre Tochter Maria verheiratete sie sehr jung an einen römischen Edelmann Fabio Damasceni und verstand auch das Schicksal ihrer Enkel zu leiten. Sie bestand darauf, dass ihr Sohn den bescheidenen Namen seines Vaters verleugne und sich nach dem berühmten Kardinal Peretti nenne. Es war damals nichts Ungewohntes, einen bescheidenen Namen gegen einen glänzenden einzutauschen.

Der junge Peretti sollte das stille Haus des Kardinals zum Schauplatz einer Tragödie machen. Er verliebte sich in ein sechzehnjähriges Mädchen aus gutem Hause, Vittoria Accaramboni, das sehr schön war, aber fast gar keine Mitgift hatte. Die Accaramboni stammten aus Tolentino und waren die Besitzer von Castello di Piega, dann hatten sie sich in Gublio angesiedelt und dort eine bedeutende Rolle gespielt. Sie waren wiederholt Podesta, und Vittoriens Grossvater, Girolamo, der Mediziner und Universitätsprofessor in Perugia, Bologna und Padua gewesen war, wurde Leos X. Arzt. Sein Sohn Claudio war Soldat, er kämpfte unter dem bekannten Pietro Strozzi und brachte es bis zum Konservator der Stadt Rom. Er war mit Tarquinia Paluzzi Albertoni verheiratet und hatte zwölf Kinder, neun Söhne und drei Töchter. Die jüngste, die schöne 1557 getaufte Vittoria heiratete Francesco Peretti im Juli des Jahres 1573.

Da das junge Paar kein eignes Haus besass, zog es zu Donna Camilla. Der leichtsinnige Francesco hatte keinen Beruf; Vittoria war ihrer Schönheit zu sehr bewusst und zu sehr auf Vergnügen bedacht, um sich im Zusammenleben mit der sparsamen, kleinstädtischen Camilla und dem strengen Kardinal wohl zu fühlen. Sie galt als die reizvollste Frau in Rom, und war, wie alle zeitgenössischen Schriftsteller betonen, lebhaft, liebenswürdig und ausserordentlich graziös. Sie hatte feurige Augen, und ein liebenswürdiges Lächeln umspielte stets ihren Mund. Ein Dichter nannte sie die Schönste der Schönen, „Ante caeteras omnes pulchritudines pulcherrima", und in einem an sie gerichteten Sonett lesen wir, sie habe die Griechinnen und Römerinnen durch ihre Schönheit besiegt:

La gran Vittoria io son ch'l pregio tolsí
Di bellate alle greche e alle latine.
E morte anch' io recai guerre e ruine
Et Roma a grado mio sossapra volsí.

Für diese glänzende vergnügungssüchtige Frau muss das graue Haus der Peretti ein seltsamer Hintergrund gewesen sein. Trotz seiner grossen Einkünfte lebte der Kardinal auf sehr einfachem Fuss; es hiess, er wolle Papst werden, „che papaggiasse". Er erwarb einen Weinberg bei S. Maria Maggiore, legte dort einen Garten an und baute eine Villa nach den Plänen des jungen Architekten Fontana, den er aus der Lombardei hatte kommen lassen.

Gregor XIII. ärgerte es, dass der Kardinal, der als arm galt, eine Villa baue; er liess sich in die Gegend von S. Maria Maggiore bringen und ordnete beim Anblick der Grundmauern der Villa an, dass die vatikanische Kasse Montalto die Pension, die Pius IV. ihm ausgesetzt hatte, nicht länger auszahle, da nur vermögende Prälaten zu bauen imstande seien. Wo es galt, sich wohltätig zu erweisen und die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, war der Kardinal nicht knickerig. Der Gemeinde von Montalto hatte er 1370 Skudi für die Gründung einer Schule geschenkt, und weitere 2000, um einen ständigen Arzt zu bezahlen; er unterstützte auch seine entfernten Verwandten und hatte für seinen Orden eine offene Hand. Vittoria war ihm sympathisch, aber von vornherein steuerte er ihrem Verlangen nach Luxus. Die junge Frau hatte nicht im entferntesten die Absicht, sich der Zucht des franzikanischen Mönches und der kleinlichen Schwiegermutter zu unterwerfen, sie glaubte ihre Jugend besser als mit Kirchenbesuchen nützen zu können und gab gleich zu Beginn der Ehe ihre eignen Wünsche sehr deutlich zu erkennen.

Ihren Mann, dem sie sich durch ihre Klugheit und ihren weltmännischen Schliff überlegen fühlte, achtete sie wenig und hielt sich kraft ihrer Geburt für ein höheres Wesen als die Peretti, die nur Bauern waren. Durch die gewählte Eleganz ihrer Kleider suchte sie sich vor den übrigen Frauen hervorzutun. Sie führte eine neue, in Rom bisher unbekannte Haartracht ein und schien ein besonderes Vergnügen darin zu finden, Kinder zur Taufe zu halten. In den römischen Kirchenbüchern ist Vittoria im Laufe weniger Jahre elfmal als Taufpatin eingetragen. Vielleicht benützte sie diesen Anlass, um dem Schutze der Madonna Camilla zu entgehen und ihre Freunde zu treffen.

Der arme Francesco konnte ihren Ansprüchen nicht gerecht werden, besonders, da Monalto immer sparsamer wurde. Die Accaramboni machte Szenen und klagte vor jedem, der hören wollte, sie habe den Neffen eines Kardinals nicht dazu geheiratet, um im Elend zu leben, nicht einmal einen Wagen zu haben, sondern wie die erste beste Kaufmannsfrau auf einer Eselin in die Stadt reiten zu müssen. Das schien sie am meisten zu kränken, da sie es als Demütigung gegenüber den stolzen römischen Damen, die ihre Karosse hatten, empfand.

Camilla empörten diese Ansprüche, und ihr Verhältnis zur Schwiegertochter verschlimmerte sich mit jedem Tage; auch der Kardinal war ärgerlich, weil der Sohn ausblieb, der seinen Namen und sein Vermögen erben sollte. Die Beziehungen spitzten sich immer mehr zu; Vittoria steckte sich hinter ihren Mann und ihre Familie und verlangte die Wiedergabe ihrer Mitgift, die Camilla als Hypothek auf den Weinberg des Kardinals eingetragen hatte. Ferner bestand sie darauf, mit ihrem Gatten nach Montalto zu übersiedeln, da sie in Rom nicht standesgemäss erhalten werde. Sie wusste, der Kardinal würde nicht zugeben, dass sein Neffe in die Provinz gehe und er in den Geruch des Geizes komme. Um allen Verleumdungen zu entgehen, erklärte Montalto, er würde die Mitgift auszahlen, unter der Bedingung, dass Vittoria nicht die Nutzniessung des Geldes hätte, das sie doch nur für Putz vertäte, die Prozente sollten vielmehr für den Unterhalt des jungen Paares dienen, mit anderen Worten: Donna Camilla wollte ihrer Schwiegertochter jeden Löffel Minestra berechnen. Nach längeren Verhandlungen war der Kardinal bereit, dem jungen Ehepaar die Weinberge auf dem Esquilin als Besitz abzutreten. Der Garten warf aber nur wenig ab, und Vittoria zog Bargeld vor. Schliesslich zahlte ihr der Kardinal 2000 Skudi aus und übernahm den Weinberg wieder selbst, er hatte Gelegenheit,



Schloss zu Bracciano



angrenzende Ländereien dazuzukaufen und wollte den Bau seiner Villa beginnen.

Noch unzufriedener als mit Vittoria war der Kardinal mit ihrem Bruder Marcello Accaramboni, dem ein Ende auf der Geleere prophezeit wurde. Marcello war jung, hübsch und stets zur gemeinsten Tat bereit, wenn es seinen Nutzen galt. Der Kardinal verschaffte ihm eine einträgliche Stelle in Rom, aber dadurch wurde der ungestüme Abenteurer nicht ruhiger; Marcello hatte in einem „Ehrenhandel" Matteo Pallavicini, den Bruder des gleichnamigen Kardinals ermordet und musste aus Rom fliehen. In Bracciano fand er eine Zufluchtsstätte, da Paolo Giordano Orsini kühne, zu Verbrechen bereite Menschen stets nötig hatte. Orsini hatte eine gewisse Vorliebe für Marcello und behielt ihn als Höfling in Bracciano, von hier aus ging der junge Accaramboni häufig heimlich nach Rom und übernachtete, wie allgemein gemunkelt wurde, bei seiner Schwester. Seine Besuche hatten einen bestimmten Zweck, den freilich weder der Kardinal noch Camilla ahnten. Orsini hatte Vittoria in Rom kennen gelernt; da die schöne Frau ihm gefiel, beschloss der eifrige Marcello, sich noch mehr in Orsinis Gunst einzuschmeicheln und ein Verhältnis zwischen Paolo Giordano und seiner Schwester zu vermitteln. Paolo selbst war alles andere eher als verführerisch, aber seine Stellung als vornehmster römischer Magnat, seine Paläste, Schlösser, Pferde, Wagen erhöhten seinen Wert in den Augen der eitlen Accaramboni. Vittoria kam zu Zusammenkünften, die Marcello vermittelt hatte, aber es war, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller bemerkt, für einen Liebhaber so ungeheueren Umfanges nicht leicht, sich durch eine enge Gartenpforte zu ungewohnter Stunde einzuschleichen. Die Hindernisse waren ein um so grösserer Ansporn für Orsini, besonders da er in Furcht vor einem gefährlichen Nebenbuhler, dem Kardinal Alessandro Farnese, lebte, der, wie er hiess, sich gleichfalls um die Gunst der schönen Vittoria bemühte. Der Kardinal war zwar schon sechzig Jahre alt, aber gegen die Reize der ungewöhnlich schönen Frau nicht unempfindlich. Man munkelte sogar von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt der Accaramboni in Caprarola, was nicht unwahrscheinlich war, da das Alter des Kardinals als genügender Schutz Vittoriens Gatten und der Welt gegenüber erschien.

Paolo Giordano, der gewohnt war, alle Hindernisse gewaltsam zu beseitigen, beschloss, Francesco zu ermorden, um Vittoria zu besitzen. Der Mörder sollte Marcello sein, der seinem Herrn den Plan vielleicht

suggeriert hat. Wie ein erfahrener Räuber machte er sich ans Werk. Ins Haus seiner Schwester führte er vor allen Dingen eine ihm vertraute Kammerfrau, Caterina di Bologna, ein. Ihr Geliebter, Alfonso aus Citta di Castello, der früher in Bracciano gedient hatte, blieb zwar unsichtbar, hatte aber die Fäden der Intrige in der Hand und verstand es, jeden Argwohn zu zerstreuen. Als er den Augenblick für geeignet hielt, gab er Nachricht nach Bracciano und Marcello kam mit einigen erfahrenen Banditen nach Rom. An ihrer Spitze stand der Bravo, Paolo Barca aus Bracciano, ein starker Mann mit schwarzem Bart und dunkeln Augen. Auf Mercellos Befehl lauerten die Bravi in der Nacht vom 16. auf den 17. April in einem Gässchen auf dem Quirinal Francesco Peretti auf.

Francesco hatte sich in jener Nacht kaum zur Ruhe begeben, als an die Tür geklopft wurde. Caterina erschien und brachte einen wichtigen Brief. Er war von Marcello, der Peretti dringend bat, sofort in den Garten der Sforza auf dem Monte Cavallo zu kommen, da er ihn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen müsse. Peretti brach, nichts Böses ahnend, trotz der Bitte seiner Frau zu Hause zu bleiben, sofort auf, ihm folgte nur ein Diener mit einer Fackel.

Die Gärten der Sforza befanden sich dort, wo heute der Palazzo Barberini steht, Francesco kam an hohen alten Mauern und einsamen Plätzen vorbei. Als er sich der bezeichneten Stelle näherte, fiel ein Schuss. Francesco war auf der Stelle tot, der Diener entfloh. Die Mörder durchschnitten ihrem Opfer die Kehle und flüchteten, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Vittoria war Witwe.

## III.

Am nächsten Tage berichtete Monsignore Alessandro Medici, der Gesandte des Grossherzogs von Toskana seinem Herrn, der Kardinal Montalto sei trotz des blutigen Verbrechens am Morgen ins Konsistorium gekommen und habe sich so ruhig verhalten, als wenn ihn das vergossene Blut nichts anginge. Mit einer gewissen Verwunderung beobachteten die übrigen Kardinäle Montaltos echte oder fingierte Gleichgültigkeit. Als der Papst ihm nach Schluss der Sitzung einige Trostesworte sagte und blutige Rache versprach, flehte der Kardinal Se. Heiligkeit, alle diesbezüglichen Schritte zu unterlassen. Er und seine Familie wollen dem Mörder, wer immer er auch sei, verzeihen und

die furchtbare Sünde der Vendetta nicht begehen, sondern Gott die Rache anheimstellen.

Das Benehmen des Kardinals wurde verschieden gedeutet, die einen glaubten, Montalto wolle nicht, dass in der Untersuchung Dinge zutage treten, die Vittoria oder die Familie Peretti in schlechtem Licht erscheinen liessen, andere priesen den Edelmut des Kardinals, den sie den Kato des päpstlichen Roms nannten.

Obgleich die ganze Stadt Paolo Giordano als Mörder bezichtigte, empfing der Kardinal Orsini, als er zu ihm kam, um ihm sein Beileid auszusprechen. Den Fürsten verblüffte die Ruhe und Würde, mit der Montalto seine Gedanken und Absichten zu verbergen wusste, in einem solchen Masse, dass er, als er in seinen Wagen stieg, zu einem seiner Höflinge bewundernd sagte: „Was für eine Kraft steckt in diesem Mönch!"

Der Kardinal verfügte, dass Vittoria zu ihrer Familie zurückkehre und alle Geschenke behalte, die ihr verstorbener Gatte oder er ihr gemacht hatten. Die junge Witwe bezog den Palazzo der Accaramboni in der Nähe der Kirche San Luigi de' Francesi, mit ihr ging die ihr von Marcello empfohlene Kammerfrau. Sie lebte zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder, dem Abbate Mario; allgemein hiess es, die Mutter wisse um das Verhältnis der Tochter mit Orsini und sei damit einverstanden, da er aller Wahrscheinlichkeit nach versprochen hatte, Vittoria zu heiraten, wenn sie frei wäre.

Da die Hindernisse, die den Herzog von der Accaramboni trennten, aus dem Wege geräumt waren, beschloss er, seine Pläne schnell zu verwirklichen. Einen ihm ergebenen Geistlichen, Don Paolo Maletta, schickte er zu Vittoriens Eltern und bat um die Hand der Tochter, da er sie als die reinste, treueste, Gott aus ganzem Herzen ergebene Frau kennen gelernt habe. Don Maletta sollte hinzufügen, dass die Trauung auf Orsinis Wunsch zwar im Beisein des Geistlichen und zweier Zeugen stattfinden, aber der Welt sechs Monate lang verborgen bleiben solle. Im letzten Augenblick scheint Maletta Angst vor dem Papst bekommen zu haben und schob diese Erklärung immer wieder hinaus. Orsini wurde ungeduldig, er ging selbst zu den Accaramboni, rief die Dienerin Caterina als Zeugin, steckte Vittoria den Ehering an den Finger, indem er feierlich gelobte, sie zur Frau zu nehmen. Aber Vittoria traute einer solchen Ehe nicht, um so weniger, als ihre Eltern und ihr Bruder Mario auf die kirchliche Einsegnung des Bundes nicht verzichten wollten. Als Orsini sah, dass er der jungen Witwe auf diese Weise nicht

habhaft würde, schickte er Maletta zum Monsignore Pirra Taro, dem Vertreter des apostolischen Vikars mit der Frage, ob er Vittoria nicht heimlich mit ihm trauen könne, im Beisein eines Geistlichen, zweier Zeugen und des Notars. Die Ehe sollte mit Rücksicht auf den Widerstand der Familie Orsini fürs erste geheim bleiben. Paolo Giordanos Annahme, dass man der Heirat Schwierigkeiten machen würde, war begründet, schon spielten Intrigen genug. Seine häufigen Besuche im Palazzo Accaramboni erregten allgemeine Aufmerksamkeit, man vermutete, er wolle Vittoria heiraten. Man besann sich auf ein zuerst geringfügig erscheinendes Ereignis aus dem letzten Karneval, das jetzt Bedeutung gewann: während des Rennens auf der Piazza Colonna trugen Paolo Giordanos Diener ganz schwarze Livree, mit silbernen Tränen benäht und der Devise versehen. „Aut lacrimis aut sanguine." Da die Tränen zu wenig wirksam waren, war das Ziel mit Blut erreicht worden.

Auch dem Kardinal Fernando de' Medici, der später den Purpur ablegte und den Thron von Toskana bestieg, kamen Paolo Giordanos Absichten zu Ohren. Er empfand diese projektierte Ehe als eine den Medici angetane Schmach, ausserdem war sie für Isabellens Kinder; Leonora und Virginio von grossem Nachteil. Ebenso waren die Orsini über diese Heirat empört, sie erschien ihnen als des Hauptes ihres Geschlechtes unwürdig und sie waren überzeugt, dass auch der König von Spanien, der ihnen bis jetzt so gewogen war, sie ungern sehen würde. Auch die mit Paolo Giordano verwandten Kardinäle Cesi, Salviati und Rusticucci schlossen sich dem allgemeinen Unwillen an, der ganze Vatikan stand im Zeichen des Aufruhrs.

Monsignore Mario Marzio, der Vertreter des apostolischen Vikars, liess Vittoria zu sich bitten und eröffnete ihr im Namen des Papstes, sie bedürfe einer besonderen schriftlichen Erlaubnis Sr. Heiligkeit, falls sie die Absicht haben sollte, eine neue Ehe einzugehen, ohne diese Einwilligung würde ihre Ehe als ungültig erachtet werden. Vittoria tat sehr überrascht, dass man ihr von einer neuen Ehe sprach, dieser Gedanke liege ihr infolge des kürzlich erfolgten tragischen Unterganges ihres Gatten ganz fern; sollte sie aber einmal diese Absicht haben, so hoffe sie bei der Gerechtigkeit des Papstes, nicht auf besondere Hindernisse zu stossen.

Orsini ahnte, dass Monsignore Marzios Warnung eine neue Gefahr bedeute, aus Furcht, man könne Vittoria zwingen, ins Kloster zu ge-

hen, entführte er sie in seine Villa nach Magnanapoli, indem er gleichzeitig, um dem äusseren Anstand zu genügen, ihrer Familie schriftlich erklärte, er betrachte sie als seine Braut und würde die Ehe erst nach eingetroffener Erlaubnis Sr. Heiligkeit vollziehen. Vittoriens Mutter und die Kammerfrau schickte er nach Bracciano zurück.

Montalto liess den Dingen ruhig ihren Lauf; er hoffte, auf dem nächsten Konklave zum Papst gewählt zu werden und wollte sich keine neuen Feinde schaffen. Würde er jetzt gegen Orsini auftreten, so würde er damit zugeben, dass er ihn für Francescos Mörder halte, dadurch würde er es sich mit dem Kardinal Medici und dessen Partei verderben und sich ausserdem den katholischen König, bei dem Paolo Giordano gut angeschrieben war, zum Feind machen. Darum zog er vor zu schweigen und sich den Anschein zu geben, als habe er Orsini seine etwaigen Verbrechen verziehen. Das Benehmen des Kardinals machte in Rom den günstigsten Eindruck, es hiess, er sei ein wahrhaft evangelischer Mann, der Böses mit Gutem vergelte und fern von aller Intrige ein stilles, gottgefälliges Leben in seinem bescheidenen Hause führe; nur darauf bedacht, den Armen Gutes zu tun, habe er jeden Gedanken an Vendetta von sich gewiesen. Die aristokratischen Kardinäle ärgerten sich über Montaltos Beliebtheit, sie nannten ihn „asino delle Marche", und wenn er in der Kongregation sprach, flüsterten sie: „Still, der Esel beginnt zu schreien."

Das Gerücht, Banditen aus Bracciano hätten Peretti ermordet, wurde so allgemein, dass die päpstliche Regierung dem begangenen Verbrechen gegenüber nicht gleichgültig bleiben konnte. Der Gouverneur von Rom beantragte die Gefangennahme eines Dieners der Orsini, der sich im Palast seines Herrn befand. Aber den Fürsten, Kardinälen und Gesandten war, ähnlich wie den Kirchen, die Unantastbarkeit der Personen zugesichert worden, die sich in ihren Schutz begeben hatten. Es waren dies die sogenannten „Franchigie". Natürlich wurde die öffentliche Sicherheit durch diese Sitte schwer beeinträchtigt, indem es gelegentlich unmöglich war, eines Verbrechers habhaft zu werden. Einige Päpste, so Julius III., Pius IV. und selbst Gregor XIII. hatten versucht, dies Privileg aufzuheben, aber sie stiessen auf einen solchen Widerstand beim Adel und bei den Gesandten, dass alle Versuche, dieser Gesetzlosigkeit ein Ende zu machen, sich als vergeblich erwiesen. Unter Gregor XIII. liess der Kardinal d'Este die päpstlichen Sbirren mit blanker Waffe vertreiben, als sie einen seiner Diener festnehmen

wollten. Trotz dieser Misserfolge empfahl der Chef der Sbirren einen nächtlichen Überfall auf das Schloss der Orsini, um der Verdächtigen habhaft zu werden. Orsini selbst war abwesend, da er in Magnanapoli wohnte, aber seine Diener weigerten den Sbirren den Zutritt zum Schloss. Am nächsten Morgen forderte der Gouverneur der Stadt Paolo Giordano schriftlich auf, die Schuldigen auszuliefern. Orsini verweigerte die Annahme des Schriftstückes, da, wie er sich ausdrückte, es glücklicherweise noch nicht so weit gekommen sei, dass die Befehle des Gouverneurs römischen Fürsten ihren Schlaf kosten. Da liess der Gouverneur am Palast einen Erlass anbringen, in dem er die Schuldigen aufforderte, sich dem Gericht zu stellen. Der Herzog gab darauf schon höflicher zur Antwort, er könne die Schuldigen nicht ausliefern, da sie entflohen seien, er liesse überall, mit Ausnahme von Bracciano, eifrig nach ihnen suchen. Dieses Verhöhnen der päpstlichen Anordnungen empörte Gregor in solchem Masse, dass er trotz seiner vorsichtig zögernden Art Orsini eine Geldstrafe von 10 000 Skudi androhte, falls er die Schuldigen nicht auslieferte. Paolo Giordano stellte dem Gericht einige seiner Diener, die den Nachweis erbringen konnten, dass sie während des Mordes von Rom abwesend waren. Damit war die Sache fürs erste beigelegt, weitere Nachforschungen wurden nicht gemacht und von der auferlegten Geldstrafe war nicht mehr die Rede.

Unterdessen genoss Paolo Giordano die Freuden einer verbotenen Ehe; Vittoria blieb in seiner Villa, er behing sie mit Schmuck und schenkte ihr zwei Kleider im Werte von 1500 Dukaten. Um den Papst zu versöhnen, kam er um eine Audienz ein und bat ihn, in Vittoriens Wiederverheiratung einzuwilligen; da Gregor sich weigerte, verliess Orsini den Saal wütend, beklagte sich laut über die Ungerechtigkeit des Papstes und erzählte einem jeden, die Accaramboni sei seine Frau. Empört über dies Vorgehen, befahl Gregor XIII. Orsini, Vittoria auf der Stelle in ihr Elternhaus zurückzuschicken und jeden Versuch, sie zu sehen oder ihr zu schreiben, zu unterlassen. Auch Vittoria wurde der gleiche Befehl.

Paolo Giordano brütete Rache, er liess sich krank melden und ging nach Bracciano. Vittoriens Gesundheit hatte unter den vielen Aufregungen wirklich gelitten; sie wurde allgemein bedauert, die römischen Damen besuchten sie, und sie gelobte, durch seelische und physische Leiden gebrochen, wenn sie gesund würde, ihre kostbaren Kleider der Madonna de' Monti, die bei den Römerinnen damals in besonderem An-

sehen stand, zu schenken. Dies Marienbild hatte eine bewegte Vergangenheit. Am Hause der Attavanti angebracht, war es so sehr in Vergessenheit geraten, dass es durch auf der Strasse aufgeschichtetes Heu bedeckt wurde. Da gewann eine erblindete Frau durch ein Gebet vor diesem verachteten Madonnenbild ihr Augenlicht wieder. Das Wunder ward allgemein bekannt. Clelia Farnese weihte dieser Maria ein kostbares Exvotum und Paolo Giordano versah das Bild mit silbernem Rahmen, da sein Sohn dank der Fürbitte dieser Madonna genesen war. Als 1580 eine Seuche in Rom ausbrach — nach den „Avvisi" fielen die Menschen einer Drehkrankheit wie die Schafe zum Opfer und im Laufe von zwei Monaten starben 10 000 —, erreichte der Kult der Madonna de' Monti seinen Höhepunkt. Alle anderen wundertätigen Bilder wurden vernachlässigt, man glaubte nur an die Heilkraft, die von dieser bescheidenen Madonna ausging. Der Ruhm dieser Madonna war so verbreitet, dass der Papst eine besondere Kommission einsetzte, um ihre Wunder aufzuzeichnen; auf die Bitte des Kardinals Sirleto schenkte er das Bild der Kirche der Katechumenen. Man beschloss, das wundertätige Bild nachts in die neue Kirche zu übertragen, da man mit dem Widerstand der Bevölkerung des Viertels de'Monti rechnete. Zwei Monsignori, mehrere Maurer und Sbirren schlichen sich um zwei Uhr nachts vor das Haus der Attavanti, um das Bild zu stehlen. Unglücklicherweise merkte es einer der Nachbarn und begann aus Leibeskräften zu schreien: „Sie rauben die Madonna, zu Hilfe, zu Hilfe!" Im selben Augenblick war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, man bewarf die Räuber mit Steinen, die Monsignori retteten sich durch Flucht und zwei Maurer wurden verwundet. Von einer Überführung der Madonna war nicht mehr die Rede, der Papst beschloss, an jener Stelle eine Kirche zu errichten und sie den Katechumenen zu weihen, damit sie den ihnen anvertrauten Schatz wahren konnten.

Während Vittoria zur Madonna de' Monti betete, sammelte Paolo Giordano Banditen in Bracciano und liess dem Papst melden, er würde Rom überfallen, falls er die Accaramboni nicht in ihrem Elternhause besuchen dürfe. Der Papst musste nachgeben und das Verbot wurde widerrufen.

Unter dem Eindruck dieses Sieges und im Glauben, der Vatikan habe sich endlich wegen der Accaramboni beruhigt, nahm Orsini Vittoria nach Magnanapoli mit und begann ihre Ausstattung zu besorgen. Da gerieten der Kardinal Medici und der Grossherzog von Toskana wieder

in Aufregung, sie waren überzeugt, Orsini würde Mittel finden, um Vittoria zu heiraten, wenn der Papst nicht dagegen einschritte. Gregor raffte sich zu einem energischen Entschluss auf, Orsini wurde vor die Wahl gestellt, Vittoria zurückzuschicken oder eine Geldstrafe von 25 000 Dukaten zu erlegen. Paolo Giordano fügte sich fürs erste, da er die Folgen nicht voraussah. Vittoria war kaum zu Hause, als päpstliche Sbirren erschienen, sie umringten das Haus, setzten die sich Sträubende in einen Wagen, führten sie unter militärischer Bedeckung in das Gefängnis von Corte Savella und von dort aus in aller Stille in das Kloster der hl. Cäcilia in Trastevere.

Alles war so geschickt eingefädelt, dass Orsini von Vittoriens Entführung erst erfuhr, als sie bereits im Kloster war. Aufs äusserste empört, ging er nach Bracciano, um einen Überfall vorzubereiten und die Geliebte zu stehlen. Im Vatikan hatte man damit gerechnet, auch die Nonnen fürchteten für ihr Kloster. So wurde Vittoria in die Engelsburg überführt. In der Nacht des 20. Dezember 1581 schlossen sich die Tore des Gefängnisses hinter dieser Frau, die allein durch Leichtsinn gesündigt hatte.

## IV.

Gregor XIII., Hugo Buoncompagni, dem wir die Reform des Kalenders verdanken, entstammte einer bekannten bürgerlichen Familie aus Bologna und war unter Pius IV. Kardinal geworden. Erst verspotteten die Franzosen die Reform, die sie „les dix jours du pape“ nannten, aber als die gesamte christliche Welt den neuen Kalender anerkannte, verstummten sie.

Der Papst war ein schöner Greis mit langem grauem Bart, er war von mittlerer Grösse, strammer Haltung und trotz seiner 80 Jahre erstaunlich rüstig. Er behauptete, seine Gesundheit nur dem Umstand zu verdanken, dass er stets vor dem Frühstück einige Wacholderbeeren zu sich nehme, dies sei eine Abwehr gegen jede Krankheit. Montaigne, der magenleidend war und an Gallensteinen litt, war ausser sich vor Neid, als er den um so viel älteren Papst sah, dem nichts fehlte. Paolo Tiepolo, der venezianische Gesandte, schreibt 1576, der Papst sei heiter und guter Dinge und würde wohl noch länger leben als sein Vater, der 80, und sein Grossvater, der 90 Jahre alt geworden war. Gregor XIII. lebte sehr mässig, ass wenig und nur die ein-

fachsten Gerichte. Drei bis vier Stunden streifte er in der Campagna umher, ohne sich von Wind und Wetter abhalten zu lassen, und die jungen Leute, die ihn begleiteten, waren ihm an Ausdauer kaum zu vergleichen. Zu seiner Gesundheit trug nicht wenig bei, dass er alle Dinge ziemlich leicht nahm, auch um Regierungsgeschäfte machte er sich wenig Sorgen. Von Geschichte und Politik hatte er unklare Vorstellungen, war daher in seinen Urteilen vorsichtig und neigte aus Prinzip mehr zum „Nein" als zum „Ja". Der tridentiner Kardinal Madrucci betonte, dass der Papst ein Neinsager sei „Habemus papam negativum". Sein „Nein" überzuckerte er durchaus nicht mit artigen Floskeln, sondern sagte es scharf und kurz. Er hielt sich für einen hervorragenden Juristen und bezog alles auf das punctum iuris. In seinen alten Tagen hatte ihn die Bauleidenschaft ergriffen, er legte Wege an, baute Kirchen, Brücken und Spitäler. Unter seiner Regierung entstanden in Rom die Strasse vom Lateran nach Santa Maria Maggiore und die Capella Gregoriana bei S. Peter. Für den Papst war dies eine Form der Wohltätigkeit, indem er für die Beschäftigung vieler Menschen sorgte. Für seine eigene Person war er äusserst sparsam, sein Mittagessen durfte nicht mehr als einen halben Skudo kosten, dafür aber unterstützte er viele arme Familien in Rom, denen er eine monatliche Pension ausgesetzt hatte. Den Bedürftigen gegenüber vergass er sein „Nein" und gab „per l'amor di Dio."

Als Gregor XIII. noch Professor an der Universität zu Bologna war, hatte er einen Sohn, Giacomo Boncompagni, von einem jungen Dienstmädchen seiner Schwägerin Madonna Laura. Hübner macht in seinem Werke über Sixtus V. aus dem Dienstmädchen „une noble dame bolognaise"; Giacomo kann auf diesen angeblichen Adel leicht verzichten, da er zu einem verständigen Menschen heranwuchs und einer der Lieblingsnepoten des Papstes war. Der Professor verschaffte der Frau, der er eine Mitgift gab, einen Mann aus ihrem Stande, den Sohn legitimierte er und betrachtete ihn später als seinen Nepoten. Als Papst überschüttete er Giacomo mit Ämtern und Gnadenbeweisen, ernannte ihn, ehe er seine Studien beendet hatte, zum Kastellan der Engelsburg mit einem Einkommen von ungefähr 10000 Dukaten jährlich und übertrug ihm einige Jahre darauf den Oberbefehl über die päpstliche Armee. Dem glücklichen Nepoten wurden zahllose Ehren und hohe Pensionen zuteil, selbst der venezianische Senat übertrug ihm 1579 das Patriziat als einem „stretto parente" des Papstes. Für den Sohn kaufte Gregor die Signoria

d' Arpino, Rocca Secca, die Grafschaft d' Aquino und das Fürstentum Sora. Bald erkannte der Papst, dass er in seiner Liebe zu weit gegangen sei, er begann Giacomo plötzlich alles zu verweigern und schickte ihn sogar nach Ancona, damit er dort den Bau der Verteidigungsmauern beaufsichtige. Nicht lange konnte Gregor in dieser Gleichgültigkeit verharren; er berief den Sohn wieder nach Rom, verheiratete ihn 1576 mit Costanza Sforza, der Contessa di S. Fiora und arrangierte eine glänzende Hochzeit. Diese Ehe war mit zwölf Kindern gesegnet; die Lebenskraft der Familie Boncompagni hat mehrere Generationen überdauert. Mit der letzten Erbin der Ludovisi fiel später auch das Fürstentum Piombino in den Maremmen den Boncompagni zu; bis zum Jahre 1801 blieb es in ihrem Besitz, bis in den italienischen Verhältnissen infolge der französischen Revolution eine Änderung eintrat. Napoleon übertrug Elisa Bacciochi-Bonaparte Piombino als Lehen, und der Wiener Kongress sprach das Fürstentum dem Grossherzog von Toskana zu. Der Grossherzog musste der Familie Boncompagni jedoch eine Entschädigung in der Höhe von 800 000 Skudi entrichten. Der Ahnherr dieser weitverzweigten Familie war der Sohn des bolognesischen Professors und eines hübschen Dienstmädchens; die Zeitgenossen geizen mit ihrem Lobe nicht und nennen ihn den Protektor von Kunst und Dichtung. Antonio Tiepolo, der venezianische Gesandte, rühmt Giacomo seiner Signoria als einen grossmütigen, in Regierungsgeschäften ausserordentlich tüchtigen und allgemein beliebten Mann.

Die Vorliebe für Giacomo und das strikte Festhalten an juristischen Prinzipien beeinflusste Gregors XIII. Regierung in ungünstiger Weise. Das Räuberunwesen erreichte einen bisher ungewohnten Umfang. Die Zeiten der Kondottiere schienen wiedergekommen: in der Provinz schloss man Verträge mit den Banditen und kaufte sich bei ihren Führern los; selbst in Rom war man ihrer nicht sicher. In Gregors letzten Regierungsjahren gab es allein im Kirchenstaat 12—27 000 Räuber, ungefähr ebenso gross war das gesamte stehende Heer aller italienischen Fürsten.

Verschiedene Umstände trugen zu diesem Aufschwung des Räuberunwesens bei, besonders die Annahme des Papstes, dass sämtliche Lehnsgüter, die seit Jahrhunderten im Besitz der bekannten Familien waren, der Kirche gehörten und dass man infolgedessen die unrechtmässigen Besitzer expropriieren und die Ländereien wieder dem Kirchenstaat einverleiben müsse. Da es nicht leicht war, die Orsini und

Colonna aus ihren Schlössern zu vertreiben, begann man mit den Schwächeren.

Man zog die Güter dieser Familien unter dem Vorwand ein, ihre Rechte wären verjährt, sie hätten ihre Machtbefugnisse überschritten oder irgendeine Schuld dem Papst gegenüber begangen. Auf diese Weise wurden 50 adlige Familien im Laufe der Jahre von ihrer Scholle vertrieben. Diese Leute, der Arbeit ungewohnt, mit dem Schwert an der Seite aufgewachsen, schlossen sich mit Gleichgesinnten in Banden zusammen, lebten von fremdem Hab und Gut und wollten am Papst Rache üben. Im Neapolitanischen herrschten ähnliche Zustände; die Ungerechtigkeit und Habsucht der spanischen Vizekönige und die Konfiskationen der Rittergüter vermehrten die Zahl der Räuber in erschreckender Weise. Dort war die Regierung stärker und tatkräftiger; da viele der Enterbten sich fürchteten, den Kampf in und mit ihrem Vaterland aufzunehmen, flohen sie in den Kirchenstaat, wo das Banditengewerbe günstigeren Boden hatte. Auch die Privatverhältnisse waren derart, dass es dieser Armee nicht an Rekruten fehlte. Es war sehr schwer, in Rom zu seinem Recht zu kommen, besonders wenn der Gegner ein Fürst, Kardinal oder Verwandter eines hohen Würdenträgers war. Der Geschädigte schwor dem Stärkeren Rache und ging unter die Banditen, um seine Vendetta mit ihrer Hilfe zu üben. Als sich grosse Banden organisiert hatten, begannen verschiedene Länder und Fürsten, sie für ihre Zwecke zu benützen. Die Verhältnisse glichen jenen, die zur Zeit der Kondottiere bestanden hatten. Der Grossherzog von Toskana und der Herzog von Urbino haben sich der Banditen häufig bedient und sie bei jeder Gelegenheit als ihre Bundesgenossen unterstützt, auch die päpstliche Regierung hat gelegentlich auf ihre Hilfe gerechnet.

Kam es zum Kampf gegen die Räuber, so fürchtete der Papst stets, ihre Führer könnten sich an seinem geliebten Giacomo rächen, ihn sogar töten, infolgedessen gab er im entscheidenden Augenblick nach.

Der grausamste und gefürchtetste unter den Bandenführern war Alfonso Piccolomini, der Fürst von Montemarciano, vor ihm zitterte die Bevölkerung des gesamten Kirchenstaates. Er hasste die Baglioni aus Perugia und tötete mehrere unter ihnen, um das an ihm begangene Unrecht zu rächen. Gregor XIII. konfiszierte seine Güter und tat ihn in Kirchenbann. Piccolomini trat an die Spitze einer starken Bande, schnell wie der Blitz traf er seine Feinde und beunruhigte namentlich

die Marken und die Romagna. Wiederholt kam es zum Kampf zwischen ihm und dem päpstlichen Heer, aber Piccolomini blieb stets Sieger.

Einmal schlug er mit nur 300 Leuten 5000 päpstliche Söldner in die Flucht, ein andermal eroberte er an der Spitze von nur 150 Mann ein Kastell, ermordete die Besatzung und war spurlos verschwunden. Fühlte er sich nicht sicher genug, so zog er sich in den Bereich des Grossherzogs von Toskana zurück oder suchte Schutz in einem Schloss der Orsini, am häufigsten in Pitigliano. Die Orsini waren mit Piccolomini verwandt und unterstützten ihn ganz offenkundig. Gregor XIII. forderte den Grossherzog Francesco auf, ihm beim Ausrotten dieser furchtbaren Plage zu helfen, aber die Regierung von Florenz lehnte es ab, aggressiv gegen Piccolomini vorzugehen und war nur bereit, zwischen dem Räuber und dem Papst zu vermitteln. Da es keinen andern Ausweg gab, bequemte man sich in Rom zu dieser Vermittlung und schloss 1580 einen Vertrag mit Piccolomini: der Kirchenstaat gab Alfonso die konfiszierten Güter in der Mark wieder, während er sich verpflichtete, sich in Pienza, dem Erbgut seiner Familie, das sein Ahnherr Pius II. künstlerisch ausgestaltet hatte, ruhig zu verhalten. Trotzdem die Gefahr für den Augenblick beseitigt schien, waren alle Versuche des Papstes, dem Räuberunwesen zu steuern, fast vergeblich. Es bildeten sich immer neue Banden; die gefährlichsten Räuberhäuptlinge waren um das Jahr 1580 Petrino Leoncilli da Spoleto, angeblich der Sohn des Kardinals Farnese und Lamberto Malatesta, dessen Güter die päpstliche Regierung konfisziert hatte. Es gab eine ganze Legion bekannter Räuber, so Marianaccio, der Menschenfresser genannt, der die Campagna verwüstete, ein Geistlicher Giovanni Valenti, der sich der König der Maremmen nannte und seine Rache am Kirchenstaat nahm, der berühmte Prete Guerico, der Conte Lionello und viele andere.

Obgleich Piccolomini sich verpflichtet hatte, in Pienza zu bleiben, wurde er am Hofe zu Florenz empfangen und besuchte Paolo Orsini in Bracciano. Er war dort ein besonders gefeierter Gast, da Orsini ihn als Schreckmittel dem Vatikan gegenüber gebrauchte. Waren die Banditen unruhig, so hiess es, sie „arbeiten"; auch Piccolomini begann im Einverständnis mit Paolo Giordano aufs neue zu „arbeiten", indem er Marcello Accaramboni ins Vordertreffen schickte, der an der Spitze seiner „Freunde" von der Campagna aus Rom beunruhigte.

Unterdessen griff man in der Hauptstadt einen Banditen Marreino

auf, er bekannte, Vittoriens Mutter und die Kammerfrau aus Bologna hätten zu Perettis Mord angestiftet, während Marcello und zwei andere Räuber die Tat getan hätten. Der Schuldigen konnte man nicht habhaft werden, da die alte Accaramboni in Bracciano lebte und Marcello Roms Umgegend verwüstete. Der Papst wusste nicht, wie er dieser Schwierigkeiten Herr werden sollte, besonders da Medici und Montalto ihm vorstellten, man müsse der Sache ein Ende machen; dadurch, dass man Vittoria in der Engelsburg gefangen halte, dränge man Paolo Giordano gewissermassen in Piccolominis Arme und setze Rom den grössten Gefahren aus. Gregor erschrak, es ging um das Leben des geliebten Giacomo, den die Räuber töten konnten. Er beschloss, sich persönlich mit Orsini auseinanderzusetzen und befahl ihn zur Audienz. Paolo Giordano kam, die Bedingungen, die der Papst ihm gestellt hat, sind jedoch unbekannt geblieben. Es heisst, Gregor habe Orsini Giacomos Tochter mit einer Mitgift von 200 000 Skudi für seinen Sohn Virginio aus erster Ehe angeboten, unter der Bedingung, dass Paolo Giordano seinem Sohn die Herrschaft übertrage und sich mit einem entsprechenden, ihm auszuzahlenden Einkommen zufrieden gebe. Andere wollten wissen, der Papst habe nur versucht, ihn durch grosse Versprechungen von Piccolomini zu trennen. Nach dieser Audienz und nach einer Unterredung mit dem spanischen Gesandten Olivarez, der in Philipps Namen erklärte, der König würde nicht gestatten, dass Orsini als spanischer Grande eine unstandesgemässe Verbindung eingehe, tat Paolo Giordano, als habe er den Gedanken, Vittoria zu heiraten, endgültig aufgegeben. Er schrieb dem Papst, er sei ihm dankbar, dass er ihn von seiner Verblendung geheilt habe, er denke nicht mehr an die Accaramboni und überlasse es vollkommen dem Gutdünken Sr. Heiligkeit, ob er ihr die Freiheit wiedergeben oder sie noch länger im Gefängnis behalten wolle.

Vittoria war in der Engelsburg ganz gut aufgehoben, sie hatte es verstanden, ihre Umgebung für sich einzunehmen, und der Vizekastellan, Napoleon Malvagia, hatte sie sogar gebeten, bei seinem Töchterchen Pate zu stehen. Sie galt dort als Orsinis Gattin und wurde dementsprechend behandelt.

Einige Tage nach der Audienz erhielt Vittoria einen Brief von Orsini: er müsse sich dem Willen des Papstes fügen, gebe ihr ihre Freiheit wieder und gestatte ihr, ihr Leben nach Gutdünken einzurichten. Giordano fügte hinzu, er habe diesen Entschluss bereits dem Kardinal Medici, dem Grossherzog von Toskana, dem König von Spanien und dem Papst

mitgeteilt. Nachdem Vittoria diesen Brief gelesen hatte, lief sie auf die Plattform des Schlosses, um sich in den Abgrund zu stürzen, ihre Cameriera hielt sie fest, Soldaten kamen dazu, und nach einer gewissen Zeit war es gelungen, die Frau zu beruhigen. Nach diesem Zwischenfall wusste man im Vatikan nicht, was man nun mit ihr anfangen solle, sollte man sie ins Kloster stecken oder verheiraten? — aber natürlich nicht mit Orsini. Vittoria erklärte, sie sei Paolo Giordanos angetraute Gattin, und als man von ihr verlangte, dass sie den Brief des Herzogs und den Ring, den er ihr als Trauring gegeben hatte, herausgebe, verweigerte sie es standhaft. Der Kardinal Borromeo mischte sich ein und riet dem Papst, die Schuldige zu bestrafen oder die Unschuldige frei zu geben. Der Papst fügte sich diesem vernünftigen Urteil, entliess Vittoria aus der Engelsburg, stellte aber zur Bedingung, dass sie Orsini nicht sehen und im Laufe dreier Tage nach Gubbio gehen sollte. Diese Stadt durfte sie ohne Erlaubnis des Papstes nicht verlassen, widrigenfalls ihr Vater einer Geldstrafe von 10 000 Skudi verfiel, den Betrag musste er beim Papst hinterlegen. Um eine Zusammenrottung zu vermeiden, wurde Vittoria nachts in den elterlichen Palazzo gebracht; am nächsten Morgen mussten sie und ihr Vater sich schriftlich vor dem Notar verpflichten, die stipulierten Bedingungen einzuhalten.

Nachdem diese Formalitäten erfüllt waren, bat Vittoria um Gehör beim Papst, es wurde ihr gewährt und die „Avvisi di Roma“ berichten, dass die schöne Vittoria „wie eine neue Judith“ mit Tränen im Auge und über der Brust gekreuzten Händen sich dem Papst zu Füssen warf und „wie Sophonisbe vor Masinissa“ eine lange ergreifende Unterredung mit ihm hatte, in der sie Gregors väterliches Herz tief erschütterte. Dann fuhr sie zum Kardinal Montalto, der sie nach dem gleichen Blättchen aufs zärtlichste empfing. Auf ihre Frage, wie sie sich zu kleiden habe, als Ehefrau oder als Witwe, riet er ihr braune Kleider, l'habito lionato, zu tragen, als ihrer Lage entsprechender. In Witwenkleidern, da braun die Farbe der Witwen war, fuhr Vittoria, von ihrer Familie begleitet, nach Gubbio. Zum Schutz ihrer kostbaren Garderobe folgte ein Trupp Soldaten.

In Rom erzählte man sich, Vittoria habe vor ihrer Abreise an Paolo Giordano geschrieben und keine Antwort bekommen; man nahm jedoch allgemein an, Orsini spiele nur Komödie und würde sich früher oder später mit Vittoria vereinigen.

## V.

Das Unwahrscheinlichste sollte wahr werden. Alfonso Piccolomini, der noch vor einem Jahre die päpstlichen Untergebenen brandschatzte, der stolz darauf war, dass er mit eigner Hand 370 Menschen getötet hatte, wollte im Frühling des Jahres 1583 nach Rom kommen, um den Papst zu bitten, den Bann aufzuheben und ihm seine Verbrechen zu verzeihen. Die Bevölkerung wollte es nicht recht glauben, es hiess, Piccolomini komme im Einverständnis mit Paolo Giordano, um Rache für Vittoria zu nehmen. Diese Gerüchte schienen um so wahrscheinlicher, als die Räuber vor wenigen Wochen bis nach der Piazza di Ponte vorgedrungen und die Hofleute der Farnese beunruhigt hatten. Der Kardinal Farnese liess bei der Nachricht, dass Piccolomini komme, die Tore seines Palastes verbarrikadieren, die meisten Barone beriefen ihre Söldner nach Rom, die Polizei verlor den Kopf, und der alte Papst weinte aus Furcht, Piccolomini würde ihm, wie schon so häufig gedroht, den geliebten Giacomo ermorden. Gregor wandte sich aufs neue um Rat an die Medici, Piccolominis Freunde. Der Kardinal de'Medici begann mit dem Bandenführer zu unterhandeln. Man einigte sich dahin: der Papst würde Piccolomini einen Aufenthalt von zwölf Tagen in Rom zugestehen, er sollte als „Gefangener" im Palazzo der Medici wohnen und während dieser Zeit mit der Kurie wegen Herausgabe seiner Güter und Verzeihung seiner Sünden unterhandeln.

Am 30. März zog Alfonso Piccolomini, duca di Montemarciano, als Triumphator in Rom ein. Mit ihm kamen Paolo Sforza, sein Vetter und 50 bewaffnete Ritter aus den vornehmsten Familien, zehn darunter gehörten zu den römischen Briganten, die damals höflicherweise Emigranten, Fuorisciti, genannt wurden. Der Kardinal de'Medici fuhr dem berühmten Gast an der Spitze seines Hofstaates entgegen, und das römische Volk drängte sich in den Strassen, um den Räuberkönig zu sehen. Piccolominis Aussehen entsprach den phantastischsten Erwartungen. Der kaum Fünfundzwanzigjährige war braun gebrannt, hatte langes Haar, das ihm auf Stirn und Arme fiel, einen dichten struppigen Bart, der wohl kaum je mit einem Messer in Berührung gekommen war. Seine Augen blickten wild und grausam, im ganzen Gesicht gab es keinen edlen Zug. Der Zug begab sich in die Villa des Kardinals, die heutige französische

Akademie, wo man für den Räuber wahrhaft königliche Zimmer vorbereitet hatte. Alfonso war mit dem Empfang zufrieden, der Kardinal kam für den Unterhalt seines Gefolges auf, und die römischen Ritter erwiesen ihm die ihm „gebührenden" Ehren. Fast der gesamte römische Adel kam zu ihm zu Gaste. Piccolomini und Baglioni aus Perugia schlossen Frieden, alles Vergangene sollte vergessen sein, und schliesslich schickte ihm der Papst ein Breve mit dem Erlass seiner Sünden und der von ihm begangenen 370 Mordtaten. Nach zwölf Tagen war Piccolomini aller Sünden so bar und so gerecht, dass er zusammen mit dem Kardinal, von seinem Gefolge umgeben, Roms Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm. Schliesslich bemühte er sich um eine Audienz beim Papst, aber die Avvisi di Roma meinen, es wäre gefährlich, von diesen Vorgängen zu schreiben.

Während Piccolomini seine römischen Triumphe feierte, war Paolo Giordano in Bracciano. Lodovico Orsini, der ritterlichste und glänzendste Vertreter des berühmten Geschlechtes, war allein in Rom anwesend. Er bewohnte einen Palast auf dem Monte Giordano mit seinen Brüdern Valerio und Raimondo. In Paolo Giordanos Diensten war er in Spanien gewesen; als ihm die Diplomatie verleidet war, kämpfte er im Erbfolgekrieg von Portugal, 1581 kam er nach Rom zurück, heiratete Giulia, die Tochter von Christoforo Savelli aus Albano und führte, auf die Ehre der Orsini bedacht, ein grosses Haus auf dem Monte Giordano. In Rom galt er als Autorität in allen ritterlichen Bräuchen, Vorschriften und Ehrenhändeln; als die Frage aufgeworfen wurde, welches Kostüm das dem Zweikampf angemessenste sei, entschied er, man müsse sich im Hemd duellieren. Auf die Rechte der römischen Barone und die Unantastbarkeit ihrer Paläste bedacht, gab er Verbrechern und Banditen häufig Obdach. 1583 benachrichtigte der Gouverneur von Norcia das römische Gericht, zwei Banditen, die er verfolge, seien in Orsinis Palast in Rom versteckt. Giambattista Pace, der Befehlshaber der Polizei, benützte den festlich begangenen Jahrestag des ersten Wunders der Madonna de'Monti, wo keiner der Orsini im Palazzo auf dem Monte Giordano zugegen war, um einen Überfall zu wagen und die Herausgabe der Banditen von den Dienern zu fordern. Der Anschlag gelang, aber der Überfall auf den Palast sollte schwere Folgen haben. In der Prozession zu Ehren der Madonna de'Monti war die römische Aristokratie zahlreich vertreten. Da waren der achtzehnjährige, infolge seiner Liebenswürdigkeit und vornehmen Gesinnung sehr beliebte Raimondo Orsini, Silla

Savelli, Lodovico Orsinis Vetter, Ottavio Rustici, der einzige Spross dieses reichen Geschlechts, ein für seine vielen Duelle bekannter Hitzkopf. Piero Gaetani, der Neffe des gleichnamigen Kardinals und mehrere andere.

Als die Sbirren die Banditen ergriffen hatten, stürzten die Diener der Orsini während der Prozession zu ihren Herren, um ihnen die unerhörten Vorkommnisse zu melden. Die adlige Jugend schloss sich unter dem Rufe: „Gewalt, unsere Rechte werden angetastet“ sofort zusammen und sprengte, Raimondo Orsini an der Spitze, der Polizei nach, um die Räuber zu befreien. Schnell hatten sie die 33 Sbirren auf der Piazza di Siena eingeholt; sie beschimpften den Anführer, und der hitzige Rustici schlug ihn sogar mit dem Stock ins Gesicht. Da packte Pace den Spiess eines seiner Untergebenen und warf den jungen Rustici, zu Tode verwundet, vom Pferd. Das war das Signal zu einem allgemeinen Kampf, auch Savelli fiel getroffen aufs Pflaster, Raimondo Orsini und Pietro Gaetani wurden verwundet. Trotz dieser Verluste drangen die Ritter auf die Sbirren ein, aber Pace operierte mit seinem kleinen Häufchen so geschickt, dass er den Palast des Gouverneurs erreichte und sich dort verbarrikadierte.

Raimondo trug man mehr tot als lebendig nach dem Monte Giordano; als das Volk erfuhr, dass die verhassten Sbirren seine Mörder wären, entstand ein unbeschreiblicher Aufruhr.

In massloser Empörung gelobte Lodovico Rache, er schwor, das Blut der Sbirren würde in den Strassen fliessen, und aus allen Stadtteilen strömte der Adel im Palast der Orsini zusammen, um ihnen beizustehen. Den Savelli, Rustici, Gaetani, Capizzuchi folgten Scharen Bewaffneter, und der Platz auf dem Monte Cavallo vor dem päpstlichen Palast war schwarz von Menschen. Man zählte etwa 400 Adelige zu Pferde. Gleichzeitig versammelte sich ein kleines Heer auf dem Campo de Fiore, um unter Paolo Giordano gegen die Sbirren vorzurücken.

Im Vatikan verlor man den Kopf; Giacomo Boncompagni schickte Paolo Sforza zu Giordano und Vincenzo Vitelli zu Lodovico und versprach, die Regierung würde jede gewünschte Vendetta an den Sbirren und ihrem Oberberfehlshaber gestatten. Unter dieser Bedingung waren die Orsini bereit, zu warten.

Am Abend hiess es, Giambattista Pace sei entflohen; die Orsini glaubten, Boncompagni haben ihrer nur gespottet, damit der Hauptschuldige Zeit zur Flucht gewinne. Wieder war die ganze Stadt auf den Beinen, Fackeln lohten, man versammelte sich auf dem Monte

Giordano und vor dem Palast des Herzogs, und als der Adel erfuhr, dass auch Savelli seinen Wunden erlegen sei, wuchs die Empörung ins Grenzenlose, von allen Seiten schrie man: „Blut, Blut!“ Da liess Vincenzo Portico, der Gouverneur von Rom und Erzbischof von Ragusa in den Strassen verkünden, dass jeder, der etwas über Giambattista Paces Aufenthaltsort wüsste, gehalten sei, es der Regierung zu melden; wer ihn verborgen halte oder ihm zur Flucht verholfen habe, würde gleich ihm seines Lebens und Vermögens verlustig werden.

Dieser Erlass war gewissermassen das Zeichen, um sich auf die Sbirren zu stürzen. Ein furchtbares Gemetzel begann, man zog die Polizisten aus den Häusern und Kellern, in die sie sich versteckt hatten und tötete sie auf die entsetzlichste Weise. Die einen warf man zum Fenster hinaus und die Söldner auf der Strasse spiessten sie auf ihre Lanzen, andere wurden auf den Balkons aufgeknüpft. Durch furchtbarste Grausamkeit machten sich ein römischer Edelmann aus der Familie der Gargani und ein kaum Zwanzigjähriger aus dem mailändischen Geschlecht der Incasati bemerkbar. Die Nacht machte dem Blutvergiessen ein Ende, aber am nächsten Morgen begann das Morden aufs neue, die Barone hatten aus Bracciano, Albano und den umliegenden Schlössern Hilfstruppen bekommen. Fremde, die die Sbirren nicht kannten, schleppten vollkommen unschuldige Opfer aus den Häusern.

Im Quirinal begann man für den Papst zu fürchten, die entmenschte Menge konnte einen Überfall auf den päpstlichen Palast wagen. Man zog die Reiterei zusammen und stellte sie auf dem Hügel um den Quirinal auf.

Schliesslich kam die Regierung auf einen wirksamen Einfall; sie glaubte, die Habgier würde über das Blutvergiessen triumphieren. Der Gouverneur versprach jenen eine Belohnung, die den Aufenthalt der Sbirren angeben würden; wer Pace lebendig stellen würde, bekäme 500 Skudi ausgezahlt. Die Jagd auf Pace begann, man fing ihn auf einem Landgut der Orsini als Bauer verkleidet bei der Feldarbeit und brachte ihn in der Nacht nach Rom. Orsini und der gesamte Adel verlangten seinen Tod; in den Palästen der Barone harrten die Banditen schon auf ein Zeichen, bereit, den Krieg mit dem Papst aufzunehmen, falls er das Opfer weigere. Aus Furcht für den Sohn gab Gregor XIII. nach; er liess Pace hinrichten, trotz des Einspruches eines grossen Teiles des Kollegiums, das dieses Urteil als Hohn auf alle Gerechtigkeit empfand. Um das Mass der Schande voll zu machen, stellte man Paces Haupt auf schwarzem Tuch zwischen zwei brennenden Lichtern

drei Stunden öffentlich in der Engelsburg aus, da ihm als einem hohen Beamten diese Ehre gebühre! Ganz Rom sagte, es sei besser Räuberhauptmann zu sein, als Oberbefehlshaber der päpstlichen Sbirren. Paces Nachfolger zog seine Konsequenzen; als ihm befohlen wurde, einen Banditen gefangen zu nehmen, der Schutz auf dem Territorium des Kardinals Medici gesucht hatte, verweigerte er den Gehorsam, da er für seinen Kopf fürchtete.

Während man auf Pace Jagd machte, war die Umgebung des Papstes aufs neue in Sorge. Piccolomini, der immer noch in Rom war, bat den Papst um Gehör, damit man ihm seine Güter ausfolge. Ausserdem verlangte er Absolution für 64 seiner „Waffengefährten", die auch nicht wenig auf dem Kerbholz hatten. Der Papst weigerte sich und wusste nicht, was er tun sollte; da drang Piccolomini an der Spitze von 200 Bewaffneten während der Messe in die Kirche S. Maria della Pace, da er wusste, dass er Boncompagni dort finden würde. Nach dem Gottesdienst stellte der Bandit den Nepoten und sprach seine Verwunderung darüber aus, dass, während er, Piccolomini, eingedenk seines Versprechens sich ruhig verhalte, die Regierung ihre Verpflichtungen nicht erfülle. Boncompagni versuchte sich zu rechtfertigen, machte neue Versprechungen und so gab ihn Piccolomini für diesmal frei; aber als die Antwort nach einigen Tagen immer noch ausstand, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge nach Bracciano. Im Quirinal neue Angst; der Papst liess den Kardinal de' Medici kommen, beschwor ihn, Piccolomini zu beruhigen, da ihm nun ohne Aufschub seine Güter ausgefolgt und er in allem zufriedengestellt werden würde. Tatsächlich schickte Gregor unmittelbar darauf einen Beamten der Kurie zu Piccolomini, der ihn in seine Güter einsetzte und ihm 3700 Dukaten auszahlte, als Ersatz für den ihm vom päpstlichen Heer während der Belagerung von Montemarciano verursachten Schaden. Da der Vertrag mit der Kurie die Klausel enthielt, dass Piccolomini nicht im Kirchenstaat wohnen dürfe, siedelte sich der junge Bandenführer in Florenz an. Er lebte auf grossem Fuss, war ein häufiger Gast bei Hofe, und die Grossherzogin schickte sogar ihre Sänfte nach Pienza, um die Gattin des berühmten Gastes abholen zu lassen. Der Grossherzog liess die Räuber in Toskana durch Piccolomini ausrotten, und Alfonso begab sich, nachdem er diese Aufgabe erfüllt und den Banditen Alcibiades und zwölf seiner Gefährten erschlagen hatte, nach Frankreich und nahm Dienste im Heere des Königs.

In Rom erliess Giacomo die strengsten Massregeln gegen die Räuber, aber all diese Erlässe waren erfolglos, da man höchst ungerecht vorging und die Gerichte stets bereit waren, die Unschuldigen anstatt der Verbrecher zu verurteilen. Auch mit den Orsini gab es neue Händel. Vitelli, der Gouverneur von Rom, wollte Lodovico, den er als den HauptrRädelsführer der letzten Revolte betrachtete, bestrafen. Er liess daher Gargano, einen Edelmann, der bei den Orsini diente, köpfen und den Kopf auf der Brücke ausstellen, ausserdem drei Stallknechte der Orsini, darunter Lodovicos besonderen Liebling erhängen. Lodovico blieb die Antwort nicht lange schuldig, um so weniger als er überzeugt war, dass der Gouverneur es auf sein Leben abgesehen habe. Am 4. September war Vitelli in Boncompagnis Palazzo bei Santi Apostoli zu Tisch geladen und fuhr gegen ein Uhr nachts, von sechs Dienern begleitet, in seine Villa auf dem Monte Cavallo. Bei der Kirche der S. Caterina di Siena wurde der Wagen von zehn Männern umringt, die auf der Stelle Feuer gaben. Sie zielten gut, drei Diener blieben liegen, ein Pferd stürzte und Vitelli erlitt schwere Wunden. Die zurückgebliebenen Diener schlugen Lärm, 30 Sbirren, die auf dem Monte Cavallo postiert waren, erschienen und trugen den Sterbenden in seine Villa. Noch in der gleichen Nacht verliess Lodovico Orsini, der in der Nähe der Porta Pinciana das Resultat des Ueberfalls abgewartet hatte, Rom mit einigen Gefährten. Am nächsten Morgen starb Vitelli, und der Papst setzte eine Belohnung von 500 Dukaten für den aus, der das Versteck der Mörder entdecken würde. Lodovico hätte diese Belohnung leicht selbst einstecken können, da er, unmittelbar nachdem er Rom verlassen, dem jungen Virginio Orsini, Paolo Giordanos Sohn, schrieb, er habe Vitelli ermorden lassen, da der Gouverneur die ihm gemachten Versprechungen nicht inne gehalten und es auf sein Leben abgesehen hatte.

Nach Lodovicos Flucht drangen die Sbirren im Auftrag der Regierung in sein Haus, um seine Kostbarkeiten und bewegliche Habe mit Beschlag zu belegen; die Überraschung war gross, als sich im ganzen Schloss nur drei alte Diener und ein paar irdene Teller vorfanden. Der Papst war überzeugt, dass das Haupt der Familie, der Herzog von Bracciano den Mord angeordnet hatte und leitete sofort eine peinliche Untersuchung ein. Da die Sache sehr fein eingefädelt war, ergab sich kein belastendes Moment für Paolo Giordano; Lodovico war nach Pitigliano, seinem Besitz im Toskanischen, geflohen. Dem Grossherzog war dieser Gast sehr unwillkommen, da er Differenzen mit dem Papst befürchtete;

Lodovico, der die Situation begriff, ging nach Castellutieri, das kaiserliches Lehen war. Dort bildete er eine Armee aus ihm blind ergebenen kühnen Räubern, die sich in der Hauptsache aus bekannten Familien rekrutierten und bot der venezianischen Signoria seine Dienste an. Die Orsini hatten grosse Verdienste um die Republik; die Signoria nahm Lodovico und sein Heer mit Freuden in ihren Dienst.

Aus Venedig erliess Lodovico eine Art Manifest an seine Bekannten und versuchte sich zu rechtfertigen. Unter anderem erklärte er, er habe Vitelli nicht zum Kampf auffordern wollen, da die Kirche das Duell verbiete. In Orsinis Vorstellung scheint also ein Duell noch mehr gegen die Vorschriften der Kirche zu verstossen als ein Mord!

Vitelli hatte 13 Söhne, die zur Rache gegen die Orsini aufforderten; die päpstliche Regierung legte Lodovicos Güter mit Beschlag und zog seine Lehen ein. Dieses Urteil sollte sich auch auf die Söhne des Mörders erstrecken. Orsini blieb die Antwort nicht schuldig, er vereinigte sich mit Prosper Colonna, dessen Güter der Papst gleichfalls konfisziert hatte und rückte plündernd an der Spitze von 200 Mann im Kirchenstaat ein. Wie gewöhnlich verlor Gregor XIII. den Mut, er bat die Medici, zwischen der Apostolischen Kammer und den Orsini zu vermitteln. Der Vertrag wurde geschlossen, Lodovico zog sich nach Venedig zurück.

## VI.

Paolo Giordano ging unterdessen als frommer Beter nach Loreto, um vor der wundertätigen Madonna Busse für seine Sünden zu tun; der Papst empfahl ihm, bei dieser Gelegenheit die Fortifikationen in Ancona, die Schutzwehr gegen türkische Überfälle, zu besichtigen.

Im Vatikan hatte man vergessen, dass Gubbio in Loretos Nähe liegt und dass Orsinis Madonna immer noch Vittoria war. Die etwas scharfsichtigeren „Avvisi di Roma" meldeten, der Magnet des Herzogs sei wohl etwas weiter als in der Santa Casa zu suchen. Von seiner frommen Pilgerfahrt brachte Paolo Giordano natürlich Vittoria mit, sie wurde in Bracciano als Herzogin begrüsst. Sie bestand darauf, dass der Papst ihre Ehe anerkenne; Orsini ging daher nach Rom und liess Vittoria im Schloss unter Marcellos Schutz. Paolo Giordano glaubte diesmal mit Gregors Wohlwollen rechnen zu dürfen und war seiner Sache sicher. Der Papst befand sich in Frascati, in der von ihm bevorzugten Villa

Mondragona, dem Eigentum des Kardinals Marc Altemps. Mit kleinem Gefolge begab sich Orsini nach Frascati und wurde sofort empfangen. Gregor liess sich ausführlich über den Bau der Fortifikationswerke in Ancona berichten, schliesslich fragte er, ob Orsini von seiner Wallfahrt nach Loreto ein Andenken mitgebracht habe. Paolo Giordano bejahte eifrig, freilich ohne zu erwähnen, dass die Accaramboni dies Andenken sei. Um seine Lüge wieder gutzumachen, kaufte er in Rom eine mit Achatsteinen besetzte Krone für 300 Dukaten und schickte sie der Madonna von Loreto als Weihegeschenk. Orsinis Frömmigkeit rührte den Papst, Paolo Giordano benutzte Gregors Stimmung und liess ihn durch Freunde um seine Einwilligung zur rechtskräftigen Trauung mit Vittoria bitten. Boshafte Zungen behaupten, der Papst habe diesmal gern zugestimmt, um den Grossherzog von Toskana, den Protektor der Banditen, zu ärgern. Amtlich hiess es, Gregor, der Statthalter Christi, wollte eine Ehe, die im Himmel beschlossen sei, nicht hindern. Allgemein hatte man angenommen, die römische Kurie würde diesmal ihre Zustimmung zur Eheschliessung nicht weigern, später erwies sich, dass dies ein Trugschluss war.

Nach seiner Rückkehr bereiste Orsini das Herzogtum mit seiner Gattin; die Vasallen und die gesamte Bevölkerung huldigten Vittoria. Bracciano hatte fast alle Privilegien eines selbständigen Herzogtums. Der Herzog sprach Recht, er konnte selbst Todesurteile vollziehen lassen, ohne Roms Einwilligung einzuholen, in den Festungen hatte er seine eigene Besatzung, auf der Bastion wehte seine Fahne. Er durfte Salpeter und Schiesspulver erzeugen, Geld prägen, Doktoren und Notare ernennen, uneheliche Kinder legitimieren und den Ritterschlag erteilen. Von den Lehnsherren der Kirche besassen die gleichen Privilegien nur die Herzöge von Parma, Urbino und Ferrara. Dem Herzog gehörte auch die Grafschaft Anguillara, er war dort ein kleiner, von der Kirche unabhängiger, selbstherrlicher Monarch. Einer seiner Vorfahren hatte diesen Landbesitz von Alexander VI. für 52000 Skudi erworben, da die Borgia Geld für ihren Eroberungskrieg in der Romagne brauchten.

Um den Untertanen jeden Zweifel zu nehmen, ob Vittoria tatsächlich die legitime Herzogin sei, fand eine abermalige Trauung statt, bei der alle kirchlichen und rechtlichen Formalitäten gewahrt wurden. Am 10. November 1583 erhielt die Accaramboni im Beisein einiger Zeugen, des Notars und des Geistlichen von Bracciano eine Mitgift von

20 000 Skudi, die zum Teil auf Landgüter in Cerveteri investiert waren, dann fand die Trauung in der Gemeindekirche statt. Der Ortsgeistliche vollzog die Zeremonie. Um die Medici und den König von Spanien, denen er versprochen hatte, Vittoria nicht zu heiraten, nicht zu verletzen, hielt Orsini ihnen gegenüber fest, die Ehe nicht eingegangen zu sein; selbst der Kardinal de' Medici glaubte es eine Zeit hindurch. Der Herzog war so verliebt, dass er in Rom den Spitznamen Duca Accarambono erhielt.

Man glaubte, eine griechische Zauberin, die Vittoria seit ihrer ersten Ehe stets um sich hatte, habe ihre Hände dabei im Spiel. Die Griechin ging häufig nachts an den See, sammelte dort Kräuter und braute daraus einen Liebestrank, den sie Orsini tropfenweise verabreichte.

Auf das Glück im Schlosse zu Bracciano warf Paolo Giordanos Krankheit bald einen Schatten. Er hatte eine Fistel im Fuss, die sich so tief eingefressen hatte, dass die Ärzte fürchteten, man würde den Fuss abnehmen müssen. Vittoria pflegte den Herzog aufopfernd und war so schön, dass der Kardinal de' Medici sich ihrem Reiz nicht entziehen konnte und Orsini sein doppelzüngiges Spiel verzieh. Vor König Philipp sollte die Ehe immer noch geheim bleiben; die Accaramboni musste für einige Tage aus dem Schloss verschwinden, da der Konnetabel Marcantonio Colonna, der Vizekönig von Sizilien, der Held von Lepanto, in Bracciano erwartet wurde. Colonna kam mit einem Gefolge von 400 Mann und war elf Tage Paolo Giordanos Gast. Seit Jahren hatte das Schloss nicht so viel Menschen gesehen. Morgens und abends wurden 16 Tische für die Herren und 16 Tische für das Gefolge gedeckt, an jedem Tische sassen 36 Personen. Orsini war es sehr darum zu tun, von Colonna in Madrid gerühmt zu werden; für die römischen Barone war König Philipp die zentrale Sonne, von ihm erwarteten sie Gnadenbeweise, während der Papst nur ihre Güter konfiszierte, um seine Nepoten zu bereichern.

Marcantonio, dessen Statue heute auf dem Kapitol steht und der Roms antiken Helden verglichen wurde, hat die Ruhmesglorie, die spätere Zeiten um ihn gewoben haben, nicht ganz verdient. Italien war damals an Helden so arm, dass der lächerliche Marcantonio auf ein Piedestal gestellt wurde. Colonna hatte, wie die meisten römischen Adeligen, seine kriegerische Laufbahn als Räuberhauptmann begonnen. In Rom verfolgt, wandte er sich an Spanien und wurde Vizekönig von Sizilien. Aber sein Regiment missfiel selbst in Madrid; er war ein Des-

pot, der das Volk aussaugte, und der, wie Paolo Giordano den Mann seiner Geliebten, den Baron Corberio, ermorden liess, um die Frau zu besitzen. Fortwährend kamen Klagen über den tyrannischen Vizekönig nach Madrid, schliesslich berief Philipp ihn ad audiendum verbum. Marcantonio hatte die schlimmsten spanischen Eigenschaften angenommen. In Rom war er die Zielscheibe des öffentlichen Spottes, er zog sich wie ein spanischer Jüngling an, trug ein tadelloses Barett, Spitzenkragen, goldgewebte Hosen, weisse Strümpfe und war mit Schmuck behangen. Nach seiner Abreise aus Bracciano schiffte er sich in Civitavecchia ein, kam aber nur bis Medina, wo er plötzlich starb. Es hiess allgemein, der Kardinal Granvella habe ihn vergiften lassen als einen der Regierung unwürdigen Vizekönig.

Nach Marcantonios Abreise erschien Lodovico Orsini in Bracciano, er war fast mittel- und obdachlos. Es war ihm darum zu tun, Paolo Giordano den Rest seiner Habe, die Hälfte des Palastes auf dem Monte Giordano zu verkaufen und beim Papst Verzeihung für Vitellis Ermordung und die Wiedergabe der konfiszierten Güter zu erwirken. Paolo Giordano erwarb Lodovicos Anteil am Palast, auch der Papst war bereit, ihm den Mord zu verzeihen und die konfiszierten Güter wieder herauszugeben, aber die Familie Vitelli war darüber so empört, dass Gregor XIII. aus Furcht vor abermaligen Differenzen sein Versprechen zurücknahm. Zwischen Vitelli, dem Bruder des Ermordeten, und Valerio, Lodovicos Bruder, lag schon so viel Zündstoff, dass beide sich nur in Begleitung Bewaffneter auf die Strasse wagten; im Vatikan fürchtete man, es würde zwischen beiden zu neuem Blutvergiessen kommen. Der Gouverneur befahl ihnen ihre Garde zu entwaffnen und eine Kaution von je 25000 Dukaten als Friedensgewähr zu erlegen. Zwar fügten sich beide dem Befehl, aber Orsini, der seinem Gegner misstraute, zog sich nach Bracciano zurück.

Als Lodovico Orsini sah, wie gering seine Aussichten waren, je wieder in den Besitz seiner Güter zu gelangen, schickte er einen sehr geschickten Agenten, Francesco Filelfo da Tolentino, nach Venedig, um die Signoria an die Verdienste der Orsini im Interesse der Republik zu erinnern. Er beanspruchte eine dementsprechende Stellung in der Armee. Die Signoria erfüllte Lodovicos Wunsch und ernannte ihn am 14. April 1584 zum Oberst mit einem Jahreseinkommen von 1200 Dukaten. Nach damaligen Begriffen war das Einkommen glänzend; Filelfo mietete eine schöne Wohnung für Orsini in Venedig und richtete sie entsprechend

ein. Lodovico verliess Bracciano, aber die Vitelli überfielen ihn unterwegs, um ihre Rache an ihm zu nehmen; es gelang ihm jedoch, den Anschlag zu vereiteln und Venedig, sein Reiseziel, zu erreichen.

Unterdessen ging Paolo Giordano mit Vittoria als seiner vom Papst anerkannten legitimen Gattin nach Rom, er machte Ausflüge mit ihr und die vornehmen Damen der Stadt kamen zu ihr zu Besuch. Das Ehepaar fuhr sogar zum Kardinal Montalto, der sie aufs liebenswürdigste empfing und feierlich erklärte, er glaube nicht, dass Paolo Giordano Schuld am Tode seines Neffen habe. „Avvisi di Roma“ haben die Aufrichtigkeit des Kardinals bezweifelt, sie berichten über den Besuch, von dem ganz Rom sprach und fügen hinzu, „Montalto habe seinen Schmerz unter einer schweren Hülle verborgen und ein falsches Lächeln zur Schau getragen“.

Die Reise der Orsini nach Rom war taktisch ein grosser Fehler; der Papst war beleidigt, dass Paolo Giordano sein Verbot gewissermassen verspotte und befahl einer besonderen Kommission, die Gültigkeit der Ehe, die der Herzog mit Vittoria in Bracciano geschlossen hatte, zu prüfen. Zu dieser Kommission gehörten die berühmtesten Theologen, der Spanier Toledo, der erste Jesuit, der 1593 zum Kardinal ernannt wurde und Martino Navarra, der bekannte Kenner des kanonischen Rechtes. Von dem letzteren hiess es, er sei so wohltätig, dass sein Maultier unaufgefordert stehen bleibe, wenn es einen Armen am Wege sehe. Die Kommission kam zur Überzeugung, dass die Ehe ungültig sei, man war im Begriffe, Orsini zur Verantwortung zu ziehen, als der Kardinal de' Medici den Papst bat, davon abzusehen, da Paolo Giordano erklärt habe, er würde sich von Vittoria trennen. Orsini dachte keinen Augenblick daran, er wollte nur Zeit gewinnen, da er die Absicht hatte, Bracciano zu verlassen und in Venedig zu leben. Filelfo hatte den Auftrag, die Stimmung der Signoria auszukundschaften.

In Rom war das Interesse an der Ungültigkeitserklärung der Ehe etwas in den Hintergrund getreten. Man erwartete eine japanische Gesandtschaft und knüpfte grosse Hoffnungen an ihr Kommen. Die japanische Gesandtschaft bedeutete ebenso wie die russische, die 1562 unter Possevinos Führung gekommen war, einen Triumph der Jesuiten; Gregor XIII. förderte diesen Orden ausserordentlich und errichtete ihm sogar ein prachtvolles Gebäude, das Collegio Romano. Ganz Rom war auf die Japaner neugierig, sie waren bereits seit drei Jahren unterwegs, um dem Papst zu huldigen. In Caprarola empfing sie der Kardinal Farnese

und der Papst schickte ihnen ein stattliches Heer entgegen. Gross war die Enttäuschung, als die erwarteten Gäste sich als drei kaum zwanzigjährige Jünglinge entpuppten, die der Vorstellung, die man sich von den Überseern gemacht hatte, so wenig entsprachen, dass boshafte Zungen behaupteten, die angeblichen Japaner seien verkleidete Jesuiten! Die „Avvisi di Roma" erklärten jedoch, es seien Japaner, sie sehen wild aus und haben so gesunde Magen, dass sie warmes Wasser trinken. Ein prachtvoller Empfang wurde ihnen bereitet. Bis vor die Porta del Popolo ging ihnen ein Zug aus der Villa Giulio entgegen, voran schritt die Schweizer Garde, dann folgten die päpstlichen Kammerherren, die Diener des Vatikans in scharlachroten Livreen, die Familie, d. h. die Kardinäle und die Gesandten, Scharen von Musikanten und zuletzt die Japaner auf Schimmeln mit schwarzen, goldgestickten Samtdecken. Während Freudenschüsse in der Engelsburg abgebrannt wurden, betraten die neuen Christen die Sala regia, wo der Papst sie an der Spitze des Konsistoriums empfing. Der Greis glaubte, ganz Asien bekenne sich schon zur römisch-katholischen Kirche und sprach tränenden Auges die Bibelworte: Ora dimetti il tuo servo o Signore!

Seine Bitte wurde erhört; einige Tage darauf, am 5. April, erkrankte er schwer und erlag einem Asthmaanfall.

„Gott sei Dank" schrieben die „Avvisi", und charakterisieren damit nur die öffentliche Meinung, da alle über die herrschende Anarchie höchst unzufrieden waren. Im Januar des Jahres 1582 hatte man in den Gefängnissen in Corte Savella, auf dem Kapitol und im Tordinona 6450 Gefangene gezählt, dazu kamen noch jene, die in der Engelsburg im Borgo und im Sant Uffizio eingesperrt waren. Trotzdem stieg die Zahl der Verbrechen mit jedem Tage.

Für Rom war der plötzliche Tod des Papstes ein Glück, denn der stets zum Plündern bereite Abschaum der Gesellschaft hatte noch keine Zeit gehabt, um ans „Werk" zu gehen. Der Gouverneur und die Konservatoren umgaben den Apostolischen Palast sofort mit Soldaten, und am Todestag versammelten sich die Kardinäle unter Farnese, um Sicherheitsmassregeln zu treffen. Man fürchtete die Orsini, Paolo Giordano so gut wie Lodovico, den man schon an der Spitze seiner Räuberschar in Rom einziehen sah. Der Gesandte der Signoria wurde ersucht, Orsini in Venedig festzuhalten.

Paolo Giordano jedoch verhielt sich ruhig, er wohnte der üblichen Versammlung der Gesandten und Fürsten, die den Kardinälen kondo-

lierten, bei und versprach, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Es wurde nur bemerkt, dass Paolo Giordano sich infolge seiner Dicke vor dem den Papst vertretenden Kardinal-Dekan nur auf ein Knie niederlassen konnte. Auf Wunsch des Kardinal Farnese versprach er Marcello Accaramboni, der für die öffentliche Sicherheit am gefährlichsten schien, unverzüglich nach Bracciano zurückzuschicken; er hat dies Versprechen, wie wir noch sehen werden, in sehr zweideutiger Weise erfüllt. Farneses Ermahnungen waren durchaus berechtigt; kaum hatten die Banditen erfahren, dass der Papst gestorben sei, als sie von allen Seiten nach Rom kamen, um die allgemeine Verwirrung zu nützen. Der sehr gefürchtete Marco Sciarra war aus den Abruzzen gekommen, um zu plündern, und Cursielo di Sambuco, der Vasall der Colonna, mordete und sengte an der Spitze von 20 Gefährten unmittelbar vor den Toren Roms. Die Vitelli rüsteten, in der Annahme, Lodovico Orsini würde mit seiner Rotte aus Venedig kommen. Die Angst war um so begründeter, als Lodovico selbst unter Venedigs strengem Regiment seine „Familie“ nicht in Zucht halten konnte. Übrigens ging er selbst mit bösem Beispiel voran, indem er die „Tondini“ verspottete, die Leute in der Toga, die im Palazzo ducale regieren. Als die Nachricht vom Tode des Papstes kam, hatte er mit der Signoria Differenzen wegen seiner Soldaten. Sofort bat er den Dogen um Urlaub und ging nach Padua, während er Filelfo nach Rom vorausschickte, um dem Vatikan zu versichern, er komme in friedlicher Absicht. Die Vitelli, die ihm nicht trauten, erklärten, sie würden ihn nicht in die Stadt hineinlassen.

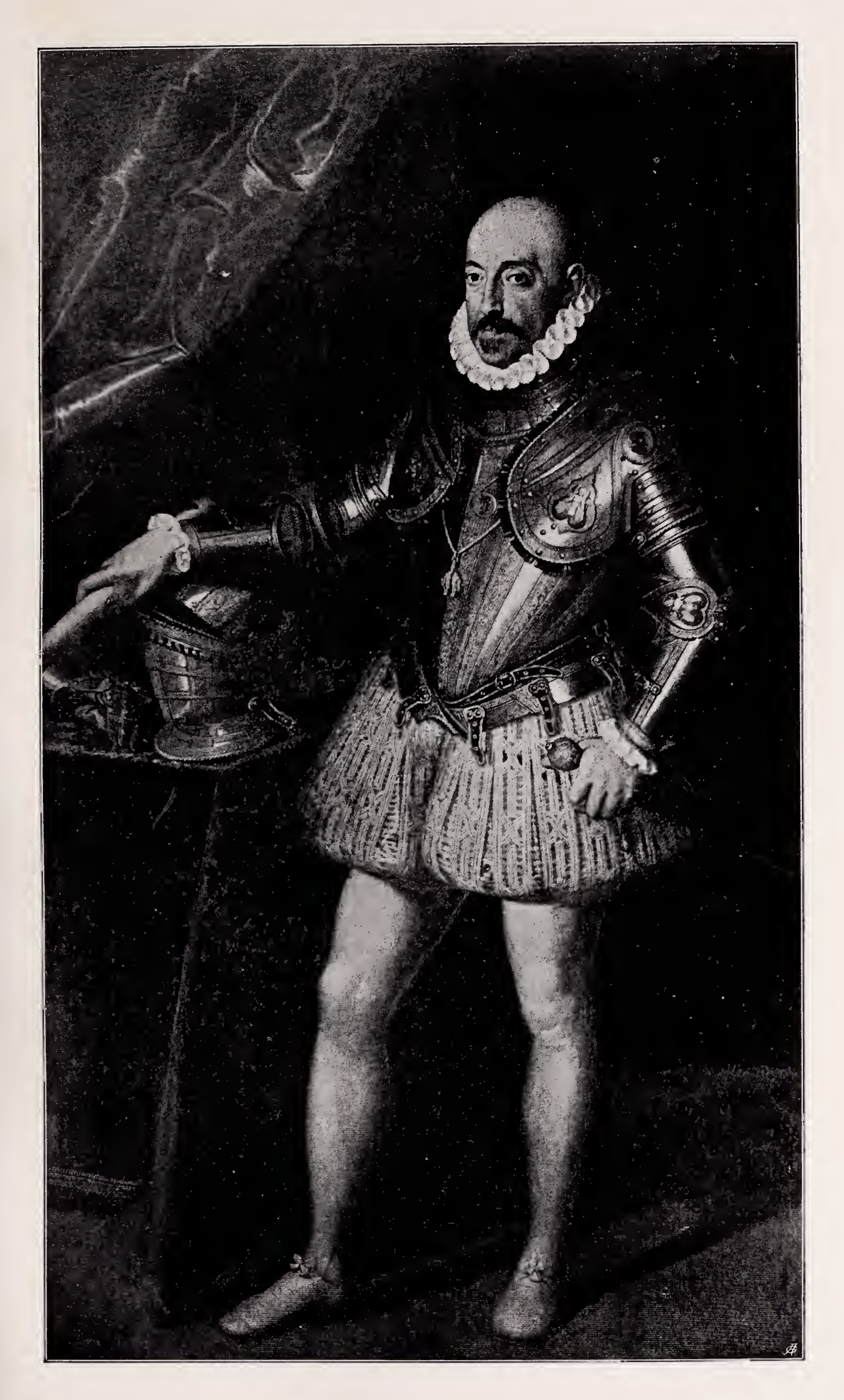
Paolo Giordano machte sich die papstlose Zeit zunutze und traf seine Vorbereitungen zur dritten Trauung. Waren die beiden ersten ungültig, so sollten bei dieser dritten alle Vorschriften des Tridentiner Konzils gewahrt werden, damit kein Papst sie je wieder ungültig erklären könne. In der Nähe des Campo de' Fiori stand ein von einem Orsini erbautes kleines Kirchlein Grottapinta. Die Orsini übten dort ihr Kirchenrecht aus und hatten einen Spanier, Bartolomeo Olallo de Rojas, der viel Titel und einen gemeinen Charakter hatte, als Priester eingesetzt. Dieser Priester sollte Vittoria zum drittenmal trauen; um allen Formalitäten gerecht zu werden, verkündete er das Aufgebot von der Kanzel aus, zwar nicht im Laufe von drei Wochen, sondern von drei Tagen. Zur Trauung, die am 24. April stattfand, waren zahlreiche Zeugen erschienen, Orsinis Freunde und Höflinge. Don Bartolomeo steckte dem jungen Paar geweihte Ringe an und fragte sie den Vor-

schriften des Konzils gemäss, ob sie bereit seien, die Ehe einzugehen. Beide sollen hastig und deutlich geantwortet haben: „volo!"

Nach der Trauung begab sich das Ehepaar in seinen Palast, und nach Verlauf von kaum einer Stunde hörte man Stimmen von der Strasse her: „Papa! Papa!" Sollte die Wahl des neuen Papstes so schnell vor sich gegangen sein? Die Stimmen wurden immer lauter, das Gedränge auf der Strasse wuchs. Der Kardinal de' Medici war tatsächlich vor der Tür des Konklave erschienen und hatte mit deutlicher Stimme gemeldet: „Ich verkünde euch eine Freudenbotschaft. Wir haben einen Papst, den würdigsten und edelsten Herrn, den Kardinal di Montalto, der den Namen Sixtus V. angenommen hat." An Stelle der erwarteten Freudenrufe trat tiefe Stille ein, dann wiederholte man überrascht: „Il frate, il frate" . . .

Im Palast der Orsini war man erschrocken.

Die Bevölkerung konnte nicht begreifen, wie es geschehen war, dass dieser Mönch, den die meisten Kardinäle hassten und den der französische Gesandte „un Cordelier nommé Montalto" genannt hatte, in so kurzer Zeit gewählt worden war. Ganz Rom hatte gehofft, Farnese würde Papst werden, er, der seit vielen Jahren „päpstlicher Fabrikant" war, eine glänzende, grossmütige, liebenswürdige Persönlichkeit. Eines Abends war die Menge sogar durch die Strassen gezogen und hatte gerufen: „Es lebe Farnese!" indem sie sich zum Palast auf dem Campo de' Fiori drängte, um alter Sitte gemäss im Haus des neuen Papstes zu plündern. Aber den Palast umstanden die bewaffneten Diener des Kardinals, und es verlautete bald, dass die Wahl noch nicht stattgefunden habe. Neben Farnese waren im heiligen Kollegium die Kardinäle Este, Medici und San Sisto, der Nepot des verstorbenen Papstes tonangebend, aber diese Männer neideten sich gegenseitig die Tiara und wachten ängstlich darüber, dass sie keinem Angehörigen einer mächtigen Familie zufiele. Diesen dreien, sowie der allgemeinen Ansicht, er sei ein ruhiger, leicht lenkbarer, gottesfürchtiger Mann ohne Anhang, verdankte der Frate seine Wahl. Man glaubte, niemand brauche diesen Mönch zu fürchten; nur Orsini hätte, wenn er es vermocht hätte, auf alle nur mögliche Weise gegen ihn intrigiert, aber einmal fehlte es ihm an Soldaten und dann hätte er auch nie geglaubt, dass bei so glänzenden Bewerbern die Wahl auf Montalto fallen würde. Einige Stunden nach erfolgter Wahl kamen die römischen Barone, um dem neuen Papst den Fuss zu küssen; als einer der ersten erschien Paolo Orsini, um mit



MARC-ANTONIO COLONNA
*Rom Galerie Colonna*



dem liebenswürdigsten Lächeln dem Papst in gewählten Worten seinen Glückwunsch zu sagen. Aber der Papst hatte bereits vergessen, dass er der für seine Liebenswürdigkeit bekannte Kardinal gewesen war, er sah den ersten Magnaten seines Reiches kalt und durchdringend an und nahm seine Glückwünsche wortlos hin.

Gleichzeitig drängten sich die Kardinäle und die fremden Gesandten in das Haus der Donna Camilla. Allen, die zum erstenmal im Hause waren, fiel die ärmliche Einrichtung auf; Priuli, der venezianische Gesandte, bemerkte, der kleine Alessandro trage einen mehr als nur schäbigen Anzug, aber er werde ihn ja bald mit dem Purpur vertauschen. Unter den Damen, die die Schwester des Papstes besuchten, war auch die Accaramboni. Es wurde erzählt, Donna Camilla habe sie mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen, geküsst und beim Abschied sogar auf die Treppe hinausbegleitet, aber als sie wieder ins Zimmer trat, soll sie aufgeschrien haben: „Die Mörderin hat die Stirn, dies Haus zu betreten!"

Der neue Papst pflegte bei seiner Thronbesteigung eine gewisse Anzahl von Verbrechern, die in römischen Gefängnissen schmachteten, zu begnadigen. Auch Paolo Giordano bemühte sich trotz des kühlen Empfanges, der ihm geworden war, um eine Audienz und bat einen seiner Hofleute, Marco Bracciolini, der einen Mord in Tordinona abbüsste, in Freiheit zu setzen. Der Papst weigerte die Bitte, und als Paolo Giordano ihm versicherte, er würde ihn als treuer Vasall in all seinen Plänen fördern, gab der „Frate" kühl zur Antwort, es sei niemand mehr als ihm, dem Papst, darum zu tun, dass Orsinis Verhalten seiner Stellung angemessen sei. Das Unrecht, das Paolo Giordano dem Kardinal Montalto zugefügt habe, soll vergessen sein; würde er aber Sixtus V. zu nahe treten, so würde der Papst dies nicht verzeihen. Dem guten Orsini würde er ein guter Papst sein, unerbittlich gegen den ungehorsamen. „Geht nach Bracciano zurück", fügte Sixtus hinzu, indem er sich drohend auf seinem Stuhl aufrichtete, „und reinigt Euer Schloss von den Mordbuben."

Orsini war starr von Staunen: es gab jemand auf der Welt, der es wagte, so zu ihm zu sprechen! Er erwies dem Papst nicht einmal die ihm gebührenden Ehren, sondern bestieg empört seinen Wagen und fuhr zu seinem Freund, dem Kardinal de' Medici. Als der Kardinal alles erfahren hatte, gab er ihm den bündigen Rat: „Geh nach Bracciano und verlier keine Zeit."

Der stolze Paolo Giordano verliess die Stadt mit Vittoria und entliess zur allgemeinen Überraschung die meisten der Banditen aus seinem Dienst. Einige Tage darauf erfuhr er, dass man Bracciolinis Kopf auf einer Stange in der Engelsburg aufgespiesst habe. Das war ein böses Zeichen. Der Herzog liess seine Habe zusammenpacken und verliess am 21. Mai sein Schloss und den Kirchenstaat, Muzio Frangipani setzte er als Gouverneur von Bracciano ein und empfahl Lelio Orsini, ein Auge auf seine Sachen zu haben. Marcello Accaramboni und noch einige seiner Hofleute begleiteten ihn, unterwegs sollte er noch eine grössere Anzahl treffen. In Urbino wurden der Herzog und seine Gemahlin gut aufgenommen, von dort aus gingen sie nach Pesaro, um sich nach Venedig einzuschiffen. Dort hofften sie Schutz vor Sixtus V. Gerechtigkeit und Zorn zu finden. Unglücklicherweise erkrankte Orsini an einer Gesichtsrose, und da die Ärzte für sein Leben fürchteten, diktierte er unterwegs sein Testament, in dem er Vittoria 40000 Skudi vermachte. Er vermied es, sie seine Gattin zu nennen, damit man seinen letzten Willen nicht aus diesem nichtigen Grund umstosse. Seinen Sohn empfahl er dem Schutz der Kardinäle d'Este und de' Medici.

Aber der Duca wurde gesund, in Venedig begrüssten ihn Lodovico Orsini und der dortige Adel. Er fühlte sich wieder geborgen und bezog erst den Palast des Dandolo auf der Giudecca, dann wohnte er in Murano. Sein Aufenthalt in Venedig währte nicht lange, er übersiedelte nach Padua und mietete den Palazzo Foscari für zwei Jahre für den jährlichen Betrag von 700 Skudi.

## VII.

Der Gouverneur der Stadt pflegte dem neuerwählten Papst eine Liste der Gefangenen vorzulegen, die man einer Begnadigung für würdig hielt. Etwa 200 Banditen, die auf die Unterstützung der Kardinäle und Barone hofften, rechneten mit ihrer Befreiung. Anstatt der erhofften Begnadigung erklärte Sixtus V. dem Kardinal San Sisto, dem Nepoten des verstorbenen Papstes, dass das System der Nachsicht, das sein Vorgänger beobachtet habe, zu Ende sei, diese Milde habe Verbrechen nur gefördert, infolgedessen würde er niemand in Freiheit setzen, sondern die Gefangenen so schnell als möglich zu Tode verurteilen, um Platz für jene Verbrecher zu schaffen, die in Rom noch frei umherliefen.

Die Kardinäle Medici, Farnese und Colonna, die Sixtus' Wahl durchgesetzt hatten, konnten nicht an diese Strenge des Franziskaners glauben, sie verwandten sich bei ihm für die Gefangenen, denen sie die Freiheit versprochen hatten. Der Papst erklärte den Bittstellern kühl, Christus habe Petrus zwar die Schlüssel anvertraut, die anderen Apostel jedoch nicht zu seinen Lehrmeistern eingesetzt. Er folge dem Beispiel des Erlösers und nehme von den Kardinälen keine Lehren an. Als einer der Kardinäle die Bemerkung wagte, diese Strenge würde auf die Ketzer einen schlechten Eindruck machen, gab Sixtus zur Antwort, die Ketzer nehmen nicht an den Verbrechen Anstoss, die bestraft werden, sondern an jenen, die ungesühnt bleiben; wäre er zu Beginn der Reformation Papst gewesen, so wären die Lutheraner nie geworden, denn nur das skandalöse Benehmen des Klerus habe zur Reformation geführt.

Nach dieser Audienz schrieb der Gesandte des Grossherzogs von Toskana, die Kardinäle bedauerten sehr, „diesen wilden Mönch" gewählt zu haben. Dies Bedauern wurde gewissermassen Tradition im Kollegium, und die Kardinäle haben sich seitdem gehütet, einen Mönch zum Papst zu ernennen.

Unter Gregor XIII. war der „Frate" so still geworden, dass die Kardinäle seine Vergangenheit, die in keiner Weise auf einen milden, leicht lenkbaren Charakter schliessen liess, vergessen hatten. Als Prediger hatte sich Peretti auf der Kanzel einst so in Zorn geredet, dass er in Anwesenheit von Kardinälen und Gesandten Karl V., Ferdinand I. und Heinrich VIII. mit dem Bann bedroht hatte. Die päpstliche Diplomatie hatte Mühe genug, die Sache wieder beizulegen.

Den Kardinälen folgten die Konservatoren der Stadt und erklärten dem Papst, das Volk verlange nach einer gerechten Herrschaft, nach Frieden und Wohlstand. Sixtus gab zur Antwort, er erhoffe vor allem Gerechtigkeit von ihnen als den höchsten Beamten der Stadt, in dieser Beziehung dürften sie seiner Unterstützung sicher sein; dagegen würde er jeden Missbrauch ihrer Gewalt aufs strengste ahnden, und ihre hohe Würde wäre keineswegs ein Schutz für ihren Kopf.

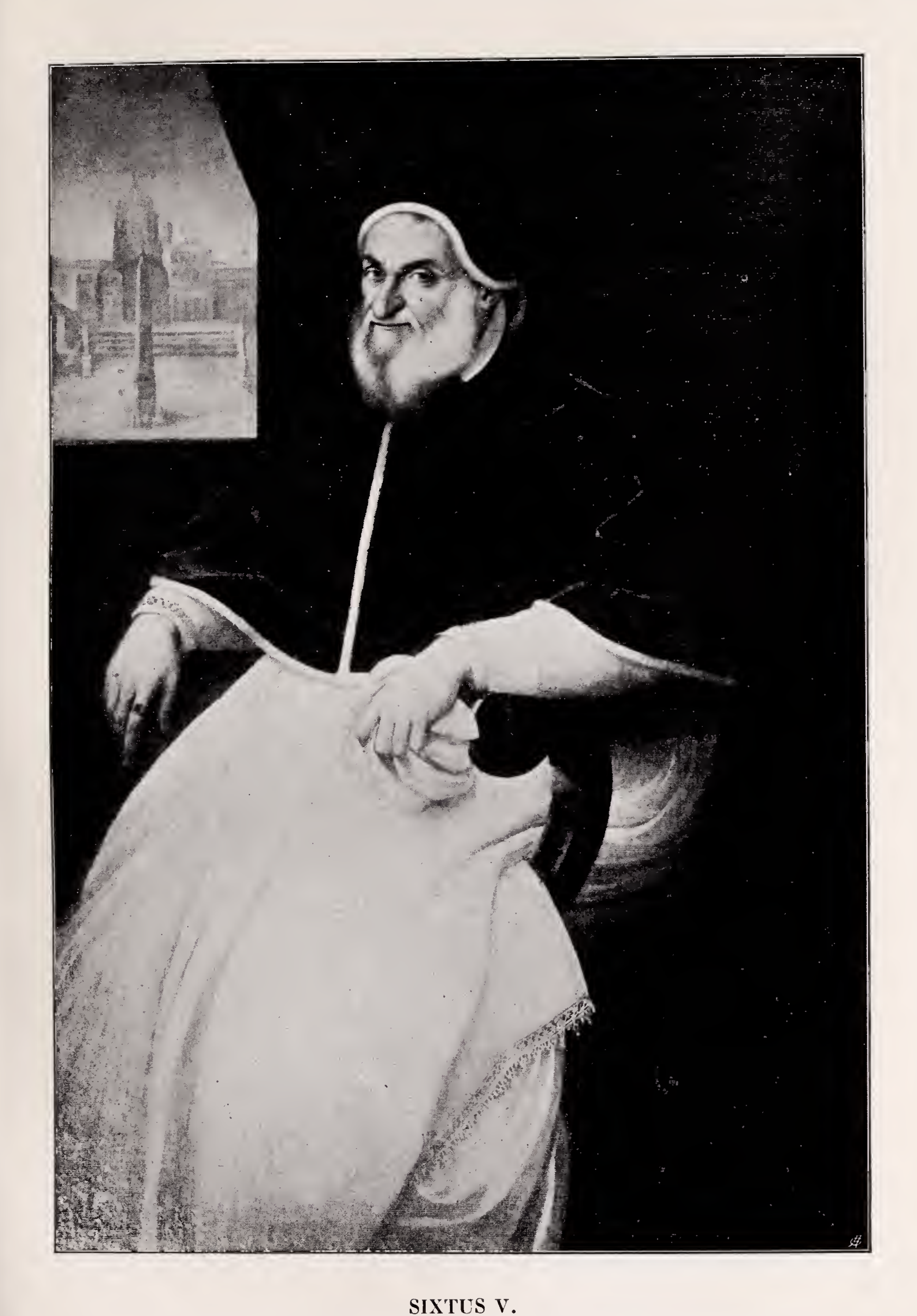
Die Konservatoren haben sich seitdem gehütet, dem Papst gute Lehren zu erteilen.

Diesen Worten entsprachen die Taten.

Unmittelbar nach erfolgter Wahl verbot der Papst, Waffen auf der Strasse zu tragen. Vier Jünglinge, Brüder, die während des Konklave in Sforzas Heer gedient hatten, um die öffentliche Ordnung aufrecht

zu erhalten, fühlten sich dadurch gewissermassen zum Tragen von Waffen berechtigt und verliessen ihr Haus mit dem Gewehr auf der Schulter. Sie wurden gefangen genommen und zu Tode verurteilt. Als einige Kardinäle von dieser unerhörten Strenge erfuhren, warfen sie sich dem Papst zu Füssen und baten um das Leben der nur aus Leichtsinn Schuldigen; sie machten Sixtus darauf aufmerksam, es wäre noch nicht dagewesen, dass man Gefangene zu Beginn der Regierung des neuen Papstes, vor der Krönung, zu Tode verurteile. Der Papst verweigerte diese Begnadigung, und am nächsten Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, wurden die vier Brüder auf der Engelsbrücke erhängt.

Den Räubern lieferte Sixtus einen furchtbaren, aber zur Wiederherstellung des Staates und zur Beruhigung der öffentlichen Sicherheit notwendigen Kampf. Fast auf gleiche Stufe wie die Banditen stellte er Astrologen, Wahrsager, Kartenspieler, Gotteslästerer, Betrüger, Neuigkeitskrämer, die Nachrichten verbreiteten, die geheim bleiben sollten, Geistliche, die ihr Kleid befleckten und Kurtisanen. Am 5. Juli wurde die Bulle „Hoc nostri pontificatus initio" erlassen, die die gesamte Bevölkerung mit Schrecken erfüllte. Gegen die Räuber sollte eine allgemeine Treibjagd beginnen. Wo immer unsichere Leute auftauchten, sollten die Glocken geläutet und zu den Waffen gegriffen, die Missetäter gefangen genommen oder auf der Stelle kalt gemacht werden. Die Verwandten der Räuber waren von dieser Pflicht nicht befreit; wer sie nicht erfüllte, verfiel der Todesstrafe. Auf die Köpfe der Banditen wurden Belohnungen ausgesetzt, die aber nicht die Apostolische Kammer, sondern die Angehörigen des Gerichteten oder die Gemeinde, zu der er zuständig war, bezahlte, wenn die Familie zu arm dafür war. So befahl der Papst den Verwandten des Räuber Fara, ihm den Missetäter lebendig oder tot zu stellen; ehe ein Monat vorüber war, schickte die Familie den gewünschten Kopf nach Rom. Ein Galgen nach dem andern wurde errichtet; zwischen Anagni und Frosinone wurden allein zwölf aufgestellt und auf jedem hingen die gevierteilten Körper der Hingerichteten. Auf der Engelsbrücke und dem Moles Hadriani hingen Monate hindurch zehn und mehr Leichen, die in der Hitze zerfielen und eine furchtbare Ausdünstung verbreiteten. Zweien der Erhängten, dem ehemaligen Geistlichen Guercino, der sich der „König der Campagna" nennen liess, und einem anderen Geistlichen, dem „König der Maremmen" wurden zum Hohn vergoldete Kronen aufgesetzt. Die Konservatoren schickten eine Deputation zum Papst; Se. Heiligkeit wurde auf die Gefahren einer



SIXTUS V.

*Rom Palazzo Lateranense*



Seuche aufmerksam gemacht, die aus den Ausdünstungen der Leichen entstehen könnte und gebeten, der Bevölkerung diesen entsetzlichen Anblick zu ersparen. Der Papst gab kurz zur Antwort, die Römer hätten zu feine Nasen; die Verbrechen hätten ihnen nicht „gestunken“, aber die Leichen der Verbrecher könnten sie nicht ertragen. So verpesteten die Körper der Banditen nach wie vor die Umgegend der Engelsbrücke in der Julihitze.

Einige verwegene junge Nobili, darunter Virginio Orsini, Ascanio Sforza und Marc Antonio Incoronati leisteten sich einen gefährlichen Scherz, sie verhöhnten die Todesurteile des Papstes und postierten nachts die Köpfe erschlagener Katzen auf den Pfeilern der Engelsburg. Der Papst liess die Missetäter gefangennehmen, schenkte ihnen aber das Leben.

In der Stadt erzählte man von einem Gespräch zwischen den auf der Engelsbrücke postierten Statuen von Petrus und Paulus. „Warum trägst du einen Sack auf dem Rücken?“ fragte Paulus seinen Gefährten. — „Ich will die Stadt verlassen,“ gab Petrus zur Antwort, „man könnte mich gefangennehmen, weil ich Malchus ein Ohr abgehauen habe.“

Als im Jahre 1585 auf Sixtus' Befehl der alte Graf Giovanni Pepoli, der einer der vornehmsten Familien Bolognas angehörte, im Gefängnis erwürgt worden war, war man nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa empört. Pepoli hatte einen Räuber in einem seiner Schlösser versteckt und sich geweigert, ihn auszuliefern, da sein Schloss kaiserliches und nicht päpstliches Lehen sei und ausserhalb von Sixtus' Machtsphäre liege. Am Papst prallte dieser Einwand ab, er befahl seinem Legaten in Bologna, sich des Räubers mit Gewalt zu bemächtigen. Aber Pepolis Soldaten schlugen die Sbirren zurück. Da schickte der Papst ein grösseres Heer und befahl, nicht allein den Räuber zu töten, sondern verurteilte auch Pepoli zum Tode. Sein ganzer Besitz sollte der Kurie zufallen. Mehrere Kardinäle und die Este baten um Begnadigung des Greises, der als vornehm empfindender, wohltätiger Mann in Bologna sehr beliebt war. Alle Bitten waren vergebens — das Urteil wurde vollstreckt.

Zehn Jahre nach Sixtus' Thronbesteigung (1589) berichtet Reszka seinem Freunde, dem Bischof Baranowski von Przemysl: „Vergangene Woche wurde in Rom strenge Justiz geübt, propter adulterium wurden einige auf den Galgen geschickt, ein Mönch, Canonicus regularis, und eine Nonne mussten nächtliche Insolenzien mit ihrem Kopf bezahlen.“ Es war kein Ende der Strenge abzusehen.

Jahre hindurch hatte der Kardinal Montalto seinen Zorn gegen die Orsini und die Banditen schweigend in seiner Mönchsbrust begraben. Er hatte sie besser als irgendein anderer erkannt; jetzt, da er die Macht in Händen hatte, befreite er die Gesellschaft von diesem Alpdruck mit der Rücksichtslosigkeit und Strenge des Inquisitors. Die Aufgabe war schwer aber notwendig. Mittelitalien drohte materieller und sittlicher Niedergang.

Auf zeitgenössischen Porträts wirkt der lächelnde Papst mit seinen gutmütigen Zügen wie jemand, der kein Wässerchen trüben, geschweige denn ein Todesurteil unterschreiben könnte. Nur im lateranensischen Palast befindet sich ein Bildnis, das etwas vom wahren Wesen des Papstes offenbart. Der Blick ist durchdringend, die Lippen scharf aufeinandergepresst, Energie und unbeugsamer Wille liegen im Gesicht. Charakteristisch ist die ungeheure, sich nach unten verbreitende Nase, die fast bis auf die Oberlippe reicht und das ganze Gesicht beherrscht. Etwas Rätselhaftes, Sphinxartiges beherrscht das Gesicht, hier verrät sich eine eruptive, gewaltsame Natur, die ihre Pläne und Gedanken in jahrelangem Schweigen verborgen hat.

Trotz seiner Grausamkeit war der Papst im täglichen Umgang der wohltätige und gutmütige Mönch geblieben, das empfanden namentlich seine Freunde oder niedrige Geistliche, die seine diplomatischen Pläne nicht durchkreuzen konnten. Reszka hat einige Züge übermittelt, die beweisen, dass dieser furchtbare Papst viel von der schlichten Einfachheit des Mannes aus dem Volk, der sich aus eigner Kraft die höchste Stelle in der Christenheit errungen, behalten hat. So berichtet dieser Gesandte am 14. Mai 1588: Sixtus habe ihn sehr liebenswürdig empfangen, sich, auf und ab gehend, mit ihm über vielerlei Dinge unterhalten, ihn nicht niederknien lassen und ihm auch „den Zutritt zur linken Hand verweigert“. Ein andermal habe er ihn gesegnet, sich aber wegen seiner Erkältung nicht länger mit ihm unterhalten. „Andate in nome di Dio, state sano, perche noi havemo gran catharro.“

Gelegentlich erinnerte sich Sixtus seiner slawischen Abstammung, er wollte ein Kollegium für die Südslawen stiften und die Einkünfte dieses Instituts sicherstellen. Besonders interessierte er sich für die Polen, nicht infolge ihrer Zugehörigkeit zur slawischen Rasse, sondern weil er ihrer zur Abwehr gegen die Türken, die ihn sehr beunruhigten, bedurfte. Er klagte, dass er bei den europäischen Herrschern keine Unterstützung finde. Der spanische Philipp war zu alt, der Kaiser „im-

becillis"; verlassen konnte er sich nur auf den polnischen König Stefan Batory. Er war nach Aussage des Papstes „manu et consilio fortis". Mit seinem Nachfolger Sigmund III. war Sixtus weniger zufrieden, er lachte, als Reszka ihm erzählte, dass die Ketzer Sigmund den „Jesuitenkönig" nennen und fand, der König habe noch nicht Farbe bekannt, sein Regiment sei zu schwach. Er wurde ungeduldig, weil der König sich nicht beeilte, ihm zu huldigen, es war ihm darum zu tun, eine glänzende Gesandtschaft „pomposum et splendidum" zu empfangen, einen Fürsten, der mit soviel Luxus wie einst Paul Uchanski in Rom einzöge. Als er erfuhr, dass man einen Bischof und nicht einen Edelmann aus Warschau schicken wolle, zürnte er „nicht also habe König Stefan gehandelt; jetzt schickt ihr einen Prälaten, nicht damit er mir huldige, sondern damit er Geld zur Expedition gegen die Türken zusammenbettle". Er war bereit, Polen zu unterstützen und prahlte vor Reszka, er habe Stefan 25000 Skudi zu diesem Zwecke gegeben und würde Sigmund noch mehr geben, da er „fünf Millionen Skudi für jede Gefahr, die der Christenheit drohe, gesammelt habe". Aber mit der polnischen Regierung war er unzufrieden, namentlich war es ihm um die Huldigung zu tun. „Ihr tut, als würdet ihr meiner spotten", sagte er zu Reszka. „Es heisst, die Gesandtschaft komme heute, dann morgen, ihr veranlasst mich, den Kaiser um einen literas passus zu bitten, und alles ist vergebens. Ihr seid Euch Eurer Pflichten nicht bewusst und versteht sie nicht abzuwägen."

Als sich die Nachricht verbreitete, Sigmund III. würde Kaiser Maximilian das Königreich Polen abtreten und der Kaiser sich „erniedrigen", Anna, die Schwester des Königs zu heiraten, empörte sich Sixtus über dieses törichte Projekt! Die Bitte des Kaisers, ihn in diesem Vorhaben zu unterstützen, lehnte er ab. Über Annibal di Capua, den päpstlichen Nuntius in Warschau, der ihm darüber ernsthaft berichtete, äusserte er sich, „der Nuntius müsse wohl den Verstand verloren haben". „Der polnische König wird sich nie dazu verstehen," sagte er zu Reszka, „vom Throne aufzustehen, Maximilian sein Reich zu übergeben und dem ruhig Abwartenden seine Krone aufzusetzen, gleichsam als wenn er ihm im Winter seine eigne Mütze abtreten würde." Bei diesen Worten hielt er sein Käppchen mit beiden Händen über Reszkas Kopf und fuhr fort: „Solchen Unsinn mache ich nicht mit, denn ich will der Welt nicht zum Gespött werden."

Sixtus' Hauptsorge war, Ordnung im Kirchenstaat zu schaffen und die

Türkengefahr abzuwehren; wenig Päpste sind dieser Aufgabe so gewissenhaft nachgekommen wie er. Er hatte manche Züge, die an Julius II. erinnerten. Auch Sixtus war „il terribile“, aber er hatte sich mehr in der Gewalt; Julius hob den Stock im Zorn und fluchte wie ein Matrose. Sixtus unterfertigte schweigend ein Todesurteil nach dem andern. Beide hassten die Fremden, die Italien überschwemmten, der Renaissance-Papst die Franzosen, die damals die Halbinsel bedrohten, Sixtus die Spanier, namentlich Olivarez, König Philipps Gesandten, den einzigen, der es wagte, ihm zu widersprechen. Weder Julius noch Sixtus haben ihr Ziel erreicht und Italien von der Fremdherrschaft befreit; Sixtus starb in Sorge um das Schicksal der Christenheit und sagte kurz vor seinem Tode zu Reszka: „Glaube mir, in all der Angst um die gesamte Christenheit wünsche ich mir eher den Tod, als dieses kümmerliche Leben.“

Camilla, die Schwester, war Sixtus' einziger Trost. Sie allein hatte Einfluss auf den Papst, und ihr vertraute er unbedingt. Die Kardinäle rieten Reszka, sich zur Förderung der polnischen Frage um ihre Gunst zu bemühen. Aufs angelegentlichste empfahl die Königin Anna Donna Camilla den polnischen Gesandten; da dies Reszka noch nicht genügte, bat er auch den König um einen Einführungsbrief.

Camilla war eine wichtige Persönlichkeit in Rom geworden, sie trug kostbare Gewänder und umgab sich mit Luxus, denn so verlangte es die Sitte. Dem Vorbild seiner Vorgänger gemäss betrachtete Sixtus seine Verwandten als die herrschende Familie. Alessandro Peretti, den Sohn der Maria Felicia Damasceni, ernannte er zum Kardinal, obgleich der Knabe erst dreizehn Jahre alt war; Michele, der jüngere Peretti, ein achtjähriges Kind, wurde General der Kirchenarmee und ihm oder vielmehr seiner Mutter das volle Gehalt ausbezahlt. Später erhielt er das Fürstentum Venafro. Sixtus hielt sich an den üblichen Brauch, beschenkte seine Schwester und die Nepoten mit zahlreichen Lehen, und kaufte Paläste und Landbesitz, den er Camilla übertrug. Auf diese Weise erwarb der Papst vier Paläste in den Stadtteilen Parione, all' Orso, alla Pigna und im Borgo und wurde Hausbesitzer im Vicolo de' Sentierí und bei San Salvatorello. Am meisten interessierte er sich für den Weinberg bei Santa Maria Maggiore, er vergrösserte den Besitz, legte einen prachtvollen Garten an und baute den Palast aus, über den sich einst Gregor XIII. geärgert hatte.

Bauen war eine Leidenschaft des Papstes. Am meisten beschäftigte

er den Architekten Fontana, der ohne wirklich schöpferische Begabung die Wünsche des Papstes in gewissenhaftester Weise erfüllte. Es gibt ein Bild von Sixtus, umgeben von allen Gebäuden, die er hat errichten lassen: der Kapelle S. Maria Maggiore, dem lateranensischen Palast, dem Ponte Sisto und sechs Kirchen und Obelisken. Nachdem der Obelisk auf dem Petersplatz aufgestellt war, liess der Papst noch einige antike Säulen aufrichten und versah sie mit Kreuzen oder Apostelstatuen.

1587 liess Sixtus zur Erinnerung an die Ausrottung des Banditenunwesens, eine Medaille prägen. Auf dem Avers schläft ein Bauer mit geöffnetem vollen Geldsack unter einem Baume, darunter stehen die Worte: „Perfecta securitas.“ Natürlich sind diese Worte nicht frei von Übertreibung, aber Sixtus' drakonische Massnahmen hatten eine Zeit hindurch Erfolg, und die Bevölkerung konnte ihrer Arbeit ohne Furcht vor den römischen Baronen und Banditen nachgehen.

Das Volk hat Sixtus blutig gehasst; bei der Nachricht seines Todes stürmte es aufs Kapitol, um die Statue zu zertrümmern, die der Senat dem Papst in Anerkennung seiner Verdienste um die Ausrottung der Banditen gesetzt hatte. Die Kardinäle versuchten, die Menge durch den Konnetabel Colonna, der mit einer Nichte des Verstorbenen verheiratet war, zu beruhigen. Colonna versprach, die Statue würde verhüllt werden, bis der Senat eine neue Bestimmung getroffen hätte. Das Werk wurde gerettet, und der Senat fasste den Beschluss, lebenden Päpsten nicht wieder Denkmäler zu errichten. Dies Dekret wurde jedoch häufig umgangen.

Sixtus hat der Bevölkerung eine solche Furcht eingeflösst, dass er, wie der Historiker Muratori versichert, noch 200 Jahre nach seinem Tode als Schreckgespenst für unartige Kinder galt.

## VIII.

Doch zurück zu Paolo Giordano.

Ein schweres Fieber warf ihn aufs Krankenlager unmittelbar nachdem er sich im Sommer in Salò am Gardasee niedergelassen hatte, mit der Absicht, den Herbst in Venedig zu verbringen. Er wurde zur Ader gelassen, aber diese Operation schwächte den erkrankten Organismus nur, und Orsini starb am 12. Oktober 1585. „Avvisi di Roma“ berichten, Orsinis Tod „sei im geeignetsten Augenblick eingetreten“, und die römische Bevölkerung bezichtigte den Grossherzog Francesco,

der für seine Vergiftungskuren berüchtigt war, bei diesem Tod seine Hand im Spiel gehabt zu haben. Vittoria sank ohnmächtig an der Leiche ihres Gatten nieder; als sie zum Bewusstsein kam, griff sie zur Waffe, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Eine Dienerin entriss ihr die Waffe, und der Umgebung gelang es, sie einigermassen zu beruhigen. Sie liess die Gesichtsmaske des Toten abnehmen und den Körper einbalsamieren. Als ihr Bruder, der Bischof vom Fossombrone, die Todesnachricht erhielt, empfahl er ihr in einem sehr teilnehmenden Brief, ihre Hoffnung auf den Himmel zu setzen; ihr trauriges Schicksal voraussahnend schloss er mit den Worten: „Il mal mi preme e mi spaventa il peggio."

Vittoria ging, da sie kein Haus hatte, nach Padua. In Verona traf sie Lodovico Orsini, im Begriffe, sich nach Salò zu begeben. Er begleitete sie bis nach Padua, ängstlich darüber wachend, dass sich die Witwe keine Kostbarkeiten aneigne. Paolo Giordano hatte seiner Frau ausser den bereits erwähnten 40000 Skudi, alle im Kloster Toro de' Specchio in Padua und Verona befindlichen Kleinodien vermacht, sowie alles Silber, Geräte und bewegliche Gut. Den Ring der hl. Brigitta, der ihn nie verlassen hatte, empfahl er ihr zu tragen. Nach ihrem Tode sollte dieser Ring an seine Familie zurückfallen. Dem Grossherzog von Toskana und den Orsini war es namentlich darum zu tun, diese Verfügung umzustossen, da diese Dinge einen grossen Wert repräsentierten. Lodovico Orsini meldete nach Florenz, er würde dafür Sorge tragen, dass die Witwe sich nichts von diesem Besitz aneigne und alles wieder an die Familie zurückfalle.

Vittoria bezog das Haus de' Cavalli in Padua und begab sich unmittelbar nach ihrer Ankunft zum Podestà, der, nachdem er sich von der Echtheit des Testaments überzeugt hatte, sie in ihren vollen Besitz einsetzte. Lodovico Orsini schäumte vor Wut, er fühlte sich vor den Medici und Virginio Orsini gedemütigt; als er erkannte, dass er in Venedig, wo das Gesetz galt, nichts erreichen würde, beschloss er, auf seine Weise der Kostbarkeiten Herr zu werden und die Frau, die ihm im Wege stand, unschädlich zu machen.

Der Palazzo Contarini, den Lodovico bewohnte, lag an der Brenta, in der Nähe des Hauses de' Cavalli. Am 22. Dezember um zwei Uhr nachts schlichen Verdächtige, Lodovicos Freunde, in sein Haus: Conte Paganello, Ubaldi aus Arezzo, der Capitano Tolomeo Visconti und der Capitano Splandiano Addami da Fermo. Ausser ihnen waren noch etwa 20 Bravi versammelt, die zu jedem Verbrechen bereit waren.

Einige vermummten sich in lange schwarze Mäntel, banden falsche Bärte oder Masken vor, andere zogen Frauenkleider an. Auf Orsinis Befehl drangen sie in Vittoriens Haus und besetzten alle Ausgänge.

Die Dienerschaft schlief längst in den Mansarden, nur Vittoria und Flaminio, ihr jüngster Bruder, wachten noch. Vittoria betete einen Rosenkranz, da es der Vorabend des Tages ihrer Schutzheiligen war, Flaminio sang leise den Psalm „Miserere" und begleitete sich auf der Laute. Vittoria wusste nicht, dass noch zwei ihrer Diener, Verräter, wachten. Sie öffneten Orsini, mit ihm drangen drei seiner Freunde und fünf Bravi ein. Bei Fackelschein betrat Lodovico Flaminios Zimmer; der Jüngling, im Begriff zur Schwester zu flüchten, brach von einem Schuss getroffen, fast auf der Schwelle zusammen.

Die Maskierten standen vor Vittoria; beim Anblick der Mörder sank sie vor dem Kruzifixus nieder.

„Dir soll der Lohn für all deine Missetaten werden," sagte der eine und zückte den Dolch gegen die Brust der wehrlosen Frau. „Lasset mich beichten," stöhnte das Opfer. Das waren ihre letzten Worte; der Mörder stiess ihr die Waffe fast bis ans Heft in die Brust.

Lodovico fragte: „Ist das Herz durchstossen?"

„Ja," gab der Mörder Tolomeo Visconti de Recanati, der aus vornehmem Hause war, zur Antwort. Aber diese Versicherung genügte den Bravi noch nicht, mit ihren Messern warfen sie sich auf den noch zuckenden Körper und fügten ihm 74 Wunden bei. Auch Flaminio, der sich unter das Bett geschleppt hatte, erhielt den Todesstoss.

Nach getaner Arbeit versammelten sie sich im Hof, riefen den Hausverwalter und befahlen ihm, die gesamte Einrichtung in Ordnung zu halten, für jeden Verlust wäre er dem Grossherzog von Toskana verantwortlich. Sie liessen ruhig durchblicken, in wessen Auftrag der Mord geschehen war. Die Diener ahnten nicht, dass auch Lodovico Orsini unter den Mördern war, einer der Höflinge lief in seinen Palast, um ihm die furchtbaren Geschehnisse zu melden. Orsini tat überrascht und befahl, den Podesta zu benachrichtigen.

Am nächsten Tage hiess es in ganz Padua, der Hauptschuldige sei Lodovico Orsini; die venezianische Signoria, die benachrichtigt worden war, befahl, den Palast der Orsini zu besetzen und die Tore der Stadt zu schliessen. Niemand durfte Padua verlassen, es sei denn mit ausdrücklicher Erlaubnis des Rates der Zehn.

Lodovico war überzeugt, die Signoria würde nicht wagen, sich an ihm,

einem Orisini zu vergreifen, einem Mitglied der um Venedig so verdienten Familie. Als er sah, dass alles zu den Waffen griff, schloss er sich mit etwa 50 Mann in seinem Palast ein. Die Rektoren der Stadt forderten ihn auf, vor ihnen zu erscheinen, um Näheres über Vittoria Accarambonis Ermordung auszusagen. Lodovico gab zur Antwort, er wisse nichts davon und warf ihnen in gemeinen Ausdrücken vor, dass sie es wagten, ihn, den Gouverneur von Korfu, einen Orsini, der vielen Fürsten an Macht überlegen sei, so zu behandeln.

Lodovico vergass, dass er es mit der venezianischen Regierung zu tun hatte, der einzigen im damaligen Italien, die das Gesetz respektierte und dem Recht seinen Lauf liess. Im Rat zu Venedig ward über sein Schicksal bestimmt; nach langen Unterhandlungen, die bis um zwei Uhr nachts dauerten, wurden 171 Kugeln in die Urne geworfen, 149 darunter waren schwarz. Sofort erhielten die Rektoren in Padua den Befehl, Orsini lebend oder tot auszuliefern. Am Weihnachtsmorgen erscholl es in Paduas Strassen „Arme! Arme!“ Orsinis Palast wurde von Bewaffneten umzingelt. Lodovico liess fragen, was sie denn eigentlich wünschten? und bekam zur Antwort: ihn selbst. Er erklärte, er würde freiwillig, aber nicht gezwungen kommen, befahl seinem Sekretär eine Art Protest, der für die Regierung bestimmt war, aufzusetzen, und wartete alles weitere ruhig im Hause ab.

Die Rektoren wollten den Befehl der Signoria schleunigst ausführen; sie liessen Waffen auffahren und den Palast beschiessen. Der erste Schuss erdröhnte; unmittelbar darauf folgte ein zweiter, eine Mauer stürzte ein, drei Diener wurden getötet. Die übrigen begannen, für ihr Leben fürchtend, sich zusammenzurotten; Lodovico sah, dass er sich ergeben müsse, er trat aus dem Palast mit der Absicht, eine Ansprache an das Volk zu halten, aber man liess ihn nicht zu Worte kommen; mit 37 Gefährten wurde er nach Venedig abgeführt. Wie so viele andere, musste auch Orsini den ponte dei sospiri überschreiten.

Schnell wickelte sich der Prozess ab, Lodovico wurde zu Tode verurteilt! Der Cancelliere vom Rat der Zehn brachte ihm die Todesnachricht. „Auf welche Weise soll ich getötet werden?“ fragte der Verurteilte. „Auf eine Eurem Stande angemessene Art“, antwortete der Abgesandte, das hiess, er solle erwürgt werden. Lodovico bat, ihm die Fesseln der rechten Hand zu lösen, um seiner Frau Nachricht über sein Schicksal zu geben. Ferner bat er um ein seiner Frau gehörendes Gebetbuch, und las sechs lateinische Gebete daraus, die ihn an bessere

Tage erinnerten. Unterdessen schlug die 16. Stunde, seine Todesstunde; man brachte einen Lederstuhl, band ihn darauf fest, und der Henker erwürgte ihn mit einer seidnen karmoisinfarbnen Schnur, als dem letzten Privileg des römischen Barons und Statthalters von Korfu. Über die Exekution erhielt der Grossherzog von Toskana einen ausführlichen Bericht von der Signoria; ausdrücklich wurde hervorgehoben, dass dem Verurteilten die Ehre der karmoisinfarbnen Schnur zuteil geworden war. Lodovico wurde seinem Wunsche gemäss in Santa Maria dell' Orto beigesetzt. Seine schönen Waffen dienten dem Saal des Zehnerrates als Schmuck.

Nach ihm kam die Reihe an seine Helfershelfer; am ersten Tage wurden zwei, an den folgenden neunzehn erhängt. Mit furchtbarer Bedachtsamkeit liess man der Gerechtigkeit, die eine strenge Vendetta forderte, ihren Lauf. Mit glühenden Zangen packte man die Verurteilten an den Händen und durchstiess die Herzen mit einem Messer; einzelne der Unglücklichen lebten noch einige Augenblicke und wanden sich in Krämpfen auf dem Boden. Die Körper wurden gevierteilt, und jedes Viertel an einem der vier vor den Toren der Stadt befindlichen Galgen aufgehängt.

Vittoriens und Lodovicos Tod wurde entsprechend dem Brauch des XVI. Jahrhunderts in zahlreichen Versen und Epigrammen besungen. Vittoriens Bruder Ottavio, der Bischof von Fossombrone, sprach in einer Predigt ausführlich von der Toten, er pries nicht allein ihre Schönheit, sondern auch ihr „würdiges, überlegendes Leben voll Ernst und Güte“ und schloss mit der Versicherung, dass ihr der Himmel offen sei. Ein Dichter klagt, mit Vittoria sei die Tugend aus der Welt geschwunden:

Al cader di Vittoria
Cadé virtù e valore
Di pudicizia, e honore
Di gratia, e gentilezza
D' umiltà, d' innocentia e di belezza
E di pietate e fede
Si fece al suo cader la terra herede.

Anders haben die Römer geurteilt. Übertrieben boshafte Epitaphe wurden auf sie verfasst.

Madonna Peretti trug dafür Sorge, dass alle, die im Drama ihres Hauses eine Rolle gespielt hatten, durch den Henker fielen. Marcello Accaramboni flüchtete nach Venedig, aber der Papst verlangte seine

Herausgabe, ebenso wie die der griechischen Zauberin, auf der der Verdacht ruhte, Francesco Perettis Schwester vergiftet zu haben. Die Signoria lieferte, im Verlangen, die Wünsche des Vatikans möglichst schnell zu befriedigen, die Verbrecher nach Ancona aus; der Gouverneur liess beide, ohne ihnen erst einen Prozess zu machen, hinrichten.

Francesco war gerächt, es galt noch, dem römischen Volk zu beweisen, dass ein Peretti nicht straflos getötet werden könne. Der Papst verfügte, dass für den vor Jahren Ermordeten noch einmal ein glänzendes Begräbnis veranstaltet werden solle. Im Juni des Jahres 1588 wurde Francescos Sarg aus S. Maria degli Angeli nach S. Maria Maggiore überführt und im Beisein von 18 Kardinälen und einem zahlreichen Gefolge von Weltgeistlichen und Mönchen in der Krypta beigesetzt.

Kaum vier Jahre nach Paolo Giordanos und Vittoria Accarambonis Tode hatten die Familien Orsini und Peretti bereits den Hass vergessen. Der Vendetta war Genüge geschehen, gemeinsame Interessen traten an ihre Stelle. Der Papst wünschte vornehme Verbindungen für seine Familie, Paolo Giordanos Sohn, ein siebzehnjähriger Jüngling brauchte Bargeld, um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu ordnen. Im Frühling des Jahres 1589 heiratete Flavia Peretti, die Nichte des Ermordeten und Enkelin des Papstes, den Sohn des Mörders. Der 8. April war ein Tag des Glanzes für die Peretti: eine Nepotin wurde Fürstin von Bracciano, ihre Schwester Orsina Peretti heiratete am gleichen Tage Marcantonio Colonna, den Neffen des Siegers von Lepanto. Jede der Schwestern erhielt 100 000 Skudi als Mitgift. Zu Ehren der Schwestern gab kein geringerer als Tasso eine Sammlung von Lobgedichten heraus, die man „Tempio“ nannte. Ein „Tempio“ wurde den schönsten Frauen zuteil; Flavia und Orsina hatten nur bescheidene Reize, dafür waren sie die Nepotinnen des Papstes. Sixtus V. war so froh, dass seine Familie mit den angesehensten Geschlechtern Italiens verbunden war, dass er von diesem Zeitpunkt an mehr Milde walten liess.

Am 27. August 1590 starb Sixtus. Es hiess, Olivarez, der spanische Gesandte, sein leidenschaftlicher Gegner, habe ihn ermorden lassen, um einen dem katholischen König und der Liga gegen Frankreich bequemeren Papst einzusetzen. Sixtus' Regierung war von bestimmendem Einfluss auf die Entwicklung des Kirchenstaates und auf Italiens Kultur. Der furchtbare Papst hat den Übermut der römischen Adelsgeschlechter gebrochen, die Stadtkommunen entrechtet und eine

strikt kirchliche Monarchie begründet. Im Reiche herrschte Ordnung, an die Stelle der alten römischen Geschlechter traten die Nepoten.

Camilla Peretti, Sixtus' Schwester, hat noch bis zum Jahre 1605 gelebt. Das Geschlecht der Peretti oder richtiger Damasceni erlosch jedoch schnell; der letzte, Kardinal Francesco, starb 1655, während des Konklave, aus dem Alexander VII. als Papst hervorging.

DRITTES KAPITEL

# DIE FAMILIE CENCI

## I.

Francesco Cenci und seine Angehörigen waren sittlich tief gesunkene Menschen, die zum grössten Teil unter des Henkers Beil starben. Die Cenci gewähren einen entsetzlichen Einblick in die römische Gesellschaft des ausgehenden XVI. Jahrhunderts. Sie haben zum hohen römischen Adel gehört und werden schon im XII. Jahrhundert genannt, sie waren mit den Astalli, Albertoni, Massimi, Frangipani, Orsini, Lanti usw. verschwägert und besassen einen stattlichen Palast am Tiber. Erst vor etwa zehn Jahren wurde der Turm der Cenci niedergerissen, da er die anzulegende „passegiata del Lungotevere" behinderte. Neben dem Palast steht die Kirche S. Tomaso a Cenci, 1113 begründet; den Cenci galt sie gewissermassen als ihre Familienkirche.

Sie waren sehr reich, im XVI. Jahrhundert hat namentlich Cristoforo Cenci, der Kleriker der Apostolischen Kammer, das Vermögen vergrössert. Cristoforo war päpstlicher Schatzmeister und bekleidete eine Reihe öffentlicher Ämter, die er so gut zu nutzen verstand, dass er nach heutigem Gelde ein Vermögen von über zwei Millionen Lire hinterliess; damals repräsentierte dieser Betrag einen bedeutend grösseren Wert. Den Kirchenschatz von S. Tomaso verwaltete er in ähnlicher Weise wie die päpstliche Kasse und erwarb eine stattliche Anzahl von Weinbergen, Gehöften, Villen und Palästen. Er war unverheiratet, hatte aber ein Verhältnis mit Beatrice Arias, einer verheirateten Frau niederen Standes, die ihm einen Sohn, Francesco, geschenkt hat. Beatricens Mann hatte nichts dagegen einzuwenden, dass Cristoforo Francesco als seinen Sohn betrachtete und ihn selbst Cenci nannte. Man munkelte, Francescos wahrer Vater sei ein Jude, Falcione, dem der Knabe sogar ähnlich sei.

Auf dem Totenbette liess sich Cristoforo mit Beatrice Arias, deren Mann inzwischen gestorben war, trauen. Er war so schwach, dass er ihr nicht einmal den Trauring an den Finger stecken konnte, der anwesende Notar musste es für ihn tun. Er erklärte Francesco volljährig, obgleich der Knabe noch nicht zwölf Jahre alt war, das geschah vielleicht mit Recht, da Beatrice sehr bald zum drittenmal heiratete. Ihr dritter Mann war der Verwalter des verstorbenen Cristoforo, der Advokat Evangelista Recchia di Barbarano, und das Vermögen der Cenci wäre, wenn Cristoforo nicht vorgesehen hätte, dem Stiefvater ohne weiteres preisgegeben.

Francesco hatte noch keine Zeit gehabt, etwas für seine Bildung zu tun; der Vater hatte ihm zwar einen Pädagogen gehalten, aber dessen ethische und kulturelle Werte scheinen recht mässig gewesen zu sein: Lehrer und Schüler haben 1560 Quintiliano di Vetralla blutig geprügelt und mussten sich dem Gericht stellen. Früh übte sich der junge Cenci in Prügeleien. Er hat in schnellerem Tempo als andere gelebt; als Vierzehnjähriger war er bereits mit Ersilia Santacroce, der Nichte seines verstorbenen Vormundes, verheiratet, einem Mädchen aus gutem Hause, das eine Mitgift von 5000 Skudi mitbekommen hat. Am 24. Oktober 1563 hat er um ihre Hand angehalten und sie acht Tage darauf bereits zum Altar geführt. Vermutlich hatte er gute Beziehungen zur vatikanischen Kanzlei und erhielt so die Erlaubnis zu einem summarischen Aufgebot. Während einer einundzwanzigjährigen Ehe (1563 bis 1584) hatte er von dieser ersten Frau zwölf Kinder, davon starben fünf, fünf Söhne und zwei Töchter, Antonina und Beatrice, blieben am Leben.

Der zahlreichen Familie drohte plötzlich eine grosse Geldkatastrophe. 1585 kam Sixtus V. auf den päpstlichen Stuhl; da er längst wusste, dass Cristoforo Cenci das ihm von den Päpsten geschenkte Vertrauen missbraucht hatte, liess er die Sache untersuchen und drohte Francesco, ihm das gesamte unrechtmässig erworbene Vermögen zu nehmen. Ausserdem erklärte er die zwischen Cristoforo und Beatrice Arias geschlossene Ehe als ungültig, da einige von der Kirche vorgeschriebenen Bräuche vernachlässigt worden waren, somit war auch Francesco Cristoforos unehelicher Sohn. Da Francesco damals bereits 41 Jahre alt war und 28 Jahre seit der Eheschliessung zwischen Cristoforo und Beatrice Arias vergangen waren, liess sich der Papst versöhnen und versprach, die Ehe als gültig anzuerkennen, vorausgesetzt, dass Francesco Cenci dafür der Apostolischen Kammer 25 000 Skudi be-

zahle. Cenci zahlte, das Geld wurde für den Bau einer Tiberbrücke, Ponte Felice, verwendet. Francesco wurde schriftlich beglaubigt, dass man Cristoforo Cenci als aus dem geistlichen Stande entlassen betrachte, ihn selbst als den legitimen Sprössling einer legal geschlossenen Ehe, während Beatrice Arias' erste und dritte Ehe als ungültig erklärt wurden. Dies Dokument nannte man „sanatoria", da es Francescos Familienverhältnisse saniert hatte.

All das blieb auf Francescos Charakter selbstverständlicherweise ohne Einfluss. Er war ein im höchsten Grade leidenschaftlicher, gewaltsamer, streitsüchtiger Mensch, schlug den Dienern die Köpfe blutig, prügelte die Kinder, hungerte sie aus und war als habgieriger Geizhals in der ganzen Stadt verhasst. Dem Beispiel des Vaters folgten die Söhne; den römischen Gerichten hat wohl keine Familie so viel zu schaffen gemacht wie die Cenci. Mit dem Jahre 1563 beginnt die Liste von Francescos Verurteilungen und der von ihm zu entrichtenden Geldstrafen. Das Gericht pflegte im allgemeinen die reichen Verbrecher gegen ein hohes Lösegeld freizugeben und die armen zu Tode zu verurteilen. 1568 liess Francesco einen seiner Pächter aufknüpfen; man nahm Cenci zwar in Narni gefangen, aber er entfloh von dort aus in die Abruzzen. Pius V. wurde seiner habhaft und liess ihn in die Engelsburg einsperren. Nach kurzem Aufenthalt kaufte er sich gegen ein Lösegeld von 5000 Skudi, zugunsten der Apostolischen Kammer, frei. Im folgenden Jahre bearbeitete er einen Diener, der die Tür zu schliessen vergessen hatte, mit dem Stock derartig, dass er ihm eine Kopfwunde beibrachte. Wieder wurde er gefangen genommen, aber diesmal in den Turm in Tordinona eingesperrt, der für gemeine Verbrecher bestimmt war. Dem Kardinal Carafa hatte er seine Freiheit zu danken. Auch diese Lehre fruchtete nichts; einige Jahre später bearbeitete er sein Dienstmädchen Maria aus Mailand und den Stallburschen Giorgio Peretto so sehr mit Stock und Stiefelabsätzen, dass er für sechs Monate aus dem Kirchenstaat verbannt wurde.

Unterdessen wuchsen die Kinder heran. 1595 heiratete Antonina Cenci Lucio Savelli, die junge Frau starb im Herbst 1598, noch vor der Familienkatastrophe, dem Prozess der Beatrice.

Giacomo, Francescos ältester Sohn, der Schulden gemacht und dem Vater Geld und Schmucksachen gestohlen hatte, fälschte zu Francescos Schaden einen Wechsel über 13000 Skudi, ausserdem hielt er die Gerichte fortwährend in Atem, das eine Mal wegen verbotenen Würfelspiels, das andere Mal wegen Liebesgeschichten.

Nicht besser waren Francescos jüngere Söhne Cristoforo und Rocco; sie waren leidenschaftliche Würfelspieler und machten überall Schulden, nicht weniger als 30 Gläubiger haben sie gerichtlich wegen einer Summe von im ganzen etwa 16 000 Skudi belangt. Das Verhältnis zwischen dem Vater und den Söhnen verschlimmerte sich mit jedem Tage, es kam so weit, dass Francesco seine drei Söhne aus dem Hause jagte, sich weigerte, für ihren Unterhalt zu sorgen und ihre Schulden zu bezahlen. Schliesslich gestattete er ihnen, in einem seiner Häuser in Rom zu wohnen.

Die Söhne, jeglicher Mittel bar, forderten den Vater vor Gericht auf, für ihren Unterhalt zu sorgen. Die Kardinäle Mattei und Aldobrandini suchten zu vermitteln und veranlassten Francesco, dem ältesten Sohn 100 Skudi monatlich zu bewilligen, während Cristoforo und Rocco nur acht Skudi erhalten sollten.

Zur völligen Zerrüttung der Familienverhältnisse trug noch bei, dass Giacomo gegen den Willen des Vaters geheiratet hat. 1591 hat er sich mit seiner Kusine Lodovica Velli, Cesare Cencis Tochter, trauen lassen. Sie scheint entweder gar keine oder nur eine sehr geringe Mitgift bekommen zu haben, so dass Giacomo mit den 100 Skudi, die der Vater ihm ausgesetzt hatte, nicht auskam. Der Hass des Sohnes gegen den Vater stieg, als er vom Testament des Alten erfuhr; Francesco hatte seine beiden älteren Söhne enterbt und ihnen nur ein Pflichtteil ausgesetzt.

1593, zwei Jahre nach der Hochzeit des Sohnes, ging Francesco eine zweite Ehe ein. Die Erwählte war Lucrezia Petroni, Felix Vellis' Witwe, dem sie sechs Kinder geboren hatte. Ihre älteste Tochter war bereits verheiratet, den drei jüngeren versprach Francesco eine Mitgift von je 1000 Skudi. Lucrezia Petroni war nicht ganz so gemein wie die übrigen Mitglieder der Familie Cenci.

Giacomo beschloss, den Vater, den er hasste, aus dem Wege zu räumen. Francesco scheint Sodomie getrieben zu haben, die als „crimen pessimum“ mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen bestraft wurde. Giacomo machte sich diesen Umstand zunutze. Er beschuldigte den Vater vor dem Inquisitionstribunal dieses Verbrechens, das übrigens damals unter den Männern der guten Gesellschaft sehr verbreitet war. Francesco wurde ins Gefängnis geworfen, aber die Aussagen der Zeugen, eines Stallburschen, ferner der Maria, der bella Spoletina, mit der Cenci ein Verhältnis hatte, und anderer, ergaben nicht genügend beweiskräftiges Material, um

Francesco des ihm zur Last gelegten Verbrechens zu überführen. Jedenfalls beweisen jene Geständnisse, dass Cenci gerade genug auf dem Kerbholz hatte. Einige der Zeugen blieben trotz Folter bei ihren Francesco belastenden Aussagen, er selbst beteuerte seine Unschuld. Als man ihn jedoch der Strickprobe unterwerfen wollte, flehte er den Papst um Gnade, es war dies das einzige Mittel, um der Folter und dem Scheiterhaufen zu entgehen. Der Papst sprach Francesco zwar schuldig, milderte aber die Todesstrafe in eine Geldstrafe von 100000 Skudi und verurteilte ihn zur Tragung der Prozesskosten. Ausserdem durfte Cenci eines seiner Schlösser, das ihm gewissermassen als Gefängnis angewiesen wurde, nicht verlassen, noch sich aus Rom entfernen, sonst verfiel er einer Busse von 150000 Skudi. Für die entrichteten 100000 Skudi, die in heutigem Geld etwa einer halben Million Franken gleichkommen, wurde Korn gekauft, das die Apostolische Kammer während der Teuerungen dem Volk zu billigem Preise, den Armen sogar umsonst abgab.

Als Francesco das Gefängnis verliess, verklagte er seine Söhne, sie hätten die Zeugen erkauft, damit sie falsch aussagten. Wieder kam es zum Prozess; einer der Zeugen gestand, Giacomo habe ihn angestiftet, Francesco zu vergiften oder auf andere Weise aus dem Wege zu räumen. Trotzdem wurde Giacomo freigesprochen, da die Aussagen der übrigen Zeugen für ihn günstig waren.

Francescos Söhne waren die grössten Abenteurer Roms; war Giacomo gemein, hinterlistig, zu jedem Verbrechen bereit, um sein Ziel zu erreichen, so hatte der gewaltsamere Cristoforo infolge seiner Grausamkeit fortwährend Händel mit dem Gericht. Er starb, wie er gelebt hatte. In der Nacht des 12. Juni 1598 stahl er sich, von seinem Diener Ottavio Pali begleitet, in ein Haus auf der Isola di S. Bartolomeo, wo die schöne Frau eines Fischers wohnte. Erst seit drei Tagen hatte er ein Verhältnis mit ihr und wusste wohl nicht, dass sein Nebenbuhler Paolo Bruno Corso, ein Mann niedriger Herkunft, war. In der Nähe des Fischerhauses befahl Cristoforo seinem Diener, auf ihn zu warten. Ottavio schlief gegen die Mauer gelehnt ein. Lärm weckte ihn aus dem Schlaf, er lief in der Richtung, in der sein Herr verschwunden war und fand Cristoforo ermordet auf der Strasse liegen. Die Untersuchung ergab, dass Corso ihn getötet hat.

Noch schlimmer als Cristoforo war Rocco Cenci; bei jedem nächtlichen Strassenkrawall war er zu finden. Einst überfiel er um drei Uhr nachts im blossen Hemd, mit dem Schwert in der Hand, von nur zwei Dienern

begleitet, ein Nachbarhaus aus irgendeinem nichtigen Vorwand; ein andermal begegnete er einigen Fischern und befahl ihnen, einen Wettlauf untereinander zu veranstalten; da sie auf diese possenhaften Einfälle nicht reagierten, zog er sein Schwert und verwundete die armen Teufel schwer. Er wurde zu einer Geldstrafe von 5000 Skudi verurteilt; da der Vater sich weigerte, für ihn zu bezahlen, wurde Rocco für kurze Zeit ins Gefängnis geworfen, dann nach Padua an die Universität verbannt. Vor Antritt der Verbannung bekam er im Auftrage des Gouverneurs der Stadt drei schwere Stockschläge, gewissermassen als väterliche Ermahnung. Nach Ablauf zweier Jahre durfte er wieder nach Rom kommen.

Roccos Freund und Genosse war Monsignor Mario Guerra, der Sekretär des Kardinals Montalto. Trotz der Soutane war Guerra nicht geistlich; bis zu Pius IX. hat sich die Sitte erhalten, dass auch die weltlichen Beamten der Kurie geistliche Gewänder tragen und Pfründen beziehen konnten. Guerra war mit den Cenci verwandt, sein Vater Stefano war mit Lucrezia Arias, der Schwester der Beatrice und Mutter von Francesco Cenci, verheiratet. Der Monsignore scheint dem Freund behilflich gewesen zu sein, verschiedene Wertgegenstände aus dem elterlichen Hause zu entwenden, während Francesco gefangen war; wegen des Diebstahls kam es zu einer Gerichtsverhandlung, und die Aussagen von Roccos Schwester, Beatrice, waren für ihn und Guerra belastend.

Zwischen Amilcar Orsini, dem unehelichen Sohn des Grafen di Pitigliano, und Rocco kam es zum Kampf. Die beiden Feinde begegneten einander in der Nacht vom 10. März des Jahres 1595 auf dem Platz S. Maria in Monticelli, griffen zu den Waffen und Rocco brach tödlich getroffen zusammen.

Auf diese Weise hatte Francesco drei Söhne verloren; die Überlebenden, Giacomo, Bernardo und Paolo, brachten es im Verein mit Beatrice fertig, den Vater schneller aus der Welt zu befördern als er erwartet hatte.

So war das Milieu beschaffen, in dem Beatrice aufwuchs, und ihre gewaltsame leidenschaftliche Natur gab sich diesen Einflüssen willenlos hin. Von guten Einwirkungen konnte nicht die Rede sein, das einzige ruhige Wesen in der Familie war die Stiefmutter Lucrezia Petroni. Beatrice war ihr jedoch an Intelligenz und Stärke des Empfindens weit überlegen. Die Petroni war nur darauf bedacht, das Schicksal ihrer Töchter zu sichern und verstand es nicht, sich eine Stellung in der neuen Familie zu schaffen. Als sie Francesco besser kannte, hasste sie ihn vielleicht nicht weniger als seine eignen Kinder.

## II.

Die Geldstrafen, die Francesco für sich und seine Söhne zu bezahlen hatte, waren so hoch, dass selbst das grosse Vermögen der Cenci dem nicht standhalten konnte. Im Verlauf von zwei Jahren, 1594 und 1595, betrugen die Geldstrafen ungefähr 116 000 Skudi, und Francescos Gefangennahme hat den Stand seiner Geschäfte auch ungünstig beeinflusst. Er beschloss daher, für einige Zeit aus Rom fortzugehen, um sparsamer zu leben, dazu mag auch die Furcht beigetragen haben, dass der älteste Sohn, der schon einen Mordversuch auf ihn gemacht hatte, ihn durch Gift aus dem Wege räumen würde. Francesco erwirkte von seinem Freund, dem Fürsten Marzio Colonna die Erlaubnis, dessen Schloss Petrella in den neapolitanischen Abruzzen zu beziehen. Petrella lag in der Nähe Aquilas in einer öden Gegend, die keinerlei Annehmlichkeiten bot, aber auch zu keinen Ausgaben reizte. Im Frühling 1595 brach Francesco mit seiner Frau, Beatrice und drei Dienstboten auf. In Petrella begrüsste sie der Kastellan der Colonna, Olympio Calvetti, ein Fünfzigjähriger, der auf eine bewegte Vergangenheit zurückblickte. Er war trotz seiner Wohlbeleibtheit ein ansehnlicher Mann mit dunkelgebräuntem Gesicht und leicht ergrautem Bart, er trug sich auf spanische Art, hatte einen schwarzen Hut auf mit breiter Krempe und dem Bilde der Madonna di Loreto. In seiner Jugend war er Schneidergeselle beim Meister Antonio in Rom gewesen; als Marcantonio Colonna 1570 ein Heer gegen die Türken sammelte, vertauschte Olympio die Nadel mit dem Schwert und erhielt bei Lepanto eine Kopfwunde, auf die er sehr stolz war. Nach beendetem Krieg diente er bei Prosper Colonna in Neapel als Stallbursche; da er sich bei dem mächtigen Geschlecht in Gunst zu setzen verstanden hat, brachte er es allmählich bis zum Kastellan. Auf seinem Gewissen lasteten zwei Morde: er hatte einmal einen Feldhüter erschlagen und 1590 Angelo, einen Schenkwirt in Rom, der eine Osteria bei der Schlächterei de' Corvi hatte. Da es nur „kleine" Leute waren, verstand er der Strafe zu entgehen. Er war mit Plantilla verheiratet und Vater einer sehr geliebten kleinen Tochter.

Das Schloss war ziemlich klein, die Wände in den Zimmern und im Korridor gestrichen; aus einem Raum trat man auf einen Balkon, der so hoch lag, dass man, von dort herunterfallend, zerschmettert unten

liegen blieb. Im ersten Stockwerk, dem piano nobile, wohnten Lucrezia und Beatrice, im Parterre Olympio und seine Familie.

Als Francesco Frau und Tochter in dieser Einsamkeit untergebracht hatte, ging er mit einem Diener nach Rom zurück. Zwei Jahre blieb er dort, bemüht, seine finanziellen Angelegenheiten zu ordnen; er unterhandelte mit dem Herzog von Mantua, in der Absicht, das Marquisat von Incisa käuflich zu erwerben. Trotz der an die päpstliche Kammer entrichteten hohen Geldstrafen, muss das Vermögen der Cenci noch sehr gross gewesen sein, wenn Francesco die Möglichkeit hatte, Herr auf Incisa zu werden.

Beatrice, jung und lebenshungrig, langweilte sich im Schloss aufs furchtbarste, sie scheint nicht einmal Pferde zu ihrer Verfügung gehabt zu haben; Mehl und Makkaroni brachte ein Esel aus Aquila. Der einzige Mann, den sie sah, war Olympio; aus seiner Soldatenzeit hatte er sich eine verwegene Art Frauen gegenüber erhalten. Wohl mehr aus Langweile als aus Liebe knüpfte sie ein Verhältnis mit dem Kastellan an. Es blieb nicht ohne Folgen. Francesco ahnte während seines Aufenthaltes in Rom nicht einmal, dass Beatrice ihn zum Grossvater gemacht hatte; das Kind wuchs bei einer Familie in Aquila auf.

Zwei Jahre später, im Winter 1597, kam Francesco mit seinen Söhnen Bernardo und Paolo nach Petrella. Im Schloss war es jetzt zu eng, daher übersiedelten Olympio und seine Frau in ein nahegelegenes Haus, das gleichfalls Marzio Colonna gehörte. Beatricens Brüder hielten es nicht lange in der Einsamkeit aus und gingen mit oder ohne Wissen des Vaters nach Rom zurück. Francesco muss dahinter gekommen sein, dass Beatricens Verhalten in seiner Abwesenheit nicht ganz einwandfrei war, bei seiner Abreise liess er die beiden Frauen fast wie Gefangene behandeln. Zu ihrem Wächter setzte er Santi da Pompa d'Argenio ein, einen alten Diener, der dafür verantwortlich war, dass sie ihre Zimmer nicht verliessen. Die Fenster liess Francesco mit eisernen Gittern versehen, in den Türen eine von aussen verschliessbare Öffnung anbringen, durch die Santi ihnen das Essen reichte. Allmählich verstanden die Frauen den alten Diener umzustimmen, vermutlich haben sie ihn erkauft, so dass er sie tagsüber im Hof frei umhergehen liess und sie nur für die Nacht einschloss. Francesco bemühte sich auch bei Colonna um Calvettis Entsetzung; der Kastellan muss jedoch in Petrellas Nähe geblieben sein, da wir ihm dort noch begegnen werden.

Die Frauen wandten sich in ihrer Verzweiflung an den Papst mit der Bitte, sie aus der unverdienten Gefangenschaft zu befreien, Beatrice wollte in ein Kloster nach Aquila gehen und Lucrezia entweder in Rom bleiben oder gleichfalls in einem Kloster Schutz suchen. Beatrice schickte die von ihr verfasste Bittschrift durch einen ihr ergebenen Diener nach Rom. Gleichzeitig schrieb sie an ihren Bruder Giacomo und an ihren Vetter Marcello Santa Croce und trug ihnen dieselbe Bitte vor.

Diese Briefe verschlimmerten die Lage der unglücklichen Frauen nur. Francesco kam sofort nach Petrella (am Tage der hl. Lucia 1597), schlug Beatrice aufs grausamste, sperrte sie ein und liess ihr während dreier Tage nur trocknes Brot und etwas Wein geben. Auch Lucrezia erhielt einige Stösse mit den Sporen, die Francesco gerade in der Hand hielt.

Zwei Wochen nach Francescos Ankunft soll ein Ereignis geschehen sein, das Beatricens Geschichte eine tragische Note verlieh. Calidonia, die im Schloss diente und im Prozess als Zeugin vernommen wurde, sagte aus, in einem Zimmer hätten Francesco, seine Frau und Beatrice geschlafen, im anstossenden Raum standen die Betten der Dienerinnen Calidonia und Girolama. Eines Nachts sei Lucrezia weinend aus dem Schlafzimmer gelaufen und Calidonia hörte, wie Beatrice im selben Augenblick aufschrie: „Non voglio essere brucciata.“ „Ich will nicht verbrannt werden!“ Girolama, die andere Dienerin, hat diese Worte nicht gehört. Nur auf Calidoniens Geständnis beruht das Francesco vorgeworfene Verbrechen der Blutschande, ein Motiv, dessen die Dichter sich später bemächtigten, um eine Tragödie darauf aufzubauen, die in ihrer Furchtbarkeit den griechischen Tragödien aus dem Geschlecht der Atriden glich.

Beatricens neuester Biograph, der Jesuit Ilario Rinieri, der die Möglichkeit hatte, die Prozessakten der Cenci gründlichst durchzuarbeiten, hält Calidoniens Geständnis für unwahr und Francescos angeblichen Anschlag auf seine Tochter für eine Erfindung des Advokaten Farinaccio, um auf diese Weise Beatricens Schuld zu verringern und sie vom Tode zu erretten. Rinieri hat die beste Darstellung vom Prozess der Cenci gegeben, da er als erster Einsicht in die vatikanischen Akten hatte. Er hat jedoch die Tendenz, Francesco Cenci zu günstig zu beurteilen und Beatricens Schuld zu steigern. Rinieri hält diese ganze Episode für unwahrscheinlich und schildert Francesco sogar als guten Vater. Unserer Ansicht nach kann Calidoniens Aussage unwahr sein, da sie, durch Giacomo Cenci erkauft, alles bezeugt hat, was von ihr verlangt wurde; dass

aber Francesco Cenci ein im höchsten Grade verdorbener, jedes Verbrechens fähiger Mensch war, geht aus der Geschichte der Cenci ebenso klar hervor. Die Frage wird freilich für immer ungelöst bleiben, ob Beatrice die Worte „ich will nicht geschändet werden" tatsächlich gesagt hat oder nicht. Das jedoch bleibt sicher, ihr Hass gegen Francesco stieg an jenem Tage, an dem er sie schlug, aufs höchste, damals hat sie zu Lucrezia gesagt: „Signor Francesco wird diese Schläge bitter bereuen."

Olympio, der Beatrice heimlich sah, hat ihren Hass geschürt. Er scheint ihr auch den Gedanken eingeimpft zu haben, den Vater zu töten. Beatrice erschrak zuerst über diesen Plan, da sie den Tod durch den Henker fürchtete; als Olympio ihr jedoch sagte, dass er alles auf sich nehmen und sie, er und Lucrezia nach vollbrachter Tat Petrella verlassen würden, ging sie auf seinen Vorschlag ein und war schliesslich so davon erfüllt, dass sie die Verschwörung leitete. Lucrezia war zu allem bereit, aus Furcht, dass die Mörder sie töten würden, falls sie sie verriete.

Zur Ausführung des Anschlages brauchte Olympio einen erfahrenen Gefährten, da er sich selbst nicht genügend vertraute. Den fand er leicht in Marzio Catalano. Marzio übernahm es, fünf Bravi ausfindig zu machen, die Francesco unterwegs überfallen und ermorden sollten. Als Entgeld versprach Beatrice das gesamte im Schloss vorhandene Bargeld, der Betrag soll ziemlich hoch gewesen sein; ausserdem sollte Catalano einen goldenen Ring und ein silbernes Kreuz erhalten. Als alles verabredet war, ging Olympio nach Rom, um sich mit Giacomo Cenci, der schon lange den Wunsch hatte, den Vater zu töten, ins Einvernehmen zu setzen. Giacomo scheint es für weniger gefährlich gehalten zu haben, Francesco durch Gift aus dem Wege zu räumen als fremde Banditen in den Mordplan einzuweihen. Er gab Olympio ein Gift in Form einer roten Wurzel, dazu eine von ihm selbst gefüllte Opiumflasche und empfahl, Francescos Speisen und Getränke mit diesem Schlafmittel zu würzen.

Nach Olympios Rückkehr begannen Vergiftungsversuche, aber Francesco misstraute den Gerichten, die Beatrice ihm vorsetzte und liess die Tochter alle Speisen kosten, ehe er selbst davon ass. Aus Furcht davor, sich selbst zu vergiften, musste Beatrice von diesem Plan absehen, sie beschloss, den Vater auf andere Weise unschädlich zu machen. Sie wollte ihm Opium in den Wein tun und ihn im Schlaf durch Olympio und Catalano, die in ihrem Zimmer versteckt waren, ermorden lassen. In der ersten Nacht misslang der Anschlag; da der Wein bitter schmeckte,

hatte Cenci nur wenig getrunken und schlief unruhig. Der Mord wurde auf die folgende Nacht verlegt. Francesco war tagsüber im Bett geblieben, das Opium schien doch auf ihn gewirkt zu haben; die Mörder beschlossen, den Anschlag in der Nacht vom 7. auf den 8. September auszuführen. Als sie sich in Francescos Schlafzimmer einschlichen, beschwor Lucrezia sie, zu warten, der nächste Morgen sei der Tag der hl. Muttergottes von Loreto, es könnte ein Wunder geschehen und der Mord überflüssig werden. Olympio, der diese Madonna besonders verehrte, war zu warten bereit. Da stachelte Beatrice ihn an, die Tat nicht aufzuschieben. Sie brachte Wein, Fleisch und Brot, um ihren Mut anzufeuern. Die beiden Mörder schlichen in Francescos Schlafzimmer, da hüstelte Olympio und ging wieder zurück, aus Furcht, Francesco habe seine Stimme erkannt. Beatrice verspottete ihn, er huste mit Absicht, da ihm die ganze Sache leid geworden sei. Olympio gab zornig zur Antwort, er würde auf Beatricens Geheiss selbst in die Hölle gehen.

Aus Vorsicht wurde der Mord jedoch auf den folgenden Tag verschoben. Am 9. September, als der Morgen graute, klopften die beiden Mörder an Beatricens Tür und erklärten, sie seien bereit. Beatrice ging voran und überzeugte sich, dass Francesco schlief. Leise folgten Olympio und Catalano, Beatrice öffnete den Fensterladen, damit sie das Opfer sehen könnten und wich ins anstossende Zimmer zurück. Die Mörder warfen sich auf Francesco, Olympio traf ihn mit einem eisernen Hammer auf den Kopf und Catalano half mit einem eisenbeschlagenen Stock so gut nach, dass Francesco auf der Stelle tot war. Er hatte nicht einmal geröchelt. Die Mörder wollten ganz sicher gehen und fügten ihm noch so viel Wunden zu, dass das Blut auf den Fussboden spritzte und Decke und Matratze blutdurchtränkt waren.

Nach getanem „Werk“ schleppten die Mörder den Körper in das nächste Zimmer, zogen ihm Hosen und Rock über, setzten ihm eine Mütze auf und stürzten ihn vom Balkon hinunter, um den Anschein zu erwecken, dass Francesco von dort in den Abgrund gefallen sei. Olympio schlug ein Loch in den Balkon, um glauben zu machen, dass der Stein unter der Last des Körpers nachgegeben habe und geborsten sei. Lucrezia versteckte die blutbedeckten Kissen und Matratzen, dann riefen beide Frauen die Dienstboten und begannen über Signore Francescos Tod zu wehklagen. Die Frage, ob sie den Sturz gesehen hätten, verneinten sie, sie hätten nur den Fall gehört und sein wimmerndes „Gesù“.

Aber die Frauen wahrten die selbstverständlichste Vorsicht nicht. Als bei ihren fortgesetzten Klagen einige Weiber aus dem Dorfe kamen, fanden sie in einer Ecke blutige Leintücher. Unter anderen kam auch Plantilla, Olympios Frau, sie übersah die Situation und machte sich unter Tränen daran, die blutige Wäsche zu waschen. Beatrice soll dazugekommen sein und sie zornig gefragt haben: „Warum weinst du?" Als Plantilla sagte, es sei des Mordes wegen, wandte sich Beatrice entrüstet ab: „Ah! bestiaccia!"

Als Catalano zwei Tage nach dem Morde erschien, um sich den versprochenen Lohn zu holen, gab Beatrice ihm nur 20 Silberdukaten und etwas Kleingeld und versprach, ihm den Rest in Rom auszuzahlen. Er ging unzufrieden fort.

Beatrice schickte sofort einen Boten zu Giacomo, um ihm alle Geschehnisse zu melden und ihn zu bitten, sie und Lucrezia von zuverlässigen Männern nach Rom abholen zu lassen. Mit Freuden erfüllte Giacomo ihren Auftrag; nach einem Aufenthalt von drei Jahren und fünf Monaten in Petrella bezog Beatrice den Palast auf dem Monte a Cenci.

Ehe Lucrezia Petrella verliess, gab sie insgeheim dem dortigen Geistlichen Geld, damit er für Francescos Seele Messe lese, sie bat ihn, niemand zu sagen, dass sie ihm diesen Auftrag gegeben.

## III.

In der Umgegend von Petrella machte Cencis Ermordung viel von sich reden. Marzio Colonna stellte sofort Recherchen an, das Verbrechen war in seinem Schloss geschehen, und das Opfer war sein Freund. Seine Beamten wurden beauftragt, den Fall zu untersuchen und dem Vizekönig von Neapel, dem Grafen Olivarez, genauen Bericht zu erstatten. Alle Spuren wiesen darauf hin, dass der Mord im Auftrag geschehen war und dass die Urheber Olympio Calvetti und Marzio Floriani, Catalano genannt, waren. Die Regierung liess nach ihnen fahnden, aber der ehemalige Kastellan war mit Frau und Tochter in Rom im Palast der Cenci, und Catalano trieb sich in den Abruzzen umher.

Gleichzeitig hatte Colonna der römischen Regierung Bericht erstattet. Klemens VIII. war fern von Rom in Ferrara, die Apostolische Kammer hatte nach dem Erlöschen der Este von der Stadt Besitz er-

griffen. Der Vertreter des Papstes in Rom, der Kardinal Innico d'Aragona, hatte eine Untersuchung eingeleitet und über Beatrice und Lucrezia sofort Hausarrest verhängt. Olympio wohnte noch im Palast und Giacomo begann zu fürchten, dass seine Gegenwart und seine allzu freundschaftlichen Beziehungen zu Beatrice Verdacht erwecken würden. Er wollte sich seiner entledigen. Die Situation wurde immer gefährlicher, da aus Neapel die Nachricht kam, man habe Marzio Catalano gefangen und würde ihn nach Rom in die Corte Savella bringen. Giacomo erklärte Olympio, der Aufenthalt in Rom sei für ihn zu gefährlich und riet ihm, den Kirchenstaat mit einem seiner Hausgenossen, Camillo Rosati, der in Geschäften in die Lombardei ging, zu verlassen. Olympio war damit einverstanden, ohne zu ahnen, dass Rosati ihn unterwegs vergiften oder ermorden sollte.

Giacomo begann, sich der unbequemen Zeugen zu entledigen. Das erste Opfer war Paolo, der jüngste unter den Geschwistern, er wusste um den Mord und um Beatricens Verhältnis mit Olympio. Er war 15 Jahre alt und die Gefahr bestand, dass er während der Untersuchung mehr aussagen würde als nötig. Er starb plötzlich, höchstwahrscheinlich an Gift.

Nicht so leicht war es, sich Olympios zu entledigen. Unterwegs, in einer Osteria in Novellara, setzte Camillo Rosati ihm vergifteten Wein vor, der kräftige Kastellan erkrankte, blieb aber am Leben. Rosati, der ihn unter allen Umständen los werden wollte, meldete der Gräfin von Novellara, sein Gefährte sei ein gefährlicher Mörder und müsse festgenommen werden. Der Anschlag gelang, Olympio wurde eingesperrt, Camillo Rosati setzte seine Reise fort und benützte die Gelegenheit, um einen Brillantring zu stehlen, den Beatrice ihrem Geliebten geschenkt hatte.

Olympio gelang es, aus dem Gefängnis auszubrechen; da er nichts von Rosatis Auftrag ahnte, ging er nach Rom zurück. Noch glaubte er an die auf gemeinsamen Interessen basierende Freundschaft der Cenci.

In der Hauptstadt erfuhr er, Giacomo und Bernardo Cenci seien in der Engelsburg eingesperrt, Lucrezia und Beatrice in noch strengerer Haft in Tordinona. Er versteckte sich bei seinem Bruder Pietro, der Laienbruder und Sakristan bei den Dominikanern war. Pietro kannte die Cenci, da er Giacomo Reliquien verkauft hatte. Olympio hatte kein Geld, er wandte sich an seinen Bruder, an Cesare Cenci und an Monsignore Mario Guerra, einen Freund der Cenci um Hilfe. Hilfe wurde ihm,

aber welcher Art? Cesare wie Guerra hielten es für notwendig, Olympio, den wichtigsten Zeugen im Prozess, aus dem Wege zu räumen. Guerra nahm sich der Sache energisch an und Ruffone half. Er gab Olympio Geld, damit er aus Rom fliehe, gleichzeitig mietete er 15 Bravi, die ihn in der Nähe der Osteria Cantalice bei Terni überfallen sollten. Der Plan gelang, die Mörder warfen sich auf Olympio, schlugen ihm den Kopf ab, den sie in einem Sack verbargen und flüchteten unerkannt. Aber es dauerte nicht lange und alles wurde entdeckt. Ruffone wurde eingesperrt, Guerra gelang es, noch früh genug Rom in einer sechsspännigen Karosse zu verlassen, er ging erst nach Celano, dann nach Neapel.

Zum Unglück der Cenci war Marzio Catalano, der Mörder, in Tordinona gefangen. Er gestand alles und gab die ausführlichsten Details; auch Pietro Calvetti, der Sakristan der Dominikaner, legte auf der Folter ein Geständnis ab, das die Cenci und Monsignore Guerra sehr belastete. Olympio Calvetti war leichtsinnig genug gewesen, dem Bruder zu erzählen, Lucrezia und Beatrice hätten ihn im Einverständnis mit Giacomo Cenci beauftragt, Francesco zu ermorden. Als Lohn waren ihm 2000 Skudi versprochen, die Mitgift für seine und Vittoriens Tochter.

Lucrezia, Beatrice und die Brüder leugneten energisch, am Mord irgendwie beteiligt zu sein und wiesen Marzio Catalanos Aussagen empört zurück. Da jedoch alles gegen sie sprach und ihre Schuld gewiss erschien, wurden sie auf die Folter gelegt. Giacomo war der erste; als das furchtbare Instrument anzog, schrie er: „Lasst mich los, ich will alles gestehen!“ Um sich zu retten, belastete er in seiner Aussage Beatrice und Bernardo. Als Bernardo die Folter sah, gestand er in seiner Furcht alles, auch er sagte zu ungunsten von Beatrice und Lucrezia aus.

Zuletzt kamen die beiden Frauen an die Reihe. Sie leugneten standhaft, selbst als man ihnen die Geständnisse der Zeugen vorlas und Giacomo ihnen ihre Schuld ins Gesicht sagte. Wieder griff man zur Folter. Als man die Stricke anzog, gestand Lucrezia ihr Wissen um den Mord. Sie habe eingewilligt, da Olympio ihr gedroht hatte, dass sie ihren Widerstand mit dem Tod büssen würde.

Die letzte war Beatrice. Man zog die Fesseln an, sie leugnete immer noch. Aber die Qualen waren unerträglich, plötzlich schrie sie: „Ohime! ohime! oh! Madonna Santissima, aiutatemi!“ Und nachdem sie die Madonna angerufen, stöhnte sie: „Lasst mich los — ich will alles gestehen!“ Und sie bekannte die Wahrheit.

Zehn Monate dauerte der Prozess; ganz Rom war voll davon, zwei Männer und zwei Frauen, Mitglieder der gleichen Familie, sollten unter dem Henkerbeil enden. Trotz des begangenen Verbrechens hatten die Cenci viele Freunde, die sie vor dem Äussersten bewahren wollten. Von allen Seiten meldeten sich Zeugen, um auszusagen, dass Francesco seine Kinder misshandelt hatte, er hatte Bernardo einmal so geschlagen, dass ein Dienstbote den Knaben halbtot im Korridor gefunden hatte. Die beiden tüchtigsten Advokaten Roms wurden den Angeklagten als Verteidiger gestellt. Der eine, Farinaccio, ist durch sein Memorial berühmt worden, er hat besonderen Nachdruck darauf gelegt, dass Beatricens Tat sich durch die Verbrechen ihres Vaters erklären lasse „stuprum committere volentem". Sie hat ihre Ehre verteidigt, und falls Francesco tatsächlich den verbrecherischen Anschlag ausgeführt hat, in ihrer Verzweiflung Vendetta geübt.

Dass Beatrice den Anschlag des Vaters mit keinem Worte erwähnte, erleichterte Farinaccios Aufgabe als Verteidiger nicht. Der zweite Verteidiger, Incoronati, suchte zu beweisen, dass die Art, wie Francesco ermordet worden, nicht vollkommen erwiesen sei und das Geständnis der Schuldigen nicht genüge, um sie zum Tode zu verurteilen. Incoronati vertrat auch Farinaccios Ansicht, dass Beatrice in Notwehr gehandelt habe.

Klemens VIII., der längere Zeit in Ferrara gewesen war und den Verlauf des Prozesses nicht kannte, liess sich sämtliche Akten vorlegen und arbeitete sie eine ganze Nacht mit einem der Kardinäle durch. Der päpstliche Nepote, Cinzio Passeri-Aldobrandini, Tassos bekannter Protektor, eine der vornehmsten Persönlichkeiten aus der Umgebung der Päpste im XVII. Jahrhundert, der grossen Einfluss auf Klemens hatte, suchte ihn vergebens zur Milde zu stimmen. Cinzio war mit den Cenci verwandt, dies war für ihn ein Anlass mehr, um ihre Partei zu ergreifen. Klemens VIII., der selbst ein bekannter Rechtsgelehrter war, erkannte sofort die schwachen Seiten in der Verteidigungsschrift der Advokaten; trotzdem hätte er, einmal schwankend geworden, das Todesurteil sicherlich nicht unterschrieben, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das ihn bestimmte, das härteste Strafmass anzusetzen.

Während man sich darum bemühte, auf den Papst zugunsten der Cenci einzuwirken, kam die Nachricht von einem ähnlichen, vielleicht noch fürchterlicheren, in Subiaco begangenen Verbrechen. Paolo Santa Croce, der zur höchsten römischen Aristokratie gehörte, hatte seine

Mutter Costanza ermordet und war mit dem Stallknecht, der ihm geholfen, entflohen.

Die Principessa Costanza Santa Croce, eine sehr reiche Witwe, trotz ihrer sechzig Jahre noch schön, pflegte den Sommer in Subiaco zu verbringen. Sie hatte zwei Söhne, Onofrio und Paolo. Paolo, der jüngere, drängte sie fortwährend, ihn zum alleinigen Erben des Vermögens einzusetzen. Auf ihre energische Absage warf er ihr einen unsittlichen Lebenswandel vor, und wollte wissen, dass sie sich in einem Zustand befinde, in dem Frauen ihres Alters nicht mehr zu sein pflegen. Mit dieser Nachricht fuhr er zu seinem Bruder Onofrio, dem Fürsten von Oriolo, um mit ihm zu beraten, auf welche Weise dieser Schandfleck vom Geschlecht der Santa Croce abzuwenden sei. Dem Ehrenkodex entsprechend beschlossen die Söhne, die Mutter zu ermorden; Paolo sollte das Urteil vollstrecken. Dies geschah auf seinen besonderen Wunsch; er stiess der Schlafenden den Dolch ins Herz. Um den Körper kümmerte er sich nicht.

Dieser neue Mord machte auf den Papst und die gesamte römische Bevölkerung einen so furchtbaren Eindruck, dass das Schicksal der Cenci damit besiegelt war. Klemens beschloss, das Gesetz walten zu lassen, und das Gesetz schrieb für Elternmord Todesstrafe und Einziehung der Güter vor. Nach alter römischer Sitte wurde der Mörder zusammen mit einem Hund, einem Hahn, einem Affen und einer Natter in einen Sack gesteckt und ins Wasser oder Feuer geworfen. Noch gegen Ende des XVI. Jahrhunderts fand eine derartige Exekution in Rom statt, der Verbrecher wurde jedoch nicht ins Meer, sondern mit den Tieren in eine Grube geworfen. Nur der Affe fehlte, da man ihn vermutlich nicht hatte auftreiben können.

Dem Wortlaut des Urteils nach wurde Giacomo Cenci durch die Stadt geschleift, damit die Bevölkerung den Vatermörder sehe, dann sollte er mit glühenden Zangen zerrissen und ihm ein Keil in den Kopf getrieben werden; der gevierteilte Körper sollte schliesslich an vier Pfählen angenagelt werden.

Beatrice und Lucrezia sollte durch die Manaja (ein der späteren Guillotine verwandtes Instrument) der Kopf vom Rumpf getrennt werden.

Bernardo wurde, als der wenigst Schuldige, zu einem Jahr Gefängnis in Ketten verurteilt, dann lebenslänglich zur Galeere. Der gesamte Besitz der Mörder sollte der Apostolischen Kammer zufallen.

Am 11. September, um zehn Uhr früh, wurden beide Frauen mit verhülltem Antlitz in schwarzen Mänteln aus der Corte Savella ge-

leitet. Mitglieder der Brüderschaft der Barmherzigkeit in Totensäcken folgten ihnen, Psalmen singend. Giacomo und Bernardo sassen auf besonderen Wägelchen und verbargen ihr Gesicht in den Falten ihrer Mäntel. Der düstere Zug wandte sich nach der Engelsbrücke, wo eine Estrade errichtet war, damit das Volk den abschreckenden Anblick geniesse. Als erste kam Lucrezia, sie war mehr tot als lebendig; der Henker legte ihren Kopf unter die Manaja; ruhig folgte ihr Beatrice und steckte hurtig ihren Kopf unter das Eisen. Dann wurde Giacomo zu Tode gemartert; Bernardo sollte den Todeskampf seiner Angehörigen nur mit ansehen.

Beatricens Körper wurde der Brüderschaft der Stigmen des heiligen Franciscus übergeben, die ihn in Prozession „mit grossen Ehren“ nach S. Pietro Montorio trug. Dort wurde die Leiche beigesetzt.

Beatricens und Giacomos Testament sind für den tief eingewurzelten Glauben, dass man sich durch wohltätige Stiftungen zugunsten der Kirche oder der Armen selbst von den grössten Verbrechen freikaufen kann, ausserordentlich charakteristisch. Beatrice hat etwa 20 Legate für die Kirche und für fromme Brüderschaften in Rom ausgesetzt, mehrere sollten Messen für ihre Seele lesen, auch Freunde wurden bedacht, mit der Bitte, für sie zu beten. Ferner hat sie Madonna Caterina de Santis, einer Witwe, die bei Signora Margherita Sarocchi in Rom lebt, ein Legat ausgesetzt, höchstwahrscheinlich war diese Summe für das Kind bestimmt, das Beatrice mit Olympio hatte. Der Betrag ist, verglichen mit den übrigen sehr grossartigen Schenkungen, ausserordentlich bescheiden. Beatrice hat 300 Skudi für Caterina de Santis bestimmt, das Geld soll gegen Zinsen angelegt werden „für wohltätige Zwecke“, den Wünschen entsprechend, die der Madonna de Santis mündlich aufgegeben waren. Für den Fall ihres Todes müsse Caterina eine Vertrauensperson beauftragen, dieses Almosen weiter auszuzahlen. Sollte die Person, für die dieses Almosen bestimmt ist, sterben, so könne Caterina über den Betrag nach Gutdünken verfügen.

Im letzten Augenblick, ehe das Todesurteil vollzogen wurde, setzte Beatrice im Beisein eines zweiten Notars ein Kodizill in tiefstem Geheimnis auf, mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass dies Testament erst nach ihrem Tode eröffnet werden solle. Sie setzte wieder je 500 Skudi für Margherita Sarocchi-Birago und für Caterina de Santis aus, indem sie die Bestimmung dieses Legates weniger verschleierte. Die Zinsen der Beträge sollten für den Unterhalt „eines armen Kindes“ dienen, von

dem sie den Frauen gesprochen hatte. Dem Kinde sollte in seinem 20. Jahre das Kapital ausbezahlt werden. Ihrem Beichtvater hatte Beatrice von diesem Kodizill Mitteilung gemacht. Das Geheimnis ihres Lebens hatte sie bis zum letzten Augenblick gehütet, vielleicht um den Verteidigern ihre Arbeit nicht zu erschweren; wenn das Gericht gewusst hätte, dass Beatrice einen Sohn mit Olympio hatte, so hätte der Nachdruck, den die Advokaten auf Francescos Verbrechen gelegt hatten, etwas von seinem Gewicht verloren.

Wer jene Margherita Sarocchi war, der Beatrice so viel Vertrauen geschenkt hat, wird noch berichtet werden.

Nach Giacomo Cencis Tod meldete sich seine Witwe, Ludovica Velli, die Mutter von sieben unmündigen Kindern, bei der Apostolischen Kammer. Sie verlangte die Wiedergabe von Francescos eingezogenen Gütern, da sie Fideikommiss seien und infolgedessen der Familie und nicht Francesco gehörten. Die übrigen Angehörigen der Familie, darunter auch Bernardo, verlangten aus dem gleichen Grunde die Ungültigkeitserklärung der Konfiskation, sie erhoben selbst Anspruch auf den Besitz, indem sie Giacomo Cencis Kinder von der Erbfolge ausschliessen wollten, da Francesco den Sohn im Testament von 1586 enterbt hatte. Die Angelegenheit wurde im Vatikan lange beraten. Da Giacomos Witwe den Ausgang für unsicher hielt und fürchtete, dass ein Prozess sich Jahre hindurch hinziehen würde, erbot sie sich, der päpstlichen Kasse 8000 Skudi auszuzahlen, unter der Bedingung, dass ihre Kinder als Francescos Erben eingesetzt würden.

Die päpstliche Kasse ging auf diesen Vorschlag ein, die Schwierigkeit bestand nur darin, dass die Frau kein Bargeld hatte, um Francescos Schulden zu bezahlen. Mit Klemens' Erlaubnis wurde die Bank Monte Cenci begründet, die nach heutiger Terminologie tausend sechsprozentige Obligationen à 100 Skudi ausgab. Die Obligationen fanden ihre Käufer, da sie als Hypothek auf die Güter der Cenci eingetragen waren. Solange die Güter keine Einnahmen abwarfen, fehlte es an Bargeld. Der Papst gestattete daher, aus Francescos Nachlass die Ländereien zwischen Porta S. Giovanni und Porta Maggiore, die einen bedeutenden Wert repräsentierten, zu verkaufen. Im Mai des Jahres 1600 wurde die erste, im Oktober die abermalige Versteigerung dieser Güter angesetzt; da sich kein Käufer meldete, erwarb Francesco Aldobrandini, der Anführer der päpstlichen Armee, die Güter auf einem dritten Termin für 93 000 Skudi.

Dieser Kauf verstärkte das allgemeine Gerede, Klemens VIII. habe Giacomo und Beatrice nur deshalb zu Tode verurteilt, um ihre Güter zu konfiszieren und seine Familie zu bereichern. Diese unbegründete Verdächtigung — jeder damalige Herrscher hätte Vatermörder, die nach wohlbedachten Vorbereitungen und bei vollem Bewusstsein ihre Tat begingen, zu Tode verurteilt — war so tief bei Dichtern und Novellisten eingewurzelt, dass erst A. Bertolotti, ein bekannter Forscher im XIX. Jahrhundert, die Dinge richtig stellte. Der Verfasser des Buches „Francesco Cenci e la sua Famiglia" hat Originalbriefe und Akten, den Prozess der Cenci betreffend, durchgearbeitet und vermochte Klemens VIII. von dem gegen ihn erhobenen Vorwurf der Habgier freizusprechen und Beatrice Cenci in weniger romantischem Licht hinzustellen. Bertolottis Forschungen wurden vom Jesuitenpater Ilario Rinieri aufgenommen; sein Versuch, auch die päpstlichen Nepoten vom Verdacht, sich auf Kosten der Familie Cenci bereichert zu haben, zu reinigen, ging jedoch nach der entgegengesetzten Seite zu weit.

Nach unserem Dafürhalten gilt es den Vorwurf zurückzuweisen, als wenn der Papst die Cenci zum Tode verurteilt hätte, um die Aldobrandini in ihr Vermögen einzusetzen; man wird jedoch den Verdacht nicht los, dass die Aldobrandini den Untergang der Cenci benützt haben, um sich auf ihre Kosten zu bereichern. Dass sich angeblich niemand bei der Versteigerung gemeldet hat, ist kein Gegenbeweis; selbstverständlich wagte niemand zu bieten, um sich die Aldobrandini nicht zu Feinden zu machen. Ausserdem muss die Frage offen bleiben, ob diese Versteigerung überhaupt öffentlich angezeigt war. Zuungunsten der übrigen Mitglieder der Familie Cenci haben die Aldobrandini mit Giacomos Witwe ein Abkommen getroffen. Gegen diesen Vertrag erhoben die übrigen Familienmitglieder Einspruch und haben der Witwe sogar einen Prozess gemacht.

Der bekannte Erforscher römischer Archive, Leone Vicchi*) betont, die Annahme, dass die Aldobrandini sich auf Kosten der Cenci bereichern wollten, liesse sich aktenmässig begründen.

Shelley war der erste unter den Dichtern, der 1819 im Archiv der Familie Cenci schriftliche Aufzeichnungen über Beatricens Prozess gelesen hatte. Er fasste den Plan zu seinem Drama: „The Cenci". Beatrice wurde zur Idealgestalt, dem Dichter schwebte das Bild des schönen Mädchens im Turban in der Barberinigalerie vor, in dem man Bea-

*) Dott. Leone Vicchi, Villa Borghese. Roma. Forzani 1885 S. 50.

trice zu erkennen glaubte. Bertolotti hat nachgewiesen, dass dieses Bild in gar keinem Zusammenhang mit Beatrice steht*). Der Tradition nach hat der Advokat Farinaccio zwei oder drei Tage vor dem Tode der Verurteilten Guido Reni ins Gefängnis eingeschmuggelt, damit er ihr Porträt male. Beatrice war damals älter als das Mädchen in der Barberinigalerie, konnte auch, erschöpft durch die lange Haft, durch seelische und physische Qualen unmöglich so blühend und frisch aussehen. Angesichts des furchtbaren Todes, der ihr bevorstand, hat sie wohl auch wenig Lust gehabt, sich als Türkin zu verkleiden, ihrer wartete der Henkerblock und kein Maskenball. Zudem war Guido Reni damals nicht in Rom und das Bild ist höchstwahrscheinlich aus der Liste seiner Werke zu streichen.

Dichter und Novellisten haben sich mit Beatrice beschäftigt; Domenico Guerazzi hat in seiner sogenannten historischen Erzählung „Beatrice Cenci, storia del secolo XVI" jedoch am meisten dazu beigetragen, die Allgemeinheit über den Prozess der Cenci irrezuführen. An den Schluss seiner Erzählung setzt er die angeblichen Worte von Beatrices Beichtvater, der sich an ihre Richter wendet: „Questo e il capo di Beatrice Cenci vergine romana". Diese Worte beruhen auf Fiktion. Auch die vom polnischen Dichter Slowacki geschaffene Beatrice gleicht Francesco Cencis Tochter nicht.

Bernando Cenci, der zur Galeere verurteilt, die furchtbare Familientragödie überlebt hat, hat die Revision des Urteils beim Papst durchgesetzt, er wurde freigesprochen. Er hat seine Verwandte Clizia Cenci geheiratet und sechs Kinder mit ihr gezeugt. Einer seiner Söhne, Tiberio, wurde Kardinal, auch der zweite Giulio wurde ein hoher kirchlicher Würdenträger; von einem dritten stammt jener Virginio ab, dem 1775 das Erbe der Fürsten von Vicovaro und der Markgrafen di Roccapriora zufiel. Zwei Linien der Familie Cenci existieren bis auf den heutigen Tag; das Haupt der älteren Linie ist Don Virginio Cenci Bolognetti, Principe di Vicovaro, das der jüngeren Graf Guido Cenci Bolognetti, Fürst di Vicovaro. In ihrem Wappen führen die Cenci sechs Halbmonde, drei auf rotem und drei auf weissem Feld.

Noch einige Worte über Monsignore Guerra. Er entfloh, wie erwähnt, nach Neapel, wurde aber dort gefangen und vom Vizekönig der

*) Überzeugend beweist Bertolotti, dass das fragliche Porträt weder Beatrice Cenci darstellt noch von Guido Reni herrührt in seinem Buch „Francesco Cenci e la sua Famiglia" Firenze 1879, S. 143.

päpstlichen Regierung ausgeliefert. Über drei Jahre war er in Tordinona eingesperrt; da er jedoch an Francesco Cencis Tode unschuldig war und nur am Anschlag auf Olympio mitbeteiligt, wurde er nach Malta verbannt. Nach einigen Jahren begnadigte ihn Urban VIII. und übertrug ihm sogar ein Amt im Vatikan.

Dank der Forschung hat die europäische Literatur ein Tragödienmotiv eingebüsst. Beatrice Cenci war eine gemeine Verbrecherin, keine tragische Heldin; ihre Geschichte beansprucht nur das Interesse eines Kriminalprozesses und entbehrt jener Elemente, die für eine Tragödie notwendig sind.

## VIERTES KAPITEL

# DIE BORGHESE

### I.

Auf den Namen Borghese stösst man in Rom häufig; von den Rovere abgesehen, stand keine päpstliche Familie mit der Künstlergeschichte der Stadt in einem so engen Zusammenhang wie Paul V. und sein Nepot, der Kardinal Scipione.

Im Kasino Borghese, in der Gemäldesammlung sowie in den stolzen Gartenanlagen, im Palast auf dem Campo Marzio, auf der Fassade des vatikanischen Heiligtums, auf dem Brunnen, der das Wasser aus dem Bracciano mit Vehemenz herausschleudert, in San Gregorio Magno auf dem Aventin, überall grüsst uns der lustige Drachen, den die Borghese im Wappen führen. Unter Paul V. entstand ein ganz neuer Stadtteil; nicht der Papst und der Kardinal Scipione allein bauten Paläste und erweiterten die Stadt, auch die Verwandten der Borghese und die Kardinäle, angeeifert durch das Vorbild des Papstes, versuchten seine Regierung auf ihre Weise zu verherrlichen. Selbst Gregorio Leti, der den Päpsten feindlich gesinnte Schwätzer, berichtet Paul V., sei allen Päpsten in der Ausschmückung Roms überlegen gewesen, und Bernini nennt Borghese, von seinem Standpunkt aus urteilend, den verdientesten unter den Päpsten des XVII. Jahrhunderts. Wie einst unter Leo X. war wieder, nach Auffassung der Dichter, das goldene Jahrhundert der Künstler angebrochen, und ein sonst unbekannter Reimschmied, Antonio Querego singt:

> Terna verendum quem tueris principem
> Cinctum corona, hic Paulus ille maximus
> Est quintus, orbi quo imperante reddidit
> Astrea laeto saecla rursus aurea.

Paul V. entstammt einem alten Patriziergeschlecht aus Siena; sein Grossvater, Jacopo, war nach Rom gekommen, als die sienensische Republik ihre Selbständigkeit eingebüsst hatte „suppressa libertate senensi". Marcantonio, der Vater des Papstes, war Advokat bei der römischen Kurie, das galt damals als erste Staffel zu Ehrenstellen und bot die Möglichkeit, ein grosses Vermögen zu erwerben. In wichtigen internationalen Fragen haben sich selbst fremde Herrscher an römische Advokaten um Auskunft gewandt, so berühmt waren sie durch ihre Rechtskenntnis und Geschicklichkeit geworden. Als Philipp II. von Spanien sein Recht auf die Krone von Portugal beweisen wollte, wandte er sich an Marcantonio mit der Aufforderung, ihm ein entsprechendes Memorial auszuarbeiten. Aus seiner zweiten Ehe mit der Römerin, Donna Flaminia Astalli hatte Marcantonio eine zahlreiche Nachkommenschaft, darunter war auch sein Sohn Camillo (geb. 1552), der spätere Papst. Camillo widmete sich dem geistlichen Stand, war erst Referendar bei der Kurie, dann Auditor Rotae; dieses Amt hatte er für 70000 römische Taler erworben und zeichnete sich weniger durch seine hervorragenden Fähigkeiten als durch seinen Fleiss und seine Arbeitskraft aus. Ein Franzose, der Gelegenheit hatte, ihn gründlich kennen zu lernen, nennt ihn einen Menschen „de grande integrité et probité". Unter Klemens VIII. wurde Camillo Nuntius in Madrid; die Spanier und spanisches Wesen gefielen ihm so gut, dass er diese den Italienern feindliche Nation während seines ganzen Lebens begünstigt hat. Vom Nuntius war der Weg zum Kardinal nicht weit; Papst Aldobrandini erteilte ihm 1596 den Purpur, und er verstand es, sich beim römischen Volk so beliebt zu machen, dass er „l'ottimo Cardinale" genannt wurde.

Klemens VIII. starb 1605; die Intrigen und Streitigkeiten während des Konklave, an denen sich namentlich die vier Kardinäle aus der Familie der Aldobrandini beteiligten, hatten einen solchen Umfang angenommen, dass ein Zeitgenosse erklärt, sie hätten das apostolische Heiligtum in eine „Casa del diavolo" verwandelt. Schliesslich haben die Aldobrandini die Wahl des ihnen genehmen Kandidaten durchgesetzt; gewählt wurde zur allgemeinen Zufriedenheit „il ottimo cardinale".

Als der neue Papst den Thron der Christenheit inne hatte, musste ihn ein Gefühl der Furcht überkommen. Seine Vorgänger hatte ein seltsamer Fatalismus verfolgt. Urban VIII., der 1590 Papst geworden war, hat 15 Tage regiert, in Rom hiess es, er sei an Gift gestorben.

Sein Nachfolger, Gregor XIV. hat sich acht Monate und zehn Tage auf dem apostolischen Stuhl gehalten. Nach Gregor wurde Innocenz IX., Camillo Borgheses Freund, ein kräftiger, gesunder, lebensfrischer Mann, Papst. Auch er starb nach zwei Monaten. All diese Päpste hatten nicht Zeit genug, um sich mit Nepoten zu umgeben, mit Männern, die schon aus Familieninteresse über ihrem Leben gewacht hätten. Als Klemens VIII. (Ippolito Aldobrandini) Papst wurde, ernannte er sofort seinen Nepoten Piero Aldobrandini, einen 22jährigen Jüngling, zum „Kardinal-Patron" mit fast unumschränkter Macht, um wenigstens einen zuverlässigen Menschen um sich zu haben. Der hässliche, leicht schielende, misstrauische Kardinal Piero war im Vatikan verhasst, aber unter seinem Schutz regierte der Papst fast 13 Jahre.

Sein Nachfolger auf dem apostolischen Stuhl, Leo XI., Alessandro Ottaviano Medici, hat nur 26 Tage gelebt. Diese Dinge mussten auf Paul V. einen gewissen Eindruck machen. All die Päpste konnten eines natürlichen Todes gestorben sein, aber im XVII. Jahrhundert fürchtete man sich mehr als sonst vor Gift.

Camillo Borghese, der als Kardinal ein Gegner des Nepotismus gewesen war, musste das Beispiel jener befolgen, deren Herrschaft von langer Dauer gewesen war. Er hatte jedoch nur zwei Neffen. Der eine, Marcantonio, war der Sohn der Virginia Lanti und des Giovanbattista, des ältesten Bruders des Papstes. Paul V. begann sich seiner in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten zu bedienen und wollte ihm auch die Kardinalswürde übertragen. Aber Marcantonio wollte nicht geistlich werden und heiratete, trotz des Widerstandes des Papstes. Als Marcantonio Paul V. sein kleines Söhnchen brachte und erklärte, es sei mehr wert als der rote Hut, versöhnte sich der Papst mit ihm. Zur Belohnung kaufte er seinem Neffen das Fürstentum Sulmona; in kurzen Zwischenräumen fielen Marcantonio so viel Markgrafschaften und Fürstentümer zu, dass er der mächtigste Magnat im Kirchenstaat wurde. Marcantonio wurde der Stammvater der heutigen Familie Borghese; das Familienoberhaupt ist gegenwärtig der mit einer Gräfin Apponyi verheiratete Don Paolo Borghese, Fürst von Sulmona.

Da Marcantonio sich geweigert hatte, den Purpur anzulegen, erteilte der Papst seinem zweiten Neffen, dem Sohn von Hortensia Borghese und Francesco Caffarelli die Berechtigung, den Namen Borghese zu tragen. 1605 ernannte er den Zweiundzwanzigjährigen zum Kardinal, gleichzeitig anvertraute er ihm die Bewachung der päpstlichen Pa-

läste, die Sicherheitspolizei und die Führung der auswärtigen Angelegenheiten.

Paul V. fühlte sich als Römer und betrachtete es als eine seiner wesentlichen Aufgaben, die „Urbs“ zu schmücken, um damit den Glanz des Papsttums zu steigern. In grossem Umfang begann er die Stadt umzugestalten und auszubauen. Er liess neue Strassenzüge und Plätze anlegen und kostbare Paläste errichten. Die von ihm angelegten Brunnen sprangen nicht wie gewöhnliche Fontänen, sondern wirkten wie ein reissender, fünfarmiger Strom, und seine Paläste und Kirchen strahlten im Glanz von Gold und Marmor. Es war ihm mehr um Pracht als um Schönheit zu tun. S. Peter liess er zum gewaltigsten Heiligtum, das die Bewunderung der ganzen Welt erwecken sollte, ausgestalten. Pasquino tadelte, dass der Name Borghese auf dem Architrav des Portikus bedeutend mehr Platz einnehme und mit viel grösseren Buchstaben ausgehauen sei als die Worte „zu Ehren des Apostelfürsten“, aber das war der geringste Vorwurf, die Kritik der Künstler war und ist viel strenger.

In der Kirche della Trinità de' Monti hatte sich bis jetzt die Familienkapelle der Borghese befunden. Da sie dem Papst zu bescheiden war, liess er in der Basilika S. Maria Maggiore eine glänzendere errichten, mit vielfarbigem Marmor und orientalischem Alabaster ausgelegt, mit Fresken und Plastik geschmückt, so dass diese Zufluchtstätte der Familie Borghese eines der glänzendsten Gebäude dieser Art wurde.

Bernini, der Hofbildhauer der Borghese, hat den Papst und den Kardinal in Marmor ausgehauen. Die kleine Büste des Papstes steht heute im ersten Stock auf einem Tisch der Galerie Borghese. Der Papst hatte diese Statue, die ihm besonders gut gefiel, stets um sich. Ein ernster, hochmütiger Mensch, der trotz seiner zwinkernden Augen alles sah, was um ihn vorging, spricht daraus. Der Papst war gross von Figur und sah in seinen pontifikalen Gewändern majestätisch aus, er war wortkarg, überlegend und von so reinen Sitten, dass seine Freunde behaupteten, er habe auch in seiner Jugend die Freuden irdischer Liebe nicht genossen. Sehr despotisch fragte er die Kardinäle nur dann um Rat, wenn er ihrer Zustimmung sicher war; nur die Ansicht des Kardinal-Nepoten hatte in seinen Augen eine gewisse Bedeutung.

Scipio Cafarelli-Borghese glich dem Papst etwas in Gesichtsausdruck und Haltung.

Im ersten Saal der Galerie Borghese stehen zwei grosse Marmorbüsten des Kardinals von Bernini. Er ist etwa 40 Jahre alt, hat ein rundes

Gesicht, einen kurzen Schnurr- und spanischen Spitzbart; aus seinem wohlgenährten Äussern darf man schliessen, dass er einen vortrefflichen Koch hatte. Diese beiden Büsten haben ihre Geschichte. Die erste war bereits fertig, als die Arbeiter eine unreine Ader im Marmor entdeckten, die das Gesicht verunstaltete. Bernini machte, ohne dem Kardinal ein Wort zu sagen, innerhalb sehr kurzer Zeit eine zweite Büste; als Scipio dies erfuhr, kaufte er beide an. Scipio macht einen unsympathischen Eindruck, hochmütig, von seiner eigenen Person und seinem Vermögen erfüllt, scheint er die ganze Welt zu verachten; diese Vorstellung deckt sich mit dem Wesen des Kardinals nicht ganz, da die Zeitgenossen seines Lobes voll sind. Wegen seiner liebenswürdig-zuvorkommenden Art nannte ihn das römische Volk „la delizia di Roma"; die Diplomaten rühmen seinen Takt und die friedliche Art, in der er die verwickeltsten Fragen löste.

Trotz seiner mannigfachen Beschäftigung dichtete der Kardinal in seinen Mussestunden. Seine Phantasie nahm aber keinen sehr hohen Flug; die auf uns gekommenen Gedichte preisen die Kardinäle, die Paul V. ernannt hat. Es sind unbedeutende Gleichgültigkeiten. Bildende Kunst lag ihm vielleicht mehr am Herzen; wir werden ihm noch als Berninis Protektor begegnen. Scipio beschloss, nach dem Beispiel der übrigen Nepoten, Villen und Paläste zu bauen. Der päpstliche Hof stand dem französischen und spanischen an Glanz nicht nach; schon aus politischen Gründen wollte man nicht, dass Rom von Paris oder Madrid überflügelt werde. Der Kardinal kümmerte sich erst um den Ausbau seiner Villa in Frascati, dann begann er mit dem Bau des „Casino" in Rom hinter der Porta Pinciana, das uns heute noch für ihn einnimmt. Paul V. unterstützte ihn grossmütig dabei, ebenso jene, die dem Papst einen Dienst erweisen wollten. Tomaso d'Avolos schenkte Scipio seinen Weinberg hinter der Porta Pinciana, der Papst fügte den angrenzenden Garten hinzu, der ihm aus dem Nachlass des Monsignore Wilhelm Bastone, Bischof von Pavia, zugefallen war. Jener Monsignore war der Apostolischen Kammer 10000 Dukaten schuldig geblieben, man machte sich aus seinem Nachlass bezahlt; die Hälfte dieser Summe schenkte der Papst dem Nepoten für den Bau des Palastes. 18 Jahre hindurch war Scipio darauf bedacht, seinen Landbesitz durch Ankauf zu vergrössern, bis jener grossartige Park entstand, den die Dichter seit Jahrhunderten besingen. Paul V. überschüttete den Kardinal mit Pfründen und Gold, aus Freude darüber, dass Scipio den Borghese ein so grossartiges Denkmal setze. Verschiedene Sinekuren, wie die avignonesische Legation und

das Erzbistum von Bologna trugen dazu bei, das Einkommen des Kardinals zu vergrössern; unter anderem erhielt er vom Papst den Palast und Garten auf dem Quirinal, die er später den Bentivoglio verkauft hat. Der Kardinal verstand, sein Vermögen zu nützen; nach Art der Renaissancefürsten umgab er sich mit Gelehrten und Künstlern; in seinen Salons traf man bekannte Reisende und jede Berühmtheit, die nach Rom kam.

Der wachsende Reichtum des Nepoten erweckte den Neid der weniger glücklichen Kardinäle und geistlichen Würdenträger. Teodoro Amayden, der bekannte Advokat der römischen Kurie, berichtet ein interessantes Detail. Überzeugt, dass die Anhäufung von Pfründen in der Hand des Nepoten dem Ansehen der Kirche schade, bat der Kardinal Robert Bellarmino, ein Jesuit, den Bischof von Nepi, den Beichtvater des Papstes, zu sich und machte ihm Vorwürfe, dass er Paul V. Absolution erteile, obgleich der Papst unerhörte Fehler im Verteilen der Pfründen begehe.

„Ich habe keinen Anlass, ihm die Absolution zu verweigern," gab der Bischof zur Antwort, „da er sich in dieser Beziehung gar nicht schuldig fühlt."

„Das sind aber doch allgemein bekannte Dinge; bekennt er sich nicht schuldig, so musst du ihn ermahnen," sagte Bellarmino.

Der Bischof, ein schlichter, anständiger Mensch, nahm sich diese Ermahnung zu Herzen und machte den Papst bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit auf diese Verfehlungen aufmerksam. Paul V. nahm den Vorwurf schweigend hin. Der Kardinal gab sich damit nicht zufrieden und forderte den Beichtvater auf, in seinem Namen und Auftrag unter Androhung des Fegefeuers Antwort vom Papst zu verlangen. Der erschrockene Bischof fragte Paul V. abermals, ob er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne, den Nepoten mit allen kirchlichen Pfründen zu überschütten. Der Papst, ärgerlich über die Zudringlichkeit des Kardinals, gab zur Antwort: „Unsere Vorgänger haben ein Gleiches getan, wir haben keinen Anlass, von ihrem Beispiel abzuweichen." Bellarmino ärgerte sich über diese Antwort, aber gegen den Willen des Papstes liess sich nichts machen.

Paul V. nahm keinen Anstoss daran, Bellarmino direkt zu fragen, wie er über die seiner Familie bewiesene Freigebigkeit denke. Darauf gab der Kardinal zur Antwort, Se. Heiligkeit könne den Nepoten die Einkünfte zuwenden, die aus weltlichen Quellen fliessen, da damit niemand Abbruch geschehe, aber kirchliche Einkünfte und namentlich

jene, die aus einer Häufung von Pfründen resultieren, dürfen nicht den Nepoten zugute kommen.

„Seltsam," antwortete der Papst, „wir haben Theologen, die entgegengesetzter Ansicht sind."

Der Kardinal verstummte, und der Papst war bis zu seinem Tode auf die Bereicherung seiner Familie bedacht.

Paul V. hat seine ungeheuren Einkünfte gut verwaltet; für wohltätige Zwecke hat er bedeutende Summen ausgesetzt, die selbst ausserhalb Italiens verteilt wurden. In Rom unterstützte er die Pilger und die verarmten Familien, die sich zu betteln schämten; zweimal wöchentlich wurde Brot und Wein an 1000 Arme verteilt. Für Landgüter und Paläste, die er seiner Familie als Geschenk überwies, gab er, soviel bekannt, 1873000 Skudi aus, den päpstlichen Schatz vermehrte er um 900000 Skudi, ausserdem liess er in der Engelsburg 400000 Golddukaten als Notgroschen einmauern. Trotz seiner Zuwendungen an die Nepoten und der gemachten Ersparnisse behielt das römische Volk den Papst in gutem Andenken. Wenn sein Nachfolger, Gregor XV., durch die Strassen fuhr, rief das Volk, um ihn zu ärgern: „Evviva Paolo V.!"

Amayden, der das Gespräch zwischen dem Papst und Bellarmino aufgezeichnet hat, äussert sich sehr günstig über Paul V., er nennt ihn „den besten Papst, einen Freund des Friedens und Vater der Armen, der die Gerechtigkeit schützt und ein wachsames Auge auf die Ordnung im Staat hat". Nur ein Römer, der für die Gärten und Springbrunnen dankbar war, konnte Amaydens Ansicht teilen; schon die päpstlichen Untertanen ausserhalb des Bereiches der Hauptstadt mussten zu einer andern Wertung kommen. Der „Ottimo cardinale" war ein grosser Despot als Papst und hatte sich bei seiner Thronbesteigung durch einen grausamen Urteilsspruch eingeführt. Piccinardi, ein sonst unbekannter Schriftsteller, hatte Klemens' VIII. Biographie geschrieben und in sehr unpassender Weise den Papst mit dem Kaiser Tiberius verglichen. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, das Manuskript, das er kaum jemand sehen liess, drucken zu lassen. Eine Frau, die sich wohl aus irgendeinem Grunde an ihm rächen wollte, meldete der Inquisition, Piccinardi habe ein gefährliches Schriftstück; der arme Teufel wurde mitsamt seinem Manuskript ins Gefängnis gesteckt und wegen Beleidigung des Papstes zu Tode verurteilt. Einflussreiche Persönlichkeiten, darunter auch die Gesandten fremder Potentaten, verwandten sich für ihn bei Paul V.; alles war vergebens, Piccinardi wurde auf der Engelsbrücke enthauptet.

Dieses harte Urteil ist um so überraschender, als Paul V. von Natur nicht grausam war, er hatte aber eine so übertriebene Vorstellung von der päpstlichen Majestät, dass er selbst eine Gedankensünde dagegen als Verbrechen betrachtete. Menschliche Vorstellungen von Gerechtigkeit sind so unklar und ungenügend, dass jedes angebliche Prinzip der Gerechtigkeit bis an seine äusserste Grenze gehetzt, zur Grausamkeit führt.

Unter Paul V. bekamen die Jesuiten grösseren Einfluss im Vatikan, besonders kämpfte Kardinal Bellarmino, ein begabter Schriftsteller, dafür, dass jede weltliche Gewalt vor dem Papsttum verstumme. Er bestritt den Königen das Recht, sich irgendwie über die geistliche Gewalt zu erheben und betrachtete jedes so gerichtete Streben der Monarchen als Aufruhr und heidnische Tyrannei. Nach seiner Ansicht habe der Diener Gottes den Kaiser zu richten, nicht umgekehrt, denn es wäre ein Widerspruch, „wenn das Schaf den Hirten verurteilen würde". Der Geistliche ist ein Glied aus Christus' Familie, deshalb muss er von allen Abgaben und Lasten befreit sein. Von allen übrigen Untertanen kann der Herrscher Abgaben erheben; die Geistlichkeit muss davon frei bleiben, sie hat Kostbareres als Gold zu geben — sie betet für den Fürsten.

Das Streben der höheren Geistlichkeit in Rom, die damals unter dem Einfluss der Jesuiten stand, war, eine Herde und einen Hirten zu schaffen. Auch ein Ideologe fand sich, der bewies, erst wenn der Statthalter Christi die ganze Welt beherrschen und alle irdischen Könige verschwinden würden, käme das von den Dichtern besungene goldene Zeitalter, die von den Philosophen gepriesene beste Republik, das von Ketzern und Ungläubigen befreite Jerusalem.

Wie im Mittelalter unter Innocenz III., wie später unter Pius V. und Urban VIII. ward die Unterordnung jeder weltlichen Gewalt unter die geistliche die Losung des Vatikans; aber dieser Grundsatz stiess unter Paul V. auf einen dem Papsttum gefährlichen Widerstand. Es kam fortwährend zu Grenzstreitigkeiten zwischen der römischen Kurie und der venezianischen Signoria, aus denen die Kirche stets als Siegerin hervorgehen wollte; ausserdem überschritten die Forderungen des Vatikans unter Paul V. jedes normale Mass: in Rom bekannte man sich zu Bellarminos Theorie, dass die weltlichen Geistlichen und die Klöster zu den Abgaben entweder gar nicht oder in nur ganz bescheidenem Masse herangezogen werden sollten. Es kam so weit, dass die Einkünfte der venezianischen Geistlichkeit sich auf elf Millionen Dukaten beliefen; dem Staat fielen von dieser ungeheuren Summe nur 12000 Dukaten zu.

Durch Kleinigkeiten wurden die Venezianer unablässig von Rom aus gereizt. Die venezianischen Drucke waren in der ganzen Welt berühmt, und die dortigen Druckereien standen in hohem Ansehen. Jetzt begann die römische Kurie die Bücher, die der Geistlichkeit missfielen, zu verbieten und die Texte durch ihre Zensoren zu korrigieren. Ganze Auflagen wurden auf diese Weise wertlos gemacht, und die Druckereien erlitten ungeheuren Schaden.

In Venedig hatte sich so viel Zündstoff gegen die Kurie angesammelt, dass der venezianische Patriot und bekannte Gelehrte Fra Paolo Sarpi offen die Rechte des Staates gegen die Übergriffe des Papsttums verteidigte. Die Theorie der Jesuiten wurde durch einen nicht minder starken Grundsatz widerlegt: jede Macht kommt unmittelbar von Gott, der Papst hat daher kein Recht, sich in weltliche Angelegenheiten einzumischen. Dürfte das Papsttum in interne Regierungsangelegenheiten eingreifen, so wäre jede weltliche Gewalt illusorisch, es würde eine vollständige Lockerung, ja Anarchie einsetzen. So gut wie die Weltlichen, unterstehen die Geistlichen dem Herrscher des Landes. Christus hat keine weltliche Gerechtigkeit geübt und konnte auch seinen Nachfolgern nicht Gesetze diktieren, die er selbst weder gefordert noch ausgeübt hat. Paolo Sarpi betrat den Weg, den Frankreich schon eingeschlagen hatte, führte aber in der Theorie die Trennung zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt viel strenger durch.

Die Empörung in Rom war natürlich gross, und da die venezianische Regierung, mit dem Dogen Leonardo Donato an der Spitze, sich zu den gleichen Theorien bekannte, belegte Paul V. den Dogen, den Senat und alle weltlichen Mächte mit dem Bann. Falls die trotzige Republik sich nicht innerhalb acht Tagen dem päpstlichen Willen fügen würde, dürfte innerhalb ihres Landgebietes kein Gottesdienst abgehalten werden.

Ruhig nahmen die Machthaber der Republik das Interdikt auf und fragten die Geistlichkeit, mit wem sie es halten würde: mit dem Papst oder mit der Regierung. Ohne zu zögern, erklärte die Geistlichkeit, dass sie die Regierung unterstützen würde; trotz des Interdiktes wurde in allen Kirchen der Gottesdienst abgehalten.

Mit diesem Ausgang hatte man in Rom nicht gerechnet; zuerst hatte der Papst die Absicht, Venedig den Krieg zu erklären und die Republik zum Gehorsam zu zwingen. Ein Teil der Kardinäle war der gleichen Ansicht, man begann bereits zum Krieg zu rüsten, aber schliesslich überwog die Überlegung, dass mit Venedig nicht zu scherzen sei,

die Republik könne sich an die Protestanten um Hilfe wenden und von der Kirche abfallen. Ausserdem war das päpstliche Heer nicht imstande, im Ernstfalle Widerstand zu leisten. Ursprünglich bestand die päpstliche Kavallerie aus 650 Reitern, die in der Hauptsache gegen die Banditen kämpften; da das Räuberunwesen sich gegeben hatte, begann man auch der Reiterei weniger Bedeutung beizulegen. Auf Spaniens Hilfe konnte Paul V. nicht zählen, Frankreich hielt es mit Venedig, und so blieb nichts anderes übrig, als zu unterhandeln. Auch die Signoria wollte es nicht bis zum Äussersten kommen lassen, man schloss Frieden, aber die Bedingungen waren für den Papst demütigend genug, da Venedig sich unter gar keinen Bedingungen herbeilassen wollte, den Jesuiten die Rückkehr zu gestatten. Und die Jesuiten standen Pauls Herzen so nahe, arbeiteten so sehr am Glanz der apostolischen Hauptstadt! Aber die Signoria blieb unerbittlich.

Aus dem Handel mit Venedig konnte das Papsttum lernen, dass Innocenz' III. Zeiten für immer unwiederbringlich verloren waren und dass es keine Einigung zwischen weltlicher und kirchlicher Macht gab.

Pauls V. Herrschaft hatte folgende Resultate gezeitigt: die mächtigste Nepotenlinie war begründet, die Stadt erweitert, verschönert und die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt; an diese Möglichkeit hatten weder der Papst noch der Kardinal Bellarmino gedacht. Das allzu kühne Betonen der Allmacht des Papsttums hatte eine Reaktion zur Folge, an ihrer Spitze stand Sarpi, der gelehrte Mönch. Die Schriften dieses Venezianers wurden die Grundlage für die spätere Emanzipation der europäischen Staaten vom Joch der Kirche.

Während einer Dankprozession über die Niederlage der tschechischen Protestanten am Weissen Berg bei Prag bekam der Papst einen Schlaganfall. Bald darauf starb er am 28. Januar 1621.

FÜNFTES KAPITEL

# URBAN VIII. UND SEINE NEPOTEN

## I.

An den Abhängen des Apennin, in der Nähe von Florenz, liegt Barberino di Mugello, eine kleine Ansiedlung, die sich wenig von den übrigen toskanischen Städtchen unterscheidet. Sie wird von einem nicht übermässig grossen Schloss beherrscht, das, wie aus einem im florentinischen Staatsarchiv aufbewahrten Dokument ersichtlich, schon im Jahre 1074 den Barberini gehört hat. Die Barberini, die florentinischer Herkunft waren, spalteten sich im XIV. Jahrhundert in zwei Linien: Giovanni blieb in Florenz und seine Nachkommen erwarben ein grosses Vermögen durch ihre Handelsbeziehungen mit dem Osten. Giuliano übersiedelte mit seinem Sohn Antonio nach Rom. Diesem Zweig, der seine Beziehungen zu Florenz stets aufrecht erhielt, entstammen Papst Urban VIII., fünf Kardinäle, mehrere Gesandte und andere Würdenträger. Die römischen Barberini erloschen im Jahre 1722, die elfjährige Cornelia, die letzte des Geschlechtes, heiratete mit besonderer Erlaubnis des Papstes den Fürsten Colonna.

Urbans VIII. Vater hiess Antonio; seine Mutter Camilla Barbadori stammte von einer römischen Familie ab, die auch Amadori genannt wurde. In ihrem Wappen hatten die Barberini ursprünglich drei Bremsen, allmählich verwandelten sie sie in ein edleres Insekt, in Bienen. Die Barbadori waren heissblütige Menschen, sie hatten nicht weniger als drei Herzen in ihrem Siegel.

Matteo Barberini, der spätere Papst, kam im Jahre 1568 in Florenz zur Welt, in einem Hause auf der Nordseite der Piazza Santa Croce, gegenüber dem von Giovanni de San Giovanni mit Fresken bemalten Palazzo. Der Vater starb, als der Knabe noch nicht drei Jahre alt war;

der Onkel Francesco, der päpstliche Protonotar, nahm ihn zu sich nach Rom, um sich seiner Erziehung zu widmen. Francesco war nur mässig begabt, aber dank seiner „florentinischen Sparsamkeit" hatte er es zu Geld gebracht und betrachtete den Neffen als seinen Erben. Er war darauf bedacht, Matteo eine gute Erziehung zu geben und schickte ihn zum Abschluss seiner Studien auf die Universität nach Pisa.

Matteo beschloss, geistlich zu werden, da er einen ihn protegierenden Oheim in der Apostolischen Kammer hatte, ausserdem hatte er ein tiefes Interesse für Wissenschaft. Nach Abschluss seiner Universitätsstudien ging er nach Rom zurück; da er über ein beträchtliches Vermögen verfügte, erwarb er, wie üblich, vatikanische Ämter durch Kauf und stieg ziemlich rasch auf der Stufenleiter der Hierarchie empor. Verhältnismässig jung wurde er päpstlicher Nuntius in Frankreich und stand bei Heinrich IV. sehr in Gunsten. Matteo war zweimal in Paris und hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die Franzosen. Seine besten Freunde fand er in Frankreich; dieser Umstand hat seine antispanische und antiösterreichische Politik später sehr beeinflusst.

1606 ernannte Paul V. Matteo zum Kardinal, 17 Jahre später nach Gregors XV. Tode konnte Barberini die päpstliche Tiara anlegen (1623). Seine Wahl verdankte er namentlich französischem Einfluss und dem Hass, der zwischen zwei feindlichen Parteien unter den Kardinälen bestand; da sie ihre eigenen Kandidaten nicht durchsetzen konnten, einigten sie sich auf einen dritten.

Es hatte lange keinen so jungen und energischen Papst gegeben. Barberini war 55 Jahre alt, er wählte den Namen Urban VIII. Er war mittlerer Grösse, hatte ein dunkelgebräuntes Gesicht, schwarzes Bart- und Kopfhaar, eine hohe, klare Stirn und hellblaue, scharfblickende, glänzende Augen. Er sprach sehr schnell und hatte gelegentlich die heftigen, abgerissenen Bewegungen eines nervösen Stimmungsmenschen. Um sein Temperament zu zügeln, ritt er, selbst im späten Alter, bis zur Erschöpfung, machte weite Spaziergänge, ersann körperliche Übungen und benützte jede Gelegenheit, um aufs Land zu gehen. Er war niemals krank und zeichnete sich durch seine scharfe Auffassungsgabe und sein ausserordentliches Gedächtnis aus. Im Frühling wurde er immer zur Ader gelassen; einer seiner Biographen berichtet: „Seinen Adern entquollen um diese Zeit seine Launen in Form verdickter Blutstücke".

Der Papst glaubte an den Einfluss der Sterne auf das Schicksal des Menschen, er beschäftigte sich mit Astrologie und richtete sich in seinem



BERNINI

Kardinal Scipio Borghese

*Rom Galerie Borghese*



Tun und Lassen nach der Konstellation der Gestirne. Das hinderte ihn nicht, strenge Verbote gegen die Astrologen zu erlassen. Alles Unangenehme hielt er sich nach Möglichkeit fern, und der venezianische Gesandte Alvise Contarini prophezeite ihm aus diesem Grunde ein langes Leben. Den Papst, eine eigenwillige ausgesprochene Persönlichkeit, hat der Kapuziner Fra Fulgenzio Micanzio, ein scharfer Beobachter, folgendermassen charakterisiert: „Der Papst wirkt wie ein Italiener, in der Kühnheit seiner Pläne ist er Spanier, in der Verstellungskunst (nella dissimulazione) Franzose, tatsächlich aber immer er selbst (ma, in effetto, tutto suo proprio)".

Als Jüngling und selbst noch als Papst machte Matteo italienische und lateinische, geistliche und weltliche Gedichte. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1635 mit einem wenig gelungenen Kupferstich von Bernini als Titelblatt. Seine lateinischen Oden, Hymnen und Eklogen verraten nur wenig poetische Begabung, und die Paraphrasen der Psalmen und Kirchenlieder bleiben hinter der Kraft und Schönheit der Originale weit zurück, besonders, da er zumeist den Horazischen Vers gewählt hat, der dem Ernst der Poesie der Kirchenväter durchaus widerspricht. Der Papst hat auch Ambrosius' Hymnus „Te Deum laudamus" paraphrasiert; aber auch hier erlahmt er gegenüber der Gefühlsstärke der ursprünglichen Schöpfung. Das hat einen seiner Panegyriker nicht gehindert, Barberini nach seinem Tode zu feiern als „Stupent poetae Christiani ut novum Davidem, profani ut alterum Apollinem". Matteos italienische Sonette, die unter dem Titel „Poesie toscane" erschienen, haben dagegen, besonders in ihren Naturschilderungen, einen gewissen poetischen Schwung.

Als Kardinal verbrachte Matteo den Herbst gewöhnlich am Albanersee in Castel Gandolfo. Monsignore Visconti besass dort eine bescheidene Villa auf jenem Gelände, wo einst Albalonga und später Domitians Gärten gestanden haben sollen. Als Papst erwarb Barberini diese Villa, liess sie zum Palast ausgestalten und war häufig dort. Alexander VII. und die späteren Päpste haben das Gebäude vergrössert; bis in die jüngste Zeit hat es als päpstliche Villeggiatur gedient. Die Wahl Castel Gandolfos als Sommerresidenz zeugt von Urbans Sinn für Natur. Noch als Kardinal hat er seinen Freund Monsignore Lorenzo Magalotti in einem in Hexametern abgefassten Brief aufgefordert, das schwüle Rom zu verlassen und am Albanersee Gebirgsluft zu atmen. „Es ist ein anmutiges Land," schreibt der Kardinal. „Eine frische Brise weht vom Meer.

Hier fühle ich einen Kräftezuwachs und weile gern hier, wo das Auge auf sonnigen Feldern und grünen Höhenzügen ruhen kann. Hier erstarkt der Körper, die Last der Jahre schwindet und der Geist erholt sich von der ermüdenden Tagesarbeit. Willst du, geliebter Magalotti, deine Sorgen loswerden, so komm an den kristallnen Albanersee, komm ins Schloss zu Gandolfo, ins Kastell der julianischen Alba, wo ein bescheidenes Haus geliebter Freunde sehnsüchtig harrt."

Auch in einem seiner Sonette rühmt der Kardinal die Aussicht in Castel Gandolfo; immer wieder spricht aus seinen Gedichten starkes Naturgefühl. Auch für den Reiz schöner Frauen war Matteo nicht unempfindlich, in zwei Sonetten warnt er vor der Gefahr ihrer „sterblichen Schönheit".

Atti gentili e placidi sorrisi,
Sguardi soavi e leggiadro sembiante
Son d'angoscia e di morte armi funeste.

Als Kardinal hatte Barberini einen Dichter zum Sekretär, Francesco Bracciolini aus Pistoja, eine in der damaligen Literatur vielgenannte Persönlichkeit. Bracciolini veröffentlichte, nachdem Barberini Papst geworden, eine Dichtung „L' Elezione d' Urbano VIII." und ersann, in der Absicht originell zu sein, einen Kampf zwischen Tugenden und Lastern. Natürlich siegt die Tugend, ihr Triumph ist die Wahl des Papstes. Die Dichtung besteht aus dreiundzwanzig feierlich getragenen Gesängen; die auftretenden Gestalten personifizieren Tugenden, Laster, Gefühle, Naturerscheinungen: es sind blutlose, zum Teil unverständliche Schemen.

Bracciolini war unerhört geizig und vernachlässigte sein Äusseres in einem solchen Masse, dass der Papst ihm trotz bester Absichten eine höhere Stellung nicht übertragen konnte. Er zeichnete ihn in harmlosester Weise aus, indem er ihm gestattete, die drei Bienen der Barberini in seinem Wappen zu führen. Seitdem unterschrieb der Dichter sich stolz Bracciolini delle api.

Seiner Veranlagung nach war Urban VIII. durchaus Autokrat, er fasste seine Macht und Stellung im Sinne der Renaissance-Päpste auf. Das Papsttum mit seinen monarchischen Familienzügen hatte in dieser trotz allem ungewöhnlichen Persönlichkeit seinen letzten Vertreter. Im XVII. Jahrhundert war Urban VIII. bis zu einem gewissen Grade eine Anomalie; in die Zeit eines Michelangelo oder Raffael hätte er besser gepasst. Seine Regierung war ganz persönlich; Opposition duldete er nicht, in der Politik waren nur seine eignen Ansichten oder die Interessen

seiner Familie für ihn massgebend; um die Ansicht der Kardinäle oder sonstiger Ratgeber kümmerte er sich nicht. Durch sein einnehmendes Äussere und seine geistige Überlegenheit machte er auf alle, die mit ihm zu tun hatten, einen starken Eindruck und wusste dank seiner klangvollen Stimme und der schönen toskanischen Sprache alle zu überzeugen, um so mehr als er, der sehr belesen war, seine Ansicht durch Zitate aus antiken Schriftstellern wirksam unterstützte. Sein langer, rechteckig geschnittener Bart machte einen besonders würdigen Eindruck.

Als einst einer der Kardinäle auf die noch verpflichtenden Bullen früherer Päpste hinwies, gab Matteo kühl zur Antwort, die Ansicht eines lebenden bedeute mehr als die Beschlüsse hundert toter Päpste. Der Venezianer Pietro Contarini beklagt sich im Jahre 1627 bei seiner Regierung, dass man bei einer Audienz beim Papst nie zu Worte komme; der Papst spreche unaufhörlich, berühre die verschiedensten Themen, rühme sich seiner Gelehrsamkeit, so dass der Gesandte keine Gelegenheit habe, seine Bitte vorzutragen. Einer der Kardinäle betonte mit Recht, man gehe zu Urban nicht, um Gehör zu bekommen, sondern um es zu erteilen. Die Rollen seien vollkommen vertauscht: der Papst spricht und der Bittsteller muss seinen Abhandlungen schweigend lauschen.

Selten berief Urban VIII. ein Konsistorium; auch bei den wichtigsten Fragen holte er das Gutachten der Kardinäle nicht ein; wiederholt betonte er, er verstehe von den Dingen viel mehr als alle Kardinäle zusammen. Er wollte angebetet werden, verlangte, dass man sich ihm demütig nahe, dabei waren seine Beschlüsse das Ergebnis von Willkür und momentaner Laune. Die Umgebung wusste, dass der Papst stets Recht behalten wollte und keine fremde Meinung duldete. Dementsprechend traf man seine Massnahmen; wer sich an Urban mit einem Anliegen wandte, hob Unzulänglichkeiten seiner Bitte hervor. Der Papst zerstreute die Einwände des Bittstellers und erfüllte dessen Willen zumeist.

Urban war ein Feind der Habsburger; ihre Macht, die sich über Osterreich, Spanien und einen Teil von Italien erstreckte, bedrohte den Kirchenstaat. Er konnte auch Karls V. gewaltsamen Überfall auf Rom nicht vergessen, um so weniger, als die 100jährige Wiederkehr des Sacco di Roma ihm das Furchtbare jener Tage vergegenwärtigte. Er hielt es mit Frankreich, und mit seiner geheimen Zustimmung hatte Frankreich ein Bündnis mit dem protestantischen Gustav Adolf gegen Österreich geschlossen. Es hiess, der Papst sei ein besserer Franzose als jeder Pariser. Urban freute sich der Siege des Schwedenkönigs; um die Vorwürfe, dass

er es mit den Protestanten halte, zu entkräften, behauptete er, Gustav Adolf sei nicht dem Katholizismus, sondern dem Kaiser allein gefährlich. Barberini war wie seine Vorgänger überzeugt, die Reformation sei nur ein momentaner Abfall, früher oder später würden die Protestanten in den Schoss der allein seligmachenden Kirche zurückkehren.

Die spanische Übermacht lastete wie ein Alp auf dem Papsttum. Sixtus V. hatte vergebens versucht, dieses Joch abzuschütteln, Gregor XIV. und Innocenz waren willenlose Werkzeuge der spanischen Gesandten, erst Klemens VIII. begann sich mit Erfolg gegen die fremde Macht aufzulehnen. Von diesem Augenblick an mussten die Päpste um Frankreich werben, und die drei Nachfolger von Klemens suchten in Paris Schutz gegen spanische Übergriffe. Gregor XV. hielt es wieder mit Spanien, dafür schloss sich Urban VIII. um so enger an Frankreich an. Aus Furcht vor Spanien und dem Kaiser, hat Barberini nichts getan, um den Siegeslauf der protestantischen Schweden zu hemmen. Pazman, dem ungarischen Erzbischof, machte die päpstliche Politik in Rom einen so ungünstigen Eindruck, dass er Urban „einen Ketzer und Anhänger der Protestanten"*) genannt hat.

Erst als der „nordische Löwe" auf dem Schlachtfeld gefallen war, änderte Urban VIII. den Kurs seiner Politik und versuchte sich dem Kaiser zu nähern. Gustav Adolfs Tod machte dem Papst einen grossen Eindruck, da seine Hoffnung, Österreich zu demütigen, auf dem Schwedenkönig beruhte. Der mantuanische Gesandte in Rom, Fulvio Testi, meldet seinem Herzog, der Tod des Königs habe den Papst so erschüttert, dass er an jenem Tage ausserordentlich gereizt und ärgerlich war „che Sua Stà stette tutto quel giorno alteratissima e rabiosissima".

Barberinis Hass gegen die Habsburger ging so weit, dass er in Polen Ladislaus' Wahl zum König zu hintertreiben suchte, aus Furcht, er würde eine Tochter des Kaisers heiraten. Er unterstützte Kasimirs Kandidatur, da er ihn für einen Gegner des Wiener Hofes hielt.

Da er in S. Peter, der offiziellen päpstlichen Kirche, einen sichtbaren Beweis des moralischen Übergewichts des Papsttums über das Kaisertum geben wollte, beschloss er, die Asche der Markgräfin Mathilde nach Rom schaffen zu lassen und ihr ein stolzes Denkmal zu setzen. Sie hatte der Kirche ihren Landbesitz vermacht und damit die materielle Grundlage

*) Aluise Contarini Rel. della Corte di Roma I 376 äussert sich über den Papst: Che egli fosse eretico, amatore dei buoni progressi dei protestanti, come in effetto tal volta non li hebbe discari per la politica dell equilibrio."

des Papsttums geschaffen, sie hatte die Kirche in ihren Kämpfen unterstützt und ihr Name stand mit dem grössten Triumph der Kirche im Mittelalter, mit Heinrichs IV. Demütigung zu Canossa, in Zusammenhang.

Vor über 500 Jahren war Mathilde im Benediktinerkloster in Mantua beigesetzt worden, die Stadt und die Dynastie der Gonzaga war stolz auf diese Reliquie. Da der Papst mit dem Widerstand der Gonzaga rechnete, wandte er sich heimlich an den Abt des Klosters und liess die Überreste nach Rom bringen; als Mantua vom Raube erfuhr, war Mathildens Asche bereits in S. Peter beigesetzt und ihr ein Denkmal von Bernini errichtet.

## II.

Zu Urbans nächster Umgebung gehörten vier Barberini, über die er sich selbst einmal sehr scharf geäussert hatte. Den Kardinal Francesco, seinen Neffen, hatte er einen Heiligen genannt, der keine Wunder wirken könne; seinen leiblichen Bruder, den Kardinal Antonio den Älteren hatte er verspottet, er sei zwar ein Mönch, doch fehle es ihm an Demut und Geduld; Kardinal Antonio der Jüngere, sein Neffe, gelte zwar als Redner, könne aber nicht sprechen, und der vierte Taddeo Barberini, Fürst von Palestrina, sei zwar der Anführer der päpstlichen Armee, aber nicht imstande, den Degen aus der Scheide zu ziehen.

Trotz dieses sarkastischen Urteils hat der Papst den Nepoten einen guten Teil seines Ruhmes geopfert; man kann ruhig sagen, dass Urban VIII. ohne diese rücksichtslose Bevorzugung seiner Verwandten zu den besten Päpsten, die je geherrscht haben, gehören würde. Sein leidenschaftliches Verlangen, den Glanz seiner Familie zu steigern, ging weit über den von den Carafa, Aldobrandini, Borghese und Ludovisi geübten Nepotismus hinaus. Selbständige Herzogtümer konnte er seinen Angehörigen freilich nicht verleihen, er hatte sich den Verordnungen seiner Vorgänger fügen und vor seiner Thronbesteigung Pius' V. Bulle bestätigen müssen, die das Verbot enthielt, den Nepoten Landbesitz der Kirche als Lehen zu übertragen. Und die Versuchung war gross, unmittelbar nach Barberinis Possesso starb der letzte Nachkomme der Rovere, der Fürst von Urbino, der noch junge Sohn des Herzogs Francesco Maria. In seiner Verzweiflung trat der alte Fürst noch zu Lebzeiten seinen Besitz der Kirche ab und zog sich auf sein Schloss in Castel Durante zurück. Die Kirche bemächtigte sich Urbinos, trotzdem ihre

Ansprüche fraglicher Natur waren, das Herzogtum war kaiserliches Lehen und der damals noch junge Grossherzog Ferdinand II. de' Medici, der mit Francesco Marias einziger Enkelin, Vittoria della Rovere verheiratet war, konnte sich als Erbe melden. Aber die damalige florentinische Regierung war vollkommen unzulänglich und liess die Gelegenheit, Florenz durch Urbino zu vergrössern, ungenützt verstreichen.

Konnte nun Urban VIII. den Nepoten nicht Urbino übertragen, so hat er sie aufs grossmütigste dafür entschädigt. Er ernannte Francesco zum Kardinal; obgleich er nach Aussage des Papstes keine Wunder wirken konnte, war er als vernünftiger würdiger Mann allgemein beliebt; selbst der boshafte Leti rühmt sein vorbildliches Leben. Der Papst hat auf Francesco grosse Stücke gehalten, er ernannte ihn zum Kardinal-Patron des Kirchenstaates, übertrug ihm die wichtigsten Angelegenheiten und berief sich stets auf ihn, wenn er selbst die Verantwortung für irgendein Geschehnis nicht tragen wollte. Handelte es sich jedoch um einen wichtigen Entschluss, so drängte er dem Kardinal seine eigne Ansicht auf. Es kam sogar zu einem unangenehmen Zwischenfall, da er den Kardinal zu sehr in den Vordergrund drängte. Als Odoardo Farnese in Rom war, sagte der Papst mit der Absicht ihm zu schmeicheln, „der Kardinal-Patron habe eine besonders gute Meinung von ihm", Farnese gab darauf zur Antwort: „Heiliger Vater, ich habe keinen andern Patron als Ew. Heiligkeit", und verliess die Stadt am gleichen Tage. Der Papst übertrug Francesco zahllose Pfründen und Ämter, die ungeheure Einkünfte abwarfen; nach dem Tode des Vizekanzlers der Kurie, Lodovico Ludovisi, verlieh er ihm auch dieses Amt. Seine freien Stunden widmete Francesco den Wissenschaften, er übersetzte Marc Aurel und legte den Grundstein zu jener ausserordentlich kostbaren Bibliothek der Barberini, die kürzlich der vatikanischen Bücherei einverleibt wurde. Der Kardinal sammelte auch Kunstwerke, namentlich Bilder; mehrere davon befinden sich noch heute in der Galerie Barberini. Einen grossen Teil der von ihm gesammelten Gemälde, Medaillen und Gemmen hat jedoch Cornelia Barberini später verkauft; sie hat auch Klemens XIV. den Obelisken geschenkt, der heute auf dem Monte Pincio steht. Beim Verkauf der Sammluug hat die Münchener Glyptothek den grössten Schatz des Barberini-Museums erworben: den schlafenden Satyr, der zumeist der Barberinische Faun genannt wird. Das British Museum hat sich die Portlandvase, ein weissfiguriges Glasgefäss, gesichert.

Francesco starb 1679 als Achtzigjähriger unter Jnnocenz XI. Odescalchi.

Urbans Despotismus wirkte auf die Kardinäle ausserordentlich demoralisierend. Da sie wussten, dass der Papst keine Opposition dulde, schoben sie bei wichtigen Beschlüssen Krankheitsgründe vor und fehlten im Konsistorium; der eine hustete, der andere litt an gichtischen Schmerzen, ein dritter hatte Fieber und jene, die in den Vatikan kamen, suchten der schlechten Laune des Papstes vorzubeugen, indem sie entweder Gemeinplätze sagten oder schweigend mit den Schultern zuckten. Gelegentlich kam es bei den Konsistorien zu leidenschaftlichen Zwischenfällen: als der Kardinal Gasparo Borgia den berühmten Protest der spanischen Regierung gegen die antispanische und antiösterreichische Politik des Vatikans verlesen wollte, sprang der Papst von seinem Thron und rief drohend: „Schweig!" Die Kardinäle Capponi und Ubaldini waren ihm verhasst, da ihm berichtet worden war, sie hätten die Frage des französischen Gesandten, ob die Barberini zum alten florentinischen Adel gehörten, verneinend beantwortet. Ausserdem verdächtigte der Papst Ubaldini spanischer Sympathien und hatte die Absicht gehabt, ihn in die Engelsburg einzusperren. Seitdem bekam der arme Kardinal nervösen Schüttelfrost in der Nähe der Moles Hadriani, er verliess Rom und bezog seine Villa in Frascati, wo er seine Tage beschloss.

Antonio Barberini der Ältere, den der Papst im zweiten Jahre seiner Regierung zum Kardinal ernannte, war eine weniger ausgesprochene Persönlichkeit als Francesco. Er lebte als Mönch in einem Kapuzinerkloster in der Nähe Roms; als er erfuhr, dass der Papst ihm den Purpur übertragen wollte, erschrak er, da er sich dieser Ehre nicht würdig fühlte, er war ein frommer Mann, der sich „heroischen Mortifikationen" hingab. Auf Urbans Drängen kam er nach Rom, er hatte den Weg zu Fuss in anstrengenden Nachtwanderungen zurückgelegt; unter dem Purpur hat er das Mönchshabit anbehalten und ausserordentlich bescheiden gelebt. Fra Antonio war mit den Klostersitten so verwachsen, dass er sich in seine neue Würde nicht hineinfinden konnte. Man verspottete seine klösterliche Bescheidenheit, die „bassesse cappucinesche", die er unablässig beging und lachte darüber, dass er den Kardinalshut wie eine Mönchskapuze auf den Hinterkopf zog. Im Beisein des venezianischen Gesandten rückte er das Abzeichen seiner Kardinalswürde so tief auf die Schultern, dass der Hut zur grossen Freude der Anwesenden auf den Fussboden fiel. Allmählich gewöhnte sich Antonio an seine neue

Würde; die klösterliche Bescheidenheit hinderte ihn nicht, sich einträgliche Pfründen zu sichern und ganze Goldsäcke einzuheimsen, so dass er schliesslich einer der reichsten Nepoten wurde. Da dieser Mönch im Kardinalsgewand über nur sehr bescheidene geistige Qualitäten verfügte und der Papst ihm höhere Ämter nicht anvertrauen konnte, ernannte er ihn zum Bibliothekar der vatikanischen Bücherei.

Auf Don Taddeo ergoss sich das Füllhorn der päpstlichen Gunstbezeigungen am reichlichsten. Die Würde eines römischen Präfekten, im Geschlecht der Rovere erblich, war allmählich zu einem nichtssagenden Titel geworden; der Papst benutzte den Tod des letzten Rovere, um Taddeo diese Würde zu übertragen, indem er seine Machtbefugnisse erweiterte und diesem Amt in der Verwaltung der Stadt eine neue Bedeutung beilegte. Ausserdem ernannte er Taddeo zum General der päpstlichen Armee, trotzdem er, wie wir gesehen haben, von seinen kriegerischen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hatte. Während Urbans Pontifikat fielen diesem Glückspilz so viel Ämter und Würden zu, dass er sich gelegentlich nicht darauf besinnen konnte, wieviel Ehrenstellen er bekleidete. Unmittelbar nachdem er Präfekt geworden war, schenkte ihm der Papst die goldne Tugendrose, dann wurde er zum spanischen Granden, zum venezianischen Patrizier, zum Ritter des goldnen Vliesses ernannt und der Papst ermöglichte seine Heirat mit Anna Colonna, der Tochter der Lucrezia Formacelli und Philipps, des Herzogs von Paliano, des grossen Konnetabel von Neapel. Francesco Colonna, der Fürst von Palestrina, musste sich schuldenhalber dieses Besitzes, der seinem Geschlecht seit Jahrhunderten angehört hatte, entäussern; der Papst erwarb dies Fürstentum für 775000 Taler und schenkte es seinem Nepoten. Auf diese Weise wurde Taddeo der erste Magnat des Kirchenstaates, besonders da ihm der Papst noch das von den Orsini erworbene Schloss Monte Rotondo in den Sabiner Bergen und Valmontone bei Anagni, den ehemaligen Besitz der Sforza, übertrug. Es hiess, der Papst habe für diese grossen drei Besitzungen über zwei Millionen Taler bezahlt.

In der Kapelle des päpstlichen Schlosses zu Castel Gandolfo, im Beisein von 14 Kardinälen fand Taddeos und Anna Colonnas Trauung statt. Von dort aus begab sich der ganze Hochzeitszug nach Marino; im dortigen Schloss hatte der Vater der Braut ein grossartiges Festmahl vorbereitet.

Der dritte unter den Kardinalnepoten, Antonio der Jüngere, war

am spätesten mit dieser Würde belehnt worden und verdiente sie am wenigsten. Er führte ein übermütiges, luxuriöses Leben. In manchem war er dem Papst ähnlich, er war unruhig und hatte eine grosse Vorliebe für körperliche Übungen, wie Turniere und kriegerische Unternehmungen. Da er hochmütig und boshaft war, war er erst sehr unbeliebt und der Vers zirkulierte: „Il cardinal Antonio serve in Roma di demonio", später wusste er sich doch Sympathien zu erringen, da er hilfsbereit war und die Literaten unterstützte. Das sollte ihm reiche Früchte tragen. Mario, der letzte der Frangipani, war eines geheimnisvollen Mordes überführt worden, in der Engelsburg gefangen und zu Tode verurteilt. Der Kardinal verwandte sich für ihn beim Papst, der Mörder wurde freigesprochen; vor seinem Tode im Jahre 1654 vermachte er seinem Fürsprecher sein grosses Vermögen. So wurden die Barberini die Erben dieses alten Geschlechts, das im Mittelalter den Päpsten nicht wenig zu schaffen gemacht hatte.

In Rom unterhielt der Kardinal eine zahlreiche Garde, es waren hauptsächlich ehemalige Banditen, und er zeigte sich selbst in der Stadt nur in ihrer Begleitung. Da er in Geldangelegenheiten nobel war, stand er bei dieser Garde in hohem Ansehen. Längere Zeit war der Anführer der Banditen, Pietro Mancino, von dem noch die Rede sein wird, stets vor dem Schlag seiner Karosse zu sehen.

Die drei Kardinäle aus dem Hause Barberini repräsentierten eine ungeheure Macht sowohl ihrem Vermögen als ihrem Einfluss nach; die fremden Gesandten bemühten sich um ihre Freundschaft. Sie wurden „il triangolo della maestà cardinalitia" genannt und waren der Stützpunkt so mancher Bewegung. Am angesehensten war Francesco; Antonio der Ältere hielt sich etwas fern und war mehr auf die Anhäufung von Kapitalien bedacht. Antonio dem Jüngeren traute man in öffentlichen Dingen nicht recht, er wusste sich aalglatt aus gemachten Versprechungen herauszuwinden. Die Barberini waren so hochmütig, dass ihnen der Titel „Illustrissimus", der bis dahin der für die Kardinäle übliche gewesen war, nicht genügte. Da man sie nicht „Eccellenza" ansprechen konnte, da dieser Titel in Italien nur selbständigen Fürsten zukam, ersannen sie die Anredeform „Eminenza". Sie hatten zuerst gehofft, allein auf diese Weise ausgezeichnet zu werden, der Papst machte sie auf das Ungebührliche dieser Unterscheidung zwischen ihnen und den anderen Kardinälen aufmerksam, und seitdem wurden sämtliche Kirchenfürsten dieses Ranges „Eminenza" genannt.

Zu Beginn seiner Regierung kümmerte sich Urban VIII., unterstützt vom Kardinal Francesco, sehr eifrig um alle inneren Angelegenheiten der Kirche; er wollte das sittliche Niveau der Geistlichkeit heben und interessierte sich für alle Verwaltungsfragen im Vatikan. Nach einem etwa fünfjährigen Pontifikat widmete er sich nur noch weltlichen Angelegenheiten, er war auf die Verteidigung des Kirchenstaates und den Neubau von Festungen bedacht; sein Hauptinteresse galt dem Giessen von Geschützen. Die Sorge um Religion und Kirche überliess er den Nepoten, sie machten sich diese Freiheit eifrig zunutze und waren nur darauf aus, möglichst viel Pfründen und Abteien zusammenzuscharren. Den Kindern der Barberini wurden Einkünfte aus Abteien zugesichert; als Anna Colonna Don Taddeo heiratete, machte ihr Vater unter anderem zur Bedingung, dass dem erstgeborenen Kinde des jungen Ehepaares eine Abtei zuerteilt würde. Natürlich fehlte es auf diese Weise an Pfründen für wirklich verdiente Geistliche; wenn der eine oder andere nach Rom kam, um seine Finanzen zu verbessern, wurde ihm gewöhnlich geraten „che si dasse un poco di pazienza"; wurde der Bittsteller ungeduldig, so wurde er aufs neue beschwichtigt „che dovera darsi ancora un poco di pazienza". Wer sich dagegen den Barberini nützlich erwies, durfte sicher sein, von den Nepoten nicht vergessen zu werden: Auszeichnungen und Einnahmen flossen dem Betreffenden reichlich zu. Monsignore Visconti, den Nuntius in Polen, einen Mann von grossen Verdiensten, wollte man trotz wiederholter Bemühungen des Königs nicht zum Kardinal ernennen, da die Barberini ihm verschiedene andere Kandidaten vorzogen. Massgebend für die Ernennung der Kardinäle war, der Dynastie der Barberini möglichst viel Freunde im heiligen Kollegium zu sichern; Kardinal Francesco hatte die Absicht, nach Matteos Tode Papst zu werden.

Der Unwille in Rom über diese Übergriffe war gross, häufig genug erschienen boshafte Satiren oder Karikaturen auf die Barberini, um die Bevölkerung gegen die herrschende Familie aufzureizen. So erschien die Karikatur eines Geistlichen, der im Vatikan um ein Almosen bat und die Antwort erhielt: „Wir haben leider keinen Quadrino mehr, da die Barberini alles genommen haben." Während der Schwedenkriege zirkulierten in Deutschland lose Blätter: auf einem fast nackten, von den Schweden verwundeten Mann hatte sich ein Fliegenschwarm niedergelassen. Der Verwundete war die Kirche, die Fliegen die verhassten „mosche", die die Barberini in ihrem Wappen führten. Vor dem Ver-

wundeten kniete der Kaiser und bat Rom um Hilfe, aber die ewige Stadt gab zur Antwort: „Ich kann dir nicht helfen, die Fliegen haben meinen letzten Blutstropfen ausgesaugt." Man hat nachgerechnet, dass die Barberini sich unter Urban VIII. 227 einträgliche Ämter, Würden, Abteien und Pfründen gesichert haben.

Doch muss zugegeben werden, dass die Nepoten nicht alle Einkünfte des Kirchenstaates verschlungen haben. Urban wollte ein gut gerüstetes Reich hinterlassen. Als man ihm die marmornen Grabmäler seiner Vorgänger zeigte, erwiderte er, er wünsche sich ein eisernes zu setzen. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Engelsburg zu befestigen, sie mit Lebensmitteln und Waffen zu versehen; die Gärten auf dem Monte Cavallo umgab er mit einer festen Mauer, zu der er in barbarischster Weise antike Trümmer benützte. In Tivoli gründete er eine Waffenfabrik, die Bibliotheksräume im Vatikan verwandelte er in eine Rüstkammer. Selbst in Castelfranco, an der bolognesischen Grenze, liess er eine Festung errichten, die den Namen Urbana trug.

## III.

Ein Jahr nach Urbans Thronbesteigung (1624) kam Ladislaus, der polnische Kronprätendent, der spätere König Ladislaus IV., der Besieger der Türken bei Chocim, nach Rom. Ihn begleiteten Radziwill, der litauische Grosskanzler als Hofmeister, der „mit jenen Ländern vertraute" Stefan Pac, der Schriftsteller, litauischer Referendar und Chronist dieser Reise war und einige andere Herren, von denen jeder mindestens vier Diener mithatte. Der Kronprätendent wollte Mittel- und Westeuropa kennen lernen; über Wien, Nürnberg und Köln ging er nach Brüssel, wo ihn die Infantin Isabella, Philipps II. Tochter, sehr gastlich empfing, von dort aus setzte er seinen Weg über die Schweiz, Luzern und Lugano nach Italien fort.

In Parma wollte ihm Odoardo Farnese einen festlichen Empfang bereiten, aber Ladislaus „wollte sich nicht in Zermonien einlassen" und wusste überall die feierlichen Empfänge zu umgehen. So entzog er sich auch in Bologna der Gesellschaft des Neffen des Kardinals Torres, des besonderen Protektors von Polen, der nach Bologna gekommen war, um den Kronprinzen nach Rom zu begleiten. In Forli konnte er sich den „welschen Höflichkeiten" nicht mehr entziehen; dort erwartete ihn der päpstliche Gesandte und Anführer der vatikanischen Garde,

Carlo Magaloti, mit einem liebenswürdigen Begrüssungsschreiben Urbans an den Besieger der Türken und Tataren.

In Magalotis Gesellschaft ging Ladislaus nach Loreto; als Ex votum stiftete er eine Figur des heiligen Ladislaus aus lauterem Gold. „Krone, Apfel und Zepter des Heiligen enthielten nicht wenig Edelsteine“, dann fuhr er mit päpstlichen Pferden von Assisi nach Rom.

Am späten Abend kam er in Rom an. Auf die ihm angebotene Wohnung im Vatikan oder auf dem Monte Cavallo verzichtete er und bezog mit seinem Gefolge Zimmer im Palaste „Amerika“, dem Besitz des Marchese Caponi. Der Papst wollte den nordischen Gast noch am gleichen Tage empfangen; die Polen hatten nicht einmal Zeit, ihre Kleider zu wechseln, sie zogen nur trockene Mäntel über, da sie unterwegs eingeregnet waren und begaben sich mit dem Kardinal Torres in den Vatikan.

In der Anticamera des Vatikans empfing sie Kardinal Francesco Barberini; nachdem er Ladislaus „con parole di cortesia“ begrüsst hatte, führte er ihn und Torres, während der Zeremonienmeister voranschritt, in den Saal, wo der Papst ihrer wartete. Pac berichtet, dass der Kronprinz dreimal niederknien musste, ehe er zum Fusskuss zugelassen wurde, einmal in der Tür, das zweitemal in der Mitte des Saales und zum drittenmal unmittelbar vor dem Papst, wo dann die Zeremonie des Fusskusses in gewohnter Weise vor sich ging. Der Papst „umarmte und küsste ihn auf die rechte Wange — eine Ehre, die nur Königen und ihren Söhnen zuteil wurde. Rechts und links vom Papst wurden Lehnstühle hingestellt, rechts sass Ladislaus, links zwei Kardinäle, die ihn fragten, wie er die Reise überstanden habe und ob er in guter Gesundheit sei.“

Dann traten die Reisegefährten des Kronprinzen ein, „um den päpstlichen Fuss zu küssen“, nur Herr Denhoff „hatte sich geweigert, den Papst zu begrüssen, um nicht gegen Calvins Lehren zu sündigen, trotzdem Herr Rozen, der einen gleichen oder wenig besseren Glauben hatte, sich vom allgemeinen Tun nicht ausschloss.“

Nach diesen Begrüssungen „ging der Kronprinz in derselben Weise wie er gekommen, von zwei Kardinälen geleitet, wieder fort“ und fuhr nach Hause. Die Polen scheinen bereut zu haben, dass sie die Wohnung auf dem Monte Cavallo ausgeschlagen hatten „in einem so grossartigen Palast und Garten, wie es wohl keinen zweiten auf der Welt gab“; ihr eigenes Quartier war unruhig.

Die Kardinäle und römischen Fürsten wünschten den Kronprinzen begrüssen zu können, „nicht um ihm diese Ehre zu erweisen, denn was

kümmert sie Polen, aber weil sie durch diesen Besuch den Kronprinzen obligieren wollten, ihnen die Visite zu erwidern". Römischer Sitte gemäss verlangten die Kardinäle während ihres Besuches beim Kronprinzen zu seiner Rechten zu sitzen; darauf liess Ladislaus sich nicht ein und „liess sie höflich warnen, sich keine unnütze Mühe mit Visiten zu machen"; da er nur für einige Tage gekommen sei, wolle er mit dem Empfangen und Erwidern von Besuchen keine Zeit verlieren, sonst müsste er abreisen, „ohne an jenen Stätten, um derentwillen er gekommen war, seinen Gottesdienst zu verrichten".

Keine der römischen Sehenswürdigkeiten liess er sich entgehen; so war er auch in der Kirche alla Minerva Zeuge, wie im Beisein sämtlicher Kardinäle die Statue und die Schriften des Häretikers de Dominis verbrannt wurden, der in England friedlich eines natürlichen Todes gestorben war.

Ladislaus wünschte das Schweisstuch der hl. Veronika zu sehen, das in S. Peter aufbewahrt wurde. Die Domherren machten erst Schwierigkeiten, sie behaupteten, seit Karl V. habe niemand, auch kein Monarch, die Reliquie in der Nähe gesehen, und sie allein hätten den Vorzug, sie in die Hand zu nehmen. Der Papst liess dem Kapitel melden, „er hielte den Kronprinzen, der sich so sehr für den christlichen Glauben eingesetzt und die Heiden in soviel Schlachten geschlagen habe, nicht für geringer als Karl V." und entschied zu dessen Gunsten. Er ernannte Ladislaus zum Kanonikus von S. Peter und gestattete ihm, die Reliquie in die Hand zu nehmen. Der Kronprinz legte das Chorhemd an und zeigte, wie es am Karfreitag geschieht, dem im Kirchenschiff versammelten Volke vom Balkon aus das Schweisstuch der Veronika, indem er die Menge dreimal segnete. Vor seiner Abreise aus Rom legte Ladislaus seine Domherrnwürde nieder, da sie ihm nur für diesen bestimmten Zweck erteilt war*).

Am 2. Januar ging Ladislaus nach Neapel, dort wurde er vom spanischen Vizekönig mit grossen Ehren empfangen. Ein Pferderennen wurde ihm zu Ehren veranstaltet, und am Abend fand ein Ball im Schlosse statt, „auf dem die allerschönsten Frauen versammelt waren". Während des Balles sass der Vize-Rex unter einem mit Gold, Perlen und Diamanten gestickten Baldachin, er hatte kostbaren Schmuck angelegt, ein diamantnes Band auf seinem Hut wurde auf einige Hunderttausend ge-

*) Cosimo III., dem Grossfürsten von Toskana wurde im Jahre 1700 die gleiche Würde zuteil, er blieb jedoch bis zu seinem Tode Kanonikus.

schätzt. Er trug Schwarz; „es gilt dies nicht allein für seine Kleider, sondern auch für sein Haupt und Kopfhaar, das er trotz seiner 70 Jahre färbte und schwarz trug".

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Neapel ging der Kronprinz nach Rom zurück; durch die Erfahrung gewitzigt, nahm er die Einladung des Papstes an und wohnte im vatikanischen Palast. Urban belehnte ihn diesmal feierlich mit Schwert und geweihtem Zepter, dann lud er ihn zu einem Festessen ein, das vor versammeltem Publikum im grossen Saal stattfinden sollte. Der Sitte gemäss waren zwei Tische gedeckt: an dem einen auf einem Podium unter dem Baldachin sass der Papst, am zweiten „ohne Untersatz und ohne Baldachin, auf einem einfachen, nur bemalten Sessel" der Kronprinz. „Als sich der Papst wusch, reichte ihm der Kronprinz kniend das Handtuch." Aus Höflichkeit gegen den Türkenhelden waren die Tische mit Zuckerfiguren, „die den Sieg über die Heiden darstellten", bedeckt. Da der Tisch des Kronprinzen wenigstens zwei Klafter von dem des Papstes entfernt war, unterhielt sich Urban „von Zeit zu Zeit durch die Kammerherren mit Ladislaus, fragte nach dem einen und andern und trank dem Kronprinzen ein- oder gar zweimal zu. Wenn der Papst trank," berichtet Pac weiter, „knieten alle Stehenden nieder". Nur Herr Denhoff, „eigensinnig in seinem calvinischen Glauben, wollte den Papst weder begrüssen, noch ihm den Fuss küssen, noch dem Gottesdienst und den vielen Zeremonien in der Kirche beiwohnen, da er sagte, das alles sei Götzendienst". Aber bei Tisch kniete auch Herr Denhoff nieder, als der Papst trank, „um nicht allein unter all den Knienden stehen zu bleiben", besonders, da er ziemlich in der Nähe des Papstes stand. „Als er niederkniete," berichtet Pac, „lachten wir und der Herr Kanzler herzlich; ich sagte ihm, wenn er seinen Glauben für den guten und richtigen halte, so hätte er ja jetzt Gelegenheit gehabt, sich öffentlich dazu zu bekennen, den Kult, den die Katholiken dem Papst erwiesen, Götzendienst zu nennen und ein calvinischer Märtyrer zu werden." Dem Kronprinzen machte dies Gespräch so viel Spass, dass er es dem Papst meldete; den amüsierte diese Episode gleichfalls, da er wusste, dass Denhoff nicht katholisch sei.

Nach Tische gab es Musik. Im Vorzimmer wurden Lieder zu Ehren des Kronprinzen „und seiner glücklichen Expedition gegen die Heiden" vom Chor angestimmt. Der Verfasser dieser Lieder war Monsignore Ciampola, „ein würdiger und gelehrter Mann", der im Namen des Papstes schöne Briefe nach Polen geschrieben hat; die Musik hatte Tedescino

komponiert; er galt als der bedeutendste Musiker in Rom, was die Italiener nicht wenig geärgert hat, da er, wie schon sein Name verrät, aus Deutschland stammte. Nach dem Konzert zog sich der Kronprinz in seine Räume zurück; am Abend verabschiedete er sich vom Papst, da er am nächsten Morgen, den 20. Januar, fortging. „Der Abschied“, berichtet Pac, „glich der Begrüssung, Komplimente auf beiden Seiten.“ Magaloti, der Reisebegleiter, und die Diener wurden von Ladislaus grossartig beschenkt. Von Rom aus nahm der Kronprinz seinen Weg nach Florenz.

## IV.

Den Barock-Päpsten war es sehr darum zu tun, dass die Gesandten fremder Staaten in Rom möglichst viel Glanz entfalteten. Wir haben gesehen, wie Sixtus V. sich darum bemüht hat, dass aus Polen ein Magnat zur Huldigung komme, der in der Lage war, fürstlich aufzutreten, und nicht ein bescheidner Bischof. In noch höherem Masse war Urban VIII. darauf bedacht, den Glanz der ewigen Stadt und des Papsttums zu steigern; da der polnische König Ladislaus IV. sich dessen bewusst war, bestimmte er einen Fürsten zum Gesandten, der selbst Barberinis Ansprüche zu erfüllen vermochte. Es war Jerzy Ossolinski; sein glänzender Einzug in Rom im Jahre 1633 hat dem Volke einen grösseren Eindruck gemacht als der irgendeines andern auswärtigen Gesandten in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Ladislaus IV. war sicherlich der weitblickendste unter Polens späteren Herrschern. Er hatte weitgreifende Pläne und wollte Moskau mit Polen vereinigen. Dazu bedurfte es gewisser Zugeständnisse von Rom, er wollte, dass der Papst dem Vertrag zustimme, den er mit den Schismatikern geschlossen hatte und der in Zukunft von grosser Bedeutung sein sollte. Rom begriff die kühnen Pläne des polnischen Königs nicht, es hielt am Grundsatz fest, den Schismatikern dürfe man keine Konzessionen machen und vergrösserte die Kluft, die zwischen den östlichen Völkern bestand. Vergebens schrieb der König nach Rom, der hl. Vater müsse zustimmen, da er weder den Untergang Polens noch den des Katholizismus wünsche, aber Urban VIII. und seine Kardinäle waren für den Rat von Männern, die die Verhältnisse besser kannten als sie selbst, nicht reif.

Ossolinskis Hauptaufgabe bestand darin, den Papst und die Kardinäle von der Notwendigkeit gewisser Zugeständnisse an die polnischen Dis-

sidenten und Schismatiker zu überzeugen. Da der König wusste, dass man in Rom grossartig auftreten müsse, um etwas zu erreichen, beschloss er, durch die Gesandtschaft zu blenden, um dem Papst eine Vorstellung von seiner Macht zu geben. Zu den prunkvollsten Festen in der päpstlichen Hauptstadt gehörten die Einzüge der französischen Gesandten; Ossolinski „sollte es ihnen gleich tun, ja sie überbieten; wo die Franzosen Silber hatten, sollte er Gold nehmen, wo sie Gold hatten, kostbare Steine, wo sie kostbare Steine hatten, Diamanten“ *). Da Ossolinski nicht reich genug war, um auf diese Weise aufzutreten, kamen ihm der königliche Schatz und die Münze zu Hilfe. Urban VIII. brachte er ein kostbares Geschenk mit: die Urkunde, in der Konstantin der Grosse den Päpsten Rom und die Campagna übertragen hat. Nach der Einnahme Konstantinopels gelangte dies Dokument in die Hände der Zaren; als Zolkiewski Moskau einnahm, brachte er es nach Polen mit. In Rom hat man diesem Dokument sicherlich ein geringeres Gewicht beigelegt als in Warschau, denn obgleich Lorenzo Valla unter Eugen IV. in einer berühmt gewordenen Schrift bewies, dass diese Schenkung nie stattgefunden hat, bestritt keiner der christlichen Herrscher den Päpsten ihr Anrecht auf Rom; selbst das Originaldokument hätte unter Urban VIII. keine effektive Bedeutung mehr gehabt. Und bei einem etwaigen Einfall der Türken wäre es natürlich kein Schutz gewesen.

Im September des Jahres 1633 brach Ossolinski auf; zur Überraschung der Italiener reiste er mit 300 Menschen, 20 Karossen, 30 Reitpferden und 10 Kamelen. Am 20. November stand er vor Rom; beim Anblick der Peterskuppel kniete er nieder und bat Gott, die Sache der Kirche und der Republik zu einem guten Ende zu führen. Bei der Porta del Popolo erwarteten ihn die Sekretäre der auswärtigen Gesandtschaften, um ihn im Namen ihrer Gesandten zu begrüssen; als Ossolinski ihre liebenswürdigen Ansprachen italienisch, spanisch, französisch und deutsch beantwortete, war das Staunen gross. Der Kardinal de Torres, Polens Protektor, mehrere Prälaten und Adelige waren ihm teils aus Neugier, teils um den berühmten Gesandten zu ehren, entgegengekommen, so dass ihn etwa 160 Wagen zum Palazzo Gabrielli auf Trinità de' Monti, der ihm als Wohnung angewiesen war, geleiteten.

*) Der französische Gesandte Fontenay-Mereuil hat seinen Einzug im Vatikan mit 131 Wagen gehalten; der Erbmarschall des Konklave, Fürst Savelli, hat 140 benutzt; der spanische Gesandte war sogar mit 300 Wagen gekommen. All diese Gefährte waren in der Hauptsache den römischen Fürsten entliehen.




URBAN VIII. UND SEINE NEPOTEN

Abgebildet in „Aedes Barberinae a comite Tetio descriptae“

*Romae* 1647



Unmittelbar nach seiner Ankunft fuhr er in den Vatikan, um den Fuss des damals kranken Papstes zu küssen, dann machte er den Nepoten seine Aufwartung, da er wusste, wie sehr es dem Papste daran lag, seine ganze Familie gewissermassen als die regierende angesehen zu wissen. Ossolinskis Höflichkeit verfehlte den beabsichtigten Eindruck auf Urban nicht, er gab ihm einige Tage Zeit, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen und setzte den feierlichen Einzug auf Sonntag, den 27. November fest.

Der Zug sammelte sich vor der Porta Flaminia, aber der Himmel war bewölkt, und es sah nach Regen aus. Zahllose prachtvolle Karossen mit stolzen, federgeschmückten Pferden kamen aus allen Stadtteilen; die Wagen der französischen, spanischen und kaiserlichen Gesandtschaft und des Grossherzogs von Toskana gehörten zu den allerprächtigsten.

Glücklicherweise klärte es sich auf; Musikanten und die Schweizer Garde stellten sich an die Spitze des Zuges, und der Einzug durch die Porta Flaminia ging langsam, farbig und sehr feierlich, wie es sich fürs Barock ziemte, vonstatten. Als Ossolinski das Tor durchschritten hatte, begrüsste ihn der päpstliche Hofmarschall an der Spitze der Geistlichkeit und des Adels und hiess ihn im Namen des Papstes willkommen. Der Zug machte den grösstmöglichen Bogen, damit sich das Volk des ungewohnten Anblickes freuen könne.

Stefano della Bella, ein damals vielgenannter Künstler, hat den Einzug mit angesehen und einen Kupferstich danach gemacht. Sein Blatt hat er dem Grossherzog von Toskana, Lorenzo de' Medici, gewidmet. Auch die Nachfolger der Medici liessen sich die Pflege von Kunst angelegen sein. Zwei Kuriere in Samtmänteln nach polnischem Schnitt eröffneten den Zug, ihnen folgten 22 Maulesel mit buntem Geschirr, und die päpstliche Garde zu Pferde. Als hinter der Garde zehn Kamele auftauchten mit wehenden Federn, silbernen Glocken, golddurchwirkten Stoffen und Netzen mit lang herunterhängenden Fransen, wollte der Jubel der Menge, die sich durch die Strassen wälzte und dichtgedrängt an den Fenstern stand, kein Ende nehmen. Die Kamele waren mit der kostbaren Garderobe des Gesandten und all seinem Gepäck beladen.

Die Begeisterung der Römer stieg beim Anblick von vier Trompetern zu Pferde, sie trugen phantastische grüne Samtkostüme und bliesen schöne, dem italienischen Ohr fremd klingende Arien. Ihnen folgte Ossolinskis Kosakengarde. Es waren 34 Reiter; die Pferde mit den langen Mähnen und Schweifen schienen nach dem Takt der Musik zu tänzeln.

Die wild aussehenden Kosaken waren von Kopf bis Fuss bewaffnet, in der Sonne glänzten ihre „Farben“, und die langen Straussenfedern wippten auf den Kolpaks. In den Händen hielten sie Pfeile und Bogen, die sie kühn in der Luft gewissermassen zu ihrem Vergnügen schwangen.

Hinter den Kosaken schritt Ossolinskis Waffenträger, ein Greis mit langem weissem Bart; in befiederter Rüstung, mit Flügeln auf dem Rücken sah er aus, als wenn er mit seinem schweren Pferd in die Luft steigen wollte. Er trug einen persischen Kaftan aus Goldbrokat, an der Seite den Schild, in der Hand den Wurfspiess, der mit einem kleinen Fähnchen und einer seidnen Quaste geschmückt war. Am Helm und am Rücken wehten Flügel aus Kranichfedern. Selbst an den Füssen des Pferdes waren oberhalb der Fesseln kleine Flügel angebracht.

Dem Waffenträger folgten Ossolinskis Pagen in lockerer Gruppierung. Es waren ihrer dreissig, gutgewachsene junge Leute in grünlichblauem Samt (acqua marina), mit silbergefassten Köchern und Bogen. Sie ritten sämtlich Goldfüchse, die mit roten Schabracken und Straussfedern geschmückt waren.

Von je zwei Stallknechten geführt, kamen sechs prachtvolle türkische Pferde; in Rom hatte man sicherlich Tiere dieser Schönheit noch nicht gesehen. Stolz trugen sie wehende Reiherfedern auf dem edlen Kopf, Geschirr und Steigbügel waren aus reinem Gold. Die mit Diamanten, Rubinen und Smaragden bestickten Schabracken leuchteten in der Sonne; den grössten Eindruck machte der Schmuck, den die Tiere auf der Stirn trugen und der je 10000 Dukaten wert war. Die Erinnerung an die goldnen Hufeisen, die die Pferde trugen, hat Jahrhunderte überdauert. Der Zweck von Ossolinskis Reise ist längst vergessen, aber jeder polnische Schulbub weiss noch von den goldnen Hufeisen zu erzählen. Ossolinski war sparsamer, als es den Anschein hatte; da er das römische Volk blenden wollte, liess er zwei der Hufeisen so leicht befestigen, dass die Pferde sie unterwegs verloren, die übrigen waren fest angeschlagen und wurden in der Krakauer Münze abgeliefert. Der Zweck war erreicht, in ganz Italien und fast im gesamten übrigen Europa war von den goldnen Hufeisen des polnischen Gesandten die Rede*).

*) Der Hufeisenscherz war ein alter ritterlicher Brauch. Man erzählt ein Gleiches vom Normannenfürsten Robert I. (1034), auch Mangold de Werde aus Schwaben, der Gesandte Konrads II., soll 1027 in Konstantinopel einen ähnlichen Scherz gemacht haben. In einigen altfranzösischen Epen wird von dem gleichen Brauch berichtet.

Wieder eine neue Gruppe. An ihrer Spitze war Ossolinskis Stallmeister mit silbernem Kommandostab auf einem stolzen Pferd mit Reiherbusch; hinter ihm zwanzig gutgewachsene junge Leute in blauem Damast; Sättel, Säbel und Zaumzeug waren reich vergoldet.

Den Polen folgten römische und spanische Herren. Ein ganz anderes Bild. Es war der Adel, der auf Geheiss der Kardinäle den Einzug des Gesandten verschönte. Ihre Kostüme stachen von denen der Polen ab, die Mäntel hatten einen andern Schnitt, sie hatten grosse Hüte oder Federbaretts auf. Selbst der Schritt der Pferde war anders, pompöser, kunstvoller, aber weniger feurig.

Wieder kamen Polen. Voran schritt Ossolinskis Hofmarschall mit dem Stabe, ihm folgten 20 Hofleute in kostbaren Zobel- und Luchspelzen.

Im XVII. Jahrhundert verstand man es, Festzüge zu arrangieren, es handelte sich nicht allein um Pracht, sondern es galt, das Auge durch Abwechslung zu erfrischen. Den Polen folgten Höflinge des Papstes in spanischer Tracht; durch die Pracht seiner Kleider fiel der Herzog von Richmond auf.

Was jetzt kam, überstieg alle Erwartungen. Es waren Ossolinskis Freunde und die Beamten der Gesandtschaft. Sie ritten hintereinander in gewissem Abstand, das Pferd eines jeden führten zwei römische Kavaliere. „Voran ritt, wie Kubala berichtet, Komorowski, der Kanonikus von Krakau, es folgten die drei Naruszewicz, die Söhne des Schatzmeisters von Litauen, Wezyk, der Neffe des Primas, die Höflinge Krzysztof Lanckoronski und Stanislaw Minski, Lipski, der Kanonikus von Plock, Ronkali, der königliche Sekretär und Korniakt, Ossolinskis Neffe. Am besten gefiel der junge Cieklinski, der königliche Sekretär. In seinem langen, mit Gold und Edelsteinen bestickten Scharlachmantel sass er auf einem prachtvollen, feingliedrigen Pferde, das, ohne den Ernst des Zuges zu unterbrechen, mit seinem Reiter spielte und mit überraschender Schnelligkeit die seltsamsten Sprünge ausführte. Bewundernde Blicke folgten ihm, plötzlich machte der goldstrahlende Jüngling einen Seitensprung, riss mit geschickter Bewegung die Kette vom Mundstück ab und warf die goldenen Glieder unter die Menge. Die römischen Kavaliere klatschten Beifall und die Menge stimmte freudig ein."

Die Fortsetzung dieses Zuges bildeten junge Polen, die nach Rom nur gekommen waren, um am Festzug teilzunehmen. Sie konnten sich mit der Pracht der übrigen ohne weiteres messen; unter den Reitern befanden sich Angehörige der vornehmsten polnischen Familien, so Zebrzydowski,

Tarnowski, Lubomirski und Nikolaus Ossolinski, der Neffe des Gesandten, auf einem prachtvollen straussenfederngeschmückten Rappen.

Zuletzt L' Eccellentissimo Ambasciatore, neben ihm Gembicki, der Sekretär der Gesandtschaft und Kajetani, der päpstliche Hofmarschall. Schweizer aus dem Vatikan und polnische Infanterie in blauer Uniform mit silbernen Knöpfen bahnten dem Gesandten den Weg

„Ossolinskis Anzug", berichtet Kubala, „sah von fern grau aus, bei näherem Zusehen blitzte er von Diamanten. Er wirkte wie ein grauer Nachtfalter." Der Gesandte trug einen schwarzen goldgestickten „Zupan"*) mit zwanzig breiten Schnüren und grossen Diamantknöpfen. Eine Zobel-Pelerine liess die Arme frei, und die von einer kostbaren Agraffe gehaltenen Reiherfedern glänzten schon aus der Ferne. An der Seite trug er einen breiten edelsteinbesetzten polnischen Säbel, der auf 20 000 Skudi geschätzt wurde. Der Schimmel, mit Chrysolithen und schwarzen Federn in Diamantenfassung geschmückt, schritt ruhig und stolz, im Bewusstsein, die Hauptperson zu tragen.

Dem Gesandten folgte seine mit grünem Samt ausgeschlagene, von sechs Perserpferden gezogene Karosse und eine grosse Anzahl von Wagen.

Als Ossolinski sich dem Vatikan näherte, wurde von der Engelsburg aus geschossen. Das Schiessen verstummte erst, als er den päpstlichen Palast betrat. Dies war der letzte Akt des feierlichen Einzuges.

Am 6. Dezember hatte Ossolinski eine Audienz beim Papst; mit dem gleichen Pomp und Gefolge wie das erstemal kam er in den Vatikan. Der Papst empfing ihn trotz seiner Krankheit im Königssaal, und der Gesandte hielt eine berühmte lateinische Rede, die der Papst eines Cicero für würdig befand.

Nach der Audienz fand dem Zeremoniell entsprechend ein Essen zu Ehren des Gesandten statt; Ossolinskis Klugheit und sein liebenswürdiges Benehmen erweckte allgemeine Bewunderung. Der Papst unterhielt sich nach Tisch mit ihm, bewunderte seine kostbaren Kleider, nahm einen Zipfel seines Gewandes in die Hand und machte die Anwesenden darauf aufmerksam, dass die grossen Römer sich einst ebenso getragen hätten. Urban VIII. scheint eine merkwürdige Vorstellung vom römischen Kostüm gehabt zu haben, wenn er den polnischen Rock der antiken Toga verglich!

Am 12. Dezember verliess Ossolinski Rom, „das Volk gab ihm unter Hochrufen und Tränen das Geleite" wie ein zeitgenössischer Schrift-

*) Polnischer Rock.



KARDINAL ANTONIO BARBERINI DER JÜNGERE
Abgebildet in „Aedes Barberinae a comite Tetio descriptae"
*Romae* 1647



steller berichtet. Über Florenz, Venedig und Wien ging er nach Warschau zurück.

## V

Den Barberini ermöglichten es ihre ungeheuren Einkünfte, einen wahrhaft königlichen Prunk zu entfalten; da sie phantasievolle, weitblickende Menschen waren, kam dieser Luxus in hohem Masse der Kunst und Kultur des XVII. Jahrhunderts zugute. Von den Beziehungen der Barberini zu Architekten und Bildhauern wird an anderer Stelle die Rede sein; hier interessieren uns Theater und Musik, um deren Pflege sich diese berühmte Familie grosse Verdienste erworben hat.

Zur Entwicklung des Melodramas, aus dem die Oper entstanden ist, haben die Barberini nicht wenig beigetragen; Mut und Verachtung der asketisch-mönchischen Ansichten war damals nötig, um den einmal eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Zu Beginn der kirchlichen Reaktion entbrannte ein leidenschaftlicher Kampf gegen die heiteren Bräuche der Renaissance; an Theateraufführungen nahmen die Asketen besonderen Anstoss. Filippo Neri, ein tugendhafter und frommer Priester, der den Wunsch hatte, aus Rom ein grosses Kloster zu machen, ereiferte sich am meisten darüber. Filippo rechnete weder mit menschlichen Leidenschaften noch mit den Forderungen einer fortschreitenden Gesellschaft; Theateraufführungen wollte er auf seine Kongregation „dell' Oratorio nella Chiesa Nuova" beschränken; die Mitglieder dieser Vereinigung führten am Faschingdienstag ein Stück von unantastbarer Moral auf oder sangen Kompositionen religiösen Inhalts. Daraus haben sich Oratorien entwickelt, die sich bis auf den heutigen Tag gehalten haben.

Auch Sixtus V. hat auf alle nur mögliche Weise der Entwicklung des Theaters und der weltlichen Musik gesteuert, so dass man die Anfänge des Melodramas ausserhalb Roms zu suchen hat. Florenz, Ferrara und Mantua, die Höfe der Medici, Este und Gonzaga sind der päpstlichen Hauptstadt vorangegangen. Das Melodrama ist aus dem Hirtengedicht entstanden. Schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts fanden in Ferrara Aufführungen von Hirtengedichten mit Musik statt, wie Agostino Beccaris „Sacrificio", Tassos „Aminta", Guarinis „Pastor Fido"; in den achtziger und neunziger Jahren des XVI. Jahrhunderts haben sich Dichter, Musiker und Gelehrte in Florenz zusammenge-

schlossen, um zu untersuchen, auf welche Weise jene ausserordentliche Wirkung der Musik auf die Zuhörer erzielt wurde, von der die antiken Schriftsteller berichten. Mitglieder dieser Akademie waren u. a. Girolamo Mei, der die antiken Schriftsteller studiert hat, Vincenzo Galilei, der Vater des berühmten Gelehrten und Verfasser des Werkes „Dialogo della musica antica e modernoa“ (1581) und Graf Giovanni Bardi, in dessen Hause die Akademiker sich versammelten. Dieser Gesellschaft war es freilich nicht gelungen, das Geheimnis der griechischen Musik zu ergründen, aber auf die Entwicklung des italienischen Gesanges war sie von grossem Einfluss; eine wichtige Rolle in dieser Bewegung hat namentlich der Musiker und Sänger Caccini gespielt, der Verfasser von „Nuove Musiche“ (1601). Vor Caccini war der Gesang vom Inhalt des Gedichtes unabhängig, nach Gutdünken wurden die Silben ausgedehnt oder zusammengepresst, um nur den Anforderungen des Kontrapunktes zu genügen. Erst aus der Antike haben die Florentiner Gelehrten erkannt, dass Gesang vor allem rhythmische Sprache ist, während der Ton an zweiter Stelle steht. Infolge der missbräuchlichen Verwendung des Kontrapunktes war die Musik im XVI. Jahrhundert nicht imstande, die im Gedicht lebendigen Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Caccini versuchte an die griechische Tradition anzuknüpfen, er wollte musikalisch sprechen „in armonia favellare“. Da der italienische Gesang bis dahin in der Hauptsache mehrstimmig gewesen war, förderte Caccini besonders Sologesang, um auf diese Weise in das Lied mehr Empfinden legen zu können. Nach diesen Grundsätzen setzte er Sannazaros Hirtenlieder „Itene all' ombra degli ameni faggi“ und mehrere andere in Musik, und diese „neue Musik“ fand in Florenz und Rom so viel Beifall, dass sie der Ausgangspunkt des Melodramas im XVII. Jahrhundert wurde.

Produkte dieser neuen Richtung waren Percivallis Hirtenlied „Orsilva“, das 1589 in Florenz aufgeführt wurde, und Bargaglis „La Pellegrina“, eine Komödie in klassischem Stil mit Musik. Einige Jahre später entstand das Melodrama „Dafne“, der Text war von Ottavio Rinuccini, die Musik von Jacopo Peri; 1594 wurde es im Palazzo Corsini vor geladenem Publikum aufgeführt und 1597 während des Karnevals im Beisein der Medici wiederholt. Da dies musikalische Drama einen ausserordentlichen Erfolg hatte, liessen Rinuccini und Peri ihm ein zweites unter dem Titel „Euridice“ folgen. Damit waren die Anfänge des Melodramas geschaffen. Zwei bedeutende Sängerinnen, Vittoria

Piissimi und Isabella Andreini, von denen noch die Rede sein wird, haben nicht wenig zum Sieg des Melodramas beigetragen.

Nach 1608 ist Italien reich an Komödien und Dramen mit Musik und Gesang. In Rom entstehen berühmte Gesangsschulen, und die dort ausgebildeten Sängerinnen „Le Romanine“ sind in der ganzen Welt berühmt. Zwei Jahrhunderte hindurch ist der Ruhm italienischer Musik an ihre Namen geknüpft; die berühmte Vittoria steht am Beginn, Marianna Bulgarini, die Muse des Dichters Pietro Metastasio, am Ende der Reihe.

Im XVII. Jahrhundert begannen die Kardinäle die dramatische Musik zu unterstützen, der Kardinal Montalto unterhielt sogar eine eigne Theatergesellschaft, der die berühmte Sängerin Ippolita angehörte. Unter den Borghese zog das Melodrama auch in die Paläste der Kardinäle ein, aber erst die Barberini stellten sich, um den Glanz von Urbans VIII. Regierung zu steigern, an die Spitze der musikalischen Bewegung in Rom. Zu Beginn seiner Herrschaft liess der Papst einen prachtvollen Palast für seine Familie und ein grosses Theater erbauen, das 3000 Zuschauer fassen konnte. 1633 war der Palast fertig, im nächsten Jahre wurde er von Don Taddeo und seiner Gattin bezogen. Sie mussten das Haus wieder verlassen, da die Mauern noch feucht waren, konnten aber schon 1634 in ihren Salons Empfänge veranstalten. Am 8. Februar 1634, während des Karnevals wurde das Theater eröffnet, die erste Aufführung auf dieser neuen Bühne ist ein Markstein in der Geschichte der Oper. Das Hauptverdienst hatte der Kardinal Giulio Rospigliosi.

Giulio Rospigliosi, der spätere Klemens IX., ist die sympathischste Gestalt aus Urbans VIII. Umgebung. Antonio Grimani, der venezianische Gesandte, hat sein humanes, bescheidenes, liebenswürdiges, beherrschtes, sanftes Wesen und die Reinheit seiner Sitten laut gepriesen und erklärt, in seinem Leben keinem bessern Menschen begegnet zu sein.

Giulio war der Spross einer vermögenden Familie, die sich in Pistoja niedergelassen hat, — endlich wieder ein Toskaner. Er war im Januar 1600 in Pistoja geboren, hatte die Universität in Pisa besucht und war, als Freund der Barberini, unmittelbar nach Urbans VIII. Wahl nach Rom gekommen. Bracciolinis Gedicht „L' elezione di Urbano VIII.“ hatte ihn zu „Un discorso“ veranlasst, aber diese Abhandlung ist von nur geringer Bedeutung, höchstens Giulios Auffassung des Dichters hat ein gewisses Interesse. Er hält den Dichter, vorausgesetzt, dass das göttliche Feuer in ihm brennt, für Gottes wahren Priester und sagt stolz: „Est

Deus in nobis.“ Es heisst bei Giulio „in nobis“, er zählt sich zu den Dichtern und hat mit lyrischen Ergüssen begonnen. Seine Abhandlung über Bracciolini hat ihm den Weg zur kirchlichen Hierarchie geebnet. Mit Francesco Barberini ging er nach Spanien, später wurde er Sekretär zweier Kongregationen, und allmählich erhielt er auch noch eine Reihe anderer Ehrenämter. Er war der Lieblingsdichter der Barberini. Als er sein dramatisches Talent entdeckt hatte, schrieb er zur Eröffnung des Theaters der Barberini den Text zu einem berühmten dramma musicale: „Sant Alessio“. In Musik gesetzt wurde es von Stefano Landi, einem römischen Komponisten und Sänger des päpstlichen Orchesters.

Diese Aufführung war ein bedeutsames Ereignis in Rom, sowohl des Verfassers als der Theatereinweihung wegen. Die Anwesenheit des Bruders des polnischen Königs, des Herzogs Alexander Karl, steigerte den Glanz der Aufführung; er war damals in Rom, und der Kardinal Francesco war sein Führer durch die ewige Stadt.

Als der Vorhang hochging, sah man ein Bild von Rom, zu beiden Seiten in den Kulissen waren Häusergruppen. Auf der Bühne erschien die „Roma“, umgeben von acht gefesselten Beute tragenden Sklaven. Die Stadtgöttin sprach einen Prolog, feierte Alexander Karl, den berühmtesten Gast und drückte die allgemeine Freude über sein Kommen aus. „Um Se. Hoheit zu ehren,“ fügte Roma hinzu, „wird das Schicksal des hl. Alexius dargestellt werden, der sich nicht nur durch seine unvergleichliche Tugend, sondern auch durch seine kriegerischen Taten ausgezeichnet hat.“ Mit pathetischer Gebärde befahl die Göttin, die Fesseln der Sklaven zu lösen, „da Rom, wenn es auch die Welt beherrscht, über die Herzen der Menschen gebieten will.“

Dann erschien der römische Senator Euphemian, der Vater des hl. Alexius, auf der Bühne. In seiner Gesellschaft befand sich der Ritter Adrast, der, aus dem Kriege heimgekehrt, seine Freude darüber äussert, den Senator in der Heimat begrüssen zu können. Im Laufe der Unterhaltung klagt Euphemian, dass sein Sohn Rom vor Jahren verlassen habe und verschollen sei. Adrast tröstet ihn und die Freunde verschwinden.

In der nächsten Szene tritt Euphemians vermisster Sohn, der hl. Alexius, auf, ein ernster versonnener Mensch von verkommenem Äussern. Er hält einen längeren Monolog über die Eitelkeit alles Irdischen und die Vergänglichkeit der Welt. Er klagt über die Qual des irdischen Lebens, die Erde ist ihm ein Gefängnis, und er bittet Gott, ihn abzuberufen.

Während dieses Monologes treten Martio und Curtio auf, Euphemians




DE LA BELLA

Die Spitze von Ossolinskis Einzug

*Kupferstich*



Pagen, und spotten des fremden Bettlers. Alexius nimmt ihren Spott mit Demut hin und verschwindet.

Während des Szenenwechsels wird die Bühne zur Hölle; Teufel, von grellroten Lichtern beleuchtet, führen einen Tanz auf. Acht alte und vier junge Dämonen bitten ihren Meister unter tollen Sprüngen um die Erlaubnis, den hl. Alexius auf Erden zu besuchen.

Wieder ein neues Bild: Strassen und Häuser wie in der ersten Szene, und in der Ferne ein Triumphbogen, der den Ausblick auf eine Strasse erschliesst. Drei Frauen: Alexius' Mutter, seine Frau und seine alte Amme klagen über sein Ausbleiben und sind in Angst um sein Leben. Dann beten sie, Gott möge ihn vor allem Bösen bewahren, wo immer er sich befinde.

Das darauf folgende Ballett verquickt in seltsamster, aber für das XVII. Jahrhundert bezeichnendster Weise Antike und Christentum. Im Walde spielt Apoll die Flöte, von vier tanzenden Faunen umgeben. Da erscheint Alexius in Gesellschaft eines alten Einsiedlers. Dieser Einsiedler ist ein Dämon und Höllengeist, er bedauert, dass Alexius in so jungen Jahren der Welt und ihren Freuden entsagt habe und sucht ihn zur Umkehr zu bewegen. Ein Engel steht jedoch Alexius bei, er spricht ihm vom Tode, der ihm ein besseres Leben erschliessen wird, empfiehlt ihm, die Einflüsterungen des Bösen gering zu achten und in seinem Entschluss, sich Gott zu opfern, zu beharren. Auch die Religion erscheint auf einem von Wolken umgebenen Wagen und rät dem Schwankenden, fest zu bleiben. Da verliert der Satan-Einsiedler jegliche Hoffnung, Alexius zu gewinnen, er stürzt sich in den Abgrund, aus dem Höllenfeuer aufflammen.

Alexius stirbt, die Familie beklagt seinen Tod, aber Engel und Gerechte auf Erden freuen sich, dass die Seele des Ritters in den Himmel eingegangen ist. Die „Religion“ widmet dem Verstorbenen einen Tempel in Rom, in dem in heidnischen Zeiten Herkules verehrt wurde und fügt, wohl mit Rücksicht auf den polnischen Gast, hinzu, dass im angrenzenden Kloster einst Adalbert, der Märtyrer, gelebt habe, der das polnische Volk zum wahren Glauben bekehrt hat.

Alexius im Paradiese, von musizierenden und singenden Engeln umgeben, bildet den Schluss des berühmten Melodramas.

Einstimmig preisen alle Zeitgenossen den Glanz der Bühnenbilder und die schöne Musik. Das neue Rom, der Engelflug in der Luft, die Religion auf ihrem Wolkenwagen — die Illusion hatte ihren Höchst-

grad erreicht, alles schien Wirklichkeit. Auch Himmel und Erde, die Gärten, das durch den Triumphbogen gesehene Fernbild wirkten unvergleichlich. Die Kostüme, Tanz und Musik berauschten die Zuschauer durch ihre Neuheit. Selbst der Franzose Fétis, der damals in Rom war, versichert, der musikalische Teil des Dramas habe „une multitude de choses neuves et de bon gout“ enthalten.

Die erste Aufführung des „Sant' Alessio“ fand vor einem männlichen Auditorium statt; nur Kardinäle, Prälaten und Herren vom päpstlichen Hofe waren geladen. Erst der zweiten Aufführung haben die Damen der Gesellschaft beigewohnt, die mit ihren Männern ins Theater gekommen waren.

Frauenrollen wurden von männlichen Sängern gegeben. Seit Sixtus V. war es Frauen nicht gestattet, in Rom auf der Bühne aufzutreten. Auf Privatbühnen hielt man sich nicht ganz strikte an dies Verbot, aber in öffentlichen Theatern und bei grossen Aufführungen, wie bei den Barberini, war es ganz ausgeschlossen, Frauen wichtige Rollen anzuvertrauen. Die Kastraten übernahmen die Sopranstimmen, die übrigen Frauenstimmen wurden, so gut es eben ging, unter die Sänger verteilt. Da Sixtus' Verbot auf die Entwicklung des Melodramas ausserordentlich hemmend wirkte, benützte man für hohe Stimmen, besonders in den Chören, Frauen, die als Männer verkleidet waren. Häufig traten auf der kleinen Bühne, die die Borghese unter Paul V. eingerichtet hatten, Sängerinnen in Männerkleidern auf. Kardinal Orazio Lancelotti, der Hauptregisseur des Theaters, zog sie höchst eigenhändig an, um sicher zu sein, dass sie wie Männer aussahen. Teodoro Amayden, der Biograph des Kardinals, übermittelt uns eine sehr boshafte Bemerkung einer der verkleideten Künstlerinnen.

Die Sitte, Frauenrollen in der Oper durch Männer zu besetzen, hat sich in Rom bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts erhalten. Erst Angelica Catalani hat mit dieser törichten Tradition gebrochen und ist im Karneval des Jahres 1799 als Iphigenia in Joseph Moschis Oper im Theater Argentina aufgetreten.

Seltsamerweise haben berühmte nordische Reisende, wie Archenholtz, Volkmann und selbst Goethe an dieser Unsitte keinen Anstoss genommen. Während seines römischen Aufenthaltes rühmt Goethe die Illusion, die Aufführungen dieser Art bereiten. Der künstlerische Genuss erscheint ihm dadurch erhöht; man bewundert das vorzügliche Spiel des Schauspielers, dazu gesellt sich die Freude darüber, dass der Mann die

Schwierigkeiten der Frauenrolle mit soviel Leichtigkeit überwindet. Diese Bewunderung steht mit Goethes Kult der Antike, deren Spuren er in Italien nachgegangen ist, in Zusammenhang.

Der ausserordentliche Erfolg von „Sant' Alessio" hat die Barberini veranlasst, im Karneval des folgenden Jahres (1635) eine neue Oper herauszubringen: „Vita di Santa Teodora". Das Libretto stammt gleichfalls von Monsignor Rospigliosi. Die Dekorationen waren noch glänzender, und die Musik gefiel so gut, dass man die neue Oper dreimal wiederholte. Die römische Gesellschaft bestand damals aus drei getrennten Kreisen, infolgedessen lud Donna Anna Barberini zur ersten Aufführung nur Franzosen und jene Römer ein, die es mit Frankreich hielten, zur zweiten die römische Aristokratie, zur dritten die Spanier. Jede dieser Parteien hatte ihren Vertreter in der Familie Barberini, so dass man mit allen unterhandeln konnte. Der Protektor der Franzosen war Kardinal Antonio, mit der römischen Aristokratie hielt es Don Taddeo, mit den Spaniern Kardinal Francesco.

Die Barberini verzichteten in ihrem Theater sehr bald auf Melodramen religiösen Inhalts, besonders da die Klöster dieses Genre aufnahmen und es damit den Reiz der Neuheit einbüsste. Schon 1637 liessen die Barberini auf ihrer Bühne ein weltliches Melodrama, eine „Favola in musica", die den Titel „Falcone" trug, aufführen; zwei Jahre später folgte Rospigliosis Komödie „Chi soffre, speri". Auch Milton hat dieser Aufführung beigewohnt und sie in einem Brief an Lukas Holstenius sehr gerühmt. Das Stück sei mit „magnificentia vere romana" inszeniert worden. Montecuccoli aus Modena hat namentlich den Jahrmarkt auf der Bühne bewundert, den mit Ochsen bespannten Wagen, die von zwei lebendigen Mauleseln getragene Sänfte, den Reiter, die über die Landschaft dahinziehenden Wolken, Blitz, Hagel und Regen, die sämtlich natürlich wirkten. Auch die „Avvisi di Roma" waren von der Aufführung begeistert, trotzdem sie fünf Stunden währte. Natürlich hatte ihnen die Jahrmarktsszene besonders gefallen: Händler priesen ihre Ware an, Wagen fuhren über die Bühne, selbst der Palast der Barberini und Pferderennen waren zu sehen.

Vor Beginn der Vorstellung war Kardinal Antonio Barberini eifrig bemüht, den berühmten Gästen gute Plätze anzuweisen. Als er sah, dass einer der Eingeladenen ein Fünfundzwanzigjähriger, im Begriffe war, sich auf einen Stuhl niederzulassen, schlug er ihn heftig mit dem Stock und jagte ihn zur Tür hinaus. Milton hat sich über die Energie des römischen

Kardinals wohl nicht wenig gewundert, um so mehr, als er überzeugter Protestant war und sich auch in Rom nicht scheute, katholische Bräuche streng zu kritisieren. Urban VIII. und Francesco Barberini hofften damals immer noch, England für den Katholizismus zurückzugewinnen. Das Vorgehen des jüngsten Kardinals aus dem Hause Barberini wirkte aber nicht gerade erbauend auf den englischen Dichter.

In Urbans VIII. letzten Regierungsjahren war infolge der drohenden politischen Verwicklungen das Theater der Barberini geschlossen. Bis zum Jahre 1653 blieb die einst so lebendige Bühne stumm.

## VI.

Dem polnischen Gast, dem Prinzen Alexander Karl, wollte man nicht allein das Theater, sondern auch ein ritterliches Schauspiel vorführen, und Kardinal Antonio Barberini, dem alle repräsentativen Pflichten bei Festen zufielen, überlegte, auf welche Weise er den vornehmen Fremden ehren sollte. Glücklicherweise war der Marchese Corneli Bentivoglio damals in Rom, ein bekannter Meister im Arrangement von Karussellen und ritterlichen Schauspielen. Der Kardinal beschloss, nachdem er seinen Rat eingeholt hatte, ein „Corso del Saracino" aufführen zu lassen.

Der Saracino war ein grosser Mannequin ohne Beine, mit einem Schwert in der rechten Hand; die Vorrichtung war derart, dass, wenn der Ritter im Vorbeispringen nicht den Kopf oder die Brust, sondern eine andere Stelle traf, die Gliederpuppe ihre Waffe senkte und ein sehr gefährlicher Gegner werden konnte. Das Postament des Saracino war so hoch, dass der Ritter auf seinem Pferd ungefähr ebenso gross wie der ausgestopfte Gegner war.

Der Kardinal ernannte Bentivoglio zum „Mantenitor", d. h. zum Festregisseur, während der Marchese Malatesta zum „Maestro di Campo" erwählt wurde. Das Richteramt wurde dem Konnetabel Colonna, dem Fürsten di Carbognano und dem Marchese Giustiniani übertragen. Auf der Piazza Navona sollte das Wettrennen stattfinden, Feste wurden zumeist auf diesem Platze, dem Berninis Monumentalbrunnen noch fehlte, arrangiert.

Als alles beschlossen war, erklärte der polnische Fürst, er könne zu seinem Bedauern dem Fest nicht beiwohnen, da er nach Florenz gehen müsse. Den eigentlichen Grund von Alexander Karls plötzlicher Abreise

kennen wir nicht, wahrscheinlich haben ihn Schwierigkeiten in der „Vortrittsfrage“ veranlasst, so plötzlich fortzugehen. Vielleicht sollten die Kardinäle den Vorrang vor ihm haben; als Prinz königlichen Blutes konnte er sich nicht dazu verstehen, hinter den Kirchenfürsten zurückzustehen. Die Antonio Barberini gewidmete Festbeschreibung von Vitale Mascardi bestätigt diesen Argwohn, der Verfasser verschweigt den Grund der Abreise und geht über den ganzen Vorgang mit wenigen Worten hinweg. Vermutlich war der Zwischenfall den Barberini unangenehm und wurde daher von Mascardi übergangen.

Da die Vorbereitungen bereits getroffen waren, beschloss der Kardinal, trotz der Abreise des polnischen Prinzen, das Turnier am 25. Februar 1631 abzuhalten. Alles verlief ausgezeichnet, der „Corso del Saracino“ war eines der glänzendsten Feste im XVII. Jahrhundert. Nur das grossartige Karussell, das 1669 unter dem Namen „Amore e Gloria“ in Mailand stattfand, und das Ballett zu Pferde, mit dem die Infantin Margherita Teresa in Wien empfangen wurde, waren ebenso berühmt. In Madrid hatte sie den Herzog di Medina des Torres geheiratet, und Leopold I. hatte den Wunsch, ihr eine glänzende Vorstellung von Wien zu geben.

Aber zurück zu Rom. Der grösste Teil der Piazza Navona wurde für den 25. Februar mit einer Logen-Doppelreihe überbaut; es gab zwei Eingänge auf die Arena, vom Palazzo Giovan Antonio Orsini, dem heutigen Ministerium des Innern aus und von der gegenüberliegenden Seite. Zu beiden Seiten der Arena standen Zelte für den Konnetabel Colonna und die übrigen Richter. Die bestdekorierten Logen waren jene der Fürstin Anna Colonna und der Costanza Barberini, die die Honneurs beim Feste machten.

Vor Beginn des Korso waren nicht nur Loggien und Fenster der umstehenden Häuser belagert, selbst auf den Dächern drängte sich Kopf an Kopf. Der Maestro di Campo gab das erste Zeichen, die „Fama“ erschien auf zweirädrigem Wagen, dem ein Adler vorgespannt war. Sie wurde von Marcantonio Pasquilini gespielt, einem berühmten Sänger des Kardinals Antonio. Er trat als geflügelte Frau auf, in faltigem Gewand, das mit Mündern, Augen und Ohren bestickt war, als Symbol von Nachrede und Ruhm. Die „Fama“ hielt eine lange goldene Trompete in der rechten Hand, beschrieb einen weiten Bogen in der Arena, machte hier und da Halt und stimmte ein langes Lied an, in dem sie ihre Wahrzeichen erklärte.

> Quella son' io, che le grand' alme, e l'opre
> Ignote al cieco mondo

Fo note, e col mio volo
E termine al lor grido il mare, e'l Polo.
Quella ancora son' io
Che l' opre, e i nomi oscuri
Condanno al cieco oblio.

In diesem Gedicht nennt die Fama sich „Relatrice volante", gewissermassen die heutigen Reporter vorausahnend, die zu Land und zu Wasser, am Äquator und am Nordpol auf das Allerneueste Jagd machen.

Der Fama folgte ein junger Herold zu Pferde, auf dem linken Ärmel trug er das Wappen seines Herrn, in der rechten Hand eine zusammengerollte Herausforderung. Er verlas die Herausforderung von Mantenitor, des Ritters Tiamo aus Memphis. Sie klang seltsam genug und wich vom Herkömmlichen ab. Der Ägypter behauptet, das Geheimnis in der Liebe sei ein veraltetes, unwürdiges Vorurteil, es beweist, dass es entweder der Frau an Vorzügen oder dem Mann an Geist fehle. „Eine verschlossene Flamme ist keine Flamme, sondern nur Rauch, der das Feuer erstickt." Um die Richtigkeit dieser Ansichten zu erhärten, würde der Ritter den Saraceno dreimal angreifen.

Unmittelbar darauf erschien der Ritter mit seinem Anhang, um die Herausforderung mit Waffen zu unterstützen. Er bildete die erste sogenannte „Squadriglia" An der Spitze des Zuges vier berittene Trompeter, dann führten Reitknechte sechs stolze Pferde in zwei Reihen, hinter ihnen schritten 28 Diener, sogenannte Staffieri, und vier Pagen zu Pferde. Sie trugen Körbe, die die für die Damen bestimmten, auf weissem Atlas gedruckten Herausforderungen und Sonette enthielten Der berittene „Staffiere" hatte eine Lanze; den Zug beschloss der „Mantenitore", in einem unerhört reichen Kostüm, in grün gesticktem Kaftan und einem mit goldnen Ornamenten geschmückten Mantel. Auf der Brust trug er ein Gehänge aus Gold und Perlen, auf dem Kopfe einen Turban, darauf wehte ein ungeheurer Federbusch in Form eines Fächers, oder richtiger eines Palmenblattes, mit Rubinen und nachgemachten Blumen verziert. Dieser weiss-grüne Federfächer hatte Tuffs aus weissen Pfauenfedern. In der Mitte dieses wahrhaft barocken Kopfputzes leuchtete ein Kleinod mit der Imprese des Mantenitors, einer strahlenden Sonne und den Worten: „Non latet, quod lucet."

Dieser seltsame Ritter, der zwischen einem Indianerhäuptling und einem spanischen Granden gewissermassen die Mitte hielt, trug eine silberne, reich mit Gold versehene Hellebarde in der rechten Hand.

Seine Ausrüstung war durchaus nicht der Art, dass er ohne weiteres an einem mittelalterlichen Turnier hätte teilnehmen können, besonders da das Pferd eine schwere goldene Kappe trug.

Nachdem die Pagen des Mantenitors die auf Seide gedruckten Sonette verteilt hatten, erschien von lautem Jubel begrüsst eine zweite „Squadriglia". Sie erweckte noch lautere Bewunderung als die erste. Diese zweite Gruppe hatte Kardinal Antonio auf seine Kosten bewaffnet und bekleidet. Die Hauptrollen spielten vier Fürsten, die einst als Gefangene in Rom eingezogen waren: Aristobulos, der König von Palästina, Tigranes, der armenische Infant, Artaphernes, der Fürst von Bithynien, Oxatres, der Tyrann von Kappadozien. Sie nahmen die Herausforderung des ägyptischen Ritters an; ihre Zeugen waren niemand geringeres als Fabius Maximus, Claudius Marcellus, Cecilius Metellus und Manlius Torquatus.

Ohne weiteres erkannte man, dass diese Gefangenen von königlichem Blut waren; sie trugen goldne Kronen, über denen freilich dem Barockgeschmack entsprechend gelbe Federn wehten. An jeder der sechs Squadriglien waren gleich viel Menschen und Pferde beteiligt, sie unterschieden sich nur durch ihre Anzüge und die Farben der Federn. An der Spitze von Antonio Barberinis Squadriglia ritt der Zwerg des Kardinals auf einem jungen Stier. Damit der Zwerg Herr der Situation bleibe, schritten zwei Männer neben ihm, die den Stier an den Hörnern festhielten. Diese Squadriglia war mit den gestickten und vergoldeten Bienen der Barberini übersät, ein ganzer Schwarm schien sich über sie ergossen zu haben.

Den vier königlichen Gefangenen folgte die Squadriglia romana. Ihr gehörten Virginio Cenci und Girolamo Astalli an; ihre Panzer ähnelten antiken Waffen, aber dieser Archaismus wurde durch die ungeheuren Federbüsche, die fast so hoch waren wie Pferd und Reiter zusammen, wieder ausgeglichen. An die Traditionen der provenzalischen Ritter erinnerte die folgende Squadriglia. Das Liebestribunal am Hofe des provenzalischen Grafen Raimund, das aus den schönsten und klügsten Frauen der Welt bestand, hatte die barbarischen und unwürdigen Äusserungen Tiamos von Memphis über die Preisgabe des Liebesgeheimnisses in Acht und Bann getan. Der kluge Liebende müsse lieben und schweigen. „Il saggio amante ha da amare e tacere." Bei diesen Worten brachen die Damen in den Logen in stürmischen Beifall aus. Die fünfte Squadriglia, die im Zeichen der Göttin Isis stand, zeichnete sich dadurch

aus, dass die Helme der Ritter mit sechshundert verschiedenfarbigen Federn und mit goldnen Agraffen geschmückt waren. Auch der sechste und letzte Trupp skythischer Reiter wirkte, als wenn sich ein ganzes Rudel afrikanischer Straussvögel auf den Köpfen der Jünglinge niedergelassen hätte.

Der ägyptische Ritter erlitt eine schmähliche Niederlage durch den Saraceno. Das Prinzip des Geheimhaltens der Liebe hatte triumphiert. Zwölf Ritter hatten nach allen Regeln im Turnier gesiegt; da nur ein Preis ausgesetzt war, wurde durch das Los entschieden, wem er zufallen sollte. Virginio Cenci war der Glückliche, aus Anna Colonnas Händen empfing er eine Diamantnadel in einem Rosenstrauss. Ausser diesem Preise schenkte der Kardinal Antonio den Rittern dieser Squadriglia, die als die schönste galt, einen silbernen Degen, gestickte Handschuhe und einige andere Gegenstände. Signora Anna Colonna gefiel die provenzalische Squadriglia und die der „vier Könige" am besten, sie fand, dass man zwischen ihnen hätte wählen müssen. Die beiden Gruppen bestimmten daher je einen Ritter zum Kampf. Die Provence erfocht den Sieg.

Zuletzt gab es noch eine grosse Überraschung. Ein reich geschmücktes Schiff tauchte auf. Der Maestro di Campo liess fragen, ob es eine italienische oder feindliche Galeere sei. Als er aber erfuhr, dass eine Gottheit nahe, gab er den Weg frei, da seine Macht nicht bis zu den Göttern reiche.

Es dunkelte, und weit über 1000 Fackeln erstrahlten. Im rötlichen Licht tauchte auf der Galeere eine grosse geschnitzte Sirene auf, in der einen Hand hielt sie eine Sonne, das Wappen der Barberini, in der andern eine Säule, das Wappen der Colonna. In schnellem Tempo näherte sich das Schiff. Auf dem Deck unter einem Baldachin sass der weinbekränzte Bacchus, in Gesellschaft von Frauen, die das „Lachen" darstellten. Zu den Füssen des Gottes hatten sich vier Satyrn, vier Hirten und acht Bacchantinnen niedergelassen, die die verschiedensten Musikinstrumente spielten. Sechs Matrosen ruderten. Vor Anna Colonnas Loge und vor der der Markgräfin di Castel Rodrigo, der Frau des spanischen Gesandten, machte die Galeere Halt. Bacchus stieg von seinem Thron herab, begann mit seinen Gefährten zu singen und zu tanzen, und die ausgelassene Stimmung der Schiffsbesatzung teilte sich der ganzen Versammlung mit, die in die bacchischen Chöre einstimmte.

Anna Colonna liess Erfrischungen und Kuchen reichen; zwei Stun-




DE LA BELLA

Ein Reiter aus Ossolinskis Einzug

*Kupferstich*



den blieb die glänzende Gesellschaft im Zirkus zusammen, während die Galeere nach dem Corso fuhr, um auch dem Volk eine Freude zu bereiten.

Für den nächsten Tag hatte Kardinal Antonio die am „Corso del Saracino“ hauptbeteiligten 57 Herren zu einem Festessen in der Galerie der „Cancelleria“ eingeladen. Ohne Sonett zu Ehren des Kardinals Barberini, das unter die Gäste verteilt wurde, ging es natürlich nicht ab. Der Verfasser des Lobgedichtes war Cavaliere Festi; Afrika, Asien, Syrien, Arabien und Ägypten vereinigten sich bewundernd vor dem Kardinal.

## VII.

Wenn man Italiens und namentlich Roms Zustände, hauptsächlich nach diesen Theateraufführungen und Turnieren beurteilen wollte, so gäbe dies ein ganz falsches Bild. Mit der gefüllten Geldtasche in der Hand hätte man nicht sorglos im Freien schlafen können, auch unter Sixtus V. nicht, trotz der gegenteiligen Behauptungen des Papstes. Das Räuberunwesen griff unter den Barberini aufs neue um sich, es wurde fast so schlimm, wie unter Gregor XIII. Im Neapolitanischen gab es um 1625 zwei Millionen Einwohner, darunter waren 6000 Banditen; ebensoviel vom Raub lebende Menschen beunruhigten die römischen Provinzen. Schuld an diesem unerhörten Überhandnehmen der Banditenwirtschaft hatte namentlich die spanische Regierung in Neapel, aber die römische und toskanische trugen auch nicht wenig dazu bei. Jede dieser Regierungen bediente sich gelegentlich der Räuber für ihre eignen Zwecke, und keiner war es in Wahrheit darum zu tun, sie auszurotten. Gab es diplomatische Schwierigkeiten zwischen Rom und Neapel oder zwischen Rom und Florenz, so berief die Regierung die Banditen in Scharen, um damit den Feind zu schrecken. Auch die Klöster trugen nicht wenig zur Förderung der Räuberplage bei, sie wahrten ihr Asylrecht und gaben den verfolgten Räubern Obdach; als Gegenleistung erhielten sie häufig aus Dankbarkeit einen Teil des Raubes. Sixtus V. hatte das „Asylrecht“ der Klöster zwar aufgehoben, aber Gregor XIV. hatte es den Räubern wieder zugebilligt.

Die Politik der Barberini den Räubern gegenüber war nicht konsequent. Wenn die Briganten die römischen Provinzen gar zu sehr brandschatzten oder der Hauptstadt zu nahe kamen, wurde ein grosses Kesseltreiben auf sie veranstaltet. Dazu benützte man wieder Banditen, na-

mentlich jene, die beim Kardinal Antonio in Gunsten standen. Längere Zeit beherbergte der Kardinal in seinem Palast zu Rom Pietro Mancino, einen der berühmtesten neapolitanischen Räuber, der die Abruzzen und die päpstliche Romagna verwüstete und verschiedene Morde auf dem Gewissen hatte. Berühmter noch als Mancino war Giulio Pezzola, der in Rom nicht weniger gefeiert wurde als der berühmte Piccolomini unter Gregor XIII. Pezzolas Ruhm stammte aus Neapel. Wiederholt war er in den Kirchenstaat eingefallen und hatte mit den Colonna einen förmlichen Krieg geführt; unter den Grausamkeiten, die er auf römischem Boden begangen hatte, war sein Verbrechen an zwei Geistlichen, die er bei lebendigem Leibe in Stücke hatte reissen lassen, besonders berühmt. Als „birro di campagna“ d. h. als Anführer der Sbirren in der Provinz stand Pezzola eine Zeit hindurch im Dienst des Vizekönigs von Neapel. Die päpstliche Regierung hatte ihn wiederholt zu Tode verurteilt, war aber nicht imstande, das Todesurteil zu vollstrecken, da Pezzola viel behender als die Polizei der Barberini war. Eines Tages musste Pezzola offiziell nach Rom kommen, um einen geheimen Auftrag des Vizekönigs von Neapel auszuführen. Der Vizekönig und der Vatikan traten in Unterhandlungen ein, Pezzola wurde der Aufenthalt in Rom gestattet unter der Bedingung, dass er die Köpfe von zwölf Banditen, die die Campagna verwüsteten, einzuliefern habe und Jagd auf die übrigen Räuber im Kirchenstaat machen müsse. Die erste Bedingung hat Pezzola erfüllt und die verlangten Köpfe geschickt; dann erschien er an der Spitze von 30 Gefährten in Rom. Als Untertan des Königs von Neapel wohnte er im Palast des spanischen Gesandten, des Marquese di Castel Rodrigo. Der Gesandte bereitete ihm einen glänzenden Empfang: der Räuber ass von silbernen Schüsseln und hatte einen Wagen zu seiner Verfügung. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurden Pezzola mittels eines päpstlichen Breve all seine Sünden vergeben, dann machte er seine Besuche bei den führenden Persönlichkeiten der Stadt. Der Kardinal Antonio war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen diesen berühmten Gast; Monsignor Bolognetti, der Bischof von Rieti, erwartete ihn an der Treppe und brachte ihn beim Abschied sogar bis an den Wagen.

Pezzola gefiel es in Rom so gut, dass er nicht im entferntesten daran dachte, gegen die Banditen im Kirchenstaat zu Felde zu ziehen. Kardinal Antonio wurde ungeduldig, doch gab es kein Mittel, den gefährlichen Gast los zu werden. Glücklicherweise verliess Pezzola Rom aus

eigenem Antrieb, aus Furcht vor einem Überfall des Principe Colonna di Galiano, mit dem er einst Händel gehabt hatte. Der Principe hatte etwa 1000 Bravi zusammenberufen. Als Pezzola von diesen Vorbereitungen erfuhr, zog er sich ins Gebirge zurück, wo er sich sicherer fühlte.

Die mit Pezzola gemachte Erfahrung entmutigte die Barberini keineswegs, Briganten nach wie vor zu beschäftigen. 1641 stellte die päpstliche Regierung offiziell 50 Banditen an, ihr Anführer war Tito Ferretti aus Ascoli. Diese Männer zogen, von Kopf bis Fuss bewaffnet, friedlich durch die Strassen der Stadt; die Bevölkerung ergriff in blinder Angst die Flucht vor ihnen. Es hiess, es sei eine „Contro mina“ gegen Pezzola, von dem man einen Überfall befürchtete. Im März stieg die Zahl dieser seltsamen Hüter der Ordnung bereits auf zweihundert; im Sommer wurden ihrer noch mehr; an ihre Spitze trat der berühmte Marc Marchetti. Der Chronist Amayden berichtet, man habe sich allgemein über die Neuerung gewundert und nicht begriffen, was die Barberini mit dem Anwerben dieser gefährlichen Menschen bezweckten.

Es waren nicht die Barberini allein, die die Räuber in die Hauptstadt zogen; der Principe di Galiano dachte nicht daran, seine Armee aufzulösen, sondern behielt seine Bravi nach wie vor in der Hauptstadt. Einmal kam es vor der Trajanssäule zum Streit zwischen den fürstlichen Banditen und den päpstlichen Soldaten. Glücklicherweise kam der Kardinal Antonio vorbei; als er sah, was vorging, sprang er so schnell aus seiner Karosse, dass ihm der Hut vom Kopfe fiel, und packte einen der Soldaten am Arm, um die Kämpfenden zu entwaffnen. Der Soldat erkannte den Kardinal und warf sich ihm zu Füssen; das machte auf die anderen einen solchen Eindruck, dass sie friedlich auseinander gingen.

In der Schlacht bei Castro, von der noch die Rede sein wird, haben die Räuber eine wichtige Rolle gespielt.

## VIII.

Die unerhörten Schätze, die die Barberini zusammengetragen haben, haben nicht allein die römischen Adelsgeschlechter empört, auch selbständige italienische Fürsten begann der Reichtum der päpstlichen Nepoten zu beunruhigen. Besonders unsicher fühlten sich die Medici in Florenz, die Este in Modena und Odoardo Farnese in Parma; man verdächtigte den Papst, dass er einen Krieg in Italien vom Zaun brechen

wolle, um einen der Barberini, vermutlich Taddeo, an Odoardo Farneses Stelle zum Herrscher von Parma zu machen. Zum mindesten wolle er den Farnese Castro nehmen.

Castro war von Paul III. seinem Sohn Pier Luigi geschenkt worden, ehe er ihm die Herrschaft über Parma und Piacenza übertragen hatte. Die späteren Päpste ärgerte dies Geschenk; Castro lag mitten im Kirchenstaat in Roms Nähe, war von festen Mauern umgeben und konnte gegebenenfalls den Feinden der Kirche als wichtiger Stützpunkt dienen. Urbans VIII. Nepoten wollten die Stadt an sich bringen und lauerten auf einen Anlass, um mit Farnese in Streit zu kommen, sie versuchten seine schwierige finanzielle Lage auszunützen. Ein Anlass, wenn er auch aus der Luft gegriffen war, fand sich im Jahre 1641. In Rom herrschte eine schwere Teuerung, und Farnese verbot die Getreideausfuhr aus Castro. Der Papst erklärte ihm den Krieg. Vergebens versuchten der Grossherzog von Toskana, der Vizekönig von Neapel, die Gesandten von Frankreich und Venedig zu vermitteln und den Streit beizulegen, alles war umsonst, die Nepoten wollten sich Castros bemächtigen.

Ein Krieg begann, der, wenn auch noch nie besungen, eines Cervantes würdig wäre.

Die päpstliche Hauptmacht sammelte sich bei Viterbo; 6000 Fusssoldaten und 500 Berittene, dazu eine entsprechende Anzahl von Geschützen. An der Spitze stand der Markgraf Lodovico Mattei. Ausserdem sammelten Taddeo Barberini und der Kardinal Antonio Rekruten und Banditen. Gleichzeitig liess der cholerische Urban Farnese auffordern, im Laufe von 30 Tagen die Festungsmauern von Castro zu schleifen, um dem ihm drohenden Untergang zu entgehen. Farnese machte diese Warnung keinen Eindruck; seine Schwäger, der Grossherzog von Toskana und der Herzog von Modena, versprachen ihm ihren Beistand im Kampf gegen den Papst. Auch Venedig empfand Urbans Herausforderung als etwas Unerhörtes; um der Übermacht der Barberini zu steuern, schloss die Signoria ein Bündnis mit Farnese, den Medici und den Este. Alle Unterhandlungen wurden abgebrochen, die Waffen sollten entscheiden.

Gegen alles Erwarten fielen die Verbündeten in Ferrara ein, das damals bereits zum Kirchenstaat gehörte. Das päpstliche Heer musste sich dem Feind bei Ferrara stellen; Taddeo und Kardinal Antonio sollten sich dort ihre Lorbeeren holen. Ihre Absichten machte der geschickte Farnese zunichte, ihm war es namentlich darum zu tun, Castro zu ent-

setzen. 3000 gutbewaffnete Reiter rückten unter Marschall d'Estrées' Führung am Nikolaustage aus Tolentino; am 10. September 1642 waren sie in Parma, das Volk klatschte von der Stadtmauer aus dem Herzog Beifall, dass er sich zu einem so schnellen Entschluss aufgerafft hatte. Die verbündeten Schwäger bekamen Angst, sie hielten Odoardos Expedition für Wahnsinn und machten ihm energische Vorstellungen, im Glauben, ihn noch zurückhalten zu können. Farnese rückte trotz ihrer Ermahnungen weiter vor, um den Kirchenstaat in schnellen Märschen zu erreichen. Die Soldaten der Barberini, die an der Grenze postiert waren, ergriffen die Flucht; vor Bologna entfaltete Odoardo die Fahne eines Gonfaloniere der Kirche, um zu beweisen, dass er nicht mit der Kirche, sondern mit den Barberini kämpfen wolle. An Kardinal Durazzo, den päpstlichen Legaten, und an den Magistrat der Stadt Bologna erliess er ein Sendschreiben, in dem er erklärte, dass er nur seine Rechte auf Castro vor den Barberini wahren wolle, aber das Volk und den Adel von Bologna unbehelligt lassen würde. Als er abschlägigen Bescheid erhielt und die Tore der Stadt ihm nicht geöffnet wurden, ging er weiter nach Imola. Unterwegs stiess er auf die Hauptarmee des Papstes, die in Ferrara gegen die Verbündeten kämpfen sollte. Er gab seinen Kürassieren Order, Schlachtreihen zu formieren und postierte einige Dragoner in den Gräben im Hinterhalt. Der Feind geriet in solche Angst, dass die päpstliche Reiterei in wilder Flucht davonstieb und erst bei Imola Halt machte, während die Infanterie im nächsten Walde Schutz suchte. Als Farnese sah, mit wem er es zu tun habe, rückte er weiter bis Imola vor. Vor den Toren der Stadt forderte er vom Kardinal Franciotti, dem Legaten der Romagna, freien Durchgang. Der Kardinal liess die Tore schliessen und rüstete zur Verteidigung. Der ehemalige Kommandeur von Malta begann die Miliz zu sammeln, aber diese Helden liefen zur einen Tür hinein, um durch die andere zu entfliehen; zudem gab es im Schloss weder Geschütze noch Mörser und gerade 15 Pfund Pulver. Atemlos und leichenblass kam der Anführer der städtischen Miliz herbeigerannt und berichtete, ein Kapuziner habe durch einen Spalt im Tor die gewaltige, in Schlachtordnung aufgestellte feindliche Armee gesehen; Farnese, ärgerlich über die ausbleibende Antwort, habe Petarden unter das Tor legen lassen; am schwersten bedroht sei das Tor beim Kapuzinerkloster, da seine Bretter verfault seien. Bei dieser Nachricht liessen die Väter der Stadt das Tor mit einem eisernen Gitter versehen, aber das Gitter erwies sich als unbrauchbar. Unter diesen Umständen

musste der Kardinal kapitulieren; die angesehensten Bürger der Stadt erschienen im feindlichen Lager, um dem Fürsten die Schlüssel anzubieten. Zur allgemeinen Überraschung verweigerte Farnese die Annahme und erklärte, er komme nicht als Feind, sondern wolle nur wiederhaben, was ihm die Barberini widerrechtlich genommen hätten. Er bitte die Bürger, der Kirche treu zu bleiben, dann zog das Heer in grösster Ordnung durch die Stadt, die Frauen drängten sich vor den Fenstern und waren über den Anblick all der Ritter ausser sich vor Freude. Das Ganze erschien ihnen wie ein glänzendes Turnier. Farnese machte dem Kardinal seine Aufwartung und ging weiter nach Faenza. Dort spielten sich die gleichen Ereignisse ab wie zu Imola. Zuerst wollte man Widerstand leisten, nachher liess sich der Gouverneur der Stadt, Monsignore Fieschi, an einer Strickleiter von der Mauer der Stadt herab und sprach mit dem angeblichen Feind; als er sah, dass der Herzog keine bösen Absichten habe, liess er die Tore der Stadt öffnen und gestattete dem Heer freien Durchzug. Etwas schwieriger gestaltete sich die Sache vor den Toren Forlis; die Bürger wollten die Stadt tatsächlich verteidigen und da das Heer, müde war und es in Strömen goss, befahl Farnese einigen Dragonern abzusitzen und Petarden unter das Tor zu legen. Als die Bürger sahen, dass Farnese Ernst machte, schickten sie schleunigst den Abt eines Kapuzinerklosters zum Herzog, um ihn zu beruhigen. Selbst der Bischof, Monsignore Teodoli kam und versuchte zu verhandeln. Odoardo gab schroff zur Antwort, dass er keinerlei Bedingungen annehme; wollten sie ihn nicht friedlich in die Stadt einziehen lassen, so würde er die Tore aus den Angeln heben, die Häuser plündern, die Stadt an allen vier Ecken anstecken und weder Weiber noch Greise schonen. Diese Drohung genügte, das Heer konnte einen Tag in Forli rasten.

Am nächsten Tag zog Farnese weiter nach Arezzo und erreichte bald den Trasimenischen See.

Als man in Rom erfuhr, dass der Feind im Anzug sei, entstand eine unbeschreibliche Panik. Man begann zwar Barrikaden zu errichten, aber niemand hatte so rechte Lust zur Verteidigung. Als erzählt wurde, dass ein Soldat der päpstlichen Reiterei dem Feinde so nahe gekommen war, dass er von einer Kugel getroffen zu Boden stürzte, bemerkte einer der tapferen Römer ehrlich empört: „Che pazzo! S' e fatto ammazzar alla Francese!“ „Der Narr! liess sich auf französische Art umbringen“, das heisst, er sei tapfer wie ein Franzose gestorben.

Einige Tage darauf stand Farnese schon vor Acquapendente; da der

Papst den strategischen Fähigkeiten von Kardinal Antonio nicht recht traute, liess er den Franzosen Achilles d'Estampes-Valençay, Bailly de Valençay kommen, einen tüchtigen Soldaten, der sich im Johanniterorden ausgezeichnet hatte. Ihn ernannte Urban zum Maestro di campo und unterstellte ihn dem Kommando des Kardinals Antonio, des Generalissimus der Armee. Bailly bewog den Kardinal, Rom zu verlassen und dem Feind entgegenzuziehen. Auf dem Wege nach Orvieto sah man einen Reitertrupp in der Ferne. Der Kardinal erschrak und bedauerte, dass er sich zu einer so gefährlichen Expedition habe verleiten lassen; Bailly als erfahrener Soldat wollte sich überzeugen, woher der Feind käme und wie stark er sei. Er nahm etwa zehn Soldaten mit und begab sich auf Kundschaft, obgleich der Kardinal und die übrigen Römer fanden, der Franzose sei verrückt, da er sich einer so grossen Gefahr aussetze. Der angebliche Feind war ein Trupp des päpstlichen Heeres, der einen andern Weg eingeschlagen hatte. Als Bailly ins Lager zurückkam, wurde er von den Ältesten als Held gefeiert.

Die päpstliche Armee überkam das Verlangen nach grossen Taten. Man machte sich nach Acquapendente auf und erfocht sofort einen Sieg. Vier von Farneses Dragonern, die sich, um Jagd auf Gänse und Enten zu machen, von den ihren zu weit entfernt hatten, wurden gefangen genommen. Der beglückte Kardinal Antonio umarmte Bailly und schickte sofort einen Boten an den Papst, um ihm das grosse Ereignis zu melden. In Rom herrschte heller Jubel; sämtliche Kardinäle gratulierten Urban VIII. zum erfochtenen Sieg. Die allgemeine Freude wich sehr bald einer lebhaften Unruhe. Bailly erhielt die Erlaubnis, an den Hof von Paris, von dem er eine Zeit hindurch verbannt war, zurückzukehren. Er wollte sofort nach Frankreich gehen, aber der Kardinal bat ihn flehentlich zu bleiben, da der Papst sonst vor Angst sterben würde. Nach langem Hin und Her liess Bailly sich erweichen und versprach, noch vierzehn Tage in päpstlichen Diensten zu bleiben. Ehe die zwei Wochen um waren, hatte Urban ihn zum Kardinal ernannt, und der französische Anführer wurde Mitglied der römischen Kurie, der er später sehr wesentliche Dienste geleistet hat.

Farnese beging einen grossen Fehler; anstatt direkt nach Rom zu gehen, blieb er in Acquapendente und liess sich in Unterhandlungen mit dem Vatikan ein. Freilich hatte er allen Anlass dazu: seine durch die wahnsinnigen Märsche ermüdeten Dragoner begannen zu flüchten, ausserdem kam der Winter und der Unterhalt von Soldaten und Pfer-

den gestaltete sich immer schwieriger. In Castelgiorgio schlossen Farnese und die Barberini Frieden, unter der Bedingung, dass der Papst Castro zurückgebe. Als es Frühling wurde, hielten die Barberini die Verträge nicht ein, sondern beschlossen, den Krieg zu erneuern. Dieser Krieg im Jahre 1643 war für sie noch unglücklicher als der vorangegangene. Das päpstliche Heer wurde überall von den verbündeten Fürsten geschlagen; es erlitt eine grosse Niederlage bei Mongiovino in der Nähe von Perugia, bei Lagoscuro am Po, dort geriet der Kardinal Antonio beinahe in Gefangenschaft.

Entmutigt und gebrochen durch die Misserfolge bat der Papst Frankreich wiederholt, zu vermitteln, er wollte Frieden um jeden Preis. Infolge der französischen Intervention wurde am 31. März 1644 in Venedig Frieden geschlossen; der Kirchenbann, der auf Farnese lastete, wurde aufgehoben und Castro sollte ihm im Laufe von 60 Tagen übergeben werden.

Dies war das Ende der berühmten „Guerra di Castro“, an der fünf Staaten: Rom, Venedig, Florenz, Parma, Modena und die berühmtesten Fürsten des damaligen Italien beteiligt waren.

Dieser Krieg hatte noch einen amüsanten Epilog. Ferdinand II. von Toskana, der, wie schon erwähnt, ein besonderer Schirmherr der Banditen war, bediente sich eines berühmten Räubers Tiberio Squiletti, Fra Paolo genannt, um den Kirchenstaat zu beunruhigen. Auf den Kopf dieses Mannes hatte der Papst einen bedeutenden Preis gesetzt. Fra Paolo hatte sich im Kampf um Castro so bewährt, dass er, wenn nicht vorzeitig Frieden geschlossen worden wäre, den Sieg zugunsten der Feinde der Barberini entschieden hätte.

Als der Vertrag zwischen dem Papst und den norditalienischen Fürsten unterschrieben war, beschloss Fra Paolo, dem es nun an Beschäftigung fehlte, Mönch zu werden. Da der Grossherzog seiner nicht mehr bedurfte, trat er ihn den Barberini gern ab. Die Unterhandlungen übernahm Marguerita, eine bekannte Kurtisane und Freundin des Grossherzogs, die bei den Barberini gut angeschrieben war. Kardinal Francesco, der stets glücklich war, wenn er einen grossen Sünder bekehren konnte, machte keinerlei Schwierigkeiten. Fra Paolo und die Barberini schlossen Frieden, der Grossherzog gab dem „Bekehrten“ 1000 Piaster und zwei Pferde, so dass er bequem und sicher im Februar des Jahres 1644 in Rom einziehen konnte. Die Barberini liessen ihn in ihrem Wagen abholen; er wurde im Hause des Stadtpräfekten Don Taddeo




ODOARDO FARNESE

*Kupferstich*



untergebracht, der ihm gleichfalls seinen Wagen zur Verfügung stellte Die Bevölkerung wunderte sich nicht wenig, als sie den Räuber in karmoisinrotem Rocke in Roms Strassen sah; die Überraschung war um so grösser, als die Nachricht sich verbreitete, Fra Paolo würde Kanonikus von S. Peter werden. Dies Gerücht war sicher falsch, aber soviel ist richtig, dass Kardinal Francesco den karmoisinfarbenen Sünder mit hohen Ehren empfing, ihm ein langes geistliches Kleid machen liess und sich um eine Pfründe für ihn bewarb. Amayden berichtet, der gesamte päpstliche Hof habe es nicht fassen können, dass man einen Menschen, der soviel Mordtaten auf dem Gewissen habe, so auszeichne. Es war Alfonso Piccolominis Geschichte in neuer Auflage.

## IX.

Urbans VIII. Herrschaft währte zu lange, sowohl für jene, die nichts mehr von den Barberini erwarteten, als auch für jene, die sich selbst auf dem päpstlichen Stuhl sahen. Gross war die Zahl der Ungeduldigen, die auf seinen Tod warteten, und der Neugierigen, die darauf lauerten, wann es Gott gefallen würde, den Papst zur Mehrung seines Ruhmes abzuberufen. Da man glaubte, dass man mit Hilfe der Astrologie das Schicksal eines Menschen ergründen könnte, beschäftigten sich Astronomen und Nekromanten angelegentlich mit dem Papst.

Zu ihnen gehörte auch Horace Morandi, der ehemalige Abt von Vallombrosa und der spätere Prior des Klosters der S. Prassede in Rom; beide Klöster waren in den Händen des gleichen Ordens. Morandi war einer der gelehrtesten Astrologen; er besass eine grosse Bibliothek, verstand politische Ereignisse zu deuten und galt als Autorität, wenn es sich um die Zukunft berühmter Persönlichkeiten handelte. Nach den Anschauungen der Astrologen stand jeder Mensch mit einem bestimmten Stern, einem bestimmten Himmelskörper in Beziehung. Der zufällige Umstand, unter welchem Stern man geboren war, entschied über das Schicksal, ausserdem gab es noch eine ganze Reihe gleich wichtiger zu beobachtender Details. Morandi beschloss, die Theorie der Astrologen durch die Erfahrung zu stützen; er zeichnete die Geburtsdaten aller bekannten Persönlichkeiten auf, und da bei diesen Untersuchungen der geringfügigste Umstand von grosser Bedeutung sein konnte, notierte er in seinen Registern nicht allein die Stunde, sondern selbst die Minute, in der die Männer, für die er sich interessierte, auf die Welt gekommen

waren. Daraus berechnete er die Dauer des Lebenslaufes auch noch völlig gesunder Menschen; Urban VIII. hatte er das Jahr 1634 oder 1635 als letzten Termin gesetzt. Natürlich teilte er das Resultat dieser Berechnungen nur Menschen mit, die ihm sehr nahe standen und denen es besonders darum zu tun war, dass der Papst möglichst bald sterbe. Die „Papabili“ unter den Kardinälen begaben sich insgeheim zu ihm, um zu erfahren, wann das Konklave endlich zusammenberufen würde. Seine Berechnung, dass der Papst 1634 oder 1635 sterben würde, erschien um so wahrscheinlicher, als andere Astrologen, seine Freunde, der Abt Gerardo aus Padua und Francesco Lamponi, zum gleichen Resultat gekommen waren. Nur der Mathematiker Rafael Visconti in Rom, der Galileis Werk prüfen sollte, glaubte, dass der Papst wesentlich länger leben würde.

Auch der Papst erfuhr vom Treiben dieser allzu neugierigen Astrologen und geriet in solchen Zorn, dass er gegen den Prior von S. Prassede und seine Genossen einen Prozess anstrengte. Mit der Untersuchung betraute er das römische Gericht und die nicht allzu strenge Inquisition, da er voraussah, dass sich unter den „Neugierigen“ auch Kardinäle befinden würden, die ihm durch Blut- oder Freundschaftsbande verbunden waren.

Der Prior wurde in Torre di Nona eingesperrt, und die Bibliothek in S. Prassede versiegelt. Als der Untersuchungsrichter Morandis Papiere durchsah, fand er nichts, das seine Schuld irgendwie erwiesen hätte. Das Gericht war schon bereit, den Prozess niederzuschlagen. Aber die Unüberlegtheit vom Advokaten des Kloster zu S. Prassede, Teodoro Amayden, verdarb alles. Der Diener des Priors hatte ihm verraten, dass die Mönche durch eine verborgene Tür in die Bibliothek eingedrungen waren und alle gefährlichen Papiere entfernt hatten. Einen Teil hatten sie verbrannt, einen anderen im Kloster und in der Kirche verborgen. Amayden erzählte dies in der Buchhandlung „beim Pasquino“, ein Vorübergehender schnappte es auf und meldete es dem Gericht. Amayden bestätigte seine Aussage vor dem Richter. Der Diener des Priors war aber seinem Herrn so treu, dass er selbst auf der Folter nichts die Mönche Belastendes aussagte und behauptete, Amaydens Bericht beruhe ganz und gar auf Erfindung. Um zur Klarheit zu kommen, versprach der Richter den Mönchen, dass sie straffrei ausgehen würden, wenn sie die Wahrheit geständen, andernfalls würden sie schwer bestraft werden. Die Mönche beschlossen, alles zu gestehen und zeigten den Ort, wo sie

die Schriften des Abtes verborgen hatten. Es gab der Akten so viele, dass sie auf Fuhren ins Gericht befördert werden mussten.

Morandi gab zu, dass die Papiere sein Eigentum seien und er an Urbans VIII. Horoskop gearbeitet habe, da ihn Neugierige darum gebeten hätten. Gefragt, nannte er seine Mithelfer, darunter waren der Abt Gherardi und Visconti. Beim Verhör dieser Geistlichen kam das Gericht fast einstimmig zum Schluss, dass ihre Untersuchungen ein wissenschaftliches Spiel waren, das keinen anderen Zweck hatte, als die Neugier der Fragesteller zu befriedigen, besonders da die Kardinäle, die Papst zu werden hofften oder deren Verwandten, sich häufig zu ihnen begaben. Das Gericht sprach die übrigen Angeklagten frei, verurteilte aber Morandi zu Tode und liess ihn in aller Stille am 5. Oktober des Jahres 1630 im Gefängnis vergiften, da es dem Ansehen der Geistlichkeit geschadet hätte, wenn man den Prior schuldig erkannt und öffentlich hingerichtet hätte. Giacinto Gigli, ein bekannter damaliger Chronist, berichtet, man habe ihm vergiftete Speisen vorgesetzt. Zwei Tage vor ihm wurde einer seiner Mitschuldigen, der zusammen mit ihm gefangen war, auf gleiche Weise aus dem Wege geräumt.

Trotz Morandis Schicksal „arbeiteten“ einige Kardinäle weiter an Urbans VIII. Tod.

Im Frühling des Jahres 1634 wurde eine Verschwörung gegen den Papst entdeckt. Beteiligt daran waren der Neffe des Kardinals d'Ascoli, der Bischof Giacinto Centino, der Verwalter im Hause des Kardinals und sechs Mönche, die mittels magischer Kräfte Urban VIII. aus dem Wege räumen wollten, in der Hoffnung, der Kardinal Centino würde sein Nachfolger werden. Der Bischof Giacinto hatte jenen Mönchen, drei Franziskanern und drei Augustinern versprochen, sie zu Kardinälen zu ernennen, falls sein Oheim Papst würde. Sie waren überzeugt, dass, wenn man ein Abbild des Menschen, den man töten wollte, beim Feuer so wendet, dass es langsam verbrennt, auch der Mensch, den diese Figur darstellt, eines langsamen Todes stirbt.

Um diese magische Kunst zu versuchen, machten die Verschworenen ein Abbild einer ihnen bekannten Frau und zerstörten es in der beschriebenen Weise, während der eine eine Totenmesse abhielt. Die Frau starb tatsächlich. Da machten die Geistlichen eine Statuette des Papstes und begannen sie gleichfalls langsam in derselben Weise wie das Figürchen der Frau zu verbrennen. Seltsamerweise verkohlte die Statuette nicht so wie sie sollte. Da kamen die klugen Männer zum Schluss,

der Papst sei kein gewöhnlicher Mensch; damit die Statuette gut verbrenne und der Papst sterbe, müsse man sie, ehe man sie auf den Pfahl spiesse, im Blute eines von ihnen baden; dieses Opfer verlange der Satan. Das Los sollte entscheiden, wer von ihnen sein Leben zum Opfer bringen müsse. Es traf den Neffen des Kardinals; da er keine Lust hatte zu sterben, erklärte er, sein Tod hätte keinen Zweck, in diesem Falle kämen sie nicht zur Kardinalswürde. Zum zweitenmal wurde gelost, einer der Franziskaner war der Unglückliche. Auch er hatte keine Lust, den Ruhm und das Ansehen anderer mit seinem Leben zu bezahlen; in aller Stille ging er zum Tribunal der Inquisition und gestand alles.

Den Verschwörern wurde der Prozess gemacht, der Neffe des Kardinals sollte enthauptet, zwei der Mönche erhängt und ihre Körper verbrannt werden.

Am Nachmittag des 22. April 1635 sollte das Urteil in der Peterskirche verkündet werden. Die aufgeregte Bevölkerung drängte sich in der Kirche und auf dem Platz davor, die päpstlichen Sbirren vermochten die Ordnung kaum aufrecht zu erhalten. Im Gedränge wurde einer der Sbirren in der Kirche ermordet; infolge der Bluttat musste die Kirche aufs neue geweiht werden.

Am folgenden Tage brachte man die Verurteilten zu Fuss aus der Corte Savella aufs Campo di Fiore. Wieder gab es eine grosse Menschenansammlung. Um ihrer Jugend willen bemitleidete man die Schuldigen.

Solcher Kardinalskandidaten für die kommende Wahl gab es genug. Der Rektor der Kirche und des Carlspitals beim Korso, ein würdiger Mann mit langem Bart, hatte prophezeit, dass nach Urbans Tod, der binnen kurzem eintreffen würde, der Kardinal Giannasio Papst werden und ihn zum Kardinal machen würde.

Die Inquisition erfuhr, dass der Rektor gewisse Praktiken übe, um den Papst aus dem Wege zu räumen. Die bei ihm vorgenommene Untersuchung führte zu einem gänzlich unerwarteten Ergebnis. Man fand eine Statuette Urbans VIII., die vermutlich dem gleichen Zweck dienen sollte wie jene, die der Neffe des Kardinals d'Ascoli verbrennen wollte. Die Bibliothek des Geistlichen enthielt eine Menge nekromantischer Bücher und die Untersuchung förderte verschiedene geheimnisvolle Verbrechen zutage. Er scheint bereits hypnotisiert zu haben und hatte einen seltsamen Einfluss auf die Frauen, deren er sich bediente. Den Eindruck eines „Mediums“ im heutigen Sinne macht Monica Penzoca, die unter seinem Einfluss Visionen hatte. Sie glaubte sich in den Himmel

versetzt, hörte den heiligen Petrus eine Messe lesen, setzte sich mit ihm zu Tisch und hielt sich für eine Heilige. Die Abgesandten der Inquisition überraschten den Rektor einst nachts im Messgewand, im Begriff, Monica in magnetischen Zustand zu versetzen.

Diese Praktiken musste er mit dem Leben bezahlen; auf dem Campo di Fiore wurde er aufgeknüpft und seine Bücher verbrannt; Monica wurde auf einen Esel gesetzt und mit Rutenstreichen durch die Strassen der Stadt gejagt. Nach diesem Spaziergang, der an die dunkelsten Tage des Mittelalters erinnert, wurde das arme Opfer des Nekromanten in eine enge Zelle eingemauert, wo es nach zwei Tagen starb.

Urban VIII. lebte länger als Astrologen und Nekromanten prophezeit hatten; in seinen letzten Lebensjahren war er sehr hinfällig. Den Todesstoss hatte ihm die Schlacht bei Castro versetzt, diese Niederlage konnte er nicht überleben. Als er den ihn demütigenden Friedenskontrakt unterschreiben musste, wurde er ohnmächtig; der Arzt hielt dies für den Anfang der Krankheit, die den stolzen Greis gebrochen hat.

Zuletzt bereute er, dass er die Nepoten allzu reichlich mit Gunstbeweisen bedacht habe und fürchtete, am Jüngsten Tage dies Vorgehen nicht rechtfertigen zu können.

Er berief einige berühmte Theologen, darunter den Kardinal Lugo und den Jesuiten Lupio, um sich von ihnen unterweisen zu lassen. Er erhielt eine ausweichende Antwort. Da die Nepoten des hl. Vaters nach Ansicht der Theologen viel Feinde haben, sei es nur in Ordnung und vertrüge sich mit der Würde des apostolischen Stuhles, ihnen Mittel an Hand zu geben, die es ihnen auch nach dem Tode des Papstes ermöglichen, sich zu verteidigen und die Stellung, die ihnen gebühre, einzunehmen.

Der Papst starb am 29. Juli 1644.

Er war der letzte römische Monarch im Sinne des mittelalterlichen Papsttums, das seiner Macht die Interessen sämtlicher weltlicher europäischer Reiche unterordnen wollte. Urban VIII. ergänzte und verkündete noch einmal die Bulle „In cena Domini“, den stärksten Ausdruck der Tendenz, die Welt zu beherrschen. Die Bulle tat nicht nur alle Ketzer, Hussiten, Lutheraner, Calvinisten, Hugenotten und Seeräuber in Bann, sondern umschrieb die Allmacht des Papstes. Sie sollte so weit gehen, dass ohne Erlaubnis der apostolischen Hauptstadt den Königen nicht einmal das Recht zustand, ihren Untertanen neue Steuern aufzuerlegen.

Urbans VIII. Bulle machte die Freiheit der Völker und Fürsten zunichte. Sie erschien in einem Augenblicke, wo der Sinn der Völker nicht danach stand, sich mit der apostolischen Hauptstadt in einen Streit um politische und juristische Rechte einzulassen. Europa stand im Zeichen des Kampfes und der Revolution. So machte die Bulle überhaupt keinen Eindruck.

SECHSTES KAPITEL

# URBAN VIII. UND GALILEI

## I.

Als Galilei das Teleskop erfunden hatte, wollte Cesare Cremonio, ein Verehrer des Aristoteles und des alten Lehrsystems das neue Instrument nicht an seine Augen führen, aus Furcht vor Erscheinungen, die seinen Glauben an die Grundsätze der bisherigen Philosophie erschüttern würden.

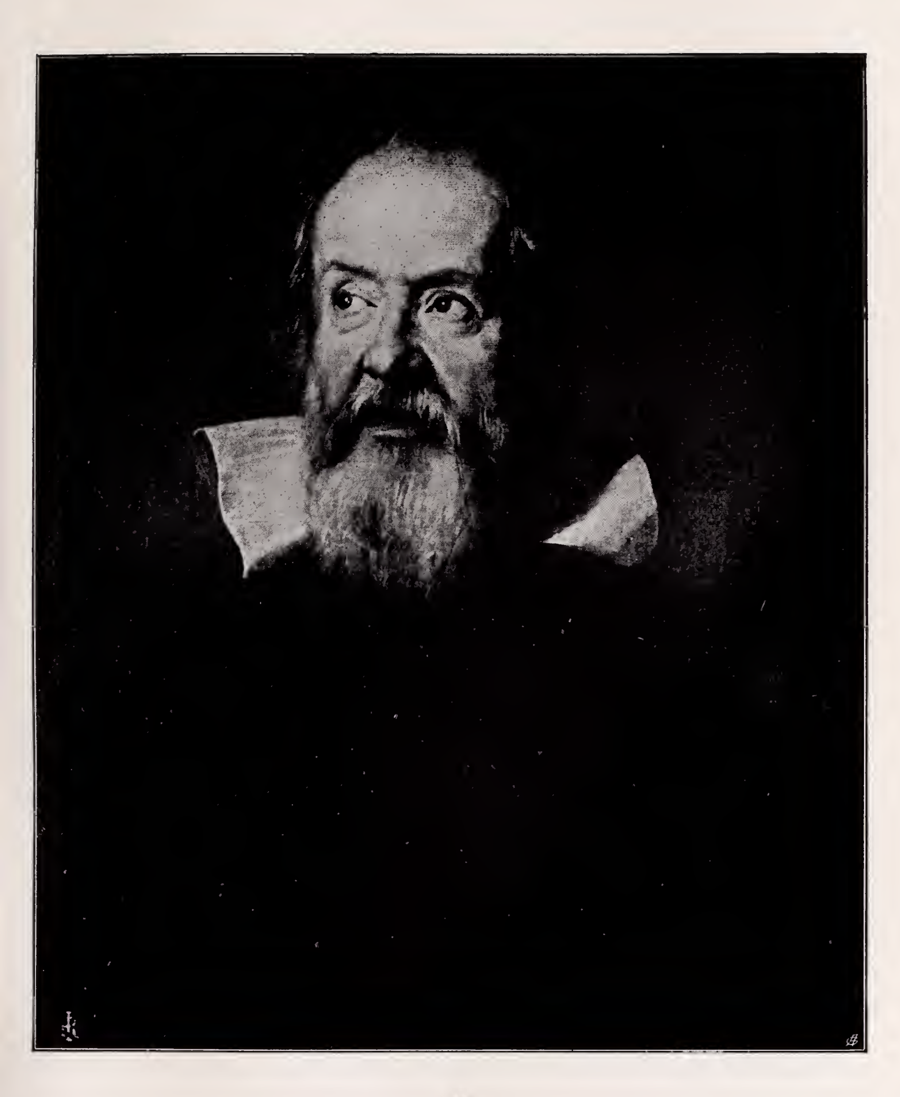
Fast alle Peripatetiker haben diese Praxis geübt, im Glauben, die Welt würde in ihren Grundfesten schwanken, falls sich etwas in ihrer Lehre als irrig erwiese. Da man infolge jahrhundertealter Sophismen Aristoteles' Lehre so zu drehen und zu deuteln verstanden hatte, dass sie den Grundsätzen der römischen Kirche nicht widersprach, hatten die Jesuiten, die die Schule im XVII. Jahrhundert beherrschten, ihr gesamtes philosophisches System auf den verchristlichten Werken des alten Heiden aufgebaut. Allmählich begann die Reaktion gegen die aristotelischen Glaubensartikel, revolutionäre Realisten traten auf, die, als sie das Irrige in den Folgerungen der Peripatetiker erkannten, die Menschheit aus diesem engen Kreis abgegriffener Vorstellungen befreien wollten. Jene Reaktion vermochte nur niederzureissen, Gründe für ihre Behauptungen konnte sie noch nicht aufstellen. Zur Fahne der Antiaristoteliker schwuren, um unbedeutende Namen zu übergehen, Männer wie Francesco Patrizio, Giordano Bruno und Tommaso Campanella. Ihre Grundsätze stützten sie auf mehr oder minder geschickte Argumente, aber die zündende Beweiskraft fehlte. Erst Kopernikus' Entdeckung und Galileis neue Gesetze erzeugten einen radikalen Umschwung in der bisherigen Philosophie. Man begann auf realen Grundlagen zu bauen. Galilei hatte den Grundsatz aufgestellt, Naturerscheinungen seien von menschlichem Wünschen und

Verlangen unabhängig, sie diktieren der Philosophie ihre Gesetze, nicht umgekehrt. Bacon, der die Grundlage der experimentellen Methode geschaffen hat, verkündete um dieselbe Zeit, unabhängig von Galilei, ein Gleiches.

Galilei begann seine Lehrtätigkeit in Pisa; dort war man auf den jungen Studenten der Medizin und Mathematik bereits aufmerksam geworden, der die Oszillationsgesetze des Pendels untersucht und sie auf Uhren angewandt hatte. In Pisa war er am 15. Februar 1564 geboren; er war der Spross einer Florentiner Patrizierfamilie. In Florenz hatte er gelernt und sich durch Privatstunden ernährt.

1589 wurde er als Mathematiker nach Pisa berufen. Durch neue Forschungen machte er sofort von sich reden: eine seiner wichtigsten Entdeckungen war das Gravitationsgesetz. Damals schon erweckte er den Neid der dortigen Professoren und Gelehrten; sie konnten es ihm nicht verzeihen, dass er Dinge entdeckte, die sie nicht einmal geahnt hatten und machten ihm den kollegialen Verkehr mit seinen Schülern, der der herrschenden pedantischen Würde widersprach, zum Vorwurf. Namentlich seine Abhandlungen über die Gesetze der Dynamik, die er in seinen letzten Lebensjahren im berühmten Dialog „von der neuen Wissenschaft" entwickelt hat, erregten allgemeinen Neid. Die Empörung in Professorenkreisen stieg, als er 1591 ein humoristisches Gedicht in Bernis Art verfasste, in dem er die Wichtigkeit der Toga verspottete und den Mangel an Toleranz geisselte. Die Verhältnisse in Pisa waren für ihn nichts weniger als angenehm; von seinem geringen Einkommen konnte er nicht leben, dazu verlor er 1591 seinen Vater und ihm, als dem Ältesten, lag die Sorge um die jüngeren Geschwister ob. Die Mutter, Giulia Ammanati, war eine sonderbare Frau; die viel jüngeren Schwestern waren unverheiratet, und der Bruder, Michelangelo, Musiker von Beruf, hatte nicht genug, um seine notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Höchstwahrscheinlich hat Galilei bereits in Pisa Matteo Barberini kennen gelernt, der etwas älter als Galilei, dort als Neunzehnjähriger Aristoteles und Plato studierte. Durch die elegante lateinische Rede, die er an der Universität nach dem Tode des Grossherzogs von Toskana, Francesco de' Medici, des Gatten der Bianca Capello, hielt, hatte er viel von sich reden gemacht.

Um den Verpflichtungen gegen seine Familie nachkommen zu können, bemühte sich Galilei um eine besser dotierte Stelle an der Universität in Padua; 1592 wurde er dort Mathematiklektor. Es waren seine glück-



SUSTERMANS

Galileo Galilei

*Florenz Uffizien*



lichsten Jahre; unter dem Schutz der venezianischen Regierung dozierte er 18 Jahre in Padua, durch Privatstunden verdiente er seinen Unterhalt und arbeitete an seinen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Astronomie, die die ganze Welt verblüfften. Die allerpopulärste war die Konstruktion des Teleskops; der Dichter Marino hat das Instrument ganz geschickt in seinem „Adonis“ beschrieben:

> . . . Un ammirabile stromento
> Per cui cio' ch'e' lontan vicino appare;
> E con un occhio chiuso e l' altr' intento
> Speculando ciascun l' orbe lunare,
> Scorciar potrà lunghissimi intervalli
> Per un picciol cannone e due cristalli.
>
> (Adone X.)

In Venedig führte Galilei das Teleskop der Signoria vor, die ältesten Senatoren stiegen auf den Turm von S. Marco, um die ankommenden Schiffe zu sehen, die sie mit blossem Auge nicht erkennen konnten. Mit Hilfe des Teleskops wurden die bedeutendsten astronomischen Entdeckungen gemacht; die Jupiter-Monde wurden gefunden und damit die Theorie der Peripatetiker gestürzt, dass die Erde im Mittelpunkt des Weltalls steht. Um dem Grossherzog von Toskana zu schmeicheln, nannte Galilei die Jupiter-Monde die Medici-Planeten. In Padua konstruierte er ein neues Instrument, „compasso geometrico e militare“, mit dem mehrere mathematische und geometrische Aufgaben gelöst wurden. Das Instrument wurde bald so begehrt, dass der Gelehrte eine förmliche Werkstatt einrichten musste, um den zahlreichen Bestellungen, die selbst aus dem fernen Polen kamen, gerecht zu werden.

Trotz dieser steigenden Berühmtheit waren seine Privatverhältnisse verwickelt genug. In Padua hatte er eine schöne Frau einacher Herkunft kennen gelernt, Marina Gamba; zwei Töchter, Virginia und Livia, und einen Sohn, Vincenzo, zeugte er mit ihr. Ausser dieser schnell anwachsenden Familie galt es, auch für den Unterhalt der Mutter zu sorgen und den Bruder Michelangelo, den Musiker, zu unterstützen.

Galilei hatte dank der Taufe der Jupiter-Monde den Hof von Florenz in hohem Grade für sich eingenommen; er wollte sich das zunutze machen und nach Toskana zurückkehren, in der Hoffnung, seine Lage auf diese Weise zu verbessern. Ausserdem scheint ihm das Verhältnis zu Marina Gamba gelastet zu haben, er wollte von ihr loskommen, vielleicht ganz mit ihr brechen. 1610 führten seine Bemühungen zum er-

wünschten Ziel, der Grossherzog ernannte ihn zum Hofmathematiker und Philosophen und wies ihm Florenz als Wohnsitz an. Vor seiner Abreise musste er die Zukunft seiner Kinder sicherstellen. Die Mädchen — Virginia war 14, Livia 13 Jahre alt — brachte er im Kloster S. Matteo d'Arcetri in Florenz unter und bestimmte, dass sie bei vollendetem 17. Jahre den Schleier nehmen sollten. Es war dies die leichteste und beliebteste Art, sich der Töchter zu entledigen, mit denen die Eltern nichts anzufangen wussten. Ehe oder Kloster. Der Sohn, der jüngste der Geschwister, blieb bei Marina Gamba, die sich übrigens bald nach Galileis Abreise günstig verheiratete. Vincenzo wurde später Musiker wie sein Oheim Michelangelo, wandte sich nordwärts nach Polen und gab eine Zeit hindurch in einem fürstlichen Hause, höchstwahrscheinlich bei den Radziwill, Unterricht im Gesang und Lautenspiel.

1611 lebte Galilei bereits in Florenz; er war ein häufiger Gast im grossherzoglichen Palazzo. Dort begegnete er im Oktober des gleichen Jahres dem Kardinal Matteo Barberini. Der Kardinal, ein Bewunderer und Verehrer des Gelehrten, schrieb ihm, als Galilei krank war, einen begeisterten Brief: Er bitte Gott, Galilei viele Jahre zu schenken. Menschen wie er, verdienen schon im Interesse der Allgemeinheit ein langes Leben, er, Matteo, nehme an Galileis Leben besonderen Anteil infolge des starken „Affektes", den er für ihn empfinde. Den Beweis dafür hoffe er ihm bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit zu erbringen. Im folgenden Jahre war beim Grossherzog wieder von Galileis Entdeckungen die Rede; Barberini verteidigte die Theorie des Gelehrten, während der Kardinal Gonzaga an die neuentdeckten Himmelskörper nicht recht glauben wollte. Barberini forderte seinen Kollegen auf, sich mit Galileis neuester Theorie der Sonnenflecke vertraut zu machen, die ihm als das letzte Ergebnis der Philosophie erschien. Über die Sonnenflecken schrieb Barberini an Galilei: „er berühre neue und unerhört interessante Dinge und baue seine Beweise auf absolut sicheren Prämissen auf." Der Kardinal erlag dem Zauber von Galileis Forschergeist.

Im heiligen Kollegium hatte Galilei viel Freunde; die Kardinäle Conti, Borghese, Montalto, Farnese, Orsini standen auf seiner Seite, aber auch die Zahl seiner Gegner wuchs mit jedem Tage, seine Reizbarkeit und Nervosität trug nicht wenig dazu bei. An den Folgen einer starken Erkältung in seiner Jugend krankte er sein ganzes Leben, und dieses Kränkeln raubte ihm auch die nötige Ruhe seinen Gegnern gegenüber. Dazu steigerte der Neid der Kollegen seine Reizbarkeit. Allmählich zogen

sich die Wolken über seinem Kopf in Florenz zusammen. Die Gegner seiner Theorie ruhten nicht und benützten, wie gewöhnlich, Frauen, um die Leidenschaft gegen ihn zu entzünden. Der Grossherzogin-Mutter, Christine von Lothringen, fiel in diesem Kampf eine wichtige Rolle zu. In ihrem Salon machte Galileis Gegner, ein Peripatetiker und Lektor der Physik an der Universität zu Pisa, auf die revolutionären Anschauungen des Hofphilosophen aufmerksam, die der Heiligen Schrift widersprachen. Er gewann die einflussreiche Matrone in einem solchen Grade, dass sie Galileis offene Feindin wurde. Als unser Philosoph von diesen Machinationen erfuhr, schrieb er am 21. Dezember 1613 einen offenen Brief an Castelli, einen seiner Schüler. Er zieht darin die Grenzen zwischen Offenbarung und Wissenschaft: Tatsachen, die uns der Augenschein lehrt, können durch die Heilige Schrift nicht angezweifelt werden, denn nicht alles, von dem im Testament die Rede ist, ist so deutlich bewiesen wie Naturerscheinungen.

Das war das Signal zum Kampf. Der Dominikaner Tommaso Caccini verurteilte in seiner Predigt zu S. Maria Novella im Advent des Jahres 1614 Galileis Lehre und nannte die Mathematik die Ausgeburt satanischer Phantasie. Er behauptete, die Mathematiker wären die grössten Ketzer und sollten aus allen christlichen Staaten verbannt werden. Gleichzeitig denunzierte ein anderer Dominikaner, Niccolo Lorini, Galilei beim S. Uffizio; er warnte vor dem Ketzerischen seiner Lehre und sprach die Furcht aus, dass „parvus error in principio, non sit magnus in fine“.

Infolge der Denunziationen der Dominikaner beschloss Galilei im Spätherbst 1615 nach Rom zu gehen, um den Intrigen ein Ende zu machen. Der Gelehrte, von seiner Unschuld überzeugt, baute auf die Freundschaft einiger einflussreicher Kardinäle, die, wie er glaubte, seine Partei ergreifen würden. Matteo Barberini trat für ihn ein, gab ihm aber den Rat, „in seinen Schriften die Grenzen der Physik und Mathematik nicht zu überschreiten, da die Theologen glauben, dass die Kommentierung der Heiligen Schrift ihre Sache sei“. Der gleichen Ansicht waren die ihm freundlich gesinnten Kardinäle Del Monte und Bellarmino. Aber obgleich Galilei in seinem Brief an Castelli die auf Erfahrung beruhende Wissenschaft von der Theologie getrennt hat, liess er sich fortwährend in theologische Kontroversen ein und bot damit der Inquisition die Möglichkeit, gegen ihn einzuschreiten. Kühn in seinen Angriffen und von der Kraft der Wahrheit überzeugt, war er der Inquisition gegenüber so unvorsichtig, dass Piero Guicciardini, der florentinische Gesandte, dem

Grossherzog am 4. März 1616 klagt, er sowie einige Kardinäle hätten vergebens versucht, Galilei zu beruhigen und ihn zu veranlassen, seine Ansichten nicht öffentlich zu bekennen. Es kam so weit, dass die Galilei befreundeten Kardinäle ihn nicht zu beschützen vermochten, und das S. Uffizio auf Grund des Gutachtens von elf Theologen Kopernikus' Lehre verdammte, dass die Sonne und nicht die Erde das Zentrum der Welt sei und die Erde und nicht die Sonne sich bewege. Das S. Uffizio erklärte die Lehre des grossen Astronomen „für töricht und absurd vom philosophischen Standpunkt und für teilweise formell ketzerisch". Mit Galilei verfuhr man diesmal noch einigermassen glimpflich, da die Kardinäle Matteo Barberini, Del Monte, Borghese und namentlich Orsini seine Partei sehr energisch ergriffen hatten. Der Papst liess Galilei durch den Kardinal Bellarmino wissen, dass er, wenn er einige seiner Theorien, namentlich jene von den Sonnenflecken nicht widerrufe, sondern weiterverbreite, das S. Uffizio zwinge, gegen ihn vorzugehen. Galilei versprach, diesen Befehl zu befolgen; einige Tage darauf wurden Kopernikus' Bücher auf den Index gesetzt.

Trotz dieses Prozesses empfing der Papst Galilei sehr liebenswürdig, von allen Seiten wurden ihm Beweise der Verehrung und Sympathie, und als er 1619 in Florenz erkrankte, besuchte ihn sogar der österreichische Erzherzog Leopold, der Schwager des Grossherzogs. Ein Jahr später verfasste der Kardinal Matteo Barberini Galilei zu Ehren eine lateinische Ode „Adulatio perniciosa." Dieses Gedicht schickte der Kardinal dem Gelehrten mit einem sehr liebenswürdigen Schreiben, er betonte das herzliche zwischen ihnen bestehende Verhältnis und bat, die Ode als schwachen Niederschlag seiner Bewunderung für den gelehrten Forscher zu betrachten. Für diesen Beweis des freundschaftlichen Empfindens des Kardinals war der Philosoph ausserordentlich dankbar, sein Brief überfloss von Demut, wie sie in dem Masse nur die Menschen des XVII. Jahrhunderts aufbringen konnten. Galileis Brief enthielt den Schlusssatz: „Da er sich für die Gnadenfülle, mit der der Kardinal ihn überschütte, nicht erkenntlich zeigen könne, küsse er den Saum seines Gewandes und bitte Gott, Barberini das höchste Glück zu gewähren."

Während des Prozessärgers war Galilei seine Tochter, die Nonne Maria Celeste, ein grosser Trost. Da ihr Kloster S. Matteo d' Arcetri eines der ärmsten in Florenz war, befand sie sich in einer traurigen Lage. Die Nonnen litten Hunger, und Galilei musste seinen Töchtern oft Essen mitbringen. Am schmerzlichsten war ihr, dass sie Jahre hindurch




FEDERICO CESI

Begründer der Accademia de'Lincei und Wappen der Akademie

*Abgebildet bei P. Odescalchi „Memoire dell' accademia de' Lincei" Roma* 1806



ihre Zelle mit einer zweiten Nonne teilen musste; erst infolge der Bemühungen ihres Vaters bekam sie einen eignen Raum. Celeste hatte etwas von der Begabung ihres Vaters, sie schrieb ausgezeichnet, studierte, soweit dies die klösterliche Klausur zuliess, vertiefte sich in Galileis Werke, schrieb sie ab und lebte nur für seinen Ruhm und sein Wohlergehen. Es war Brauch in den Frauenklöstern, dass jede Nonne sich einen Heiligen als Patron erwählte, dem sie in ihren Gebeten all ihre Leiden und Freuden anvertraute. Dieser Patron hiess in der Klostersprache „Devoto". Der Devoto der Schwester Maria Celeste war ihr Vater, ihm vertraute sie ihre Leiden, und aus ihren Briefen spricht eine fast mütterliche Liebe und Sorge um seine Gesundheit. Galileis zweite Tochter, Schwester Arcangela, ist der Typus der egoistischen Nonne, die nur auf ihre Gesundheit und religiöse Praktiken bedacht ist.

## II.

Als im Juli des Jahres 1623 Matteo Barberini Papst wurde, waren Galilei und die Seinen sehr glücklich. Maria Celeste fand nicht Worte genug, um ihre Freude auszudrücken; in der Einfalt ihres Herzens nannte sie den neuen Papst „den erhabensten Herrn der Welt". Galilei schrieb an Francesco Barberini, wie glücklich er sich fühle, dass Se. Heiligkeit den höchsten Thron der Welt bestiegen habe, er hoffe, Kunst und Wissenschaft, die unter der früheren Regierung verbannt waren, würden jetzt in die Heimat zurückkehren; seine Freude über den Sieg seines geliebten und verehrten Herrn sei grenzenlos, er würde in Frieden sterben, da ihm ein grösseres Glück nicht widerfahren könne.

Vielleicht hatte Galilei niemals soviel Unterstützung in Rom nötig, wie in diesem Augenblick. Mit den Jesuiten hatte er sich in eine gefährliche Polemik eingelassen. 1618 und 1619 waren Kometen am Himmel sichtbar, die die damaligen Gelehrten sehr beschäftigten. Der Jesuit Orazio Grassi, der Mathematiker des Collegio Romano, hielt einen Vortrag darüber, der sich mit Galileis Ansichten nicht deckte. Der erkrankte Gelehrte bat einen seiner Schüler, Mario Guiducci, in der Akademie zu Florenz Galileis Ansicht über das Auftauchen der Kometen vorzutragen. Als dieser Vortrag 1619 im Druck vorlag, war Grassi empört über die darin geäusserten, von seiner Theorie abweichenden Ansichten. Unter dem Pseudonym Lotaro Sarsi veröffentlichte er eine polemische Schrift, die sich nicht gegen Guiducci, der doch nur Stroh-

mann war, wandte, sondern direkt gegen Galilei. Die Leidenschaft und Bosheit, mit der Grassi den Gelehrten in dieser Broschüre angriff, erinnert an die Zeiten der Renaissance, als Lorenzo Valla und Filelfo sich auf Leben und Tod bekämpften. Natürlich blieb Galilei die Antwort nicht schuldig, in seiner stürmischen Replik deckte er den Irrtum des Jesuiten auf. Die Replik sollte unter dem Titel „Il Saggiatore" erscheinen, als Barberini Papst wurde. Galilei war so fest davon überzeugt, dass der Papst seine Argumente anerkennen würde, dass er beschloss, ihm die Schrift zu widmen. Zu diesem Zwecke begab er sich zu dem ihm sehr gewogenen Präsidenten der Akademie dei Lincei, dem Fürsten Federico Cesi, dem Freund des Papstes, um zu erfahren, ob Urban die Widmung des Buches im Namen der Akademie annehmen würde. In der Vorrede sollten die Verdienste des Papstes um die Wissenschaft gefeiert werden.

Urbans VIII. Freundschaft mit Cesi ist bezeichnend für die fortschrittliche Gesinnung des Papstes und sein Verhältnis zu den exakten Wissenschaften. Als Achtzehnjähriger hatte der Fürst 1603 zusammen mit einigen Freunden die Accademia dei Lincei begründet; ihr Zweck war, die positiven, auf Erfahrung beruhenden Wissenschaften zu fördern und den Aristotelismus zu bekämpfen. Zu den Begründern der Akademie gehörten ausser Cesi Jan Eckins, ein holländischer Arzt, Francesco Stelluti und der Römer Anastasio de Filiis; dreimal wöchentlich fanden Vorträge über Astronomie, Medizin, Geometrie und platonische Philosophie statt. Die vier jungen Gelehrten machten physikalische Experimente, hielten aber die Ergebnisse durchaus geheim. Den Jesuiten und dem S. Uffizio erschien die Arbeit der Akademiker verdächtig, um so mehr, als Galilei auch später der Akademie als Mitglied beitrat. Man begann die jungen Gelehrten zu verfolgen, so dass Eckins Rom verlassen musste; von 1606 bis 1609 führte die Akademie nur ein kümmerliches Dasein. Cesi gab die Schlacht nicht verloren; 1610 erweiterte er seine Gesellschaft durch neue Mitglieder, beschloss, die Akademie vorsichtig weiterzuführen und in den bedeutendsten italienischen Städten Zweiginstitute zu begründen.

Cesi bemühte sich, den Papst für Galileis Buch zu gewinnen; dies war aber kaum nötig, da, wie Tommaso Rinuccini Galilei aus Rom berichtet, dem Papst der „Saggiatore" so gut gefiel, dass Se. Heiligkeit sich diese glänzende polemische Schrift während des Mittagessens vorlesen liess. Grassi war natürlich darüber höchst unglücklich, da Galilei unbarm-

herzig mit ihm umging, er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um seine Rache am Florentiner Philosophen zu nehmen. Fürs erste konnte davon nicht die Rede sein, der Papst hatte zu günstig über Galilei geurteilt, und selbst den Wunsch ausgesprochen, den Gelehrten wiederzusehen, wenn seine Gesundheit ihm eine Reise nach Rom gestattete, da, wie Urban VIII. sagte, „Menschen wie Galilei sich schonen müssen, um ihr Leben nach Möglichkeit zu verlängern".

Von all dem wusste Galilei und ging im April 1624 nach Rom, wo der Papst ihn aufs Liebenswürdigste empfing. Sechsmal wurde er in den Vatikan befohlen. Urban schenkte ihm ein schönes Bild, eine goldene und eine silberne Medaille und mehrere „Agnus dei". Auch Kardinal Francesco Barberini und mehrere Mitglieder der päpstlichen Familie erwiesen ihm sehr viel Artigkeiten. Galilei lernte unter anderen den Kardinal Zoller kennen, der im Begriffe war, nach Deutschland zu reisen und sich infolgedessen warm für Kopernikus' Sache interessierte. Der Kardinal erklärte im Namen des Papstes, die Kirche habe den Astronomen nicht als Ketzer verdammt, sondern nur Anstoss an der Kühnheit seiner Behauptungen genommen. Sollte der Tag kommen, hatte Urban hinzugefügt, an dem Kopernikus' Behauptungen sich als wahr erwiesen, so hätte die Kirche keinerlei Grund zur Furcht.

Urban VIII. war der Ansicht, dass das S. Uffizio in Kopernikus' Sache zu weit gegangen war; 1630 berichtete Castelli, einer von Galileis berühmtesten Schülern, seinem Meister über eine sehr interessante Unterredung, die Campanelli mit dem Papst gehabt hatte. Urban VIII. hatte mit einigen deutschen Edelleuten zu tun gehabt, die bereit waren, zum Katholizismus überzutreten. Als sie jedoch erfuhren, dass das S. Uffizio die Verbreitung von Kopernikus' Lehre verboten habe, waren sie so empört, dass sie ihren Plan aufgaben. Da sagte Urban zu Campanelli, er sei mit der Verdammung von Kopernikus' Lehre nicht einverstanden und hätte dies Verbot auch verhindert, wenn es in seiner Macht gelegen hätte.

Durch dies Bekenntnis ermutigt, beschloss Galilei trotz des Verbotes des S. Uffizio von 1616, sich offen zu Kopernikus zu bekennen, um so mehr, als die öffentliche Meinung gegen das Dekret war und die Mitglieder der geistlichen Kommission es jetzt gern verleugnet hätten.

Schon in Padua hatte Galilei ein philosophisch-astronomisches Werk begonnen, das mit Kopernikus' Entdeckungen in Zusammenhang stand, jedoch infolge des Urteilspruches des S. Uffizio nicht weiter daran gearbeitet.

Jetzt nahm er diese Arbeit wieder auf, machte sie für den Druck fertig und gab ihr den Titel: „Dialoghi del flusso e reflusso". Wegen der Drucklegung dieses Buches ging er trotz seiner angegriffenen Gesundheit nach Rom. Der florentinische Hof lieh ihm seine Sänfte, und der toskanische Gesandte Francesco Niccolini wies ihm seinen Palast in Rom als Wohnung an.

Um ganz sicher zu sein, dass der Papst die Veröffentlichung dieses Buches gestatten würde, bat Galilei den ihm gewogenen Niccolo Riccardi, den Maestro del Sacro Palazzo, das Manuskript durchzusehen. Riccardi machte Galilei auf einige Wendungen aufmerksam, die überflüssige Differenzen mit dem S. Uffizio zur Folge gehabt hätten. Alles schien einen sehr günstigen Verlauf zu nehmen, der Papst empfing Galilei und erhöhte sogar die ihm von der Kirche ausgesetzte Pension um 60 Skudi.

Aber die Feinde ruhten nicht. Um jene Zeit machte das S. Uffizio Orazio Morandi einen Prozess, weil er Urbans VIII. nahe bevorstehenden Tod prophezeit hatte, ausserdem verurteilte es noch einige Astrologen, die an dieser gefährlichen Sache beteiligt schienen. Galileis Feinde wollten auch ihn in diesen Prozess verwickeln, um den Gelehrten in den Augen des Papstes unmöglich zu machen und ihn aller Gunstbezeugungen zu berauben, die ihnen ein solcher Schmerz waren. Das grösste Hindernis bei diesen Intrigen war Cesi, der immer wieder Galileis Sache beim Papst vertrat. Unglücklicherweise starb der Fürst, mit ihm verlor Galilei seinen einflussreichsten Protektor. Es gelang zwar nicht, ihn in den Morandi-Prozess zu verwickeln, aber es gab jetzt ganz andere Möglichkeiten, gegen ihn zu intrigieren. Galilei ging unterdessen nach Florenz zurück, um die ihm von Riccardi empfohlenen Veränderungen vorzunehmen. Sein Manuskript nach Rom zu schicken, war er nicht imstande, da dort eine Epidemie ausgebrochen war und die Post Papiere zurückwies. So schickte er Riccardi nur die Vorrede, indem er es ihm überliess, die als notwendig empfundenen Veränderungen vorzunehmen. Riccardi legte dem Papst die ganze Sache vor, der erklärte, dass dem Druck des Buches nichts im Wege stände, wenn Galilei Kopernikus' Lehre als Hypothese und nicht als absolute Wahrheit hinstellte und die Heilige Schrift nicht angriffe. Wenn er die Gründe, die für Kopernikus sprechen, anführte, müsse er ausdrücklich betonen, das S. Uffizio habe sie nur verworfen, weil es ihnen noch an Beweiskraft mangele.

Mit der Aufgabe, das Manuskript in dieser Weise zu ändern, betraute Riccardi Hyacinto Stefani, den Berater der Inquisition in Florenz. Galilei war bereit, sich allen Wünschen zu fügen, nahm Änderungen im Einverständnis mit Stefani vor und liess das Buch, das einen sehr langen Titel bekam*), in Florenz drucken. Aber die Galilei feindlich gesinnten römischen Kreise machten viel Lärm: das Buch sei schädlich, die Publikation müsse inhibiert werden, der Autor versuche zu beweisen, was die Kirche verdammt hat und schneide gegen den Wunsch des Papstes theologische Fragen an. Diese Vorwürfe waren nicht ganz unberechtigt, Galilei hatte sich zwar Riccardis und Stefanis Bemerkungen gefügt, aber gegen den ausdrücklichen Wunsch des Papstes das Gebiet der Theologie betreten, Textstellen der Heiligen Schrift in die Diskussion hineingezogen und Kopernikus' Theorie nicht durch mathematische Beweise allein gestützt. Es wäre übrigens viel richtiger gewesen, bei der reinen Wissenschaft zu bleiben, da die Theologie in keiner Weise dazu beitragen konnte, wissenschaftliche Theorien zu erhärten. Aber in Galilei lebte noch etwas von den Gepflogenheiten der Renaissance-Menschen, die die Heilige Schrift und Glaubensartikel fortwährend mit philosophischen Argumenten vermischten und das auf Erfahrung beruhende Denken damit knebelten. Galilei ging an seinem Eigensinn zugrunde; den Feinden des Gelehrten war es jetzt leicht, den Papst zu überzeugen, dass sein Wille umgangen sei, und der treue Cesi fehlte in Urbans Umgebung. Die Jesuiten verbreiteten das Gerücht, Galileis Buch würde der Kirche mehr Schaden zufügen als Luthers oder Calvins Lehre und nährten in Urban den Verdacht, Galilei habe in seinen „Dialogo" eine komische Figur eingeführt, in der er ihn und seine wissenschaftliche Anschauungen verspotte.

In diesem „Dialogo", der eine Kulturtat ist, erwähnt Galilei das gegen Kopernikus erlassene Dekret von 1616. Mit Rücksicht auf den Papst anerkennt er die Notwendigkeit dieses Erlasses, da auf diese Weise eine für die Religion gefährliche Polemik niedergeschlagen wurde. Gleichzeitig übt er an den Richtern des S. Uffizio Kritik, die ohne astronomische Kenntnisse, im Affekt handelnd, die ganze Ange-

*) Dialogo di Galileo Galilei Linceo, Matematico sopraordinario dello Studio di Pisa e Filozofo, e Matematico primario del Serenissimo Gr. Duca di Toscana. Dove ne i congressi di quattro giornate si discorre sopra i due Massimi Sistemi del Mondo proponendo indeterminatamente le ragioni Filosofiche e Naturali tanto per l' una quanto per l' altra parte.

legenheit weder eingehend noch wissenschaftlich untersucht haben. Er bekennt sich zu Kopernikus' Anschauung, betrachtet sie aber als eine strikt mathematische Hypothese und bekämpft die Peripatetiker, die, die Erfahrung umgehend, sich auf vier unklar erfasste Sätze des Aristoteles stützen. Der damaligen literarischen Sitte gemäss behandelt Galilei Gründe und Gegengründe in Dialogform. Venedig ist der Schauplatz der Handlung, die Auftretenden sind Giovan Francesco Sagrada, der Venezianer, Filippo Salviati, der Florentiner, Galileis kürzlich verstorbene Schüler und Simplicius, der diesen Namen bekommen hat, weil er blind an Aristoteles' Kommentator gleichen Namens glaubt.

Simplicius ist eine komische Figur. Zu Aristoteles' Verteidigung bringt er nur Unsinn vor. Galilei beging eine Unbesonnenheit, indem er Simplicius seine Theorie von Ebbe und Flut bekämpfen liess, an die auch der Papst nicht glaubte. Im Gespräch der drei Männer bricht immer wieder die Tendenz durch, die Peripatetiker zu verspotten. Barberini hat sich als Kardinal in Gesellschaft von Peripatetikern bewegt. Galilei rühmt zwar den Verstand und Takt des Kardinals, der darüber wache, dass es zwischen den Gelehrten nicht aus religiösen Gründen zu scharfen Auseinandersetzungen komme, aber er hat seinen Feinden trotzdem gefährliche Waffen in die Hände gespielt.

Fürs erste kam niemand auf den Einfall, dass Galilei den Papst in Simplicius verspotten wolle, diese Gestalt wurde vielmehr, wie aus Castellis Korrespondenz ersichtlich, als eine harmlos amüsante aufgegefasst.

Galileis Gegner, die Jesuiten Grimberger und Grassi haben die Schwächen des „Dialogs" aufgestöbert, und dem Papst den Gedanken suggeriert, er sei in der Figur des Simplicius verhöhnt worden.

Das genügte. Das Verhalten des Papstes gegen den Gelehrten änderte sich auf der Stelle. Die Vorstellung, Galilei, ein Mensch, der nur Gutes von ihm erfahren, habe ihn erniedrigen und verspotten wollen, brachte den Papst zum Äussersten.

Im August 1632 las Urban VIII. das Buch, d. h. in einem Zeitpunkt, wo er bereits gegen den Verfasser eingenommen war und wo das S. Uffizio die Verbreitung des Dialogs verboten hatte. Gereizt und cholerisch, hatte er seine Besonnenheit verloren; als man ihm Galileis Namen nannte, wollte er ihn sofort vor das Inquisitionsgericht zitieren. Nur der Intervention des Grossherzogs von Toskana und des florentinischen Gesandten hat Galilei es zu danken, dass Urban VIII. eine besondere Kongregation

ernannte, die das inkriminierte Buch auf seine Rechtgläubigkeit hin untersuchte. Die Kongregation arbeitete schnell; in einem besonderen Memorial wurden alle Vorwürfe zusammengefasst, die man vom Standpunkt der Kirche aus gegen Galilei erheben konnte. Unmittelbar nach Durchsicht dieser Anklageschrift erliess der Papst den Befehl, dass der Gelehrte sich im Laufe eines Monats, im Oktober 1632, von dem Generalkommissar des S. Uffizio in Rom zu stellen habe.

Diese Wendung der Dinge hatte Galilei, im Vertrauen auf Urbans Gunst, nicht im entferntesten erwartet. Er war so fest davon überzeugt, dem Papst mit diesem Buch nicht zu nahe zu treten, dass er 1631 in der Nähe des Klosters S. Matteo d' Arcetri eine kleine Villa „Il Gioiello" gemietet hatte, um der geliebten Tochter Maria Celeste nahe zu sein und dort sein Leben in Ruhe zu beschliessen. Krank und schwach, fürchtete er auch die Reise nach Rom und bat den Papst durch Vermittlung der toskanischen Regierung, sich zu seiner Verteidigung vor der Inquisition in Florenz stellen zu dürfen. Aber Urban VIII. befahl ihm, auf der Stelle nach Rom zu kommen. Galileis Zustand verschlimmerte sich aus Angst vor dem Kommenden. Der Papst schickte im Glauben, dass die Krankheit nur simuliert sei, im Dezember 1632 einen Kommissar und einige Ärzte des S. Uffizio nach Florenz, um Galileis Gesundheitszustand zu untersuchen. Falls Galilei imstande wäre, die Reise nach Rom zu machen, sollte er in Ketten auf eigene Kosten befördert werden. Der Grossherzog Ferdinand II. war trotz seiner Sympathie für Galilei zu feige, um sich dem Befehl des Papstes zu widersetzen und die Partei seines Untertans zu ergreifen, und so musste der seelisch und physisch erschöpfte Astronom am 20. Januar 1633 seine Reise nach Rom antreten. An der Grenze des Kirchenstaates musste er sich einer zwanzigtägigen Quarantäne unterziehen, die seine Qualen steigerte; erst am 12. April 1633 kam er in Rom an. Dort nahm ihn die Gemahlin des toskanischen Gesandten Niccolini in ihrem Hause auf und gab ihm viel Beweise ihrer Sympathie. Sie schrieb sogar an Maria Celeste, um sie über den Zustand ihres Vaters zu beruhigen. Die arme Nonne war fest überzeugt, Galilei würde die ganze Sache zu einem guten Ende führen; einerseits glaubte sie an die Gerechtigkeitsliebe des Papstes, andererseits wusste sie, dass ihr Vater ein guter Christ war, der aus vollster Überzeugung schrieb.

Sie war in einem schweren Irrtum befangen. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurde Galilei in den Inquisitionspalast bei S. Maria sopra Minerva zitiert. Untersuchungsrichter waren der Generalkommissar der

Inquisition Vincenzo Maculano da Firenzuola und der Prokurator des Kirchenstaates.

Galileis Verteidigung war schlecht und seiner unwürdig. Er war ein durch Krankheit und Furcht gebrochener Greis. Er behauptete, sich vieler Dinge nicht mehr zu entsinnen, in seinem Buch habe er nicht Kopernikus' Lehre verteidigt, sondern klargelegt, dass die Beweise des Astronomen keinen tatsächlichen Wert haben. Ihm wurde vorgehalten, dass er den entgegengesetzten Standpunkt in seinem Buch vertrete; der Jesuit Melchior Inhofer, der mit dem Studium des Dialogs betraut war, wies nach, Galilei vertrete nicht nur Kopernikus' Lehre von der Bewegung der Erde, sondern betrachte es als seine Hauptaufgabe, die Gründe des Jesuiten Christoph Scheiner, des Gegners der Kopernikanischen Lehre, zu widerlegen. Inhofer und zwei andere Jesuiten, die ein Gutachten über das Buch vorzulegen hatten, erklärten einstimmig, Galilei habe das Dekret des S. Uffizio aus dem Jahre 1616 überschritten und seine mündliche Rechtfertigung stehe im Widerspruch mit seinem Dialog. Es wurde ihm im Namen des Papstes gedroht, wenn er sich nicht schuldig bekenne und seine falsche Theorie, dass sich die Erde um die Sonne bewegt, nicht abschwöre, so würde er vor der gesamten Kongregation des S. Uffizio auf die Folter gespannt werden.

Aus Furcht vor der Folter bekannte Galilei sich schuldig und unterschrieb ein Dokument, in dem er seine Lehre und sein ganzes Leben verleugnete. Es wurde ihm befohlen, dies Zeugnis „aufrichtigen Herzens und guten Glaubens“ zu leisten. „Der Greis,“ berichtet Jean Jaques Bouchard am 29. Juni 1633 einem seiner Freunde nach Venedig, „musste unterliegen. Noch zwei weitere Tage wurde er im S. Uffizio festgehalten, dann wurde er im roten Hemd, dem Büssergewand, nach S. Maria sopra Minerva vor die Kardinäle und andere Mitglieder der Kongregation gebracht. Dort wurde er zum Gefängnis im S. Uffizio verurteilt und der Verkauf seiner Schriften verboten. Wahrhaft wundert es mich, dass er einen solchen Schlag überleben konnte. Der Neid hat triumphiert und ihn in den Augen der Welt erniedrigt.“ Derselbe Bouchard äussert sich in einem andern Brief über Galilei, er sei der weiseste und würdigste Greis, dem er je begegnet sei, in ihm lebe etwas vom Wesen eines antiken Philosophen. Aber der Greis war physisch gebrochen.

Der Jesuit Scheiner war ausser sich vor Freude über den Urteilsspruch; er kolportierte das Gerücht, Galilei habe sich seine Erfindungen

angeeignet und wunderte sich, „dass dieser Mensch seine Schande überleben konnte". Scheiner schrieb an Atanasio Kircher, die Anklage gegen Galilei sei auf Wunsch des Papstes und des Ordensgenerals erfolgt. Ein anderer Jesuit, Christoph Grimberger, beklagt, dass der Gelehrte sich die Sympathie der Jesuiten nicht zu erwerben wusste, in diesem Falle wäre sein Ruhm für alle Zeiten gesichert und „er hätte über alles Mögliche, auch über die Umdrehung der Erde schreiben können". Grimberger ahnte nicht, dass die gesamte Welt schon nach wenigen Jahrzehnten Galilei für seine Entdeckungen danken und die Gelehrten nur so viel von der Wirksamkeit eines Grassi und Scheiner wissen würden, als der Schatten des grossen Mathematikers auf sie fiele.

Nach Galileis Verurteilung setzte in Rom ein leidenschaftlicher Kampf gegen seine Lehre ein. Der Papst entsetzte Riccardi seines Amtes als Maestro del Sacro Palazzo, weil er dem „Dialog" die Imprimatur erteilt hatte; Ciampoli, der die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Buches beim Papst erwirkt hatte, wurde nach Montalto als Gouverneur strafversetzt und verlor alle Aussichten auf die ihm versprochene Kardinalswürde.

Mit Scheiner, der nach Deutschland zurückging, verschwand Galileis grösster Feind aus Rom. Allmählich begannen die Freunde des Gelehrten, besonders der Pater Castelli und der französische Gesandte de Noailles, den Papst darauf hinzuweisen, dass es dem Gelehrten ganz ferngelegen habe, Se. Heiligkeit im Simplicius zu verspotten. Urbans Zorn legte sich. Er gestattete erst, dass Galilei seine Haft bei einem Freund absitze, dem Erzbischof Ascanio Piccolomini in Siena, dann in seiner eignen Villa in Arcetri bei Florenz, unter der Bedingung, dass er dort keine Besuche empfangen, sondern in völliger Einsamkeit leben würde.

Zu diesem Wandel hatte auch die Empörung beigetragen, die Galileis Prozess in ganz Europa hervorrief. Unter anderen sagte der der römischen Kurie ergebene Cartesius, er würde all seine Notizen eher verbrennen als gestatten, dass die Inquisition sie prüfe oder verwerfe. Der Provenzale Peiresse, der Freund des Kardinals Francesco Barberini, eine sehr einflussreiche Persönlichkeit, schrieb dem Kardinal, er müsse unbedingt eine Änderung in Galileis Schicksal herbeiführen, seine Verurteilung sei ein Schandflecken an Urbans Pontifikat. In einem zweiten Brief an den Kardinal schreibt Peiresse, die edelsten Zeitgenossen beklagen die

Strenge, mit der der Papst gegen Galilei vorgegangen ist, die Nachwelt würde die Verurteilung des Gelehrten ebenso streng beurteilen wie jene des Sokrates. Die holländischen Generalstände wollten Galilei auf den im Ateneum in Amsterdam zu begründenden Lehrstuhl berufen, aber der Gelehrte schlug das ehrenvolle und günstige Anerbieten aus, aus Furcht, wieder in das Gefängnis des S. Uffizio überführt zu werden; offiziell erklärte er, den Strapazen der weiten Reise nicht gewachsen zu sein. In jenen schweren Tagen verlor Galilei seine letzte Freude auf Erden. Seine Tochter Maria Celeste starb am 2. April 1634, und der Vater schrieb ihren Tod den Seelenqualen zu, die sie während des Prozesses erlitten hatte. Einem seiner Freunde meldete er den Tod der Tochter und nennt sie eine Frau von hohen Geistesgaben, grosser Güte und Liebesfähigkeit.

All diese Schicksalsschläge vermochten Galileis Geist nicht zu brechen; er nahm seine Arbeit wieder auf. Er schrieb seine Abhandlung „Dialoghi delle nuove Scienze", ein Werk von hoher Bedeutung, das die Grundlagen der heutigen Physik enthält. Dann versuchte er zum Nutzen der Schifffahrt die Meereslängen zu bestimmen. — Als die holländischen Generalstände davon erfuhren, schickten sie ihm, um ihn in seinem Vorhaben anzuspornen, eine goldene Kette im Werte von fünfhundert Gulden und liessen ihm tausend Gulden zur Beschaffung von Instrumenten überweisen. Galilei nahm das Geschenk nicht an, aus Furcht, die Kette würde für die Inquisition der Anlass zu neuen Verdächtigungen und zu rigoroserem Verfahren werden. In Rom machte diese Zurückweisung den günstigsten Eindruck.

Aber der Gelehrte vermochte die Wünsche der Holländer nicht mehr zu erfüllen. Im Mai des Jahres 1636 waren seine Augen so geschwächt, dass er seine astronomischen Untersuchungen nachts aufgeben musste; im nächsten Jahr hatte sich sein Zustand so verschlimmert, dass er nicht mehr sehen konnte. Galilei bat den florentinischen Inquisitor, darüber nach Rom zu berichten in der Annahme, dass er jetzt in die Stadt übersiedeln dürfe, um den Arzt stets zur Verfügung zu haben. Gemäss der ihm von Rom aus gewordenen Befehle begab sich der Inquisitor Padre Fanano, zusammen mit dem Arzt, nach Arcetri und fand den Gelehrten in einem beweinenswerten Zustand. „Das Gesicht hat er vollkommen verloren," berichtet er am 13. Februar 1638 an den Kardinal Barberini, „und obgleich er hofft, es wiederzugewinnen, muss man bei einem Siebzigjährigen von einer Staaroperation absehen. Ausser-

dem ist er krank und sieht so schlecht aus, dass er einem Toten mehr gleicht als einem Lebenden."

Am 26. Februar 1638 wurde der Bericht des Inquisitors in der Sitzung des S. Uffizio verlesen, der der Papst präsidierte. Urbans Hass war so stark, dass er Galilei für noch zu gefährlich hielt, um ihm die erbetene Freiheit zu gewähren. Er gestattete ihm, aus seiner Villa nach Florenz zu übersiedeln unter der Bedingung, dass er die Stadt nicht verlassen und auch im Hause mit niemand über Kopernikus' Theorien sprechen würde. Im Falle einer Übertretung drohten ihm Gefängnis und Kirchenbann. Der Inquisitor von Florenz gestattete Galileis Sohn Virginio, sich des Vaters anzunehmen und machte ihn für die Befolgung der Wünsche des S. Uffizio verantwortlich. Die Kontrolle war so streng, dass Galilei einer besonderen Erlaubnis der Inquisition bedurfte, um während der Karwoche in der nahe gelegenen Kirche von S. Giorgio die religiösen Vorschriften zu erfüllen.

Zu Beginn des Jahres 1639 wandte sich der Gelehrte noch einmal mit einer Bitte an Urban VIII.; wir wissen nicht, worum er bat, bekannt ist nur, dass die Supplik unberücksichtigt blieb. Im gleichen Jahre übersiedelte er wieder nach Arcetri, da er die Hoffnung verloren hatte, sein Augenlicht wiederzugewinnen; dort diktierte er in seltener Geistesfrische zwei Gespräche als Ergänzung der „Dialoghi delle nuove Scienze". Milton hat, im Begriff nach Rom zu gehen, den Blinden besucht.

Im November 1641 erkrankte Galilei am Fieber und musste das Bett hüten. Am 20. Dezember diktierte er noch einen Brief an Alessandra Bocchineri Buonamici, seine alte Freundin, und starb in der Nacht des 8. Januar 1642. In seiner Todesstunde sagte er, er sei nie vom Wege der Frömmigkeit abgewichen, habe der Kirche stets den ihr gebührenden Respekt erwiesen und nach seinem Gewissen gehandelt, dies aber wisse nur er auf Erden und Gott im Himmel. Seine treuen Schüler, Evangelista Toricelli und Vincenzo Viviani haben ihn bis zu seinem Tode gepflegt.

In der ganzen Angelegenheit hat es sich nicht um wissenschaftliche Lehrsätze, sondern um persönlichen Groll gehandelt. Urban VIII. war ein zu gebildeter und vernünftiger Mann, um Kopernikus' Theorie von der Umdrehung der Erde ohne weiteres zu verwerfen. Über das Urteil des S. Uffizio aus dem Jahre 1616 hat er sich absprechend geäussert und hatte einen hohen Begriff von Galileis Wissen. Die Jesuiten Scheiner und Grassi haben den Kampf gegen den Philosophen geführt; sie miss-

gönnten Galilei seinen Ruhm und haben sich die schwächsten Seiten des Papstes zunutze gemacht, um den verhassten Gelehrten zu verderben. Urbans Hochmut und Despotismus durfte nicht zu nahe getreten werden. Es wurde dem Papst eingeredet, Galilei habe sich erdreistet, ihn zu beleidigen und zu verspotten, und er habe Urbans Wunsch, der allen Befehl sein müsse, getrotzt. Das war für Urban VIII. Grund genug, um unbarmherzig vorzugehen, und nichts vermochte ihn in seinem Hass zu beirren. Im Prozess hat sich der Grossherzog von Toskana als ein unwürdiger Schwächling erwiesen, der es nicht gewagt hat, dem Papst die Stirn zu bieten, wenn es sich um den Schutz eines seiner Untertanen handelte, und noch dazu eines Mannes wie Galilei. Das Unglück des Gelehrten war, dass er Padua verlassen hat; die venezianische Signoria hätte ihn vor der Inquisition zu schützen gewusst.

Urban VIII. hat Galilei um zwei Jahre überlebt; diese Spanne Zeit hat genügt, um ihm zu beweisen, dass er weder den Ruhm noch die Grundsätze des grossen Gelehrten hatte zerstören können.




GIAMBATTISTA MARINO

*Wien Albertina. Kupferstich*



SIEBENTES KAPITEL

# CAVALIER MARINO

## I.

Marinos Zeitgenosse war „ein gewisser“ Shakespeare in England, von dem damals niemand etwas wusste; heute kennt jeder Schüler seinen Namen, während viele belesene Menschen Marinos Existenz nicht ahnen. Und doch galt Marino im XVII. Jahrhundert als Europas bedeutendster Dichter, es hiess, er überrage nicht allein seine römischen Vorgänger, sondern stehe weit höher als alle griechischen, chaldäischen und hebräischen Meister! Ein Lopez de Vega hat ihn bewundert und höher gepriesen als Tasso.

In entlegenen Siedlungen der Abruzzen, in Neapel oder in verborgenen Bergnestern Siziliens findet man heute noch in den Händen des Volkes gedruckte Quartblättchen mit Marinos Gedichten; sein „strage degli Innocenti“ rührt heute noch zärtliche Mütter zu Tränen.

Giovan Battista Marino kam am 14. Oktober 1569 in Neapel als Sohn des Rechtsanwalts Giovan Francesco zur Welt. Er hatte sechs Geschwister. Francesco stammte aus Kalabrien und hatte wohl irgendein Amt; in seinen freien Stunden machte er Gedichte und erlag der damals allgemein herrschenden Theaterkrankheit. In seinem Hause arrangierte er Aufführungen von Eklogen und Komödien, an denen die Mitglieder der Familie und Bekannte teilnahmen.

Im elterlichen Hause war Marino den Musen begegnet; einer der zeitgenössischen Astrologen behauptete aber, dass er von Geburt an zum Dichter bestimmt war, da er im Augenblick der Vereinigung von Venus und Saturn zur Welt gekommen ist. Francesco hätte lieber gesehen, dass sein Sohn Advokat werde, da dieser Beruf im damaligen Neapel am meisten einbrachte und häufig die Staffel zu einer glänzen-

den Karriere war. Giambattista besuchte erst Alfonso Gabotos berühmte humanistische Schule; als er 14 Jahre alt und ein tüchtiger Grammatiker war, musste er römisches Recht studieren. Der Vater war streng „genitor severo", und obgleich Giambattista nicht die geringste Lust zu Rechtswissenschaften hatte, musste er sich fügen. Nach einigen Jahren war er Advokat und konnte die verwickeltesten Fälle vor dem neapolitanischen Forum vertreten. Die Gerichte in dem damals spanischen Neapel waren eine wahre Lasterhöhle; der junge Advokat besuchte diese „neapolitanische Hölle" mit dem grössten Abscheu; nachdem er sich überzeugt hatte, dass „die Gerechtigkeit die Erde verlassen habe, um im Himmel zu leben", gab er seine Tätigkeit beim Gericht auf und widmete sich literarischen Studien und der Dichtkunst. Als Neunzehnjähriger bemühte er sich, in die Accademia „degli Svegliati" aufgenommen zu werden, eine der aristokratischsten Neapels, der mehrere Fürsten und Markgrafen angehörten. Begründet hatte sie der Dichter und Philosoph Giulio Cortese, auch Tasso hatte ihr eine Zeit hindurch angehört. Marino schrieb damals eine Kanzone „I baci", in der er, wie er sich ausdrückt, als erster „l' arte del ben baciare" gelehrt hat. Diese Kusskanzone war in Neapel bald sehr verbreitet und wurde auf dem Meere und in Orangenhainen gesungen. Ausführlich wurde die Kunst des Küssens gelehrt: die Lippen wurden zum „geliebten Gefängnis", zu „beissenden Korallen" und zum Heilmittel für alles Übel.

Baci aventurosi.
Ristoro de' miei mali . . .

Unmittelbar nachdem Giambattista in die Accademia aufgenommen war, brachte ein Ereignis in der Stadt alle empfindsamen Gemüter in Erregung. Donna Maria d'Avalos, eine der vornehmsten Frauen der Stadt, stand zum drittenmal vor dem Altar. Der Erwählte war ihr Vetter Carlo Gesualdo, der Fürst von Venosa, ein Musikfreund, der auch einige Madrigale von Tasso in Musik gesetzt hat. Dichter und Literaten verkehrten im Hause der Venosa; Donna Maria war immer noch eine sehr schöne Frau und zu Liebesabenteuern bereit. Ein häufiger Gast ihres Hauses war der junge, schöne Don Fabrizio Carafa, duca d'Andria; er verliebte sich in Donna Maria und fand Gegenliebe. Trotz fast unüberwindlicher Schwierigkeiten fanden die Liebenden Mittel, sich zu sehen, sie trafen sich im Palazzo di Sangro, in der Nähe der Kirche S. Domenico Maggiore. Gesualdo muss Wind von der Untreue der Gattin bekommen haben, er schützte eine Reise vor, während

er von Eifersucht verzehrt, auf eine Gelegenheit lauerte, um sich zu rächen. In der Nacht des 15. Oktober 1590, als die Liebenden, die sich im Palazzo Sangro sicher fühlten, nach leidenschaftlichen Küssen eingeschlafen waren, schlich sich Gesualdo ein, warf sich auf die Schlafenden und machte ihrem Leben in furchtbarster Weise ein Ende.

Das tragische Ereignis wurde von allen Dichtern besungen; Tasso schickte Vincenzo Caracciolo ein Sonett über „ein Thema, das ganz Neapel zu Tränen rührt"; auch der zweiundzwanzigjährige Marino ergriff die Gelegenheit, um in weiteren Kreisen als Dichter bekannt zu werden und schrieb zwei Sonette, die die poetisch empfindenden Neapolitanerinnen zu Tränen rührten.

Der Vater betrachtete das Talent seines Sohnes von anderem Gesichtspunkt. Zuerst versuchte er Giambattista mit Güte zu beweisen, dass Verse eine brotlose Kunst seien und bat den jungen Advokaten, aufs Gericht und nicht in die Akademie zu gehen; da mit Güte nichts zu erreichen war, jagte er den Sohn aus dem Hause, entzog ihm alle Subsistenzmittel, um ihn zu zwingen, die Advokatur aufs neue aufzunehmen. Vergebens weinte Giambattistas Mutter über die Härte ihres Mannes, vergebens suchten die Schwestern zu vermitteln — nichts half. Francesco geriet in immer grösseren Zorn, seine Liebe zum Sohn schlug fast in Hass um; er wollte den Undankbaren weder sehen noch unter seinem Dach dulden.

So fand sich Giambattista aller Mittel entblösst auf der Strasse. Es fehlte aber damals nicht an Mäzenen, denen es schmeichelte, wenn die Dichter ihre Grossmut priesen. Zu diesen gehörte der Marquis Manso, der Besitzer einer schönen Villa am Posilipp, bei dem auch Tasso längere Zeit gelebt hat. Manso war gleichfalls Mitglied der Accademia degli Svegliati; dort hat Giambattista ihn vermutlich kennen gelernt. In seiner Not begab sich Marino zu ihm, er bat um fünf Dukaten, die er im Lauf von vierzehn Tagen wiederzugeben versprach. Diese fünf Dukaten sollten, wie Giambattista schreibt, „ihm das Joch vom Hals nehmen und die Ketten von den Füssen". Manso lieh ihm das Geld; da Giambattista seine Schulden am festgesetzten Termin nicht bezahlen konnte, beglich er sie mit einem Sonett. Der Mäzen schien Bezahlungen dieser Art gewohnt zu sein, er half dem Dichter weiter, nicht mit Geld allein, sondern auch mit Kleidern und Büchern. Bald nach der ersten Anleihe wurde Giambattista kühner und bat Manso

um 30 Dukaten, er versprach die neue Schuld zusammen mit der alten zu begleichen; solange er lebe, „würde er die öffentliche Trompete für die Ehrenhaftigkeit eines Mannes sein, der ihm in Augenblicken schwerster Not beigestanden hat".

Der geschickte Giambattista verstand, sich noch andere Protektoren zu sichern; schmeichelhafte Verse verfehlten in den Palästen einflussreicher Fürsten ihre Wirkung nicht. Ein Sonett öffnete dem Dichter die Tür des Fürsten di Bovino. Marino besang die Reize der Fürstin Portia und benützte jede Gelegenheit, um sich neue Gönner und Freundinnen zu sichern. Als die Pferde der Principessa di Castel Vetrano scheuten und die Fürstin und ihre Freundin, die Marchesa di Cerchiara, beinahe ins Meer geschleudert wurden, verfasste er einen Freudenhymnus, der ihm zwei weibliche Herzen sicherte.

Die Accademia degli Svegliati war in Mode und hatte zahlreiche Protektorinnen. Zu ihnen gehörte auch Cornelia de la Noy, duchessa di Castel di Sangro. Unglücklicherweise starb die Herzogin im Jahre 1594; alle Akademiker, darunter auch Giambattista, beklagten ihren Tod in Sonetten. Die Einkünfte aus Gelegenheitsgedichten genügten Marinos Bedürfnissen nicht; er bemühte sich um eine Anstellung beim Typographen Salviani, und machte sich gleichzeitig seinen einflussreichen Gönnern nützlich, indem er für sie eine Neuausgabe der „Kunst des Reitens" vorbereitete. Sie erschien unter dem Titel „Cavallo frenato" als Werk des Signore Pirra Fararo. Marino selbst verstand wohl wenig von der Reitkunst.

Endlich gelang es ihm, an den Hof von Don Matteo di Capua II., des Fürsten von Conca, zu kommen. Don Matteo war die einflussreichste Persönlichkeit in Neapel und hatte früher auch Tasso protegiert. Es war der erste „Dienst" des Dichters an einem grossen Hof und von Einfluss auf sein ganzes Leben. Dort eignete sich Marino seine Cortesia an und gewöhnte sich an die höfische Atmosphäre so sehr, dass er später so wenig wie Tasso auf den „Hof" verzichten konnte, trotzdem er stets über den „servizio" klagte.

Don Matteo gehörten ausgedehnte Ländereien im Neapolitanischen, ausserdem war er königlicher Admiral. Er verstand es, sein Leben zu geniessen; sein Vater verheiratete ihn früh mit einer schönen Spanierin, Donna Giovanna Pacecco, der Tochter des Grafen Pietro di Miranda und Verwandten des Vizekönigs von Neapel. Zur Feier dieser Hochzeit hat Tasso eine Kanzone verfasst, die grosses Aufsehen gemacht hat.

Nach dem Tode von Don Matteos sparsamen Vater wurde der bis dahin bescheidene Haushalt zu einem ausserordentlich glänzenden umgestaltet. Der Palast des Fürsten lag im oberen aristokratischen Stadtteil Neapels, in der Nähe des Klosters S. Antonio di Padua. Es war ein wahrhaft fürstlicher Besitz, mitten in einem wundervollen Park, in dem ein grosser Platz zum Spiel von „Racchetta" und „Pallone" vorgesehen war. Die angrenzende Strasse bekam danach den Namen „Via del Pallonetto".

Die innere Einrichtung des Palastes entsprach der schönen Umgebung. Die Wände waren mit Arazzi bekleidet, auf denen die Weltenschöpfung, Adam und Eva im Paradies, Szenen aus dem Leben Christi, die Geschichte von Tobias und Jonas dargestellt waren; wo die Teppiche nicht reichten, hingen Gemälde und Familienporträts des Besitzers. Die Möbel waren aus Ebenholz mit Elfenbeineinlage oder geschnitzt und vergoldet, Portieren und Vorhänge aus Damast blendeten das grelle Sonnenlicht ab. In den Ställen standen 100 Reit- und Wagenpferde und zwei Remisen bargen kostbares Pferdegeschirr und goldstrotzende Karossen.

Der Hofstaat, die sogenannte „Famiglia", war sehr zahlreich; Mitglieder der bekanntesten neapolitanischen Familien waren darunter, so Carafa, Lopez de Luna, Capece und Sangro. Auf der Strasse zeigte sich der Fürst stets von Berühmtheiten umgeben. Der grösste Teil der „Familianten" hatte keinerlei Beschäftigung und diente nur zur Verherrlichung des Fürstenhauses.

Matteo die Capua war ein sehr begabter Mensch; äusserst gebildet, interessierte er sich für Malerei, Musik und Literatur, machte Gedichte, und sein Haus wurde der Mittelpunkt von Neapels Geistesleben. Luigi Carafa Principe di Stagliano, der auch dichtete und in die Sängerin Adriana Basile verliebt war, suchte es ihm gleich zu tun, ebenso der Principe di Avellino und Marino Caracciolo, der Principe di Venosa, aber keiner vermochte es mit ihm aufzunehmen.

Er hatte Schlösser in den Abruzzen, in der Campagna, und sein Besitz in Vico Equense war wahrhaft königlich ausgestattet; er war auch ein eifriger Kunstsammler. Giambattista hatte den Titel eines Sekretärs und reiste mit dem Hof. Er sammelte Eindrücke, genoss Naturschönheiten, machte Sonette, Madrigale und Kanzonen, und fasste damals schon den Plan zum „Adonis", der später sein bekanntestes Werk werden sollte.

Im Salon des Fürsten hatte Giambattista Gelegenheit, die schönsten Frauen der neapolitanischen Aristokratie kennen zu lernen, beobachtete

verschiedene Liebesintrigen und sammelte Material für spätere Dichtwerke. Ein trauriger Zwischenfall machte den Träumen des jungen Dichters ein vorzeitiges Ende. Plötzlich wurde er ins Gefängnis geworfen. Niemand kannte den wahren Grund, es gab nichts als Vermutungen. Allmählich kam die Tatsache zutage. Marino hatte sich in Neapel in die schöne, junge Antonella Testa, die Tochter eines vermögenden Kaufmanns aus Sizilien, verliebt, er fand Gegenliebe und hielt um ihre Hand an. Der reiche Kaufmann wies den armen Dichter, der weder Vermögen noch Stellung hatte, schroff ab. Die Liebenden beschlossen, die Zustimmung der Eltern zu erzwingen und fanden Mittel, um die Ehe ohne Aufgebot zu vollziehen. Als der Kaufmann erkannte, was geschehen war, stellte er dem Gericht die Sache so dar, als wenn Marino seine Tochter vergewaltigt hätte und erreichte damit seine Gefangennahme.

Überzeugt, dass die Sache sich aufklären und das Mädchen nicht gegen ihn aussagen würde, war Giambattista ganz vergnügt und machte scherzhafte Gedichte im Gefängnis. Er besang seine Mitgefangenen, einen komischen „Baccalaureus" und einige Räuber, die man nach Mitternacht gefangen hatte, beschwerte sich über das schlechte Essen, das harte Lager, das quälende Ungeziefer und schwor, selbst wenn er die grössten Verbrechen begangen hätte, hätte er keine so schlechte Behandlung verdient.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt im Gefängnis wurde Giambattista durch den Einfluss seiner Freunde in Freiheit gesetzt. Don Matteo nahm ihn wieder in sein Haus, aber der Kaufmann war unerbittlich und weigerte ihm die Hand seiner Tochter.

Marino hatte bald Gelegenheit, von sich reden zu machen; als Philipp II. im September 1598 starb, machte er vier Sonette auf den toten Monarchen. Die Italiener waren damals jedes patriotischen Empfindens so bar, dass fast alle bekannten neapolitanischen Dichter Lobeshymnen auf den Bedrücker des Volkes verfassten und dem Vizekönig, dem Grafen Olivares, schmeichelten.

Ein Jahr darauf (1599) ging Marino zum erstenmal nach Rom zum Jubeljahr, das Klemens VIII. angesetzt hatte. Wahrscheinlich reiste er in Begleitung eines der Würdenträger der Stadt, die zusammen mit dem neuen Vizekönig, dem Grafen de Lemos, dem Papst im Namen des neuen katholischen Königs huldigen wollten. In Rom entstanden mehrere neue Sonette; das eine „die Tiberüberschwemmung" kam auf den Index, da Giambattista die päpstliche Regierung allzu scharf kritisierte.

In Neapel war er bald wieder in eine unangenehme Sache verwickelt. Seinem Freunde Marcantonio d'Alessandro hatten die Zollbeamten eine grosse Mehlsendung verdorben. Der empörte Jüngling beklagte sich bei Ferrante Monsolino, dem Zollpächter; da er sein Recht nicht fand, schlug er den Zollpächter, der die Partei seiner Beamten ergriff, zweimal ins Gesicht. Monsolino liess ihn packen, aber Marcantonio tötete einen der Knechte und entfloh. Aufs neue wurde er ergriffen, gefangen genommen und vom Vizekönig zu Tode verurteilt. Vergebens baten mehrere einflussreiche Persönlichkeiten um Gnade für den heftigen jungen Menschen. Der Brauch hatte sich eingebürgert, dass, wenn die höhere Geistlichkeit sich einmischte, die Strafe zum mindesten fürs erste aufgehoben und eine neue Untersuchung eingeleitet wurde. Um den Freund zu retten, fälschte Marino die Unterschrift des Bischofs und verlangte auf Grund dieses Dokuments, dass Marcantonio in Freiheit gesetzt werde. Die Richter erkannten die Fälschung, warfen Marino ins Gefängnis und dem armen d' Alessandro wurde dem Urteil gemäss erst der Kopf, dann eine Hand abgehauen.

Diesmal war die Sache bedenklich; Giambattista drohte die gleiche Strafe wie seinem Freund. „Gentil poeta" flehte in einer gereimten Bittschrift den Fürsten Conca um seinen Schutz, aber der wollte mit dieser unsauberen Sache nichts zu tun haben. Marino wandte sich auch an andere Freunde — alles war vergebens. Doch Manso erbarmte sich des Dichters und bat den Vizekönig, den unüberlegten Jüngling zu begnadigen, aber der Spanier kannte kein Mitleid. Da machte sich Manso die im Gefängnis herrschende Unordnung zunutze, erkaufte die Wächter und gab Marino Gelegenheit zur Flucht. Neapels Gefängnis war in ganz Italien berüchtigt. Gegen entsprechende Bezahlung fanden sich die Gefangenen in einer Zelle zusammen und spielten Karten und Würfel, einzelne durften sogar nachts ihrem Vergnügen nachgehen, unter der Bedingung, dass sie sich bei Morgengrauen wieder einfänden.

## II.

Dank Mansos Hilfe entfloh Marino im Jahre 1600 nach Rom. Schneller als er erwartet hatte, fand er dort einen Mäzen, Monsignore Melchior Crescenzio, einen sehr vermögenden Mann, den Gehilfen des päpstlichen Camerlengo. Crescenzio gehörte einer bekannten römischen Familie an, sein Vater Alessandro galt als besonders wohltätig. Reszka,

der polnische Chronist, erwähnt, dass er polnischen Pilgern während des Jubiläums im Jahre 1575 viel Gutes erwiesen hat. Er starb als Fünfundsiebzigjähriger im Frühling des Jahres 1581; seltsamerweise vermachte er sein grosses Vermögen von etwa 40000 Dukaten seinem Neffen und setzte dem Sohn, dem Fürsten Melchior, nur ein Pflichtteil aus. Trotzdem war Melchior sehr vermögend, besass einen eignen prachtvoll eingerichteten Palast und lebte auf grossem Fuss, von zahlreichen Klienten umgeben; er machte Gedichte und unterstützte Literaten; Marino nahm er in sein Haus auf, wies ihm ein festes Gehalt an und war ihm sehr gewogen.

Seine Schwester Fenizia war Nonne im aristokratischen Kloster di Torre de' Specchio; da sie Laute spielte, paraphrasierte Giambattista für sie „Stabat mater"; die Musik zu seinem Hymnus liess er von einem Neapolitaner schreiben, ausserdem verfasste er eine Kanzone „La Pietà" für sie. Sehr bald hatte Marino eine Unmenge Beziehungen in Rom und machte sich durch Sonette und Kanzonen überall beliebt. Für den einflussreichen Kardinal d'Este verfasste er 20 Ottaven, die „Amor" während einer Giostra in der Villa des Kardinals in Tivoli rezitierte. Die von Schmeichelei erfüllte römische Luft hatte einen ungünstigen Einfluss auf Marino; seine Gedichte aus jener Zeit strotzen von sorgfältig gedrechselten Phrasen, sind aber arm an Gedanken und Empfindungen; der Dichter verliert sich in Wortspielen, gewöhnlich dient ihm der Name dessen, dem er das Gedicht widmet, als Thema, um daran einige öde Witze anzuknüpfen.

Bald gab es ein ganzes Bändchen solcher Kanzonen, Ottaven und Madrigale; Giambattista ging für kurze Zeit nach Venedig, um seine Gedichte dort herauszugeben. In der Lagunenstadt hat er sich sehr wohl gefühlt und unauslöschliche Eindrücke mitgenommen. Er hat dort Guarino, den Verfasser des dramatischen Hirtengedichtes „Pastor fido" und noch einige andere Dichter kennen gelernt. Glänzend verstand er sich in Szene zu setzen. In einer Buchhandlung begegnete er einigen namhaften Literaten, die er noch nicht persönlich kannte, plötzlich deklamierte er ein im Fluge konzipiertes Sonett, und nachdem er sich also ausgezeichnet hatte, machte er eine artige Verbeugung und verschwand, ohne den Beifall abzuwarten. Es war eines seiner besten Sonette, und die ganze Gesellschaft erkundigte sich interessiert nach dem seltsamen Jüngling. Als der Druck der Gedichte beendet war, ging Marino zu seinem Mäzen nach Rom zurück; der Abschied von den

Venezianerinnen fiel ihm vielleicht schwerer als der von der Stadt, da er sich wiederholt über die Ausdünstungen der Kanäle beklagt hat.

Sein Aufenthalt im Hause des Monsignore Crescenzio war nur von kurzer Dauer; sein Ruhm war gewachsen, und der Kardinal Pietro Aldobrandini, der damals allmächtige päpstliche Nepot, wollte ihn an seinen Hof ziehen. Wahrscheinlich konnte Crescenzio sich diesem Wunsch nicht widersetzen, Marino trat seinen neuen „Dienst" im besten Einvernehmen mit dem Monsignore an. Aldobrandini setzte ihm 50 Skudi monatlich aus und betrachtete ihn als Zierde seines Hofes, als „Gentiluomo" ohne besondere Pflichten. Filippo Guicciardini aus Florenz, der Freund und Bankier der Aldobrandini, scheint Giambattista dem Kardinal empfohlen zu haben; durch die Reimereien, die Aldobrandini in schwachen Stunden verfasste, fühlte er sich zu Marino hingezogen.

Pietro Aldobrandinis Palast war der Mittelpunkt des damaligen politischen und zum Teil auch geistigen Lebens in Rom. Das Geschlecht der Aldobrandini war in kurzer Zeit allmächtig geworden. Unterstützt von einem so klugen Nepoten wie Pietro, vermochte Klemens VIII. den Einfluss seiner Familie zu steigern, ausserdem fehlte es ihm, dem Florentiner, nicht an Lebensklugheit. Niemand hatte geglaubt, dass Pietro den Papst in diesem Masse beherrschen und die Dinge im Vatikan lenken würde. Durch sein Äusseres nahm dieser unansehnliche, kleine, blatternarbige, ewig hustende, unliebenswürdige Asthmatiker nicht ein. Zwar hatte der Papst ihn zum Kardinalnepoten ernannt, aber Klemens VIII. war durchaus nicht leicht zu beeinflussen. Er war ein strenger, harter Mensch, der die Diplomaten oft durch ein scharfes Wort verletzte. Durch eine scheinbare Gefügigkeit und bedächtiges Überlegen verstand es Pietro, sich dem Papst unentbehrlich zu machen. Der zweite Nepot, Cincio Aldobrandini, Tassos Mäzen, ein viel vornehmerer Mensch als Pietro, hatte anfangs einen grossen Einfluss auf den Papst; allmählich verstand der praktische Pietro, ihn von öffentlichen Fragen fern zu halten. Im beginnenden XVII. Jahrhundert, als der Papst älter wurde, war der Kardinalnepot im Vatikan fast allmächtig. „Alle diplomatischen Verträge, alle Gnaden hängen von ihm ab," schreibt ein Zeitgenosse. „In seinen Salons drängen sich Prälaten, Adlige, Hofleute, Gesandte. Man kann sagen, dass der Papst mit seinen Ohren hört und dass alles von seiner Ansicht abhängt; seine Lippen verkünden Gutes oder Böses, in seinen Händen ruht die Durchführung

aller Beschlüsse.“ Es hiess damals, die ganze Welt dränge sich nach Rom und ganz Rom in den Palast des Kardinals Pietro.

Soviel Macht in einer Hand, und noch dazu Macht, die sich nicht auf das Gesetz, sondern auf persönliche Zuneigung des Papstes stützte, musste Neid erwecken.

Um so lieber war dem Nepoten das Lob der Dichter, um so mehr galten ihm Verbindungen mit einflussreichen Familien. Der Kardinal war darauf bedacht, seine Nepoten, die Kinder seiner Schwester Olympia und Giovan Francesco Aldobrandinis, glänzend zu verheiraten. Margherita, die älteste, heiratete Ranuccio Farnese, den Herzog von Parma, Maria Giovan Paolo Sforza, Lesa Marino Caracciolo, den neapolitanischen Grosskanzler, die jüngste Antonio Carafa, den Fürsten di Mondragone, den einzigen Sohn des Fürsten di Stigliano.

Diese Ehen feierte Marino in einem Gedicht „Imeneo“; als Klemens VIII. den dreizehnjährigen Sylvestro Aldobrandini zum Kardinal ernannte, machte er auch darauf ein Sonett.

Der Kardinal führte ein lustiges Leben. Bei den Banketts trat gelegentlich der päpstliche Zwerg Adam auf, den Klemens VIII. aus Polen mitgebracht hatte und der den Papst bei Tisch mit seinen Einfällen unterhalten durfte.

Die Atmosphäre im Hause des Kardinals war von unglücklichem Einfluss auf Giambattista. Er hat in jener Zeit viel wertlose Gedichte gemacht, die nichts als Schmeicheleien enthalten. Dazu gehört die Kanzone auf die Villa Aldobrandini in Frascati. Als Kardinal Pietro allmächtig war und seinen Vetter Cincio Passeri auf den zweiten Plan zurückgedrängt hatte, beschloss er, sich ein „luogo di delizie“ zu schaffen und liess sich von Giacomo della Porta, der damals dem Bau von S. Peter vorstand, den Plan einer Villa machen. Sie sollte auf einem Hügel, mit Ausblick auf Rom und die Campagna bis nach der See hin, liegen. Da die Wasserfälle der Hauptschmuck der Parkanlagen des Kardinals d’Este in Tivoli waren, empfahl Kardinal Pietro Giovanni Fontana im Einverständnis mit Giacomo della Porta, Kaskaden und Wasserfälle anzulegen, um die Schönheit des Gartens zu steigern. Mit unsagbarer Mühe wurde Wasser vom Berg Algido und der Mollara hingeleitet. Der Ingenieur Orazio Olivieri versah die Fontänen mit den verschiedensten Einfällen, am meisten imponierte eine durch die Kraft des Wassers in Bewegung gesetzte Orgel. Den Freskenschmuck übertrug der Kardinal Domenico Zampieri und dem Bolognesen Viola, von

denen der erste die Apostel und Musen auf dem Parnass, der zweite die landschaftlichen Gründe gemalt hat. Die übrigen Fresken waren in der Hauptsache das Werk des Cavaliere d'Arpino, der Szenen aus dem Alten Testament gemalt hat. Arpino gehörte zum Hofstaat des Kardinals.

Unter den Aldobrandini war Rom eine lustige Stadt. Fürsten und Kardinäle führten ein offenes Haus, und die Pflege der Musik stand in Blüte. Ein grosse Rolle in der Gesellschaft spielte der Kardinal Deti, der Konzerte und Deklamationsabende in seinem Haus veranstaltete. Der Kardinal war für seine lockeren Sitten bekannt; man spottete über den stolzen Namen der bei ihm veranstalteten literarischen Versammlungen, die sich „Accademia degli Ordinati" nannte und tatsächlich eine Gesellschaft „degli disordini" war.

Auch Kardinal Peretti Montalto, ein grosser Musikliebhaber, veranstaltete künstlerische Unterhaltungen in seinem Palast, während Giovan Giorgio Aldobrandini das Theater und die Sängerinnen unterstützte. Marino war regelmässiger Gast in diesen Häusern, am besten gefiel es ihm bei Margherita Sarrocchi, die vielleicht den ersten literarischen Salon in Rom hatte, der der damaligen Sitte gemäss Akademie genannt wurde. Margherita, eine vermögende Witwe, war Römerin; im Kloster der S. Cecilia erzogen, hatte sie alle klösterlichen Gepflogenheiten bald abgeschüttelt, sie las ausserordentlich viel und war so gebildet, dass ein zeitgenössischer Schriftsteller sie „mostro del sesso feminile" nennt, das so viel weiss und so gelehrt spricht, dass man sich selbst wie ein Esel vorkommt. Es hiess von ihr, sie sei ein Mann unter Frauen und eine Frau unter Männern. „Inter mulieres vir et inter viros mulier." Marino jedoch behauptet, der Vergleich mit der berühmtesten Griechin gebe noch keinen Begriff ihres Wesens, und jeder Strahl sei dunkel, gemessen an ihrem Glanz.

Margherita nahm an Giorgio Castriotas Kampf mit den Türken lebhaftesten Anteil, und gleich einer ganzen Reihe von Dichterlingen schöpfte sie daraus den Inhalt zur Dichtung „Scanderbeide" in 22 Gesängen. Das Epos, das eine Überfülle von Land- und Seeschlachten, Reiseberichten, glänzenden Festen und Hungersnöten enthält, fand unter den Zeitgenossen sehr viel Bewunderer, am meisten bei den Verehrern der Dichterin. Der ihr feindlich gesinnte Stigliani behauptete boshaft, das Gedicht sei nicht „eroico", sondern „erronico".

Die weniger umfangreichen Werke der Donna Sarocchi wurden sehr geschätzt, besonders ihr an Tasso gerichtetes Sonett fand allgemeinen

Beifall. Margherita liebte es, literarische Berühmtheiten in ihrem Salon zu versammeln. Aldo Manuzio und Tassoni gehörten zu ihren Gästen, und mit Galilei stand sie in regelmässiger Korrespondenz; sie berichtete ihm über den Erfolg seiner Schriften, verteidigte seine Entdeckungen und vertraute seiner Gunst, da sie ihm ihre „Scanderbeide“ zur kritischen Durchsicht schickte. Sie hatte dazu einen besonderen Grund, da sie über Astrologie und verschiedene Naturerscheinungen, die auf den neuesten Forschungen basierten, geschrieben hatte.

Der Freund des Gelehrten, Luca Valerio, von dem sie ein Kind hatte, hatte sie mit Galilei bekannt gemacht. Valerio starb sogar in ihrem Hause.

Es liesse sich eine ganze Reihe ähnlicher Verhältnisse nennen, obgleich die Dichterin einen Mann namens Birago hatte; er tritt jedoch vor ihren Freunden in den Hintergrund und es ist nie die Rede von ihm.

Marinos Gedichte auf Donna Sarocchi führten bald zu einer so heissen Liebe, dass zwischen beiden nach Aussage eines Zeitgenossen „alio amore quam platonico“ brannte.

Marino war ein gut aussehender Mann, er war der typische Südländer: nicht sehr gross, kräftig gewachsen, hatte ein blasses Gesicht mit brennenden Augen und kohlschwarzem Haar. Er war phantastisch angezogen, hatte eine Vorliebe für lebhafte Farben und grossgeblümte Seidenstoffe; schon äusserlich markierte er gern den Dichter und Künstler. Margherita stand im Spätsommer einer sinkenden Schönheit, sie war 40 Jahre alt, etwa 10 Jahre älter als ihr poetischer Liebhaber. Der Tropfen Bitternis fehlte diesem Liebesverhältnis von vornherein nicht. Marino war unbeständig und treulos. Das Verhältnis war nur von kurzer Dauer. Marino scheint es in ziemlich brutaler Weise gelöst zu haben; der Schmerz der Frau mag um so grösser gewesen sein, als sie sich überzeugt hatte, dass sie nicht imstande sei, eine dauernde Leidenschaft zu erwecken. Ihre Liebe zu Marino schlug in Hass um; die Schriftstellerin benützte die Satire als Waffe. Es war gefährlich, Giambattista auf diesem Feld anzugreifen; die Satire erwiderte er mit einem Pasquill, das seiner um so unwürdiger war, als der Gegner eine Frau war, die ihn mit ihrer Gunst beglückt hatte. Im „Adonis“ hat er sie später eine schwatzhafte Elster „loquacissima Pica“ genannt. Fürs erste trat Waffenstillstand ein, da die Sarocchi Giambattista überzeugen konnte, dass ihre Reize noch fesselten. Ihr neuer Freund war Monsignore Scipione Pasquali, Referendar im Vatikan, später Bischof in Casale, ein bekannter Philologe.

Marino hatte wenig Musse, um diesen gelehrten Roman zu verfolgen;

Ereignisse traten ein, die einen abermaligen Wechsel in seinem Leben bedeuteten. Am 22. Februar 1605, als der Kardinal-Padrone sein Bistum in Ravenna inspizierte, kam die Nachricht von der Erkrankung des Papstes. Der Kardinal ging sofort nach Rom zurück und fand Klemens noch am Leben. Der Papst starb am 5. März. Man war allgemein der Überzeugung, der Tod des Papstes stehe mit einem ungewöhnlichen Stern im Zusammenhang, der plötzlich am Himmel aufgetaucht war. Giambattista verfasste ein Gedicht, in dem er dem Glauben Ausdruck verlieh, der Stern sei gekommen, um Klemens' Seele, seine Freundin, in den Himmel zu rufen. Er war der Sendbote Gottes,

A richiamar le sue compagne in cielo.

Das Konklave währte nur einen Monat; Sieger war Ottaviono de' Medici. Sechs Tage nach der Wahl legte Pietro Aldobrandini seine Ämter nieder und übersiedelte aus dem Vatikan in seinen Palazzo am Corso, den heutigen Palazzo Doria.

Die Herrschaft des neuen Papstes währte nur 27 Tage; Camillo Borghese folgte ihm als Paul V. auf den apostolischen Stuhl. Noch ein Jahr blieb Pietro Aldobrandini in Rom; abwechselnd wohnte er auf dem Corso und in Frascati; im Juli des Jahres 1606 übersiedelte er nach Ravenna und nahm seine unterdessen verwitwete Schwester Olympia und seinen ganzen Hofstaat mit. Die Borghese beherrschten Rom, für die Aldobrandini gab es keinen Platz mehr.

Auch Marino verliess die Hauptstadt schweren Herzens.

## III.

Dem Dichter galt diese Übersiedlung als Katastrophe. Ravenna erschien ihm unerträglich langweilig. Schon das Maultier, das ihn nach seinem neuen Wohnsitz brachte, ärgerte ihn, da es sich fortwährend nach seinem Gefährten umdrehte. Die Verzweiflung erreichte ihren Höhepunkt, als sich Marino in der Stadt befand, die einer Einöde glich und er die schwere, von Krankheit erfüllte Luft atmen musste. „Das Essen ist schlecht," so schildert Giambattista seine Eindrücke, „der Wein sauer, das Wasser warm und ungesund, es gibt wenig Menschen, und die, die man sieht, gleichen den Wilden; Juden (Manichei) fehlen ganz. O schönes Rom, wie sehne ich mich nach dir, je länger ich hier bleiben werde, desto kürzer wird mein Leben währen."

Um der Melancholie zu entgehen, verliess Marino Ravenna so oft

es ging. Einige Male tröstete er sich in Venedig und Rom, und wenn es nichts Besseres gab, ging er nach Bologna und verlebte dort einen lustigen Karneval. Aus Verzweiflung wurde er fromm, las in der Heiligen Schrift, verfasste „Rime sacre", „Devozioni" und studierte sogar kanonisches Recht und die Dekrete des Tridentiner Konzils. Marino erkannte sich selbst nicht mehr.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Ravenna wurde es besser. Karl Emanuels I. von Savoyen Töchter wurden an die Herzöge von Mantua und Modena verheiratet. Als Protektor Piemonts nahm Pietro Aldobrandini an diesen Festen in Turin teil, mit ihm reiste der Kardinal Cesareo und ein grosser Teil „seiner Familie", der auch Giambattista angehörte. Das glänzende Gefolge des Kardinals kam im Februar des Jahres 1608 in die Hauptstadt von Savoyen.

Karl Emanuel war damals der vielleicht beliebteste und geachtetste italienische Fürst; er war ritterlich, gebildet, lebte in der Umgebung von Gelehrten und Dichtern und erfreute sich einer grossen Popularität. Dichter wie Tasso, Guarini, Tassoni und die vielen längst vergessenen, wie Andreini, Paoli, Bianchi und viele andere besangen die Verdienste dieses Fürsten. Mit Freuden ergriff Marino die Gelegenheit, sich hervorzutun, er verfasste zwei Epithalamien „Il Letto" und „Il Balletto delle Muse"; in poetischer Form schilderte er die Geschichte des Hauses von Savoyen und vergass dabei der Lobeserhebungen für seinen Kardinal nicht.

Die Verse gefielen so gut, dass Giambattista aufgefordert wurde, die jungen Paare auf ihrer Reise nach Padua und Mantua zu begleiten; den jungen Fürstinnen wurde dort ein grossartiger Empfang bereitet. Der Glanzpunkt der Feier war die Belagerung und Eroberung des eigens zu diesem Zwecke auf dem See von Mantua errichteten Schlosses, ferner die Aufführung von Guarinis Komödie „L' Idropíco". Das Stück hatte nur geringen Wert, aber die Intermezzi, das Ballett und verschiedene phantastische Szenen gefielen ausserordentlich. In der Oper „Adrianna" entzückte die bekannte Sängerin Virginia Andreini. Aus Mantua nahm Marino einen starken Eindruck mit; in Turin begann er sofort eine Dichtung „Il Ritratto del Serenissimo Don Carlo Emmanuele, duca di Savoia", um sich durch diesen Panegyrikus die Gunst des Herzogs für die Zukunft zu sichern. Zur Belohnung wurde er zum Kavalier des Ordens „Dei Santi Maurizio e Lazzaro" ernannt, und war auf diese Auszeichnung so stolz, dass er sich von diesem Augenblicke an stets

Cavaliere nannte. Später wurde er, ebenso wie Bernini, überhaupt nicht anders genannt, und in Turin wusste man allgemein, „quando si dice Cavaliere, s' intende il cavalier Marino". Es ist für das XVII. Jahrhundert durchaus bezeichnend, dass der grösste Dichter und der grösste bildende Künstler den Titel „Cavaliere" höher als ihre Verdienste geschätzt haben.

Trotz seiner Dankbarkeit für den Kardinal Aldobrandini wäre Giambattista am liebsten in Turin geblieben, er bemühte sich daher eifrig um die Gunst des Herzogs. In seiner unruhigen Art machte er während seines kurzen Aufenthaltes an Karl Emanuels Hof so viel von sich reden, dass die ganze Stadt sich mit ihm beschäftigte. Unter den Literaten „im Dienst" des Fürsten war auch Gasparo Murtola, ein genuesischer Geistlicher, der Marino noch aus Rom kannte. In zweiundachtzig geschmacklosen Sonetten hat er seine Liebe zur Fischerin Elpinia besungen; die Bilder sind dem Leben der Fische entnommen. Sich selbst vergleicht er mit einem Tintenfisch; der Vergleich ist nicht ganz unzutreffend, denn er war ebenso hässlich und grau wie dieses abstossende Geschöpf. Galileis Entdeckungen auf dem Meereshimmel erscheinen ihm gering gegenüber jenen, die er in Elpiniens Antlitz gemacht hat.

Che se il mio squardo, Elpinia, e a te rivolto
Sol con l' occhio d' amor, veggio nel seno
Piu d' una valle e piu d' un poggio accolto
Se poscia a le due luci uniche e corte
M' affiso, ecco un bel ciel che va sereno
D' uno nun gia, ma di due soli in fronte.

Gasparos dichterische Einfälle waren wenig glücklich: die schwarzen Augen seiner Geliebten vergleicht er mit zwei Löchern im Tintenfass; in anderen Sonetten rühmt er Pino und Fidelino, die Lieblingshunde des Herzogs. Murtola begann Marino zu verspotten, er kopierte dessen Kussgedicht in seiner Kanzone „La guerra de' baci" und reizte Giambattista durch seine Kanzone „Le esequie d' Adone", die er der Öffentlichkeit noch vor der Drucklegung von Marinos „Adonis" vorlegen wollte.

Auf einer gemeinsamen Reise nach Mantua scheinen Marino und Murtola sich gegenseitig so gereizt zu haben, dass ihre Antipathie in offenen Hass umschlug. Murtola hatte damals eine fromme Dichtung „Della creatione del mondo" herausgegeben, und kommt in dieser schwachen wertlosen Arbeit auf den unglücklichen Einfall, mit Tasso zu rivalisieren.

Diese Dichtung hat Giambattista in einem boshaften Sonett verspottet;

es schliesst mit dem Dreizeiler, dass, während Gott eine Welt aus dem Nichts geschaffen, Murtola „alles“ in ein grosses „Nichts“ gewandelt habe.

Il Creator di nulla fece il tutto,
Costui del tutto un nulla, e in conclusione,
L' un fece il mondo, e l' altro l' ha distrutto.

Murtola blieb die Antwort auf dies Sonett nicht schuldig. In einem langen boshaften Gedicht beschreibt er Giambattistas Leben. Marino stellt sich selbst dem Publikum mit folgenden Worten vor:

Di patria fui Napolitan, di padre
Povero, vile et avezzo a carpire
Sfacciato, pronto, e di maniere ladre.

Aus Rache verspottete Marino Murtola in einem Zyklus von Sonetten. Unter anderem macht er sich über seine Kanzone zu Ehren des Hundes Pino lustig und nennt den armen Geistlichen „einen von einer Kuh gezeugten Esel“, er rät dem Herzog, ihn „als Bastard von Ziegenbock und Sau in seinen Tierpark zu sperren“.

Murtolas Antwort ist auf den gleichen Ton gestimmt. In einem Zyklus von 30 Sonetten „La Marineide“ verdächtigt er Marino, fremde Gedichte unter seinem Namen herauszugeben; er stamme von einem hündischen Geschlecht ab und sei so eingebildet, dass er Ariosts und Tassos Ruhm glaube verdunkeln zu können.

Der gesamte Hof amüsierte sich über den Kampf der beiden Dichter. Dem Herzog wurden aber allmählich der Ausfälle zuviel, und da er Murtola für den Schuldigeren hielt, entfernte er ihn aus seinem Dienst. Da beschloss Murtola, sich am Neapolitaner, den er für die herzogliche Ungnade verantwortlich machte, zu rächen. Er lauerte ihm in einer der Hauptstrassen auf und drückte auf den vorübergehenden Giambattista eine mit fünf Kugeln geladene Pistole ab. Drei Kugeln schlugen in eine Ladentür ein, die vierte streifte den linken Arm des Dichters, die fünfte fügte Braido, Marinos Freund, eine schwere Seitenwunde zu. Giambattista glaubte seine wunderbare Rettung dem hl. Mauritius danken zu müssen, da er dessen „Farbe“ an jenem Tage trug, und beschloss, bei der Reliquie des Heiligen ein Ex votum niederzulegen. Er empfand seine Rettung als ein um so grösseres Wunder, als sein neuer Mantel von Kugeln durchlöchert war mit Ausnahme des unbeschädigt gebliebenen Kreuzes.

Murtola entfloh nach begangenem Verbrechen, aber die Sbirren ergriffen ihn. Im Gefängnis gestand er, dass er die Absicht hatte, Marino

zu töten, selbst wenn er im Wagen neben dem Fürsten oder dem Kardinal sitzend an ihm vorbeigekommen wäre. Er wurde zu Tode verurteilt, aber das Urteil wurde nicht vollstreckt; 1609 verwandte sich der Herzog von Mantua für ihn, er wurde in Freiheit gesetzt, musste aber Turin verlassen. In Rom hatte er wieder Händel mit der Polizei, da er seiner Nachbarin Schläge angedroht und sie eine „Porca poltrona“ genannt hatte. Trotzdem erhielt er von Paul V. ein kleines Ämtchen in Corneto Tarquinio und hat sein Leben dort beschlossen.

Dagegen verlebte Marino einen sehr lustigen Karneval in Turin; der Herzog, der Herzog de Nemours und verschiedene Herren der Aristokratie arrangierten Bälle, Theateraufführungen, Schlittenpartien und Feste. Giambattista fehlte es an Zeit zum Dichten, er behauptete, die Musen glichen den Singvögeln, die beim Schuss flüchten und sich nicht beruhigen können; Murtola habe sie verscheucht.

Als der Karneval vorüber war, ging er nach Ravenna zurück. Verschiedener Liebesepisoden gedenkend, machte Marino so sinnliche Gedichte, dass seine Feinde ihn bei der Inquisition denunzierten. Mit knapper Not entging er dem Scheiterhaufen. Sein Gedicht „Amoroso trattenimento del cavaglier Marini con la sua cara“ gehört freilich zu den lüsternsten Erzeugnissen der Weltliteratur, entbehrt aber jenen Giambattista eigenen Schwung nicht ganz.

Infolge dieser in Abschrift zirkulierenden Gedichte wagte Marino nicht, sein geliebtes Rom aufzusuchen, er scheute die allzu grosse Nähe der Inquisition.

## IV.

Einflussreiche Gönner nahmen sich bald wieder des mutwilligen Dichters an; Marino wurde von Karl Emanuel I. als Sekretär nach Turin berufen.

Es war Giambattistas Glanzzeit. Der Cavaliere war der Liebling der Frauen; vornehme Damen bemühten sich um seine Freundschaft, die Marchesa di Ceraglio, die Contessa di Calosso und mehrere andere haben seine Sonette nicht mit Gold allein belohnt.

Aber sein Glück war nicht von langer Dauer. Die übrigen Höflinge neideten ihm die Gunst des Herzogs. An Gründen, ihn bei Karl Emanuel anzuschwärzen, fehlte es nicht. Wieder handelte es sich um Weibergeschichten. 1609 trat in Turin Giambattistas ehemalige Freundin, Vir-

ginia Andreini in der Theatertruppe „Comici Fedeli" auf. Ihre Rivalin war Signora Flaminia, die mit ihrer Compagnia „dei Comici Accesi" gleichfalls in Turin weilte. Der verliebte Marino schrieb wohl, von der Andreini angestachelt, vierzig satirische Sonette auf die Flaminia, die bei Hofe gut angeschrieben war. Ausserdem war Marino in eine junge Witwe Teresa del Vallauri verliebt und hatte berechtigten Anlass zu glauben, nicht der allein Bevorzugte zu sein. In seiner Eifersucht veröffentlichte er eine boshafte Satire auf die schöne Teresa. Die Witwe hatte einen Verwandten, der sie zu rächen beschloss.

Noch in Neapel hatte Marino ein satirisches Gedicht unter dem Titel „Cuccagna" verfasst, in dem er die Persönlichkeiten an der Spitze der Regierung scharf vornimmt. Dies Gedicht zog der Vetter der schönen Teresa ans Licht und liess es durch Freunde in Karl Emanuels Hände gelangen. Es wurde dem Herzog als eine soeben entstandene, gegen ihn gerichtete Satire präsentiert. Dazu kam, dass Marino seine Lage durch seine Schwatzhaftigkeit noch verschlimmert hatte. Der Herzog, der auch als Dichter gelten wollte, hatte ihm seine Verse zur Korrektur gegeben und auf Marinos Diskretion gebaut. Marino dagegen rühmte sich dieser Mitarbeiterschaft und erzählte einem Bekannten, der Herzog gebe ihm täglich seine Reimereien zur Durchsicht, und er wäre dieser Arbeit schon herzlich müde.

Die Despoten verstanden im XVII. Jahrhundert keinen Scherz. 1611 liess der Herzog den Dichter ins Gefängnis werfen. Marino befand sich unter Missetätern, „in einer verteufelten Gesellschaft wie ein Hund an der Kette". In seiner Naivität begann er um die verscherzte Gunst zu klagen, da er sich dem Herzog gegenüber unschuldig fühlte. Aus dem Gefängnis schrieb er all seinen einflussreichen Gönnern, setzte ganz Italien durch sein Unglück in Bewegung, aber Karl Emanuel verhielt sich jeder Bitte gegenüber ablehnend. Um Mitleid für den leichtsinnigen Dichter baten der Kardinal Aldobrandini, der Kardinal d'Este, der Herzog von Mantua, der Kardinal Gonzaga, selbst der Vizekönig von Neapel; Karl Emanuel war unerbittlich. Schliesslich kam der Dichter auf den Einfall, dem Herzog den Beweis zu erbringen, dass „Cuccagna" tatsächlich in Neapel gegen die spanischen Machthaber geschrieben sei, was Karl Emanuel dank Marinos Feinden bis jetzt nicht glauben wollte. Die meisten von Giambattistas neapolitanischen Mäzenen waren tot, aber der wackere Manso konnte ihm helfen. Ihn bat Marino, zu bezeugen, dass die „Cuccagna" eine ältere Dichtung sei und nicht

mit der Absicht geschrieben, den Herzog von Savoyen zu verspotten. Der Herzog kannte Manso, der unter ihm gedient hatte, noch aus seiner Jugend; sein Zeugnis war ihm also durchaus glaubwürdig. Als sich auch die Gesandten von England und Frankreich für den armen Dichter verwandten, öffneten sich ihm endlich die Pforten des Gefängnisses.

Eine Zeit hindurch hielt der Eindruck des Gefängnisses bei Marino vor. Er vertiefte sich wieder in die Bibel, verfasste „Divozioni“ und fromme Erörterungen, die er „Dicerie“ nannte. Namentlich die letzteren imponierten ihn selbst, er glaubte damit mehr Gutes zu stiften als alle Kanzelredner, und war überzeugt, „die Welt würde sich über diese Tiefe wundern“. In der Überzeugung, dass die Geistlichen die Form der „Dicerie“ entlehnen müssten, las er sie dem Kardinal d'Este vor, der sie sehr bewundert hat. 1641 gab er einen neuen Band heraus, in dem etwas unvermittelt„ Divozioni“ neben Liebesgedichten und „Capricci“ stehen.

Turin hatte an Reiz für ihn eingebüsst, er konnte die im Gefängnis ausgestandenen Leiden nicht vergessen. Trotzdem er als Hofdichter gewissermassen gezwungen war, Lobgedichte auf den Herzog und die ganze Dynastie zu verfassen, sehnte er sich nach neuen Verhältnissen und einem grösseren Wirkungskreis. Ausserdem wollte er sein bereits fertiges Gedicht „l'Adone“ herausgeben und fürchtete, die Inquisition würde ihm die „Lasciviette amorose“, die ihm sehr am Herzen lagen, streichen.

Das Glück blieb ihm auch diesmal treu. Schon 1609 hatte die Königin Maria de' Medici angefragt, ob Marino an ihren Hof kommen wolle; später war von diesem Plan nicht mehr die Rede, erst 1615 bat Giambattista Karl Emanuel, ihn aus seinem „Dienst“, in dem er soviel Schweres erlebt hatte, zu entlassen. Der Herzog hatte nichts dagegen einzuwenden, aber Marino scheint nicht ganz sicher gewesen zu sein, wie es sich mit dieser Erlaubnis verhielt und ob er nicht unterwegs von Sbirren aufgegriffen werden würde; er schloss sich dem französischen Gesandten an und verliess Italien unter dessen Schutz.

## V.

Voller Zuversicht ging Marino nach Frankreich; unterwegs lernte er den Romanschriftsteller d'Urfé kennen; überall wurde er mit Ehren begrüsst, und machte, da er sich die Sympathie der Königin und

ihrer Umgebung sichern wollte, Gedichte zu Ehren Maria von Medicis und Leonora Concinis, der Gattin des Marschalls d'Ancre, die nach der Königin die erste Rolle am französischen Hofe spielte. Er vergass auch des berühmten Marschalls d'Ancre nicht, des Günstlings der Königin, der, wie es hiess, immer grösseren Einfluss auf sie hatte. Das der Königin gewidmete Gedicht trug nach damaliger literarischer Mode den Titel „Il Tempio“. Marino forderte die Musen auf, auf Erden herabzusteigen und ihm beim Bau des Tempels zu helfen:

Un Tempio, ov' immortal poscia s' adori
Questa Donna de' Galli e Dea de' cori.

Er preist „le bellezze corporali de la reina“, gedenkt des Mundes, der Hände, der Füsse und begeistert sich für die Form ihrer Nase. Die alternde Königin war ihm für diese Schmeicheleien so dankbar, dass sie, wenn sie in ihrer grossen goldenen Karosse sitzend, dem Dichter auf seinem kleinen Maultier begegnete, halten liess und sich zur Verwunderung von ganz Paris lange mit ihm unterhielt.

Auch Leonora Concini wurde der „Tempio“ gewidmet.

Marinos Gedicht machte den besten Eindruck; die Königin und das allvermögende Ehepaar Concini wurden seine besonderen Gönner. Im Mai des Jahres 1615 kam der Dichter nach Paris; von der Stadt und den Menschen war er begeistert, alles erschien ihm neu und seltsam. Nach einigen Monaten schildert er seinem Freund Lorenzo Scoto in Turin seine Eindrücke in humoristischer und farbiger Weise. Es falle ihm schwer, sich die fremde Sprache anzueignen, bis jetzt habe er es nur bis zu „ouy“ und „nani“ gebracht, aber das genüge, da alles in der Welt von der „Affirmation“ und „Negation“ abhänge. Frankreich ist eine Welt für sich, die sich nicht nur durch ihre Grösse und Menschenmenge von allem übrigen unterscheidet, sondern durch ihre sonderbare Art überrascht. Seltsamkeiten machen die Welt schön, denn sie vereinigen Widersprüche. Alles in Frankreich ist seltsam, Sitten und Bräuche und der fortwährende Wechsel; es kommt zu Wahnsinnsausbrüchen, zu brudermörderischen Kämpfen, zu Aufständen, Verwirrungen, zu Dingen, die das Reich zu Fall bringen müssten, und dabei bleibt es in sich gefestigt bestehen.

Alles ist dort anders. Die Männer wirken wie Frauen und die Weiber wie Männer. Die Frauen regieren das Haus, beschäftigen sich mit der Wirtschaft, und die Männer schmücken sich mit Spitzen. Die Frauen streuen ein weisses Pulver in ihr Haar, so dass sie alle grau und alt

aussehen, und als wenn es damit nicht genug wäre, kleben sie sich noch ein schwarzes Pflästerchen ins Gesicht. Sie umgeben sich mit Reifen wie Fässer und nehmen infolgedessen sehr viel mehr Platz ein als sie sollten. Im ärgsten Frost tragen die Männer Battisthemden, ziehen aber darunter wollene Jacken an. Das ist nun das Allerneueste an höfischem Schein. Um den Eindruck zu erwecken, dass sie Reitpferde im Stall haben, tragen sie Sporen an den Stiefeln, selbst jene, die nie auf einem Pferd gesessen haben. Vielleicht heissen sie nur deshalb Gallier, weil sie wie die Hähne (galletti) Sporen haben. Aus der Ferne sehen sie alle wie Kardinäle aus, da sie besonders gern scharlachrote Mützen und Hosen tragen. Die Federn auf ihren Hüten sind so lang wie Fuchsschwänze, und auf dem Kopf tragen sie künstliche Haare, die wie eine zweite Etage wirken und die sie „parrucca“ nennen. Am Tage und in der Nacht sind die jungen Leute auf der Strasse zu sehen; aus blossem Vergnügen suchen sie Anlass zum Streit und sind bereit, sich für das erste beste Frauenzimmer zu schlagen. Sie rempeln Freunde an und ich muss mich vorsehen, fügt Marino hinzu, um nicht aus Scherz totgeschlagen zu werden. Wenn zwei Franzosen einander begegnen, verbeugen sie sich so tief und machen so viel Sprünge, als wenn sie diese „Caprioli“ in der Tanzstunde gelernt hätten. Erst nach beendetem Ballett beginnt das Gespräch. Die Frauen lassen sich öffentlich küssen. — Marino nahm daran Anstoss.

Übrigens, erzählt er, gibt es in Frankreich nichts als Amüsement, Feste, Gastereien und Ballett. Auf diesen Gastereien werden so viel verschiedenartige Speisen verzehrt, dass man glauben könnte, an einem Tage werden mehr Tiere geschlachtet als im ganzen Jahre geboren. Am meisten muss man sich in Frankreich vor den Herren Lakaien in acht nehmen, es ist eine ungezogene Bande, Satyrn und Faunen ähnlicher als Menschen. Am besten gefallen ihnen fremde Portemonnaies, ihre Krallen sind länger als die der Raubvögel.

Aber all diese Seltsamkeiten bedeuten nichts gegenüber den Launen des französischen Klimas. Täglich kann man dort die vier Jahreszeiten beobachten, darum trägt auch jeder Franzose vier Mäntel, um sie zu jeder Stunde wechseln zu können: er schützt sich gegen Regen, Hagel, Wind, und erst der vierte ist ein Sonnenmantel. Die arme Sonne gleicht den Damen im Karneval und muss in Maske auftreten.

Unglücklicherweise, schliesst Marino, musste ich mich den französischen Sitten anpassen, und mich so anziehen, dass ich in Turin als

schreiender Papagei gegolten oder im Fasching die Strassenjugend belustigt hätte.

Trotz dieser witzigen Schilderung hat Marino zum mindesten fürs erste die Verhältnisse am Hofe falsch beurteilt. Er hielt den Marschall d'Ancre und die italienische Kamarilla der Königin für allmächtig und übersah, dass die französische Partei sich dahinter verbarg und dass es gefährlich war, dem Marschall allzu offenkundig zu huldigen. Die Heirat des jungen Ludwig XIII. mit der spanischen Infantin Anna von Österreich, das Werk des Marschalls, veranlasste Marino zu seinem Gedicht „La Francia consolata". Die Sonne selbst

Congiunse al Gallo l'Aquila Ispana

und diese Verbindung scheint ihm Italiens Frieden zu gewährleisten. Laut preist er den männlichen Geist und den scharfen Blick der Marschallin d'Ancre, die sie befähigen, öffentliche Angelegenheiten richtig zu beurteilen. Von seinem Standpunkt aus hatte Marino recht. D'Ancre hatte ihm bei der Königin eine Pension von 2000 Skudi jährlich und eine Reihe anderer Vergünstigungen erwirkt. Ferrari, der Giambattista in Frankreich kennen gelernt hat, versichert, sein Haus sei in Paris so besucht wie das Heiligtum der Pallas, der Adel lerne italienisch, um seine Dichtungen zu lesen und bei der Königin sei er besonders gut angeschrieben.

Marino war sparsam und kannte den Wert des Geldes. Er wohnte in einem kleinen bescheidenen Häuschen bei der Rue de la Huchette und arbeitete Tag und Nacht an Dithyramben, die ihm ein stattliches Einkommen sicherten. Es wurde erzählt, dass Concini, als er ihn zum erstenmal besuchte, ihn ermächtigte, sich 500 Taler vom Kassierer auszahlen zu lassen. Der Neapolitaner „verstand die fremde Sprache nicht" und verlangte tausend an der Kasse. Als Concini ihm einige Tage darauf diese neapolitanische Übertreibung vorwarf, gab Marino zur Antwort: „Es ist ein Glück, dass ich nicht dreitausend gefordert habe, da ich die hiesige Sprache noch nicht verstehe." Der gute Rechenmeister und Dichter begann zu Geld zu kommen und beschloss, sich in Neapel eine Villa oder selbst einen Palast zu bauen, um dort sein Leben behaglich zu beschliessen, und seine Bilder unterzubringen, deren er im Laufe der Jahre viel durch schmeichelhafte Erwähnungen der Maler erworben hatte.

Kaum war Ludwigs XIII. Hochzeitsfest verklungen, so begann die der Königin und ihrer Kamarilla feindliche Partei, an deren Spitze Charles de Luynes stand, energisch zu arbeiten, um den Einfluss des

Marschalls zu zerstören und den furchtsamen König vom Joch der Mutter zu befreien, die ihn im Louvre fast gefangen hielt, fern von allen öffentlichen Fragen. Das Volk, das Maria de' Medici hasste, hielt es mit der Partei des jungen Königs; Picart, ein Schuster, stellte sich an die Spitze der revolutionären Bewegung, der Pöbel drang in d'Ancres Palast und in das Haus seines Sekretärs Corbinelli und hatte, ehe das Militär einschreiten konnte, die Häuser der verhassten Italiener in einen Trümmerhaufen verwandelt. D'Ancre verlor den Mut, aber seine Frau veranlasste ihn, auszuharren, um seine Feinde zu vernichten. Die Zahl der Gegner wuchs mit jedem Tage; der Bischof von Carcassone, der sehr viel Einfluss hatte, stellte der Königin vor, das allgemeine Interesse fordere unbedingt d'Ancres Entlassung; als sie sich widersetzte, liess der König den Günstling der Mutter ins Gefängnis werfen. Am 24. April 1617 tötete de Vitry, der Kapitän der Garde, den verhassten Italiener im Auftrage des Königs; das Volk warf sich auf den Körper und riss ihn in Stücke. Die Frau des Marschalls wurde gleichfalls ins Gefängnis geworfen; man machte ihr einen Prozess und warf ihr unter anderem vor, sie habe Zauberkünste gebraucht, um die Königin zu beherrschen. Sie wurde zu Tode verurteilt, da sie die göttliche und königliche Majestät beleidigt habe. Aus der Bastille wurde sie auf die Place de la Grève gebracht und im Beisein einer ungeheuren Menschenmenge, die die bis vor kurzem so mächtige Frau verspottete, öffentlich hingerichtet. Der Körper wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in alle vier Winde gestreut. Im Gefängnis und während der Exekution war diese ungewöhnliche Frau vollkommen ruhig und beherrscht.

Nach den Beschlüssen des Pariser Parlaments wurde der französische und italienische Landbesitz des Marschall d'Ancre und seiner Frau konfisziert. Ob die Banken von Rom und Florenz der französischen Regierung die bedeutenden Summen ausgeliefert haben, die die Concini dort angelegt hat, ist unbekannt.

Maria de' Medici, erschüttert durch diese Vorfälle und von den Günstlingen des Königs verfolgt, übersiedelte freiwillig aus Paris nach Blois und bezog das dortige Schloss. Ihr Einkommen betrug 200000 Skudi; der König fügte 100000 aus seiner Privatschatulle dazu. Sie durfte ihre Leibgarde und einen grossen Hofstaat behalten; zu ihrem besonderen Berater wurde der Bischof Richelieu bestimmt.

Während dieser Veränderungen warf die Regierung fast alle Hausgenossen und Agenten des Marschalls ins Gefängnis und machte ihnen

einen Prozess. Einige blieben im Gefängnis, die Italiener wurden aus Frankreich verbannt. Seltsamerweise wurde Marino trotz seiner Lobeshymnen auf die Marschallin nichts am Zeuge geflickt. Wahrscheinlich hat der päpstliche Nuntius, der des Dichters in seinem Kampf gegen die Hugenotten bedurfte, ihn in seinen besonderen Schutz genommen. Im Namen „des quatre ministres de Charanton“ hatten die Reformatoren einen offenen Brief an den König gerichtet, der unerhörte Beleidigungen gegen die römische Kirche enthielt. Diese Schrift beantwortete Richelieu aus Avignon, ausserdem veröffentlichte Marino eine Schmähschrift „La Sforza, Invettiva a quattro ministri della Iniquità“, in der er all seine biblischen Waffen gegen die Hugenotten kehrt, ihnen Ignoranz, Bosheit und Schamlosigkeit vorwirft. Marino nennt die Reformatoren Juden, die keine Ahnung von Theologie haben, und verlangt, dass alle Hugenotten mitsamt ihren Büchern auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Ausserdem sollen jene, die ihre Bücher drucken und verbreiten, bestraft und ihre Kirchen zerstört werden.

Dem König und Herrn de Luynes wurde diese Schmähschrift vorgelegt; beiden gefiel sie ausserordentlich, und der Giambattista sehr gewogene päpstliche Nuntius schickte sie nach Rom, um die vatikanischen Kreise und die Inquisition für ihn zu gewinnen und den schlechten Eindruck, den seine sinnlichen Gedichte dort hervorgerufen hatten, zu verwischen. Marino, dessen Gesundheit angegriffen war, war Frankreichs müde, er hatte die Absicht, nach Italien zurückzugehen und wollte sich vergewissern, dass er keinen Prozess seitens der Inquisition zu befürchten habe. Zu diesem Zwecke vermehrte er seine „Dicerie Sacre“, gab eine neue zweibändige Auflage heraus und vollendete seine bereits in Turin begonnene Dichtung „Galeria“, die zur Vergrösserung seiner Sammlung beitragen sollte. Das war eine leichte Art, Bilder zu erwerben. In der Absicht, seine Eindrücke von berühmten Kunstwerken niederzuschreiben, liess er sie sich von den Eigentümern oder direkt von den Künstlern kommen. Da es den meisten darum zu tun war, in Marinos Dichtungen erwähnt zu werden, wurden ihm Dinge von selbst hohem Wert geschickt.

Die grossen Feste gegen Ende des Jahres 1618 überraschten ganz Paris. Man feierte die Hochzeit von Viktor Amadeus von Savoyen mit Madame Christine, der zweiten Schwester des Königs. Die verschiedensten Festspiele wurden für diese Feier erdacht, und zwei Tage hindurch wurde ein Ballett aufgeführt, „wie die Welt es noch nicht gesehen hatte“. Auch Feuerwerk gehörte zu den Glanzpunkten des Festes, und

Marino rühmt sich, als Höfling aus den Fenstern des Louvre die in vielfarbigem Licht erstrahlende Seine gesehen zu haben.

Unmittelbar nach der Hochzeitsfeier floh Maria de'Medici aus Blois nach Angoulème; sie vereinigte sich mit dem Fürsten d'Epernon gegen den König und es kam beinahe zum Krieg zwischen Mutter und Sohn. Da die königliche Kasse erschöpft war, wurde Giambattista seine Pension nicht ausbezahlt. Der Dichter war in Sorge, und seine Lage war um so fataler, als er seinen „Adonis" änderte, je nachdem das Glück einzelne Persönlichkeiten förderte und andere von der Bildfläche verschwanden. In seiner Dichtung schmeichelte er der Königin, Ludwig XIII. und einflussreichen Höflingen; aber dieses Lob, das gestern noch von Nutzen war, konnte dem Dichter morgen schon schaden. Endlich im Jahre 1620 versöhnten sich Mutter und Sohn, die Protestanten wurden unterworfen, Friede herrschte wieder in Frankreich und der Hof stand im Zeichen von Festen. Marino beruhigte sich und hielt den Augenblick für geeignet, um seinen „Adonis" drucken zu lassen, der namentlich in Italien mit Ungeduld erwartet wurde, da die Freunde und Protektoren des Dichters dort Schmeichelhaftes zu finden hofften. Im August 1622 erschien „L'Adone" in Paris; Marino hatte das Werk noch in seiner Jugend begonnen und fast sein ganzes Leben daran gearbeitet. Er war alt und kränklich geworden, aber er hatte nun Geld genug, um nach Italien zurückzugehen und brauchte nicht mehr für seinen Unterhalt zu sorgen.

In den beiden letzten Jahren, die Marino in Paris verbrachte, entfaltete der französische Hof seinen grössten Glanz. Die Königin-Mutter war wieder in Paris und hatte ihren früheren Einfluss fast ganz zurückgewonnen. Den von ihr erbauten Luxembourg stattete sie mit grosser Pracht aus. Rubens sollte ihr Leben in einer ganzen Serie von Kompositionen durch den Pinsel verherrlichen, wie Marino es bereits im „Tempio" in Versen getan hatte. Die Frauen der französischen Aristokratie arrangierten glänzende Empfänge, die Salons der Fürstin de Conti und der Gräfin de Soisson galten als Mittelpunkt literarischen Lebens. Marino durfte stolz sein: d'Urfé übersetzte seine Gedichte, und Voiture und Cotin galten als seine Nachahmer. Die Versammlungen im Hotel de Rambouillet begannen bereits eine grosse Rolle im Geistesleben der Hauptstadt zu spielen.

In Paris hatte Marino eine Italienerin kennen gelernt, die nicht wenig zu seinem Ruhm in Frankreich beitrug. Die Marquise de Rambouillet, die Gattin des Grosskämmerers Ludwigs XIII. war eine Pisani, die Tochter

der Römerin Savelli. Sie gehörte zu den von Maria von Medici protegierten Frauen; ihr Salon war der Mittelpunkt der französisch-italienischen literarischen und künstlerischen Gesellschaft. Madame de Rambouillet war nicht schön, aber distinguiert und klug, sie wollte als gebildete Frau als „bel esprit“ gelten. Das später Rambouillet benannte Hotel Pisani, ihr Eigentum, in der Strasse St. Thomas-du-Louvre mitten unter alten gotischen Gebäuden, unterschied sich durch seinen italienischen Renaissancestil und den grossen, sorgfältig gehaltenen Garten von den Nachbargebäuden. Die Salons der Madame de Rambouillet standen im Beginn des XVII. Jahrhunderts den französischen Literaten offen; zu den berühmtesten Gästen gehörten Cotin, Boussault, Voiture und der junge Chapelain.

Die Frau des Hauses führte die italienische Gesuchtheit des Ausdrucks in die Gesellschaft ein, das Sichgehenlassen des französischen Mittelstandes war verpönt, und sie bemühte sich, ihren Salon zum Mittelpunkt einer verfeinerten Kultur zu machen. Von der „Strasse“, vom gemeinen Haufen sollte die Gesellschaft des Hotels Pisani durch einen Abgrund getrennt sein. Um sich auf die Höhe einer idealen Kultur zu schrauben, nahmen die Gäste der Marquise nach dem Muster der italienischen Akademiker besondere Namen an. Während es den italienischen Gelehrten um charakteristische Spitznamen zu tun war, suchte die Gesellschaft des Hotel de Rambouillet ihre Namen unter den Helden eines Ariost, Tasso, Bembo und Sadolet. Die Dame des Hauses nannte sich Artenice und empfing ihre intimeren Freunde im „Boudoir“, während Dichtungen in der „Chambre du Génie“ vorgelesen wurden. Jeder, dem die Auszeichnung zuteil ward, in dieses Heiligtum zugelassen zu werden, wurde ein „précieux“; allmählich nannte man die diesem Kreise angehörenden Frauen „précieuses“. Die Marquise hatte sich eine solche Ausnahmestellung geschaffen, dass der ganze Hof sich um ihre Gunst bemühte. Bischöfe feierten sie in Madrigalen und Bischof Godeau war auf den Beinamen des „Zwerges“ der grossen Julia stolz; allmählich gehörten so viel Berühmtheiten dem Hotel Rambouillet an, dass die Freunde der Marquise sich gegenseitig bei Hof unterstützten und Titel und Ämter erhielten. Im Hotel Pisani verstand man sich zu amüsieren; die Dame des Hauses arrangierte Maskenbälle, Konzerte, Aufführungen, stellte mythologische Gruppen, veranstaltete die verschiedensten Überraschungen; ihr leitender Gesichtspunkt war, italienische Sitte mit mythologischen Erinnerungen verbrämt nach Frankreich zu verpflanzen.

Eines Abends empfing Artenice ihre Gäste in Dianens luftigem Gewand; eine grosse Anzahl von Wachskerzen beleuchtete ihre Formen, die sie gern bewundern liess. Ein andermal arrangierte sie zum Empfang eines Bischofs ein lebendes Bild mit zwanzig sehr ungenügend bekleideten Nymphen, die sich um künstliche Felsen gruppierten. Die Nymphen hielten Blumengirlanden und stützten sich auf Harfen, Gitarren und andere Musikinstrumente. Artenice beherrschte die literarische und künstlerische Mode. Im Luxembourg wurden die Fenster auf Maria de' Medicis Geheiss dem Hotel Pisani nachgebildet.

Mit grösster Freude wurde im Hotel Pisani „der grösste Dichter", der noch dazu ein Italiener war, empfangen. Ein Zeitgenosse berichtet, dass vor Marino im Salon de Rambouillet die Türen so weit wie vor dem Prinzen Condé geöffnet wurden. Erhobenen Hauptes trat er ein, mit spanischer Grandezza entledigte er sich seiner Handschuhe und küsste die Hand der Marquise mit ausgesuchter Höflichkeit. Zur Begrüssung sprach er gewöhnlich irgendeine blumenreiche Phrase, die ungekünstelt, im Augenblick entstanden, wirken sollte.

Mit Marinos Eintritt ins Hotel de Rambouillet begann sein Einfluss auf die französische Literatur, der fast bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts gedauert hat. Allerdings erklärten schon 30 Jahre später, nachdem der italienische Dichter aufgetreten war und das Hotel de Rambouillet seine Blüte erreicht hatte, Boileau, Racine und Molière dem Marinismus und den Madrigalen „auf das kleine Hündchen, das die Marquise in ihren Armen hielt" im Namen des gesunden Menschenverstandes den Krieg. Marino wurde in Frankreich bald vergessen.

Im Karneval des Jahres 1621 kam die von Marino geliebte Künstlerin Virginia Andreini mit ihrer Truppe nach Paris und erinnerte den Dichter an schöne Turiner Tage. Die italienischen Komiker traten damals auch in den Salons des Herzogs von Luynes auf, und die Königin-Mutter kam zur ersten Aufführung. Die Andreini gab die Rolle einer Fürstin, die ihr Leben im Glanz begonnen hat, um im Elend zu enden. Die Königin hielt dies für eine Anspielung auf sich und ihr Geschick; weinend beklagte sie sich beim König über die ihr zugefügte Beleidigung und wollte die Andreini nicht mehr hören.

Weihnachten 1623 überreichte Marino der Königin ein Exemplar seines „Adonis"; die Höflinge priesen das Talent des grossen Dichters bis in den Himmel. Aber Giambattista musste Paris verlassen, er wurde immer kränklicher und sehnte sich nach seiner Heimat. Da er der In-

quisition misstraute, benützte er die Anwesenheit des Kardinals von Savoyen in Frankreich und ging unter dessen Schutz nach Italien zurück.

## VI.

Marino blieb nur kurze Zeit in Turin, der Kardinal wollte nach Rom, um sich verschiedene Pfründen bei Gregor XIV. zu sichern. In der Hauptstadt empfing das Publikum den Dichter als Triumphator, selbst der Papst und besonders der Kardinalnepot Ludovisi waren ihm sehr gnädig. Der Kardinal stellte ihm seinen Palast zur Verfügung, aber Marino zog vor, bei Crescenzio Crescenzi, dem Bruder des Monsignore Melchior, seinem einstigen Protektor, zu wohnen.

Die Dichter feierten Giambattistas Wiederkehr in Versen, jeder wollte sein Porträt haben und tausende wurden verkauft. Marino klagt jedoch in einem Brief, dass all diese Porträts nichts taugten.

Der Papst suchte die Literatur zu fördern und gestattete selbst, dass die Sitzungen der Akademie, die auf seine Veranlassung begründet wurde, im „Palazzo“ des Vatikans stattfänden. Die Kardinäle und die Mitglieder der Aristokratie folgten seinem Beispiel, und die „Intelligenz“ scharte sich um den „Sodalizio degli Umoristi“, der auch Marino während seines ersten Aufenthaltes in Rom angehört hatte. Der Sodalizio veranstaltete eine Sitzung zu Ehren des Dichters, der Cavalier hielt eine Ansprache. Das Interesse war so gross, dass selbst mehrere Personen von Rang nicht in den Saal gelangen konnten, und sich auf Treppe und Strasse drängten, um wenigstens einige Worte von den Lippen des grossen Dichters aufzufangen. Die Konservatoren der Stadt luden ihn zu einem Frühstück im Kapitol ein; der Saal war mit kostbaren Bildern und Statuen geschmückt, und Marino las, um ihnen seine Dankbarkeit zu beweisen, einen Abschnitt aus seiner Dichtung „Strage degli Innocenti“ vor. Auch Crescenzi und die Kardinäle d'Este und Savoia veranstalteten ihm zu Ehren glänzende Empfänge in ihren Salons.

Alle römischen Berühmtheiten baten den Dichter um einen kurzen Vers zum Andenken, aber der Cavalier fühlte sich durch die Fülle der neuen Eindrücke zu angegriffen, um sich zu poetischen Erzeugnissen aufraffen zu können. Von allen Seiten empfing er bewundernde Briefe über den „Adonis“, und ein Venezianer, Giovan Francesco Businelli, schrieb einen enthusiastischen Brief „aus der schönsten Stadt der Welt über die schönste Dichtung, die je verfasst wurde“. Businelli be-

hauptet, jede Strophe des „Adonis“ bereite dem Leser eine Freude, jede gleiche der folgenden durch ihre Schönheit so wie die Sterne am Himmel, die nicht voneinander zu unterscheiden sind, da alle im gleichen Licht strahlen. Der Venezianer versichert, Marinos poetisches Werk würde Jahrhunderte überdauern.

Gregors XV. Regierung währte nur zwei Jahre und fünf Monate — das war für Marino eine grosse Enttäuschung; vom Papst und dem Kardinalnepoten gefördert, hatte er gehofft, dass diese Protektion während seiner letzten Lebensjahre anhalten würde.

Da die papstlosen Tage in Rom stets unruhig waren, lud der Kardinal von Savoyen, der eine Leibgarde und eine zahlreiche Dienerschaft hatte, Marino in seinen Palast ein, um dort vor jeder etwaigen Gefahr sicher zu sein. Als Matteo Barberini zum Papst gewählt wurde, stiegen Marinos Hoffnungen; er schrieb damals: „Gelobt sei Gott, nach soviel Unruhen haben wir einen Dichter-Papst, einen hochbegabten und uns sehr wohlgesinnten Menschen, nostro amicissimo!“ Marino hatte sich diesmal verrechnet; der ihm freundlich gesinnte Papst verbot den Druck des „Adonis“ im Kirchenstaat.

Nach einigen Monaten war der Dichter überzeugt, dass er in Rom nichts zu erwarten habe; er verliess seinen treuen Freund Crescenzio und ging im Mai 1624 nach Neapel. In Capua schon erwartete ihn Giovan Battista Manso, der Marquis di Villa, an der Spitze des Adels und der Literatur. Giambattista, der vor Jahren nachts heimlich aus seiner Heimat entflohen war, kam als Triumphator zurück; in Frankreich und Spanien galt er als der grösste Dichter, er trug das Cavalierkreuz, und die Welt war von seinem Ruhm erfüllt.

Der Vizekönig, der furchtbare Alba, schickte ihm seine eigne Karosse entgegen. Marino lehnte sich, in kostbarer Kleidung mit goldner Ehrenkette auf der Brust, bequem in den Kissen zurecht, und grüsste wie ein Monarch nach allen Seiten, als sich ein Blumenregen von den Balkons über ihn ergoss und enthusiastische Begrüssungsrufe von den Mauern von S. Elmo widerhallten. Seiner Karosse folgte eine stattliche Wagenreihe, voran schritt ein Jüngling, der eine purpurne Fahne trug, auf der mit goldnen Lettern zu lesen war:

„Dem Cavalier Giovan Battista Marino, dem Meer unvergleichlichen Wissens, blühender Beredsamkeit und tiefer Gelehrsamkeit, der Seele von Poesie und Literatur, dem Ziel aller Federn, dem Stoff aller Tintenfässer; der Fontäne der Gedanken, dem Schatzkasten der Konzeption,

der Fundgrube seltsamer Einfälle, dem glücklichen Phönix der Literaten, dem Wunder der Genies, dem Geliebten der Musen, dem Glanz des Lorbeers, dem Ruhm Neapels, dem Fürsten der Schwäne; dem Dichter, dessen berühmte Feder dem Epos seinen wahren Wert verleiht, der Beredsamkeit ihre natürlichen Farben, den Gedichten ihre wahre Harmonie, der Prosa die vollendetste Kunst; dem Manne, der vergöttert wird von Gelehrten, geehrt von Königen, bewundert von der Welt, den selbst der Hass erhöht, legt diese geringen Verse als Tribut zu Füssen ein schwacher Strom . . ."

Diese Inschrift gestattet einen Blick in die Tiefen der Seele des XVII. Jahrhunderts, die am „virus secentistico" erkrankt war. Signore Faciuti (der schwache Strom) hatte sie erdacht und auf Purpur gestickt; die gesamte Bevölkerung begeisterte sich an den erhabenen Einfällen des Jünglings und rief beim Anblick dieser Albernheiten: „Evviva!"

Marino wohnte in Neapel zuerst bei den Theatinern von S. Silvestro in ihrem schönen Hause dei SS. Apostoli; in Rom hatte er den Ordensgeneral Don Vincenzo Gilberto kennen gelernt, der ihn einlud, bis zur Vollendung seines Palastes am Posilippo, Vergils Grab gegenüber, im Kloster zu wohnen.

Akademien als Zusammenschluss des gesamten geistigen und wissenschaftlichen Lebens waren in Neapel noch üblicher als in Rom; aus Furcht, dass die Bewegung gewissermassen auf die Strasse übergreifen könnte, gestattete die spanische Regierung nur, dass sie sich auf die Vereinigungen vornehmer Männer und Gelehrten vom Fach beschränke. Aus patriotischen Motiven gründeten die Italiener daher soviel Akademien als möglich und versuchten sie auf alle mögliche Weise zu etwas Lebendigem auszugestalten. An erster Stelle stand immer noch die von Francesco Carafa begründete „Accademia degli Infuriati". Neben ihr spielte Mansos Gesellschaft „Oziosi" eine bedeutende Rolle. Dieser Akademie gehörte der Adel an; auch Marino musste ihr beitreten, da Manso der Begründer war.

Die Versammlungen der „Oziosi" fanden im grossen Kapitelsaal von S. Domenico Maggiore statt, während die „Infuriati" ihren Sitz im Chiostro di S. Lorenzo hatten. Unter diesen Akademien herrschte eine starke Rivalität; die „Infuriati", die ältere Vereinigung, fürchteten, von den „Oziosi" überflügelt zu werden. Die Infuriati setzten abscheuliche Sonette auf die neuen Akademiker in Umlauf, auch der Vizekönig scheint die schnelle Entwicklung der Oziosi ungern gesehen und sich

bemüht zu haben, ihnen Steine in den Weg zu legen. Als Marino nach Neapel kam, suchten beide Vereinigungen ihn für Vorlesungen zu gewinnen; der Hass war so weit gediehen, dass der Dichter anonyme Warnungen erhielt, er würde eine Vorlesung in S. Domenico Maggiore mit seinem Leben bezahlen. Die Bravi seien schon gemietet, um ihm aufzulauern.

Trotz dieser Drohungen musste Marino aus Rücksicht auf die vielen ihm von Manso zuteil gewordenen Beweise der Gunst bei den „Oziosi“ auftreten. Diese Vorlesung gestaltete sich fast zu einem öffentlichen Fest; die Akademie ernannte ihn zu ihrem Vorsitzenden, zum „Principe“, Volksmengen versammelten sich bei S. Domenico, und der Adel war so zahlreich vertreten, dass Marino unter den Anwesenden sechzig Fürsten und Marquis gezählt hat. Ihm zu Ehren wurde eine Unzahl von Gedichten und Anagrammen verlesen, dann hielt Giambattista eine so geistreiche, mit originellen Einfällen, Paradoxen und Antithesen gespickte Ansprache, dass die ganze Versammlung von Bewunderung und Begeisterung erfüllt war. Nach diesem glänzenden Empfang hielt Marino jeden Mittwoch in der Accademia Vorlesungen, die „Discorsi Bizzarri“ genannt wurden. Die Herren der Aristokratie überschütteten ihn mit Einladungen, selbst der Vizekönig gab ihm zu Ehren ein Bankett. Diese Ehrungen ermüdeten den Dichter schliesslich so sehr, dass er an eine abermalige Übersiedlung nach Rom dachte, und sogar nicht abgeneigt war, in den „Dienst“ des Kardinals von Savoyen, der ihn sehr schätzte, zu treten.

Marino ahnte nicht, dass in Rom in den Kreisen eifersüchtiger Literaten und unter hohen kirchlichen Würdenträgern, die an der Sinnlichkeit seiner Gedichte Anstoss nahmen, eine ihm sehr feindliche Strömung herrschte. An der Spitze der feindlichen Literaten stand Stigliani, und Kardinal Pio strich als Zensor unbarmherzig die schönsten Stellen des „Adonis“. Erst der zurechtgestutzte „Adonis“ durfte im Kirchenstaat verkauft werden.

Giambattista wurde immer schwächer; er litt an Blasensteinen, und die Freunde empfahlen ihm, sich einer Operation zu unterziehen. Als bester Chirurg in Neapel galt ein Dominikanermönch; seine Kunst erwies sich als unzulänglich; der Dominikaner verwundete den armen Dichter aufs grausamste, Marino bekam ein schweres Fieber und war dem Tode nahe. Manso brachte den Beichtvater Don Andreo Castaldo, dem Giambattista gelobte, keusch zu leben und nichts Weltliches mehr

zu schreiben. Auf Zureden des Beichtvaters beschloss Marino, seine ungedruckten anstössigen Gedichte zu verbrennen; glücklicherweise haben die anwesenden Freunde die Manuskripte vor dem Feuertod gerettet.

Marino hat ein nicht unbedeutendes Vermögen, eine kostbare Bildersammlung und eine grosse Bibliothek hinterlassen. Zu seinen Erben setzte er die Theatiner ein, die ihn treu gepflegt hatten. Am 24. März 1625 starb er, von seinen Freunden sehr betrauert.

Der Körper wurde einbalsamiert; Manso wollte ein grossartiges Begräbnis veranstalten, aber Kardinal Decio Carafa, der derzeitige Bischof von Neapel, weigerte sich energisch, einem Mann wie dem Toten Ehren zu erweisen, die den Heiligen allein gebühren. Er gestattete nur, den Körper nachts in der Theatinerkirche beizusetzen. Manso, die Theatiner und die gesamte neapolitanische Bevölkerung bemühten sich, dieses nächtliche Begräbnis zu einer imposanten Kundgebung für den toten Dichter zu gestalten. Der Adel stellte sich mit brennenden Fackeln ein; eine ungeheure Menschenmenge folgte dem Sarg. Auf dem Katafalk waren die Gestalten der bekanntesten Dichter gemalt: Vergil, Ovid, Dante, Petrarca und Tasso, und Marinos Bücher waren um den Sarg gruppiert. Es gab lateinische und italienische Grabreden, und einer der Redner sprach im Namen aller neun Musen. 500 Fackeln brannten in der Kirche, und die Reimschmiede warfen ganze Stösse von Sonetten auf Marinos Grab.

Die neapolitanische Totenfeier verblasste vor dem Glanz der grossartigen Exequien, die die „Umoristi“ in Rom abhielten. Sie wollten das Gedächtnis des Mannes ehren, der nicht wie Orpheus wilde Tiere bezwungen, sondern die bedeutendsten Geister entzückt hatte. Im grossen Saal der Akademie wurde die Trauerfeier begangen; die Wände waren mit dunkelbraunem Tuch ausgeschlagen, mit verschiedenen Emblemen und einem Porträt des Dichters in vergoldetem Rahmen geschmückt. Marino war sitzend in dichterischer Ekstase dargestellt. Ein Heft mit seinen Gedichten hielt er in der Rechten, auf dem Tisch neben ihm lagen eine Lyra, eine Schalmei und eine Trompete, als Symbole der lyrischen, idyllischen und heroischen Poesie. Francesco Crescenzio, Cavaliere Romano, der Bruder des Kardinals, hatte es gemalt, und das Werk galt als so gelungen, dass man diesen Dilettanten den römischen Apelles nannte. Mit Lob pflegte man nicht zu kargen. Die Liste der Embleme, mit denen der Saal geschmückt war, war sehr lang, genug, Crescenzio tat sein Bestes, um den Glanz der Feier zu steigern. Die vor-

nehmste römische Gesellschaft war vertreten: die Herzöge di Pastrana und d'Alcala, der spanische Gesandte, der Fürst Carlo Colonna, die berühmtesten Prälaten und Cavaliere des päpstlichen Hofes waren gekommen.

Wenige Jahre nach Marinos Tod liess Manso dem Dichter ein bescheidenes Denkmal in seiner Kapelle di S. Angelo a Foro setzen; die Bronzebüste des Verstorbenen stammte von Bartolomeo Viscontini. Die Kapelle wurde später niedergerissen, um Platz für das Oratorium des hl. Filippo Neri zu schaffen, auch die Büste verschwand. Die Theatiner haben dem Dichter viel später eine Gedenktafel auf ihrem Friedhof gesetzt.

## VII.

Marino ist der berühmteste Vertreter des Seicentismo, dieser poetischen Epidemie, die im XVII. Jahrhundert in Europa wütete und in Frankreich „Preziosismus", in Spanien „Gongorismus" und in England „Euphuismus" hiess. Lange schon steckte der Seicentismus in der italienischen Poesie, aber er war wie der Schmetterling in der Larve gefangen und wartete, bis seine Stunde gekommen. Seine Spuren kann man im XV. Jahrhundert bei Polizian und auch gelegentlich bei Ariost entdecken. Wenn der grosse Ferrarese die Schönheit der Rose schildert, scheut er sich nicht zu sagen, dass Himmel, Erde und Sonne dieser Blume huldigen, keine Übertreibung ist ihm zu stark. Die späteren weniger begabten Dichter der Renaissance, wie ein Alunno, bewegten sich im selben Fahrwasser und wählten die seltsamsten und gesuchtesten Metaphern und Bilder. Das XVII. Jahrhundert war wie geschaffen, um diese noch bescheidenen poetischen Blumen zum üppigen Unkraut werden zu lassen, die jeden gesunden Gedanken und jedes schlichte Gefühl überwucherten.

Die Zeit stand im Zeichen der „Bizarria"; wollten die bildenden Künstler um jeden Preis etwas Nochniedagewesenes schaffen, so wollten auch die Dichter durch neue Verse blenden.

Marino, der „Figlio della Sirena", eignete sich besonders dazu, seine Zeitgenossen durch das musikalische Element seiner Gedichte zu erbauen. Mit spielender Leichtigkeit beherrschte er die verschiedensten dichterischen Formen, sein Rhythmus schmeichelte dem Ohr, und die südliche Leidenschaft, die in seinen Worten zittert, teilte sich dem Leser

mit und weckte dessen Sinnlichkeit. Sein Hauptbestreben war zu blenden, das entsprach den Gepflogenheiten des XVII. Jahrhunderts. „Lo stupore“ war das Losungswort der Dichter; wer etwas Ungewohntes sagte, galt als Sieger. Auf welche Weise dies Ziel erreicht wurde, danach wurde nicht gefragt. Marino selbst hält es für die Aufgabe des Dichters, Verwunderung zu erwecken:

E del poeta il fin la meraviglia.

Der Übertreibung in jeder Form wurde gehuldigt; mit Wollust liess man einen Gedanken sich auf verschiedenste Weise spiegeln, ersann die unwahrscheinlichsten Vergleiche und liess der Phantasie die Zügel schiessen. Der Inhalt wurde ein Nebensächliches, er war nur die Leiter, die von Rosen, Winden und Glicynien übersponnen war und unter der Fülle und Farbigkeit der üppigen Pflanzen verschwand.

Die Fabel des berühmten „Adonis“ gleicht einem blumenüberwucherten Netz. Venus in Liebe zu Adonis entbrannt, führt ihn durch fünf Gärten — die fünf Sinne — bis zum apollinischen Quell. Von dort aus fährt sie ihn in einem von Merkur geleiteten Wagen in den Himmel, zeigt ihm die Planeten Merkur und Venus, und nach dieser Spazierfahrt, die den Honigmond des verliebten Paares verschönt, kehrt sie mit dem Jüngling auf Erden in den Liebespalast zurück. Aber der eifersüchtige Mars, der das Geheimnis entdeckt hat, bedroht Adonis' Leben. Als Adonis die Gefahr erkennt, entflieht er. Unterwegs begegnet er der Zauberin Falsirena, die ihn auf die verschiedenste Weise an sich zu fesseln sucht; um der Gleichgültigkeit des Jünglings wirksam zu begegnen, gibt sie ihm einen Liebestrank. Die Arznei hat sie aber schlecht gebraut: der Trank verwandelt Adonis in einen Vogel. Merkur nimmt sich seiner an und gibt ihm seine menschliche Gestalt zurück. Falsirena hört nicht auf, ihn zu verfolgen und kriecht ihm als Schlange nach. Adonis verkleidet sich als Landmädchen, um ihr zu entgehen; nach verschiedenen Abenteuern landet er bei Venus im Liebespalast und spielt mit ihr Schach. Mit Hilfe der göttlichen Geliebten wird er König von Cypern, geniesst die Freuden eines Herrschers und frönt seiner Jagdpassion. Auf einer dieser Jagden, während Venus Cypern fern ist, entbrennt er in Liebe zu einem schönen Jüngling; ein alter Eber, aufgestachelt durch Adonis' Rivalen Mars, fügt ihm mit seinen Hauern eine schwere Seitenwunde zu. Venus kommt nach Cypern zurück, findet den Geliebten schwer verwundet, er stirbt trotz ihrer Pflege in ihren Armen. Diese mythologische Fabel hat Marino mit einer Fülle komi-

scher und ernsthafter Episoden verbrämt, die er der zeitgenössischen Geschichte entnommen hat. Merkur beschreibt die Kriege, die Heinrich IV., Ludwig XIII. und die Fürsten von Savoyen geführt haben, schildert ein Turnier zu Ehren des toten Adonis, an dem die Farnese, Colonna, Orsini, Borghese, Carafa und drei savoyische Herzöge teilgenommen haben und flicht noch verschiedene andere Episoden ein. Sehr amüsant sind seine Bemerkungen über Mars' und Venus' Liebesgeschichte.

Das Gedicht besteht aus 5000 Versen; die südliche Phantasie schwelgt in den seltsamsten Bildern und Vorstellungen, trotzdem Marino ebenso wie Ariost und Tasso sehr viel aus Theokrit, Ovid, Vergil, Catull, Lucan, Claudian und von neueren Dichtern aus Pontano, Tebaldeo, Serafino d'Aquila, Lope de Vega, Ronsard und Tasso geschöpft hat. Marino wollte den Zeitgenossen gefallen und hat dies Ziel durch wechselnden Inhalt, glänzende Beschreibungen und farbige Bilder erreicht. Er war eingebildet genug zu glauben, Tassos „Gerusalemme liberata" weit überflügelt zu haben. Wenn ihm sein Epos auch misslang, so gibt es uns eine Vorstellung vom Geschmack des gebildeten Publikums im XVII. Jahrhundert. Die Dichtung bezeugt den tiefen geistigen Verfall der Barockzeit. Marino, als typischster Repräsentant jener Epoche, hatte eine Menge Nachahmer und wurde der Begründer der poetischen Schule des Marinismus. Ihm am nächsten standen Claudio Achillini und Girolamo Preti, die über die Musik von Giambattistas Versen hinausgehen wollten. Preti hat sich namentlich auf den Kult der Frau eingestellt, und ist zum kühnen Schluss gekommen, mit den Reizen der Frau könne man den Atheismus bekämpfen, denn niemand als Gott allein habe ein so göttliches Wesen schaffen können.

Non è possente
Crear forma divina altre che Dio.

Dieser Marinisten gab es Legionen. Giambattista Mamiani ging in seiner Geschmacklosigkeit so weit, selbst die Tierchen zu besingen, die in den hellen Zöpfen seiner Geliebten nisten:

Ne la selva gentil d' aurato crine
Vidi fere vagar leggiadre e snelle,
E in varie forme unitamente belle
Far del candido sen dolci rapine . . .

Diese Sonette waren nicht etwa ein schmutziger Witz, sondern galten als eine weiblicher Schönheit dargebrachte Huldigung. Solche ge-

schmacklose törichte Seitensprünge beherrschen die ganze Zeit, die widerwärtigsten Dinge wollte man „durch Poesie veredeln". Es fand sich sogar ein Dichter, Alessandro Adimari, der in 50 Sonetten die physischen Gebrechen der Frau preist und behauptet, jedes einzelne habe seinen besonderen Reiz. Adimari bildete keine Ausnahme, Dichtungen zu Ehren kranker Frauen wurden sehr bewundert.

Ein anderer Marinist, Ottavio Rossi da Brescia, behauptet, die ganze Welt stehe in Flammen, wenn die Augen seiner Geliebten glänzen; er fleht sie an, mit ihren Küssen eine Kette zu bilden, die, von den Lippen zum Herzen gehend, ihn mit ihr verbinde.

Bacciami, vita mia, prima ch'io mora . . .
Fabrica de' tuoi baci una catena
Che dalle labbra mie descenda al core
E'l laghi alla tua lingua, alma sirena.

Und zuletzt, da er sein Liebesfeuer nicht anders ausdrücken kann, fordert er die Geliebte auf, ihn in einen Kuss zu verwandeln.

Achillini schildert eine Predigt: der Geistliche stellt Christi Kreuzestod mit einer solchen Wucht dar, dass die Hörer jeden Morgen nach dem Gottesdienst mit dem Tode kämpfen. Oder er behauptet, Michelangelo habe in der Peterskuppel den Marmor beflügelt und den Sturm überwältigt.

Am höchsten unter den Marinisten stand wohl Vicenco da Filicaia, der einige starke Töne in seiner Lyrik anschlägt. Dagegen fehlt seinen religiösen und moralischen Dichtungen jeder Schwung. Dazu gehört eine kühle und schwache, seiner Zeit sehr gepriesene Kanzone auf Jan Sobieskis Sieg vor Wien.

Auf diesen Überschuss pathetischer Empfindungen konnte die Reaktion nicht ausbleiben. Einer der ersten war Salvator Rosa, der in seiner Satire „La poesia" die übertriebenen Metaphern der zeitgenössischen Dichter verspottet; ihm folgten Cesare Orsini, Antonio Abati, Bracciolini und viele andere. Der Kampf zwischen beiden literarischen Lagern entbrannte jedoch erst in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts; damals begannen die „Antimarinisten" aufzutreten und die „Marinisten" zu verspotten, die aus dem Flug des „grossen" Dichters eine lächerliche Parodie gemacht haben.

## ACHTES KAPITEL

# ALESSANDRO TASSONI

### I.

Ein Mensch, der sich im XVII. Jahrhundert von den übrigen unterscheidet, der seinen eignen Weg geht, der, obgleich er Höfling aus Not ist, sich nicht demütigt noch erniedrigt, sondern eine von den übrigen unabhängige Ansicht hat und deutlich die Fehler der Gesellschaft und den sittlichen Verfall des Volkes erkennt — so ist Alessandro Tassoni. „Ich will mich nicht wie ein Holzklotz vom fliessenden Wasser durch eine allgemeine Strömung mitreissen lassen“ war sein Grundsatz.

Tassoni wurde 1565 in Modena als Sohn eines vermögenden Edelmannes geboren; als Kind verlor er seine Eltern und kam in die Hände seiner Vormünder, Notare und Advokaten, die sein Hab und Gut zerstückelten. Er hatte sein ganzes Leben mit Not zu kämpfen und erhielt erst einige Jahre vor seinem Tode ein kleines Erbteil, um in Ruhe sterben zu können.

Aus seiner Jugend war ihm eine gewisse Bitterkeit geblieben, die neben Witz und Ironie das Charakteristische seiner Begabung wurde. Tassoni war ein bekannter Schriftsteller und Dichter. Seine Vormünder hatten ihm nur so viel aus dem väterlichen Vermögen gelassen, dass er die Schulen in Modena besuchen und dann nach Art der Wanderstudenten von einer Universität auf die andere ziehen konnte, von Bologna nach Ferrara, von Ferrara nach Pisa. Als seine Mittel erschöpft waren, ging er in seine Heimatstadt zurück und begann Sonette zu machen, die ihm die Wege zum höfischen Dienst bahnten. Sein Mäzen war Kardinal Ascanio Colonna, der Sohn des bekannten Marcantonio, der sich bei Lepanto mit Ruhm bedeckt hat. Ascanio war ein charakteristischer Typus der degenerierten Aristokratie; schon der Vater, den wir in Brac-

ciano kennen gelernt haben, war für seine seltsamen Einfälle bekannt, sein Sohn ging noch über ihn hinaus. Er war fast als Spanier erzogen; unerhört hochmütig, bildete er sich viel auf seine vornehme Abstammung ein.

Mit Colonna ging Tassoni 1600 nach Spanien; nach drei Jahren war er wieder in Rom; der Kardinal war zum Vizekönig von Sizilien ernannt worden und hatte ihn zu Klemens VIII. geschickt, um dessen Zustimmung zur Übernahme dieser hohen Würde zu erlangen. Tassoni machte dem Papst den besten Eindruck und scheint, ermutigt durch den ihm gewordenen Empfang im Vatikan, den Entschluss gegefasst zu haben, geistlich zu werden, um zu kirchlichen Würden und Pfründen zu gelangen. Vergebens hat er die Soutane angelegt und sich eine Tonsur brennen lassen; eine Anstellung im Vatikan erhielt er nicht. So lebte er als armseliger Literat in der apostolischen Hauptstadt, nahm jedoch in den dortigen Akademien „degli Umoristi" und „dei Lincei" eine hervorragende Stelle ein und wurde sogar Vorsitzender „Principe" der letzteren. Als Karl Emanuel von Savoyen 1613 in Rom war, knüpfte er Beziehungen zu ihm an. Der Herzog ernannte ihn 1618 zum Sekretär der piemontesischen Gesandtschaft in Rom; Tassoni scheint jedoch diese Stelle nicht lange inne gehabt zu haben, da wir ihm am Hofe des Kardinals von Savoyen, Karl Emanuels Sohn, wieder begegnen. Die Briefe, die Tassoni nach Turin richtete, gaben Karl Emanuel einen sehr hohen Begriff von Alessandros politischen Fähigkeiten und von seiner gründlichen Kenntnis spanischer Verhältnisse; er berief ihn deshalb nach Turin als ersten Sekretär seiner diplomatischen Kanzlei.

Damals verfasste Tassoni seine berühmten „Filippiche", offene Briefe an die italienischen Fürsten, in denen er Karl Emanuel I. den einzigen nennt, der die Machthaber der Halbinsel gegen Spanien zusammenzuschliessen imstande sei. Er warnt sie vor Philipp, der Absichten auf Piemont, das Tor der Halbinsel, hat, und geht mit dem spanischen König in einer für damalige Begriffe unerhörten Weise ins Gericht. Er erinnert daran, dass der fast wehrlose Kirchenstaat einem spanischen Überfall nicht gewachsen sei; Neapel sei in den Händen der Spanier, Toskana haben sie von allen Seiten durch ihren Besitz eingeengt, Genua und Mailand seien bereits von ihnen abhängig. Die Herzöge von Parma, Modena und Urbino stehen in spanischem Sold, und Venedig sei, wenn auch frei, Spanien gegenüber machtlos, da es sich der Türken zu erwehren hat.

Diese „Filippiche“ mögen Karl Emanuel gefallen haben, aber sie schädigten seine Position den Spaniern gegenüber, denen er als einzelner Widerstand nicht leisten konnte; infolgedessen entliess der Fürst Tassoni aus seinem Dienst und schickte ihn nach Rom zu seinem Sohn zurück. Aus unbekannten Gründen veruneinigte sich Tassoni mit dem Kardinal, konnte also auch dort nicht bleiben und mietete 1622 ein Haus mit Gärtchen, um seinen Studien und dem Gartenbau zu leben. Ähnlich wie Ariost, zog er Blumen und Gemüse.

Sein Einkommen scheint aber für seine Bedürfnisse nicht gereicht zu haben, auch mag ihm, der ins öffentliche Leben einzugreifen gewohnt war, diese stille Existenz nicht genügt haben. Ebensowenig wie Tasso und viele andere konnte er dem „Hof“ fern leben, trotzdem er sich mit einer Feige in der Hand, als dem einzigen Lohn, den er bei Hof erworben hat, hatte malen lassen.

1626 trat er abermals in den „Dienst“; diesmal beim Kardinal Ludovisi, dem Nepoten des verstorbenen Gregor XV.; bis zum Tode des Kardinals im Jahre 1632 blieb er bei ihm. Tassoni war damals bereits berühmt: Franz I. von Modena wollte nicht, dass der Dichter einen fremden Mäzen verherrliche und übertrug ihm daher das Amt eines „gentiluomo di belle lettere“ mit einem Jahreseinkommen von 300 Skudi.

Tassoni war kein ruhiger Mensch; reizbar, sarkastisch, aggressiv verwickelte er sich in eine unangenehme Intrige. Schon im Dienste des Kardinals von Savoyen hatte man ihn einer Prügelei wegen für zehn Tage aus Rom verbannt; in Modena reizte er die Mönche durch boshafte Sonette so sehr, dass es zu einem Kampf kam, bei dem man sich gegenseitig mit Stockschlägen traktierte. Wir wissen nicht, ob die Mönche oder Alessandro Sieger in diesem Kampf blieben; jedenfalls war dieses Ereignis nicht ohne Einfluss auf seine Gesundheit, er erkrankte, musste das Bett hüten und starb in Modena am 25. April 1635.

Tassoni machte ein sehr originelles Testament: sein Teuerstes, die Seele, übergibt er dem höchsten, unsichtbaren, ewigen Wesen; seinen den Würmern zum Frass bestimmten Körper möchte er verbrennen lassen. Da dies jedoch den Bräuchen der Religion, in der er aufgewachsen sei, widerspricht, bittet er die Nachbarn, ihn nachts in geweihter Erde zu bestatten. Er will nicht, dass das Begräbnis grosse Kosten verursache: ein Geistlicher, ein kleines Kreuz, ein leinener Sack, um den Körper zu bergen, ein „facchino“, der den Sack auf die Schultern

nimmt, genügen. Für die Beerdigungskosten bestimmt er zwölf Dukaten; einem „gewissen Taugenichts“ namens Martio, seinem Sohn, den er mit Lucia Garfagina nach deren Angaben im Marignanotal gezeugt hat, vermacht er 100 Skudi, damit er sich in Schenken herumtreiben könne. Tassoni glaubte nicht ganz, dass Martio wirklich sein Sohn war, er nannte ihn eine „pessima natura“, einen unwürdigen Bastard von furchtbaren Sitten.

Wiederholt hat der Dichter sein Testament gemacht; seine Legate waren seltsam und boshaft zugleich. Monsignore Boschetti, der trotz seiner geringen Fähigkeiten Karriere in der kirchlichen Hierarchie gemacht hat, hat er das Bild einer Fortuna zugedacht, die einen Esel in die Höhe hob; einem Freund, der es trotz seines Verstandes nicht weit im Leben gebracht hat, bestimmte er sein eigenes Bild mit der Feige in der Hand; Forcicoli, einem anderen, vermachte er seine Schriften, unter der Bedingung, dass er sie verbrenne. Die Kapuziner in Modena bedachte er mit einem Fass Wein ohne Fass, da sie den Wein doch schnell austrinken und das Fass nicht brauchen. Seinen Verwandten, die er sein ganzes Leben gehasst hat, hinterliess er nur ein bitteres Sonett. Er wolle sich lieber dem Schutz der Türken und Maranen anvertrauen und bei Bettelmönchen Obdach suchen, als bei seiner Familie.

## II.

Tassonis „Considerazioni sulle rime del Petrarca“, in denen er sich mit grausamem Sarkasmus gegen den Gott der Dichter wendet und ihn „rè dei melici“ nennt, hatten eine grosse Revolution zur Folge. Aber ein wahrhaft revolutionäres Werk waren erst seine „Pensieri diversi“, eines der seltsamsten Bücher, das im Italien des XVII. Jahrhunderts geschrieben wurde. Es sind ziemlich zusammenhanglose Notizen über die verschiedensten Gegenstände: Beobachtungen über Astrologie, Astronomie, Physik, Physiologie, Natur-, Welt-, Kriegsgeschichte, Politik, Poesie, mit einem Wort, über alles, was ihm gerade einfiel. Häufig stellt er Fragen, die man heute belächeln würde und gibt darauf die paradoxesten Antworten, immer aber charakterisiert er das Chaotische der damals herrschenden Anschauungen. Die widersprechendsten Dinge stehen unmittelbar nebeneinander: der Autor stellt z. B. die Frage, weshalb die Sonne trotz ihrer Wärme auf einzelne Gegenstände erkältend wirke und will unverzüglich die „wichtige“ Frage erörtern, wes-

halb warme Biskuits härter seien als kalte. Ein andermal frägt er, wozu Gott Fliegen geschaffen habe, woher es kommt, dass die Tiere keine grünen Pelze und die Frauen keine Bärte haben. Ihn interessiert, weshalb die Krebse rückwärts und nicht vorwärts schreiten, woher die Sitte stammt, dass die jungen Paare in Ferrara im Mai heiraten. Und worauf ist es zurückzuführen, dass kluge Väter so häufig dumme Söhne haben?

Kopernikus' System, das damals alle beschäftigte, befriedigt ihn nicht; zum Beweis, dass der grosse Astronom unrecht habe, bringt er folgendes Beispiel: Wenn wir im Zimmer stehen und durch das Fenster die im Süden strahlende Sonne betrachten, müsste sich nach Kopernikus' Ansicht das Fenster mitsamt der Erde so schnell umdrehen, dass wir die Sonne schon im nächsten Augenblick aus dem Auge verlören, wir sehen sie aber bis zum Untergang. Dass die Erde sich um die Sonne dreht, konnte Tassoni nicht begreifen. Er stemmt sich nicht gegen die neuen Theorien, er ist Freidenker und hält jede Idee für des Nachdenkens wert. Er ist der Ansicht, man müsse vorgehen wie die Alten „filosofare con l' antica liberta"!

Diese Freiheit des Gedankens verteidigt er unablässig und ist ein heftiger Gegner verknöcherter Vorstellungen. Zornig macht er sich über die Peripatetiker her, die Aristoteles auch dann blind folgen würden, wenn er nichts als Lügen verbreitet hätte.

E perchè gli è Aristotele, bisogna
Credergli, ancorchè dica la menzogna.

Man kann sich den Entrüstungssturm vorstellen, den die „Pensieri diversi" bei den Aristotelikern und bei jenen Leuten erweckten, die sich „gleich Austern an die peripatetischen Doktrinen klammerten". Tassoni verteidigte sich mit Sarkasmen, verspottete seine Gegner, die bereit seien, einen gelehrten Heiden zu einem heiligen Christen zu stempeln, die Wunder entdecken, die er begangen, und der Kongregation ein langes Memorial einreichen, indem sie sich alle erdenkliche Mühe geben, um einen grossen Griechen zu kanonisieren. Er wirft den Peripatetikern vor, sich an Aristoteles' Grundsätze nur deshalb zu klammern, weil sie davon leben; würden sie sich nicht mit aller Kraft daran halten, so fehlte es ihnen an Brot, da diese „aristotelischen Tagelöhner" nichts anderes können. Er, Tassoni, bedarf des griechischen Philosophen nicht, da er sich auch ohne ihn in der Welt zurechtfinden kann.

Mit Anschauungen dieser Art konnte Tassoni mit der Inquisition

nicht immer in Frieden leben, trotzdem er ihr, soweit als möglich, aus dem Wege ging. Er tat es den Philosophen des XVI. Jahrhunderts gleich, die wie Pico della Mirandola einen doppelten Glauben hatten, den einen als Untergebene der Kirche, den anderen als Gelehrte. Gelegentlich ging ihm die Geduld aus, wenn die Inquisitoren ihn zu sehr quälten. 1602, als Sekretär des Kardinals Colonna in Valladolid, erfuhr er, man habe ihn in Rom bei der Inquisition verklagt, weil er in Modena einer Dame einen in einen Ölkrug eingeschlossenen Teufel verkauft habe. Das war ihm zuviel; mit der ihm eigenen Ironie schrieb er an den Vertreter der heiligen Inquisition in Modena, der diese Nachricht nach Rom gemeldet hatte, einen überraschend kühnen Brief.

Jeder Verfasser pflegte damals sein Buch, auch wenn es noch so schlecht war, irgendeinem einflussreichen oder vermögenden Mann zu widmen, da dies die einzige Möglichkeit war, einen Nutzen von seinen Schriften zu haben. Tassoni ging stets seinen eigenen Weg; als er seine „Pensieri diversi“ herausgab, wich er von diesem Brauch ab, fühlte sich aber verpflichtet, seine Gründe anzugeben. Er habe niemand, dem er dieses Buch widmen könne, denn „wenn er auch 17 Jahre am römischen Hof gelebt habe, so stehe er bei den dortigen Sternen in so geringem Ansehen, dass er die Hoffnung aufgegeben habe, ihr Glanz würde je das Dunkel erhellen, in dem er lebt“. Übrigens, ist das Buch gut, so wird es auch ohne Widmung einen Protektor finden, taugt es nichts, so hilft ihm keine Dedikation.

Wie ärgerlich er auf Rom war, konnte man nicht aus der Vorrede allein, sondern aus dem ganzen Buch ersehen. Wahrscheinlich hatte er sich um irgendeine Anstellung in der päpstlichen Kanzlei beworben, aber er konnte das Glück nicht erreichen, dass „sein Name an den Wänden dieser Magistratur, wo soviel Esel und Pferde stehen, eingetragen werde“. Er führt das auf seine Geburt im September zurück, in einer ungünstigen Konstellation „während eines grossen Klimakteriums, der schlimmsten Epoche für jene, die damals auf die Welt gekommen. Diesem unglücklichen Schicksal muss ich es zuschreiben, dass ich fast als Säugling Vater, Mutter und Verwandte verloren und dass Prozesse den grössten Teil meines väterlichen Erbes verschlungen haben. Nach vielen schweren Schicksalsschlägen hat mein Fatum mich an den römischen Hof geführt, dort habe ich 17 Jahre gelebt, von tausenden von Schwierigkeiten gequält, trotzdem ich alles aufgeboten habe, um meine Pflichten zu erfüllen. Während andere, Würdige und Unwürdige zu

Geld und Ehren gelangt sind, habe ich allein es nicht nur zu nichts gebracht, sondern auch mein väterliches Erbe verzehrt".

Dieser fatale Einfluss der Sterne auf sein Geschick empört ihn so, dass ihm die ganze Astrologie „bös und schädlich" erscheint und er sie in alle Ewigkeit verdammt.

Tassoni war Aristokrat; er war überzeugt, der wahre Adel vererbe sich nur durch Geburt und hielt die Monarchie für die beste Regierungsform. Das hinderte ihn nicht, die politische Tyrannei zu hassen, und die Freiheit für das höchste Gut zu halten, das der Mensch ausser dem Leben besitzt. In Tassonis Schriften hat sich das patriotische Empfinden, das im XVI. Jahrhundert nur leise anklingt, bereits zu seiner höchsten Macht gesteigert. „Das Vaterland," sagt er, „ist mehr als unsere Mutter, und so wenig man seine Mutter zur Sklavin machen darf trotz der Fehler, die sie begangen hat, so wenig darf man sein eigenes Vaterland in Ketten schmieden, auch wenn man seine Fehler erkennt." Sein politischer Zorn kehrt sich gegen Spanien, das er aus ganzer Seele hasst. Es verletzt ihn namentlich, dass die Fürsten und der Adel Italiens „sich diesen barbarischen afrikanisch-maurischen Sitten unterwerfen, Pensionen, Orden und Titel als Belohnung für ihren Servilismus annehmen". Empört ruft er: „Nur die Italiener unterscheiden sich darin von allen Völkern, selbst von allen Tieren, dass sie ihre Freunde verraten, das Vaterland verraten und mit dem Feind gemeinsame Sache machen." Tassoni hat einen ganz anderen Begriff von der damaligen spanischen Macht als die meisten übrigen Italiener. Er vergleicht Spanien, einem Elephanten, mit der Seele eines Hühnchens, einem Blitz, der blendet, aber nicht tötet, einem Riesen, dessen Arme durch Bindfäden gefesselt sind. Seine Beschreibung der iberischen Halbinsel gleicht der Vorstellung, die er sich vom spanischen Volk gemacht hat. Ironisch erzählt er, Spanien habe rostbraune Erde, die nichts anderes hervorbringt als Rosmarin; es ist flaches Land, und wenn man einen ganzen Tag wandert, stösst man zur Belohnung auf unzugängliche Felsen, die wie ländliche Ansiedlungen wirken, auf bezaubernde Hügel ohne Grashalm und Quelle, auf prächtige Städte, die aus elenden Holz- und Lehmhütten bestehen. Aus diesem Garten der Welt, aus diesem Freudental kommen jene Legionen irrender Ritter, die gewohnt sind, von in der Sonne gebackenem Brot und Zwiebeln zu leben, unter freiem Himmel zu schlafen; sie kommen, um unsere Städte zu beherrschen. Ähnliche Eindrücke hatte ein französischer Reisender,

der sich damals in Spanien aufhielt. Er erzählt, die Spanier seien ein so faules Volk, dass in Madrid niemand den Schmutz vor seiner Tür fortfege; bei Regenwetter wollen die Bauern weder Brot noch Gemüse in die Stadt bringen; Frankreich liefere der spanischen Hauptstadt Korn, trotzdem Kastilien und Andalusien Getreide im Überfluss haben.

Tassoni beklagt, dass die Italiener infolge der herrschenden Uneinigkeit sich von einem so elenden Volk haben unterjochen lassen und preist Karl Emanuel I. von Savoyen, der 1613 für Italiens Unabhängigkeit gekämpft hat. In 43 Stanzen rühmt einer der damaligen Dichter den Herzog; der Beginn dieses Gedichtes war im XVII. Jahrhundert in ganz Italien bekannt:

Carlo, quel generoso invitto core
Da cui spera soccorso Italia oppressa
A che bada? a che tarda? a che più cessa?
Nostre perdite son le tue dimore . . .

Darauf antwortete der Dichter Testi in Karls Namen mit einem sehr bekannten Sonett:

Italia! ah non temer non credo il mondo
Ch' io muova ai danni tuoi l' oste guerriera
Chi disia di sottrarti a grave pondo
Contra te non congiura. Ardisci e spera.

Am Unglück seines Vaterlandes und dem spanischen Joch trug Tassoni so schwer, dass er Kunst und Wissenschaft zu verachten begann, da das Studium nur „ehrgeizige, neidische, boshafte, ungläubige und namentlich furchtsame Menschen erzeugt“; er aber wolle das Volk in gesunde stramme Soldaten verwandeln. „Gänse haben das Kapitol gerettet, aber ich habe nie gelesen, dass irgendein Literat seinem Vaterlande genützt hat!“ Er verspottet die Gelehrten mit langem Bart, die in ihrer Toga als Riesen erscheinen, die Männer mit dem Brustton der Überzeugung, die unter ihrem faltigen Mantel einen elenden Körper, eine runzlige Haut und einen Geist, der keines Aufschwungs fähig ist, verbergen. Noch schlimmer sind die literarischen Frauen, die Liebesintrigen und sinnliche Romane lesen und nur von schamlosen Dingen träumen!

Empört berichtet er von einem römischen Modeherrn, dessen Namen er nicht nennen will. Dieser Jüngling hat seinen Palast eingerichtet und seinen Agenten, einen Portugiesen, aufgefordert, ihm indische Katzen

und verschiedene Papageien zu beschaffen; ausserdem bemüht er sich um einen Literaten, der ihn zu zerstreuen imstande ist.

Seine Verachtung von Literatur und Wissenschaft führt Tassoni auch zu den seltsamsten Entgleisungen. Er verspottet nicht allein Aristophanes, sondern auch Homer, den er den „Arcifanfano dei Rabini" nennt. „Was ist das für ein Dichter," sagt er, „der fortwährend von Essen und Trinken spricht, der zwei Bauernlümmel, Ajax und Hektor, als grosse Männer schildert? Homers Helden vermögen nichts aus eigner Kraft zu tun, hinter ihnen stehen immer die Götter, die sie wie Marionetten in Bewegung setzen. Und was sind das für Schmutzfinken: eigenhändig fegen sie die Diele und schlachten Tiere wie die Fleischerknechte!"

Überhaupt will Tassoni nichts von den Griechen wissen; diese Alten erscheinen ihm als Meister der „Sophisterei" und Lüge; in Athen und Sparta war viel von Tugend die Rede, aber in Wahrheit gab es nur wenig anständige Menschen, und so mag das felsige, arme Griechenland einen besseren und grossartigeren Eindruck machen, als es verdient. Anders hat das alte Italien ausgesehen: die alten Römer waren sparsam in Worten und gross im Tun; solange Rom Republik war, standen sie viel höher als die vielgepriesenen Griechen.

Tassonis „Pensieri diversi" hatten einen grossen Einfluss auf die italienische Gesellschaft des XVII. Jahrhunderts. Sie haben Aristoteles' Verehrer lächerlich gemacht, ihren Einfluss untergraben und nicht wenig dazu beigetragen, die Geister aufzuklären und dem wissenschaftlichen Fortschritt einen Weg zu bahnen. Galilei hat Tassoni in den Schatten gerückt; wenn wir jedoch schärfer sehen, so erkennen wir, dass Alessandro in der Geschichte des Geistes eine grosse Rolle gespielt hat.

## III.

Erst Tassonis heroisch-komisches Gedicht „La secchia rapita" hat Italien begeistert und den Ruhm des Dichters im gesamten literarischen Europa begründet. Boileau konnte sagen, Tassoni

„. . . . par le traits hardis d'un bizarre pinceau
mit l'Italie en feu pour la perte d'un seau."

Ariosts und Tassos Zeiten waren vorüber, die Voraussetzungen für ein ritterliches Epos fehlten; wo waren die Ritter, die sich für eine erträumte Frau den grössten Gefahren aussetzten und die Welt zum Preise der Geliebten durchquerten? Der heisse Glaube, der Tausende und Aber-

tausende angefeuert hat, im Osten um das Grab des Erlösers zu kämpfen, fehlte. Der Feudalismus war verschwunden, die Gesellschaft war prosaisch geworden, mehr auf Reichtum bedacht als auf Ideale. Die Bevölkerung vermehrte sich, die Wege wurden besser und niemand glaubte an verzauberte Schlösser und Wälder, in denen verwunschene Gestalten irren. Die Phantasie folgte kühnen Seefahrern über den Ozean, die neue, aber wirklich bestehende und nicht erdachte Welten entdeckten und Gold und Schätze auf ihren Schiffen mitbrachten. Kühle kritische Forschung bahnte alle Wege; an Stelle scholastischer Dogmatik herrschte die Philosophie, an Stelle phantastischer Erzählungen schrieben Macchiavell und Guicciardini Geschichte. Dazu zerstreute die Reformation viele mittelalterliche Vorstellungen, die Geister wurden nüchterner.

Die Gesellschaft weist die aus Granit gehauenen Gestalten eines Homer zurück; die Ohren verzärtelter Herren und parfümierter Damen verlangen den Reiz „stark gepfefferter Witze“. Diesen Forderungen hat Marino sich vielleicht zu sehr angepasst; auch Tassoni erkannte, dass die Zeiten sich geändert hatten, aber selbständiger schrieb er ein Gedicht, das er für ein ganz neues poetisches Erzeugnis hielt. Das Gedicht entstand aus Schmerz um das erniedrigte Vaterland, aus Zorn über die Uneinigkeit der italienischen Herrscher, die, anstatt sich angesichts der spanischen Gefahr zu gemeinsamem Schutz zu vereinigen, auf Titel und Auszeichnungen Jagd machten; auch persönliche Kränkung sprach mit. Sarkasmus und Ironie führten Tassonis Feder; aus alten Motiven und neuen Empfindungen entstand ein episch-satirisches Gedicht, das den Kampf zwischen den klassischen Traditionen der Renaissance und der nüchternen Auffassung der Philosophie des XVII. Jahrhunderts aufs glänzendste schildert. Tassoni durfte mit Recht die Form seines Gedichtes für neu und von ihm erdacht halten und sein Werk „un poema di nuova spezie“ nennen. Zwischen Cervantes' „Don Quixote“ und Tassonis Werk besteht nur wenig Gemeinsames. Cervantes versucht das rührend Lächerliche eines unzeitgemässen Rittertums in Don Quixotes edler Gestalt zu schildern, während Tassoni persönliche Ziele verfolgt. Sein Conte di Culagna, eine der amüsantesten Figuren der Dichtung, ist das Ebenbild des Grafen Paolo Brusantini, gegen den der Verfasser wegen einer boshaften Kritik seiner Werke persönlichen Groll nährte. Tassoni nannte seinen Culagna Don Quixotes Neffen, aber der Vergleich stimmt nicht, denn in den Adern des spanischen Ritters kreist edleres Blut als im Herzen des feigen Italieners.

Der Dichter holt sich zwar nach Art der Renaissance-Schriftsteller gelegentlich die Götter vom Olymp, aber nur, um die Verfasser des Ritterepos zu verspotten, deren Zahl nach Tassos Tod sehr gestiegen war. All diese Dichter haben die antike Mythologie missbraucht, daher verhöhnt sie der Verfasser der „Secchia“ unbarmherzig und wandelt ihre Götter zu Karikaturen.

Der Inhalt des Gedichtes ist kurz folgender: Die Bolognesen, unruhige, kampfeslustige Nachbarn, haben, in der Hoffnung auf Beute, Modena nachts überfallen. Die überraschten Bewohner Modenas läuten Sturm. Der eine ergreift einen Pantoffel, ein zweiter einen Stiefel, ein dritter das Hemd seiner Frau an Stelle seines eigenen, ein vierter stülpt eine Bratpfanne als Helm auf den Kopf, und so ziehen sie dem Feind entgegen. Nur dem einen, dem Podesta oder Potta, wie er der Kürze wegen genannt wird, gelingt es trotz der Hast, rote Strümpfe und Pantoffel anzuziehen und sich, mit der Fahne der Stadt in der Hand, an die Spitze der nächtlichen Expedition zu stellen. Auch hundert Jungfrauen legen den Panzer an und ziehen aus, um den Feind zurückzuschlagen. Die Bolognesen ergreifen die Flucht, ohne Widerstand zu leisten, und machen erst in den Mauern ihrer Vaterstadt halt; die tapferen Modenesen nehmen einen neuen Eimer als Siegestrophäe mit, nachdem sie ihren Durst vor einem bolognesischen Brunnen gestillt haben. Diesen Beweis, dass das siegreiche Modena bis in Bolognas Mauern eingedrungen ist, empfinden die Bolognesen als schwere Demütigung. Infolgedessen entsenden sie zwei ihrer angesehensten Bürger nach Modena und bitten um Wiedergabe des Eimers; im Notfalle sind sie bereit, ihn gegen ein Stück bolognesischen Landes einzulösen. Aber Modena, stolz auf seinen Sieg, will den Eimer nicht hergeben; unverrichteter Sache kehrt die Gesandtschaft nach Bologna zurück, und zwischen beiden Städten entbrennt jetzt ein leidenschaftlicher Kampf um den Eimer. Dieser Kampf setzt den ganzen Olymp in Bewegung, Apoll und Minerva stehen auf Seite der Bolognesen, Mars, Venus und Bacchus halten es mit Modena und Enzio, Friedrichs II. Sohn (der ganze Vorgang spielt unter den Hohenstaufen) kommt der Stadt zu Hilfe.

Das wechselnde Kriegsglück ist bald Modena, dann wieder Bologna hold. Im Hauptkampf werden die Modenesen geschlagen und müssen die Flucht ergreifen, trotzdem Bacchus als Riese in ihren Reihen gekämpft hat. Aus Leibeskräften jagt der Graf di Culagna nach Modena, um die Hiobspost zu bringen. Zum Übermass des Unglücks ist auch

Enzio in Gefangenschaft geraten. Die ganze Stadt ist in Aufregung; nur die kühne Ranoppia verliert den Mut nicht, sie ruft Modenas Amazonen zusammen, stellt sich an ihre Spitze, rückt gegen den Feind aus und zwingt ihn zur schändlichen Flucht.

Es folgen Verhandlungen und ein zehntägiger Waffenstillstand; während Modena auf die Beschlüsse des Bolognesischen Ratsherrn wartet, erscheint eine Barke auf dem Fluss, an dessen Ufern beide Heere ihre Lager aufgeschlagen haben; ihr entsteigen zwei Herolde, die alle Ritter, die sich „Kavaliere" nennen, zum Kampf auffordern; sie wollen den Beweis ihres Mutes erbringen, um das Herz der Tapferen zu gewinnen. Etwa zwanzig nehmen die Herausforderung an, aber der Gegner ist stärker und geschickter und wirft alle bis auf einen aus dem Sattel. Dieser siegt, indem er den unbekannten Ritter zu Boden wirft. Der Sieger ist der Graf Culagna; zum Lohn seiner Tapferkeit erhält er ein kostbares Schwert und das Versprechen auf die Hand der schönen Ranoppia. Aber Culagna ist verheiratet; um Ranoppia zu besitzen, muss er seine Gattin vergiften oder ermorden. Seine Absicht anvertraut er dem Römer Titta, ohne zu ahnen, dass dieser ein Verhältnis mit seiner Gattin hat. Der Römer warnt die Gräfin, die auf der Hut ist; als sie merkt, dass Culagna ein weisses Pulver in ihre Minestra schüttet, vertauscht sie die Teller schnell und serviert ihm die vergiftete Suppe. Culagna windet sich in Schmerzen, er glaubt, seine letzte Stunde sei gekommen, gesteht seiner Frau die verbrecherische Absicht — um am nächsten Tage gesund aufzustehen, da die Dosis zu gering war. Da Culagna am Leben bleibt, flüchtet die Gräfin verkleidet in Tittas Lager. Culagna sucht die Ungetreue und erkennt sie nicht, trotzdem er ihr bei Titta begegnet; die Freunde zwingen ihn jedoch, die Schmach zu rächen und den Römer zum Zweikampf zu fordern. Die Gegner stehen einander gegenüber: Titta, ein ruhmsüchtiger Blagueur, von nur einem Schildknappen bekleidet, Culagna auf einem prachtvollen Streitross, von 50 Rittern umgeben. In seiner Begleitung sind Ranoppia in glänzendem Helm auf irischem Schimmel und sein Diener, „der unerschrockene Zanino" auf einem Esel mit einem Regenschirm und einem Nachttopf. Beim ersten Waffengang scheint Culagna tödlich getroffen; Titta verkündet, dass er den Gegner getötet habe, aber bald zeigt sich, dass Culagna aus Furcht umgefallen sei, und das angeblich aus seiner Wunde rinnende Blut nichts anderes ist als ein rotes Band. Als Titta erfährt, dass der Gegner unversehrt geblieben ist, fürchtet er Roms

Spott, er geht vor Culagnas Fenster und fordert ihn mit höhnischen Worten heraus, um den Feigling zu zwingen, sich noch einmal mit ihm zu messen. Schliesslich erscheint Culagna im Tor, tut verwegen, aber die Freunde trennen die Kämpfenden, die ihre Betten wieder aufsuchen.

Nach beendetem Waffenstillstand kommt es noch einmal zur Schlacht: die Bolognesen werden besiegt. Der päpstliche Legat vermittelt im brudermörderischen Kampf, die feindlichen Städte versöhnen sich, Modena behält den Eimer als Eigentum zurück und Bologna führt Enzio ins Gefängnis.

Tassoni hat einige historische Geschehnisse, die sich zu den verschiedensten Zeiten abgespielt haben, zu einem Ganzen vereinigt, gleichzeitig der jüngsten Vergangenheit einiges entnommen und lebende Menschen in sein Gedicht hineinverflochten. 1325 war der Raub eines Eimers tatsächlich ein Streitobjekt zwischen Bologna und Modena; die Schlacht bei Fossalta, die der Dichter schildert, haben die beiden Städte ein Jahrhundert eher gekämpft. Anachronismen bilden eine der humoristischen Seiten der Dichtung; die Erzählung gewinnt an Komik, wenn ernsthaften Gestalten, narrenhafte Fratzen und lächerliche Vorkommnisse gegenübergestellt werden. Den Missbrauch, den die Dichter des XVI. und XVII. Jahrhunderts mit den antiken Göttern getrieben haben, verspottet Tassoni aufs gründlichste. Apoll, der Fürst auf Delos, kommt zur Götterversammlung in einem Wägelchen, dem sechs iberische Rappen vorgespannt sind; er trägt einen roten Mantel und den spanischen Orden des goldnen Vliesses um den Hals. Pallas, auf einer englischen Stute, trägt ein halb griechisches, halb spanisches Kostüm. Venus, die auf ihre Bequemlichkeiten nicht verzichten will, hat Koch, Kellermeister, den Hauslehrer ihres Sohnes und viele Diener mitgenommen, die in einem besonderen Wagen folgen, und der arme, alte, hässliche Saturn ist verschnupft und hat eine rote Nase. Diana fehlt bei der Versammlung, da sie seit Morgengrauen an der Grenze von Toskana Wäsche wäscht und erst gegen Abend zurück sein wird. Ihre Mutter ist, mit dem Strickzeug bewaffnet, in den Olymp gekommen, um die Tochter zu entschuldigen. Auch Juno fehlt, da sie ihr Haar gewaschen hat, und die Parzen backen Brot und haben im Hause viel zu tun. Jupiter rechnet es sich zur Ehre an, seinen Kopf mit den Monden, die Galilei eben entdeckt hat, zu vergolden und schreitet mit Würde einher, aber der ihm vorangehende Kapitän der Garde ist so betrunken, als wenn er zu den Schweizern des Vatikans gehören würde.

Jupiter folgt Merkur mit Hut und Brille seines Herrn und einem

Säckchen, in das er die Suppliken und Petitionen der Menschen unterwegs einsammelt. Diese Bittschriften versieht Jupiter mit seiner Unterschrift oder wirft sie in den Abgrund des Vergessens zur Freude der Ratten.

Die Verfasser Offenbachscher Libretti müssen Tassonis Dichtung gekannt haben, da sie im Verspotten des Olymps seinen Spuren folgen. Dieser Spott war im XVII. Jahrhundert an der Tagesordnung; das Barock hat sich am Olymp für seine vielhundertjährige Herrschaft gerächt. In Francesco Bracciolinis „Scherno degli Dei", in dem Venus' Liebe zu Mars und einem jungen Hirten, Anchises, geschildert wird, sind die griechischen Götter am grausamsten verhöhnt worden. Mit diesem Epos ist die Herrschaft der Götter zu Ende; die armen Teufel fallen auf die Erde, hier rüsten die Menschen zum Kampf gegen sie, an der Spitze der Irdischen steht der Erzschelm Taccone, Bacchus' Milchbruder. Taccone lässt, um sich den Sieg zu sichern, von seinen Soldaten tausend grosse Makkaronischüsseln bereiten; so hat die Geschichte einen wahrhaft italienischen Schluss.

„Der geraubte Eimer" hatte einen ausserordentlichen Erfolg. 1615 war die Dichtung fertig; ehe sie im Druck erschien, war sie durch Abschriften in ganz Italien bekannt. 1617 und 1618 fügte der Dichter zu den bereits verhandenen zehn zwei neue Gesänge hinzu, die in der Hauptsache Culagna gewidmet waren; die kleinen Bosheiten, die den verschiedensten Gestalten angehängt waren, beleidigten nicht, man hielt es vielmehr für eine Ehre, seine Familie in der „Secchia" erwähnt zu finden. Ein Paduaner, der seinen Namen vermisste, forderte aus Rache den Inquisitor auf, den Druck zu inhibieren, „da das Buch nur die Kirche und den Papst verspotte". Der Inquisitor in Padua folgte dieser Aufforderung: der Herausgeber, der den Druck bereits begonnen hatte, wurde ins Gefängnis geworfen und Tassoni musste nach einem sanfteren Kirchenfürsten suchen. Es gelang ihm jedoch weder in Vicenza noch in Modena zum Ziel zu kommen, erst in Rom unter Urban VIII. konnte das Werk erscheinen. Die römische Inquisition empfahl, einige Änderungen im Text vorzunehmen, und Tassoni benützte die Gelegenheit, um die Namen einiger Familien anzubringen, die beleidigt waren, weil der Dichter ihrer vergessen hatte. Das Buch erzielte im Verlauf weniger Jahrzehnte über 20 Auflagen in Italien und wurde ins Französische und Englische übersetzt. Es hat auch auf fremde Dichter gewirkt: in Boileaus „Lutrin" und Popes „Rape of the Lock" sind Tassonis Spuren unverkennbar.

NEUNTES KAPITEL

# LA BELL' ADRIANA

## I.

Im Jahre 1639 schickte Kardinal Richelieu seinen beliebten Geiger André Maugars nach Rom, um Sänger und Sängerinnen für Paris ausfindig zu machen.

Maugars schildert dem Kardinal seine künstlerischen Eindrücke; am eingehendsten beschreibt er seinen Besuch im Hause Baroni, Italiens grösstem Theaterstar. Adriana Baroni gab ihm zu Ehren ein Konzert. Sie sang und spielte auf der Leier, ihre Schwester Harfe, und die Tochter, die damals schon berühmte Leonora, Theorbe. Das Konzert dieser drei Frauen begeisterte den Pariser Geiger in einem solchen Masse, dass er „seiner irdischen Kondition vergass und sich unter die Engel versetzt glaubte".

In diesem Terzett mag Leonora den Engeln am meisten geglichen haben; Adriana war, trotzdem sie immer noch „la Bella" hiess, 50 Jahre alt, hatte sechs oder sieben Kinder geboren, der eine ihrer Söhne war bereits verheiratet, und so konnte sie wohl kaum noch als schön gelten. Wir können überhaupt nicht ganz begreifen, wie sie zu diesem Beinamen gekommen ist; das einzige Porträt, das auf uns gekommen ist, ein Holzschnitt von Niccolo Perreta, spricht nicht für ihre Reize; es zeigt ein rundes, unliebenswürdiges Gesicht mit zu hoher Stirn. Nach Aussage der Zeitgenossen müssen wir jedoch glauben, dass sie ganz gut ausgesehen hat. Vielleicht hat es nie eine Sängerin gegeben, die in soviel Sonetten, Madrigalen, Briefen und Liedern gefeiert wurde. Kardinäle, regierende Fürsten, spanische Gouverneure, Benidiktineräbte, Dichter von Beruf und Gelegenheitsdichterlinge bemühten sich, etwas Neues über ihre Stimme, ihre Augen, ihre weissen Hände, ihre Tugend,

ihre Liebenswürdigkeit und Anmut zu sagen. Es gab keine berühmte Persönlichkeit in Italien, die sich nicht mit Adriana beschäftigt hatte. Jahre hindurch hat sie die Herzen der Halbinsel unumschränkt beherrscht; ihr Einfluss reichte sogar bis in den Norden; auch Ladislaus IV. von Polen erlag ihren Reizen. Ihr Leben ist interessant genug, um so mehr, als Adriana eine typische Vertreterin jener „Virtuose" war, die im XVII. Jahrhundert eine grosse Rolle gespielt haben.

Jung heiratete Adriana Muzio Baroni, der seinen Stammbaum bis zu den Baronen des Königs von Aragon glaubte zurückführen zu können. Die Ehe hinderte sie nicht, ihrem Beruf nachzugehen; ihre Stimme entzückte alle neapolitanischen Magnaten, die Fürsten di Sant-Elia, di Cerce, d'Aragona, Laurenzana, Carafa, und drang bis zum jungen neapolitanischen Dichter Marino. Von allen Seiten regnete es Gedichte ihr zu Ehren. Fra Tommaso Stigliani nannte Adriana eine Sonne, in die man nicht hineinsehen kann, da ihr Glanz blendet. Ein anderer Dichter klagt, früher seien die Augen das Tor gewesen, durch das Amor in die Herzen drang; seitdem Adriana aufgetaucht ist, schleicht sich der Liebesgott durch die Ohren ein. Ein dritter preist das Jahrhundert glücklich, in dem man die göttliche Sirene hören und bewundern kann.

Felice il secol nostro a cui conviene
Mirare, udire et riverire in terra
Una de le celesti alma sirene.

Selbst der seiner Zeit in Italien bekannte Barbier des Fürsten d' Avellino, Bergazzano, richtete ein Sonett und ein Madrigal an sie.

Trotz dieser Gedichte hatte Muzio Baroni keinen Anlass zur Eifersucht; das betonen alle Verehrer der Sängerin gelegentlich mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns. Sie wurde „Miracol d' onestate, Chi la mira l' ammira" genannt. Die Sängerin scheint jedoch mehr als der Gedichte, die ihre Schönheit, Tugend und Stimme priesen, des Goldes zum Unterhalt ihrer Familie bedurft zu haben.

Eine Gelegenheit fand sich, um diesen Wunsch zu erfüllen. Vincenzo Gonzaga in Mantua war einer der grössten Musik- und Theaterliebhaber und suchte nach einer Sängerin. Vincenzo, 1562 geboren, war 46 Jahre alt, als er Adriana zum erstenmal hörte. Er war ein grosser stattlicher Mann mit blondem Haar und frischem Gesicht. Er war auch ein grosser Jagdliebhaber; als er 1584 in Florenz war und auf seine Trauung mit Eleonora, der Tochter Francescos I. de' Medici und der Bianca Capello wartete, schoss er aus Langweile nach den marmornen



MATTEO ROSELLI
Una dama al clavicembalo
*Florenz Marchese Ginori Lisci*





RUBENS

Herzog Wilhelm Gonzaga, Vincenzo Gonzaga, Eleonora d'Austria und Eleonora de'Medici

*Mantua Akademie*



Gesimsen auf den Türmen. In der Musik war er für den Gleichklang von Stimme und Schönheit, und gelegentlich interessierte ihn eine schöne Sängerin mehr als Monteverdis Melodrama. Von seinem musikalischen Harem war viel die Rede; aber diese Institution hat zur Entwicklung der Musik in Italien nicht wenig beigetragen. Über das Engagement der Caterinuccia Martinelli, einer dreizehnjährigen Sängerin, hat man sich in Rom viel den Mund zerbrochen. Gonzaga hatte von der schönen Stimme des Mädchens und von ihren Reizen gehört, es war ihm jedoch mehr um die letzteren als um die musikalische Ausbildung der Sängerin zu tun. Er befahl seinem Agenten, einen Kontrakt mit den Eltern der Caterinuccia abzuschliessen, unter der Bedingung, dass sich ein Arzt und eine erfahrene Frau für den jungfräulichen Zustand des Mädchens verbürgten. Es gab eine so ausführliche umfangreiche Korrespondenz zwischen Mantua und Rom über diese Angelegenheit, als wenn es sich zum mindesten um die Erwerbung einer Statue Michelangelos gehandelt hätte. Die eingesetzte Kommission überzeugte sich, dass Caterinuccia Gonzagas Bedingungen vollkommen erfülle; die junge Künstlerin kam nach Mantua und erfreute sich der besonderen Gunst des Herzogs. Abgesehen von ihren vielen anderen Vorzügen, war sie eine ausgezeichnete Sängerin, namentlich gefiel sie in Giuseppe Cencis Komposition „Ave maris stella".

Im Karneval des Jahres 1607/08 sollte sie in Rinuccinis Melodrama „Arianna", mit Rezitativen von Peri und Arien, die Monteverdi komponiert hatte, auftreten. Der Herzog freute sich auf diese Vorstellung, da Caterinuccia ihre Partitur glänzend sang. Aber am Tage der Vorstellung verbreitete sich die Nachricht in Mantua, die junge Künstlerin sei plötzlich gestorben. Ihr Tod blieb ein Rätsel, wahrscheinlich hat eine ihrer Rivalinnen die schöne Römerin vergiftet. Man verdächtigte Madame Europa, die mantuaner Sängerin, aber es liess sich nichts Bestimmtes beweisen. Der Herzog hat die Untersuchung wohl niedergeschlagen, aus Furcht, es könnten dabei verschiedene, ihm fatale Umstände zutage kommen.

Er liess Caterinuccia ein Denkmal in der Karmeliterkirche errichten, und die Nonnen mussten jeden Sonn- und Feiertag Messen für ihre Seele beten. Im XVIII. Jahrhundert wurden die Kirche und das Denkmal abgetragen, und damit erlosch auch die Verpflichtung des Messelesens.

Vincenzo tröstete sich bald; das Theater, das 6000 Menschen fasste,

konnte nicht leer stehen, er brauchte eine Primadonna. Adrianens Ruhm war bis nach Mantua gedrungen, vielleicht hatte man dem Herzog auch von ihren Reizen erzählt; Gonzaga hatte als leidenschaftlicher Bewunderer des schönen Geschlechts eine geheime Galerie von Frauenschönheiten in seinem Palast gegründet. Die Neapolitanerinnen scheinen ohne weiteres bereit gewesen zu sein, sich für den Herzog von Mantua porträtieren zu lassen; ob diese Bilder auch künstlerischen Wert hatten, bleibe dahingestellt; der Agent des Herzogs, dem es oblag, die Porträts zu verschaffen, entschuldigt sich einmal, er habe keinen „bessern" Maler finden können. Unter diesen berühmten Schönen befand sich wohl auch das Porträt der Adriana Baroni, denn ungefähr um die gleiche Zeit hat Vincenzo Paolo Facone den Sänger des päpstlichen Orchesters gebeten, Unterhandlungen mit Adriana für Mantua anzuknüpfen. Aber es ging hier nicht so leicht wie mit Caterinuccia; Adriana, die ihrem Gatten treu war, dachte gar nicht daran, sich in den Harem des Duca zu begeben. Andererseits bedurfte sie ein sicheres Einkommen, und so war die Reise nach Mantua schon verlockend genug. Nach langen Unterhandlungen einigte man sich dahin, dass Adriana auf eine schriftliche Aufforderung der Herzogin kommen würde. Vermittler bei diesen höchst moralischen Unterhandlungen, an denen es Baroni mehr gelegen zu haben scheint, als seiner Gattin, waren zwei Mönche: Padre Carbonelli, ein Verwandter der Baroni, und der Jesuit Ottavio Gentili. Die Herzogin war mit dem Kommen der Sängerin einverstanden, und der eifersüchtige Ehemann gab sich zufrieden. Auch Adriana war der Überzeugung, dass ihrer in Mantua keine Gefahren warteten, und rüstete zur Reise. Da setzten neue Schwierigkeiten ein: der Vizekönig und die neapolitanische Aristokratie protestierten gegen die Abreise der Sängerin; aber auch diese Hindernisse wurden glücklich beseitigt.

Am 23. Mai 1610 verliess Adriana Neapel, begleitet von ihrem Gatten, ihren Brüdern Lelio, Francesco und ihrer Schwester Margherita. Sie machten erst in Rom Station und wurden dort von Gonzagas Sohn, Ferdinando, mit offenen Armen empfangen. Als Zwanzigjähriger zum Kardinal ernannt (1607), schrieb Ferdinando voll jugendlicher Phantasie Gedichte, komponierte und war in Rom seiner Scherze und Histörchen wegen berühmt. Die Spanier hasste er so leidenschaftlich, dass er gelegentlich nachts verkleidet durch die Strassen ging; wenn er einen Hidalgo erblickte, so bearbeitete er ihn mit dem Stock und verschwand, ehe der Fremde sich besonnen hatte. Adriana wollte sich nur drei Tage

in Rom aufhalten, aber der Kardinal genoss die Gesellschaft der Neapolitaner so sehr, dass er gar nicht daran dachte, sie fortzulassen. Er schrieb dem Vater begeistert über Adrianens Gesang und Spiel und fügte hinzu, sie sei von der Reise sehr mitgenommen, da sie Neapel zum erstenmal verlassen habe.

Infolge dieser angeblichen Müdigkeit hielt der Kardinal Adriana so lange als möglich in Rom zurück; zum Abschied schrieb er ein begeistertes Madrigal. Dem Vater berichtet er, die Neapolitanerin habe sich in Rom mit unsterblichem Ruhme bedeckt, sie sei „die erste Frau der Welt infolge ihres Gesanges und ihrer Bescheidenheit und Ehrbarkeit". Ob Vincenzo Gonzaga über dieses Lob sehr beglückt war, ist zum mindesten fraglich.

Adrianens Reise nach Mantua glich einem Triumphzug. Ihre erste Station nach Rom war Bracciano; Virginio Orsini, der Schlossherr, zählte sich gleichfalls zu den Dichtern. Aber Adriana dachte in Bracciano an nichts anderes, als an den Kardinal Ferdinando. Da er ein häufiger Gast in Bracciano war, liess sie sich das Zimmer zeigen, das er zu bewohnen pflegte und äusserte den Wunsch, in seinem Bett zu schlafen, „um der Vorzüge teilhaftig zu werden, durch die er sich auszeichnete".

Florenz war die nächste Station. Die Neapolitanerin war auf die Stadt der Medici, die für ihre Musik und ihre Sängerinnen berühmt war, besonders neugierig. Die bekanntesten Sängerinnen waren damals Vittoria Archilei, eine gebildete Frau, und die hochmütige, eingebildete Francesca Caccini, die nicht nur italienische, sondern auch lateinische Gedichte machte und die Musik zum Ballett „La Liberazione di Ruggiero dall' isola d' Alcina" verfasst hatte. Als Ladislaus IV., damals noch Kronprinz, im Februar 1625 aus Rom zurückkam, wurde jenes Ballett ihm zu Ehren aufgeführt. Die Vorstellung fand in Poggio Imperiale statt, in der Villa der Grossherzogin von Toskana, die eine österreichische Erzherzogin war. Das Libretto hatte Ferdinando Saracinelli aus Volterra verfasst*).

Während Adrianens Aufenthalt in Florenz hielt die Caccini sich vollkommen im Hintergrund. Sie wollte die Rivalin weder sehen noch hören und war über den Erfolg der Neapolitanerin empört. Als Adriana fortging, nannte der Conte Fontanella sie in einem Epigramm die zehnte der Musen, die vierte der Grazien, die erste der Frauen, ein Wunder-

*) Es erschien 1625 bei Pietro Cecconcelli zu Florenz.

werk der Natur, eine Zierde der Kunst, den Inbegriff der Ehre, den Sitz aller Tugenden und die Göttin der Schönheit. Darüber musste die Caccini lachen, denn sie wusste nun, wieviel schönere Frauen in Florenz zu finden waren.

## II.

Am 23. Juni 1610 kam Adriana mit ihrem Gefolge nach Mantua; um gleich zu Beginn einen Beweis ihrer Tugend zu erbringen, fuhr sie, ohne sich von den Strapazen der Reise zu erholen, zur Herzogin, die in Porto auf dem Lande war. Dort traf sie Monteverdi; die berühmteste Sängerin und der grösste Musiker des XVII. Jahrhunderts scheinen einander dort zum erstenmal begegnet zu sein.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Mantua schilderte Adriana dem Kardinal ihre Eindrücke; von Ferdinando kam eine zärtliche Antwort und ein Kistchen mit wohlschmeckenden Konfitüren. In diesem ersten Brief erwähnt sie, Land und Stadt gefielen ihr gut, aber Neapel sei schöner. Niemand hatte wohl bis dahin Mantua mit Neapel auch nur verglichen. Aber Adriana, der der Kardinal soeben Edelsteine und eine Arie „Care pupille amate", die ihr sehr gut gefiel, geschickt hatte, wollte ihm eine Artigkeit sagen. Von Kardinal Borghese, der ihr keinen zu starken Eindruck in Rom gemacht hat, scheint sie Edelsteine nicht erwartet zu haben, sie bat ihn um einen Splitter vom heiligen Kreuz, den er ihr beim Abschied versprochen hatte.

So war gleichzeitig von Schmuck, Liebesarien und Reliquien die Rede.

Jeden Freitag gab es Konzert bei Hofe; natürlich erntete Adriana, die häufig Madrigale vom Kardinal Gonzaga und eine Kanzone des Dichters Chiabrera sang, den grössten Beifall. Da die Herzogin Eleonora im Juni schwer erkrankte und die Sängerin der Geburt eines Kindes entgegensah, trat eine längere Konzertpause in Mantua ein. Der Kardinal versuchte, Adriana in seinen Briefen zu bestimmen, den August in Neapel zu verleben, auch er wollte hinkommen; die Umstände haben jedoch diese weite Reise verhindert, und so fuhr Adriana mit ihrer ganzen Familie in das nahegelegene Mailand.

Dort wurde sie zwar weniger gefeiert, aber es gefiel ihr in Mailand so gut, dass Gonzaga sie an ihre Rückkehr nach Mantua erinnern musste.

Die Herzogin Eleonora de' Medici war in der Zwischenzeit am 8. September 1611 gestorben.

Die Trauer des Duca Vincenzo dauerte nicht allzu lange. Schon einen Monat nach dem Tode der Gattin war er auf Theatervorstellungen und eine neue Ehe bedacht, trotzdem seine Geliebte damals die Marquise di Grana war. Der Sängerinnenharem, das Theater und die Marquise verschlangen weit grössere Einkünfte, als das kleine Herzogtum von Mantua abwarf. Vincenzo legte sich mit grösserem Eifer denn je auf Alchimie und Goldmacherei. Das grosse Defizit musste auf irgendeine Weise gedeckt werden.

Im Palazzo del Té, in den von Giulio Romano ausgemalten Sälen schlug er ein Laboratorium auf, das freilich an Stelle der erhofften Einkünfte nur vergrösserte Ausgaben zur Folge hatte und Vincenzos Schulden vermehrte.

Adriana ahnte vielleicht, dass der Herzog in nächster Zeit nicht imstande sein würde, die Künstler zu bezahlen, und dass sie wieder nach Neapel würde zurückgehen müssen; sie suchte Gonzagas Gunst wenigstens auszunützen und erwirkte für ihren Gatten und für sich den Titel eines Barons und einer Baronin di Piancerreto. Ja noch mehr, Vincenzo veranlasste den Herzog von Savoyen, das kleine Söhnchen der Baroni zum Cavaliere des Ordens des hl. Mauritius und Lazarus zu machen.

Im November des Jahres 1611 vermehrte sich die Familie Baroni abermals. Adriana brachte eine Tochter Leonora zur Welt, die später als Sängerin fast ebenso berühmt war wie die Mutter. Allmählich verdüsterte sich der bis dahin heitere Himmel der Baroni, ihr besonderer Protektor Vincenzo Gonzaga starb am 18. Februar 1612 nach 25jähriger Regierung; innerhalb dieser Zeit hat er 20 Millionen Skudi verschwendet. Sein Nachfolger Francesco, sein ältester Sohn, der Gemahl der Margherita von Savoyen, starb nach kaum einjähriger Regierung, 20 Tage nach seinem jüngeren Bruder Lodovico. Der Vater und die beiden Söhne waren der französischen Krankheit erlegen.

Jetzt übernahm der Kardinal Ferdinando die Zügel der Regierung. Adriana triumphierte, der römische „Flirt" blieb unvergessen. Der Kardinal kam leidend aus Rom, er musste sich schonen und bezog seine Villa „Favorita". Von dort aus bat er Adriana, ihn zu besuchen. Trotzdem der Brief „nel letto ducale" geschrieben war und Ferdinando sich als „l' infermo Cardinale" unterschrieb, schien dieser Besuch Adriana und vielleicht mehr noch Baroni zu gefährlich. Die Künstlerin sagte ab, indem sie eine Reise nach Verona vorschob.

Ferdinando tröstete sich bald, ihm fiel ein, dass Adriana eine jüngere und schönere Schwester Margherita in Neapel habe. Er beschloss, sie nach Mantua kommen zu lassen. Es scheint ihm sehr am Herzen gelegen zu haben, da er einen Brief nach dem andern an die Eltern und die Brüder der Sängerin schrieb. Margherita kam und verstand den Kardinal so sehr für sich einzunehmen, dass er sie nach zweimonatlichem Aufenthalt in Mantua mit Gaetano Cattaneo, einem Violinkünstler, verheiratete. Sie wurde von Ferdinando für „wertvolle Dienste“, die nicht näher bezeichnet wurden, grossmütig ausgestattet, und in seinem Schreiben an Cattaneo empfiehlt er ausdrücklich, dass die Trauung „bald“ stattfinde. Das geschah im Juni 1615. In den ersten Novembertagen fand Ferdinandos Trauung mit Camilla Faa de Bruno statt, „der schönen, aber nicht übermässig reizvollen“ Tochter des mantuanischen Gesandten in Mailand, Ardizzino Faa. Ohne dem Papst auch nur ein Wort zu sagen, hatte Ferdinando die Kardinalswürde und all seine Pfründen seinem jüngeren Bruder Vincenzo übertragen und war in weltlicher Tracht zum Altar gegangen. Zu Ehren dieser Vermählung fanden in Mantua Feste und Theateraufführungen statt. Als Paul V. von diesem Skandal erfuhr, geriet er in solchen Zorn, dass er die Gonzaga für 100 Jahre von der Kardinalswürde ausschloss. Um das Ärgernis einigermassen zu vertuschen, verbreitete man das Gerücht in Rom, die Faa habe den Kardinal durch Zaubermittel zur Ehe gezwungen. Giacinto Gigli versichert in seinem Diarium, man habe die arme „Zauberin“ in Rom im Castello eingesperrt. Gigli scheint schlecht orientiert zu sein, Camilla wurde in ein Kloster in Ferrara gebracht. Die Gonzaga durften also die Kardinalswürde ruhig wieder bekleiden.

Unterdessen schlossen Rom und Mantua Frieden; Ferdinando wurde seiner Gelübde entbunden und konnte als weltlicher Herrscher eine seiner Stellung entsprechende Ehe schliessen. Die Ehe mit Camilla Faa wurde als ungültig erklärt; die „Zauberin“ war im Kloster verschwunden, und der Sohn Jacinto, den sie 1616 zur Welt brachte, galt als uneheliches Kind des regierenden Herzogs. An Ferdinandos Stelle wurde Vincenzo Gonzaga, der jüngere Bruder von Paul V., zum Kardinal ernannt. Ferdinando hielt bei Cosimo II., dem Grossfürsten von Toskana, um die Hand seiner Schwester Caterina de' Medici an. Im Februar 1617 wurde die Hochzeit in Florenz gefeiert. Die Ehe war, wie vorauszusehen, nicht glücklich, um so mehr, als der Thronfolger ausblieb; die Herzogin brachte nur eine Tochter zur Welt, die mit Karl I. Gonzaga, dem Fürsten von Solferino, verheiratet wurde.

Der neuernannte Kardinal Vincenzo hat dem Papst nicht wenig zu schaffen gemacht. Der Kardinal, der ursprünglich Soldat war, konnte sich nicht in den geistlichen Stand finden; nach zwei Jahren bat er den Papst, ihn von seinen Gelübden zu entbinden und heiratete die Herzogin Isabella Gonzaga-Novellara. Da die Ehe kinderlos blieb, liess er sich von seiner Frau scheiden und heiratete zum zweitenmal, aus Furcht, dass die mantuanische Linie der Gonzaga erlösche. Auch die zweite Ehe war kinderlos, und der Thron von Mantua fiel Carlo I. Gonzaga-Cleves, dem Fürsten von Nevers, zu.

## III.

Mantuas neue Herzogin scheint nicht nach Adrianens Sinn gewesen zu sein; schon vor Ferdinandos Trauung mit Caterina oder unmittelbar danach ging die Sängerin nach Rom zurück und wurde dort mit offenen Armen empfangen.

Die musikalischen Kardinäle: Borghese, der Nepote des herrschenden Papstes, Montalto und Pietro Aldobrandini wünschten, dass die Sängerin Konzerte in ihren Villen veranstaltete. Auch die Accademia der „Humoristen", die damals in ihrer Blüte stand, wollte ihre Sitzungen durch den Gesang der berühmten Neapolitanerin verherrlichen. Einer der Humoristen, Gianfrancesco Maja Materdona, nannte sie die bezaubernde Sirene mit dem Blick des Basilisken; das sollte ein Witz sein, der auf den Mädchennamen der Sängerin — Basili — anspielte. Don Camillo Colonna behauptete dagegen in einem Gedicht, Adriana zu bewundern, sei schon Verdienst. All diese Enthusiasten hatten einen wenig geeigneten Augenblick für ihre Bewunderung gewählt, da Adriana wieder ein Kind erwartete.

Es galt, den Verehrern zu entfliehen. Die ganze Familie ging nach Neapel. Als Adriana in ihrer Heimat wieder öffentlich auftrat, entfesselte sie einen Beifallssturm. Ihre Landsleute feierten sie nicht nur als den heimatlichen Stern, sondern als die Frau, die Neapels Ruhm in Rom, Florenz und Mantua gefördert hatte. An der Spitze der Verehrer stand diesmal Giambattista Manso, Tassos und Marinos Mäzen. Natürlich hat auch er Adriana angedichtet. Sie durfte sich in Neapel rühmen, dass auch der würdige Abt von Monte Cassino sie in einem Sonett als höchstes Wunder der Kunst und Natur pries.

In Mantua sehnte man sich nach Adriana, und wahrscheinlich war

auch Muzio Baroni bereit, an den Minciosee zurückzugehen, da seine Frau dort zwar weniger Verse, aber mehr Geld erhielt. Ende Juni 1620 war Adriana wieder in Mantua.

Gonzaga war es sehr um Adrianens Kommen zu tun, da er grosse Feste plante. Er wollte Gregors XV. und Philipps IV. Wahl feiern und auch ein Fest anlässlich Eleonorens Verlobung mit dem Kaiser Ferdinand II. geben. Wieder zeichnete sich Mantua durch seine Theatervorstellungen aus, durch Monteverdis Musik, Adrianens Gesang und durch ein prachtvolles Ballett.

Im Frühling des Jahres 1623 ging der Herzog von Mantua mit seinem ganzen Hofstaat nach Venedig. Da es ihm darum zu tun war, möglichst glänzend aufzutreten, nahm er auch Adriana mit. Die Sängerin scheint auf dieser Reise mehr Erfolg gehabt zu haben als Ferdinando und seine Gemahlin, die ihre politischen Pläne nicht durchführen konnten. Trotz der Abreise der Gonzaga blieb Adriana in Venedig; sie wohnte im Pallazzo Mocenigo, und es gab wieder eine stattliche Zahl ihr zu Ehren verfasster Gedichte. Das war ihr letzter grosser Triumph, auch ihre Beziehungen zu den Gonzaga haben damit ihren Abschluss gefunden. Aus Venedig ging sie direkt nach Neapel zurück; die enthusiastischen Südländer übersahen willig ihre Runzeln und überhörten gewisse Rauheiten ihrer Stimme.

In Neapel traf Adriana ihren alten Verehrer Marino. Die Stadt war glücklich, ihre beiden Sterne wieder zu begrüssen, und ein Dichter gab dieser Freude beredten Ausdruck:

Adriana e Marin, luci primiere
Ch'a l' Italico ciel ciare splendete,
Siete i duo poli, che l' immense spere
De la vera armonia tra noi reggete.

Das Echo dieser Triumphe scheint bis nach Mantua gedrungen zu sein: wieder wurde Adriana von den Gonzaga zurückberufen. Diesmal aber kam eine höfliche Absage: sie sah wieder Mutterfreuden entgegen und hoffte ausserdem nach Polen berufen zu werden.

Der Kronprinz Ladislaus Sigmund hatte 1625 während seines Aufenthalts in Neapel Adriana und ihre Familie kennen gelernt. Die Sängerinnen haben ihn so entzückt, dass er sie nach Polen mitnehmen wollte. Er musste sich wohl erst mit seinem Vater verständigen, und so kam seine definitive Aufforderung erst nach seiner Rückkehr an Antonio Tarrone in Neapel. Schon aus Wien konnte der Kronprinz am 18. April



J. E. DOUVEN

Der Pfalzgraf tanzt mit Anna de'Medici

*Florenz Porträtausstellung* 1911



1625 an Baroni schreiben, dass alle Schwierigkeiten behoben seien und die Signora Adriana mit ihren beiden Töchtern an den Warschauer Hof „in nostro servigio" kommen möge. Ladislaus schien es eilig zu haben, die italienischen Sängerinnen wiederzusehen, er empfahl Baroni Wort zu halten und die Frauen sofort gehen zu lassen. Zwei Monate später hatte sich so manches geändert. Am 29. Juni 1625 schrieb der Kronprinz an Adriana, er habe sie noch nicht, wie verabredet, abholen lassen, da eine Seuche in Polen ausgebrochen sei und er sie dieser Gefahr nicht aussetzen wolle. Er hoffe, Adriana werde, sobald die Epidemie behoben, Wort halten und nach Polen kommen. Der Kronprinz scheint nicht mehr gedrängt zu haben, Adriana bemühte sich wieder um ein Engagement in Mantua, aber diesmal ohne Erfolg.

Während seines Aufenthalts in Italien hat sich Ladislaus intensiv mit Musik beschäftigt und auch bei Monteverdi ein musikalisches Werk bestellt. Monteverdi hat damals ein Musikstück für die Kirche von S. Marco komponiert; da er aber stets in Geldsorgen war, hat er sich auch der Alchimie gewidmet, in der Hoffnung, Gold zu gewinnen.

## IV.

Adrianens Stern begann zu sinken; in Mantua wurde sie nicht mehr begehrt und die Reise nach Polen hatte sich zerschlagen. Adrianens jüngere Schwester Margherita und ihre Tochter Leonora hatten sich unterdessen eine Stellung in der musikalischen Welt erobert. Für Margherita schrieb Giulio Strozzi ein Libretto zur Oper „La finta pazza", die Musik dazu komponierte Sacrati. Leonora galt mit 16 Jahren in Neapel bereits als bedeutende Sängerin (1627) und wurde ebenso wie einst die Mutter besungen. Arcangelo d' Aragona nennt sie ein Persönchen, das auch Jupiter entflammen würde, „sogietto da innamorar Giove".

Fünfzigjährige Schönheiten wie Adriana müssen sich mit den ihnen zu Ehren verfassten Gedichtssammlungen, die seit jeher in Italien Mode waren, trösten. Zu Ehren der Sängerin erschien in Venedig und 1628 in Neapel ein „Teatro delle glorie della signora Adrianna Basile", das italienische, griechische, lateinische und spanische Verse enthielt; unter den Verfassern findet man die illustren Namen eines Don Juan d' Avila, Don Inigo de Mendoza, verschiedene Fürsten, venezianische Patrizier, Bischöfe und Akademiker. Die armen Dichter geben sich nicht wenig

Mühe, um aus den Namen Basile und Adriana Akrostichons und Anagramme zu machen.

Die Familie Baroni erwarteten noch solidere Freuden.

Kardinal Antonio Barberini, ein Kunstmäzen, nicht unempfänglich für die Reize schöner Künstlerinnen, wollte alle Baroni nach Rom kommen lassen. Wahrscheinlich war es ihm mehr um Leonora oder Margherita als um Adriana zu tun, aber die Familie trennte sich nur selten. So übersiedelte sie 1633 nach Rom; es waren die Glanztage von Urbans Regierung, und die „Avvisi di Roma" berichten, Kardinal Antonio habe in der Hauptsache für den Unterhalt der Sängerfamilie gesorgt. Er war häufiger Gast im Hause der Basili und genoss die Gesellschaft und die Terzette der Neapolitanerinnen. Um dem einflussreichen Protektor zu schmeicheln, veröffentlichte und widmete Adriana ihm das epische Gedicht „Teogene", das Werk ihres kürzlich verstorbenen Schwagers Battista Basili. Die Dichtung hat nur geringen Wert. Natürlich war ihr eine Vorrede vorangestellt, in der die Verdienste des Kardinals gepriesen wurden.

Die Protektion des allmächtigen Kardinals, die Reize der Leonora Baroni und ihre Stimme, mit der sich niemand in Rom messen konnte, weckten den Neid der Sänger und Sängerinnen der Hauptstadt. Am meisten gekränkt fühlten sich Marcantonio Malogigi und die beiden Schwestern Lolli, die bis dahin die Lieblinge der römischen musikalisch-aristokratischen Welt gewesen waren. Auch die Fürstin Rossano, Paolo Borgheses Gemahlin, die damals einflussreichste Frau in Rom, rühmte Leonora auf Kosten der beiden Lolli. Die Sängerinnen machten mit Malagigi gemeinsame Sache, beschlossen, den Neapolitanerinnen einen Streich zu spielen und sie zu zwingen, Rom zu verlassen. In der Nacht vom 23. auf den 24. September 1639 wurden am Hause der Baroni Zettel angeklebt, die Leonorens Ehre empfindlich kränkten; da das Publikum diese Schmähschrift schon am frühen Morgen las, verbreitete sich die Geschichte in ganz Rom, selbst die „Avvisi" schrieben darüber.

Adriana war so empört, dass sie nach Neapel zurückgehen wollte, aber die Freunde des Hauses beschlossen, den Unfug zu bestrafen, und Kardinal Antonio band die Sängerin mit goldenen Fesseln noch enger an Rom.

Während jener Tragikomödie besuchte der französische Geigenspieler Maugars die Familie Baroni. Dies ist die letzte Nachricht, die wir

über Adriana haben; Leonora hat den Ruhm der Mutter verdunkelt, von ihr wird noch die Rede sein. Um die alte Sängerin kümmerte sich niemand mehr. 1640 starb sie in Rom, bald nach dem Besuch des Franzosen.

ZEHNTES KAPITEL

# INNOCENZ X

## I.

Wer je in der Galerie Doria zu Rom gewesen ist, vergisst Velasquez' Porträt Innocenz X. nicht wieder. Es ist der Kopf eines alten Mannes mit gewöhnlichen Zügen, aber durchdringendem, scharfem Blick. Das Bild ist auf vielfarbiges Rot abgestimmt: der Samtstuhl, der Vorhang, das Mäntelchen, das die Arme einhüllt und die Camauro genannte Kappe. Auch das Gesicht des Papstes ist sehr rot; es wirkt so hart, dass man eher an einen alten Geizkragen, als an das Oberhaupt der Christenheit denkt.

Innocenz X. war von abstossendem Äussern; er hatte blasse Augen, eine stark herausgebuckelte Stirn, einen sehr grossen Mund, lange, gelbe Zähne, ein paar spärliche Barthaare und einen fast olivgrünen Teint. Als er noch als Kardinal Pamfili Guido Reni seine Faulheit vorwarf, rächte sich der Künstler, indem er ihn als Satan auf seinem Bilde des Erzengels Michael in der Kapuzinerkirche darstellte.

Innocenz war 76 Jahre alt, als Velasquez ihn malte; das sehr flott gemalte, in ganz kurzer Zeit entstandene Bild, erregte die einstimmige Bewunderung der Künstler. Der Papst schenkte Velasquez eine Halskette mit seinem Bildnis im Medaillon; das ihm angebotene Geldgeschenk wies der Spanier zurück, da sein König genügend für ihn sorge.

Die Familie Pamfili, der Innocenz X. angehörte, war im Kampf gross geworden, trotzdem sie eine Taube mit Ölzweig und drei goldene Lilien im Wappen führte. Sie stammte aus Gubbio in Umbrien; die Schmeichler des Papstes führten sie jedoch bis auf Numa Pompilius zurück, der nach ihrem Dafürhalten Pamphilius und nicht Pompilius geheissen hatte. Die Mutter des Papstes war eine Marquise da Buffalo;



VELASQUEZ

Innocenz X.

*Rom Galerie Doria*





ITALIEN. SCHULE XVII. JAHRHUNDERT

Olympia Pamfili

*Palermo Giuseppe la Barbera*



Innocenz war stolz darauf und hat einige Mitglieder dieser Familie im Vatikan untergebracht. Giambattista, dies war der Name des Papstes, hatte viel Geschwister; sein ältester Bruder Pamfilio war mit Olympia Maidalchini verheiratet; diese Frau hat unter Innocenz eine bedeutende Rolle gespielt und ist die eigentliche Stammutter des mächtigen Geschlechtes der Pamfili, das bis auf den heutigen Tag besteht. Olympia kam am 26. Mai 1594 in Viterbo zur Welt; im Kloster erzogen, wurde sie mit Paolo Nini aus Viterbo verheiratet, der unter Hinterlassung eines grossen Vermögens früh starb. Ihr zweiter Mann war der sehr viel ältere, aber einer vornehmen Familie angehörige Pamfilio. Aus dieser zweiten Ehe hatte sie einen Sohn und zwei Töchter; die ältere, Maria, heiratete den Fürsten Andrea Giustiniani, die zweite, Costanza Camilla, den Fürsten Niccolo Ludovisi.

Olympia wurde zur Hauptperson in der neuen Familie; sie war allen Pamfili an Energie und Willenskraft überlegen und brachte ein grosses Vermögen ins Haus. Sie hatte ein kühn geschnittenes Gesicht, war tapfer, ausdauernd, unerhört ehrgeizig, geldgierig und hatte den starken Herrscherwillen, dem sich nicht allein ihr Mann, sondern auch ihr Schwager Giambattista, der damals bereits eine hohe kirchliche Stellung einnahm, fügte. Die kühne Frau scheint es als ihre Lebensaufgabe betrachtet zu haben, ihren Schwager zum Papst zu machen. Giambattista schien in seiner Jugend durchaus nicht für den geistlichen Stand geeignet, er handhabte die Waffen mit Passion, suchte Händel, hatte viel Duelle, tanzte, amüsierte sich, verbrachte seine Zeit mit Liebesabenteuern „passatempiamorevoli", wie sich der venezianische Gesandte Alvise Contarini ausdrückt; Kardinal Hieronymo Pamfili, sein Onkel und dessen Freund, Kardinal Cusano, haben den jungen Menschen bewogen, geistlich zu werden und ihm in den Anfängen seiner Karriere geholfen. Die Pamfili haben sich als Rechtsgelehrte am besten bewährt, daher ernannte ihn Klemens VIII. zum Konsistorialadvokaten und Auditor Rotae, und Gregor XV. schickte ihn als Nuntius nach Neapel, da diese Stelle die beste Möglichkeit bot, reich zu werden. Später wurde Giambattista Nuntius in Madrid, päpstlicher Legat in Frankreich und Deutschland, und am 6. Juli 1630 Kardinal. In Rom fielen ihm so viel Ämter zu, dass er schnell reich wurde, besonders da er, wie seine Schwägerin, sparsam war. Innerhalb einer kurzen Zeitspanne ernannte ihn der Papst zum Präfekten zweier Kongregationen zum Sekretär „di S. Uffizio", und Sigmund III. beehrte ihn mit dem Titel eines Protektors von Polen.

Es hiess allgemein, dass Olympia ihm bei diesen Ernennungen von Nutzen war, was sehr leicht möglich ist, da die kluge Frau sich nach dem Tode ihres 75jährigen Mannes eine einflussreiche Stellung in Rom geschaffen hat. Sie war noch jung und ansehnlich, knüpfte leicht gesellschaftliche Beziehungen an, war mit den Kardinälen befreundet und sah ihr Ziel, die Familie Pamfili zu fördern, so klar, dass sie sich durch nichts davon abbringen liess. Aus grossen Festen und Bällen machte sie sich nichts, und anstatt ihr Geld für nichtiges Amüsement zu verausgaben, versammelte sie Diplomaten, hohe Geistliche, Gelehrte um sich und schuf den ersten Salon in Rom, in dem sich ernste und angesehene Menschen trafen. In Frauengesellschaft sprach sie wenig, während sie sich unter Männern leicht und gewandt ausdrückte. Ohne viel gelernt zu haben, verstand sie es, im Fluge ein kluges Wort, eine tiefgründige Ansicht ihrer Gäste aufzuschnappen und bei passender Gelegenheit anzubringen. Ihr Vermögen wuchs beständig, da sie in Geldangelegenheiten erfahren war. Giambattista glaubte blind an den Verstand seiner Schwägerin und unterwarf sich ihr in vielen Punkten.

Mit zunehmendem Alter wurde er immer ruhiger, mehr zur Melancholie, als zur Heiterkeit neigend; für Literatur hatte er wenig übrig, sein einziges Interesse galt ökonomischen Fragen. Unangenehme Dinge wollte er nicht hören, und wenn es einen wichtigen Entschluss zu fassen galt, pflegte er ihn immer wieder aufzuschieben. Vergrämt, misstrauisch und unangenehm im Umgang, hatte er keine Freunde.

Als er noch in der päpstlichen Kanzlei arbeitete, bekam er wegen seiner Ungefälligkeit den Beinamen „Monsignor non si può“, da er alle Bitten mit seinem „Unmöglich“ abzutun pflegte. Die boshaften Höflinge behaupteten, Innocenz sei aus drei Gründen zum Papst gewählt worden: weil er wenig sprach, listig war und nichts tat. Seiner Vorzüge wurde nicht vergessen: man pries seinen Sinn für Gerechtigkeit, für Ordnung in der Hofhaltung und seine Friedensliebe. Vom „Monsignor non si può“ war ihm so viel übrig geblieben, dass er dem Bittsteller bei der ersten Audienz alles abschlug, bei der zweiten bereit war, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen und bei der dritten alles gewährte.

Während des Konklave hatte er die französische Partei gegen, die spanische für sich; am meisten sprach sein hohes Alter für ihn: er war schon 72 Jahre alt, und die Kardinäle hofften, er würde nicht lange leben und eine neue Wahl müsste bald wieder stattfinden. Am 16. September 1644 wurde Pamfili gewählt, er nahm den Namen Innocenz X.

an. Die Pamfili besassen einen kleinen Palast an der Piazza Navona, der früher den Aldobrandini gehört hat. Pietro Aldobrandini, Klemens' VIII. Nepote, hat ihn errichtet, und da er die Familie Torres di Malaga, deren Haus auf dem gleichen Platze stand, hasste, verbaute er ihr durch seinen Palast die Aussicht. Kardinal Giambattista bewohnte diesen Palazzo zusammen mit seiner Schwägerin; als sich die Nachricht verbreitete, dass er zum Papst gewählt sei, lief das römische Volk alter Sitte gemäss auf die Piazza Navona, um das Haus zu plündern; Olympia öffnete ihnen selbst das Tor und empfing sie lächelnd, vorher hatte sie alle Kostbarkeiten aus dem Hause schaffen lassen.

Pasquino erfasste die Situation sofort und erklärte, bis jetzt sei Olympia Pia gewesen, nun würde sie Impia werden, und Innocenz eher Olympia als dem Olymp gehorchen. Pasquino behielt recht. Bis jetzt hatte Olympia ihre Herrschsucht verborgen, nun trat sie so energisch auf und mischte sich so sehr in alle Angelegenheiten des Vatikans, dass sie ihre ganze Umgebung sehr bald terrorisierte. Auch der Papst war seiner Schwägerin gegenüber machtlos; er hatte sich im Laufe der Jahre so sehr daran gewöhnt, ihren Rat in allen Angelegenheiten einzuholen, hielt so grosse Stücke auf ihren Verstand, dass er sich ihrer jetzt als Greis nicht begehen konnte. Ganz Rom wusste sehr bald, dass Donna Olympia und nicht Innocenz das letzte Wort in weltlichen Dingen habe; die Gesandten, der römische Adel, die Damen der Aristokratie besuchten sie und machten ihr den Hof.

Um ihren Einfluss auf den Papst zu behalten, wollte Olympia den Vatikan mitbeziehen, aber der Innocenz befreundete Kardinal Pancirolo machte ihn auf das Unpassende dieses Planes aufmerksam; so blieb die Maidalchini auf der Piazza Navona, war aber den ganzen Tag im Vatikan zu treffen.

Seinen Familiensinn bezeugte Innocenz schon während des „Possesso", d. h. als er in sichtbarer Form die Regierung übernahm. Als der Zug sich über die Piazza Navona bewegte, sah der Papst seine kleine Nepotin Olympuccia Giustiniani, die mit ihrer Kinderfrau am Fenster des Palastes stand; dieser Anblick erfreute ihn so sehr, dass er den Sänfteträgern halt gebot, die Hände zum Kinde erhob und es mehrfach segnete. Die Bevölkerung sah in seinem Vorgehen den Beweis rücksichtslosesten Nepotismus, und die Geistlichkeit nahm Anstoss an diesem Überschreiten des Zeremoniells, das fast alle Bewegungen des Papstes während grosser Feierlichkeiten streng vorschrieb.

Der Papst konnte sich nicht an den Vatikan gewöhnen; bei jeder Gelegenheit ging er in den alten Palazzo zurück, ass im Kreise seiner Familie oder in Gesellschaft von Donna Olympia zu Mittag, fuhr in ihre Villa und in ihre Gärten. Die Schwägerin hatte denselben Einfluss wie die Nepoten unter den letzten Päpsten; nichts geschah ohne ihr Wissen. Da sie klug und geschickt war, fürchtete sie, die Kardinäle könnten gegen dieses Weiberregiment Front machen; sie beschloss, den Papst zu veranlassen, einen Würdenträger zu ernennen, der ihren Willen tat und sie vor der Welt schützte.

Bis jetzt hatte der Kardinalnepot, der sogenannte „Cardinal Padrone", die höchste Macht in religiösen, politischen und administrativen Fragen gehabt; in allen Dingen musste man sich an ihn wenden. Zwar hatte ihn, namentlich in politischen Angelegenheiten, der Sekretär vertreten, aber dies war ein Beamter, der dem Nepoten unterstand und die Kardinalswürde nicht inne hatte. Der Kardinal „Padrone" hatte ein ungeheures Einkommen. Die Gesandtschaft von Avignon und das Fürstentum Fermo wurde ihm fast immer übertragen. Innocenz X. teilte die Macht des Padrone und erschütterte damit die Institution des Kardinalnepoten. Zum Sekretär ernannte er seinen Freund, den Kardinal Pancirolo, einen Mann niederer Herkunft, der sein Prälat in Neapel und Spanien gewesen war. Pancirolo, ein lebhafter, gewandter, höflicher Mensch, gehörte zu Marinos Verehrern; unter dem Einfluss dieser schwülstig-schmachtenden Poesie war er aufgewachsen, verstand sich bei den Barberini einzuschmeicheln und hat Urban VIII. nicht wenig zu verdanken. Olympia war ihm zwar gewogen, traute ihm aber nicht ganz, aus Furcht, einen ihr nicht ganz ergebenen Menschen in ihm zu finden. Sie beschloss, ihm im Vatikan einen Nepoten oder Fremden gegenüberzustellen, der etwa die gleiche Macht wie Pancirolo besässe und ihr Geschöpf wäre. Unglücklicherweise hatte sie nur den einen noch nicht erwachsenen Sohn Camillo; widmete sie ihn der Kirche, so war es gleichbedeutend mit dem Aussterben des Geschlechts der Pamfili. Dem liess sich steuern, wenn entweder ihr Enkel Giustiniani oder ihr Neffe Maidalchini den Namen Pamfili annahm und der letztere Olympuccia, den Liebling der ganzen Familie, die Tochter der Giustiniani, heiratete. Freilich konnte Camillo auch, wenn er als Kardinal ein grosses Vermögen erworben hatte, den Purpur ablegen und heiraten.

Camillo war 1622 in Neapel geboren; der Knabe war nicht sehr begabt und der Papst setzte keine allzu grossen Hoffnungen auf ihn. Da-



OLYMPIA MAIDALCHINI MIT OLYMPUCCIA

*Rom Palazzo Doria-Pamfili*



bei verstand der junge Mensch, sich Sympathien zu erwerben, hatte eine Vorliebe für Poesie und bildende Kunst und interessierte sich für Gartenbau und Mechanik, in solchem Masse, dass der Plan, Galeeren in Civitavecchia zu bauen, von ihm ausging und er eine Pumpe erfand, die sich freilich in der Praxis nicht bewährte. Unmittelbar nach Innocenz' Wahl wurde Camillo zum General der Armee des Kirchenstaates ernannt; jetzt galt es, den Purpur anzulegen, trotzdem er zum geistlichen Stand weder Lust noch Veranlagung hatte. Am 14. November 1644 ernannte der Papst zwei Kardinäle: Giovan Carlo de' Medici und Olympiens Sohn. Als der Papst diese Ernennung im Konsistorium begründete, wurde er so verlegen, dass er nur einige undeutliche Worte stammelte, die keiner der Anwesenden verstand; er fügte sofort hinzu, Pamfili würde nicht Kardinalpatron, sondern nur Kardinalnepot sein. Dem jungen Kardinal bekam die Ernennung ganz gut. Er wurde Gouverneur des Kirchenstaates mit hohem Gehalt, erhielt die Einkünfte von Avignon und die Abtei von Capua; Spanien übertrug ihm das Archidiakonat des Erzbistums von Toledo, Frankreich die Abtei in Corbie. Die kühl wägende venezianische Republik verlieh ihm und „seinen Nachfolgern" den venezianischen Adel.

Der Kardinalnepot, der erst 22 Jahre alt war, hatte keine Lust, sich mit öffentlichen Fragen abzuquälen; lustige Gesellschaft und geschäftigen Müssiggang fand er weit amüsanter. Der Papst war sehr unzufrieden; Camillo hatte, abgesehen von seiner Trägheit, einen bei einer so hohen Stelle grossen Fehler: er hatte absolut kein Gedächtnis. Innocenz, der Greis, war regeren Geistes als der Neffe; häufig genug gab es Vorwürfe und Ermahnungen wegen seiner Unzulänglichkeit. Der beleidigte Kardinal schloss sich dann in seinen Gemächern ein und schützte Krankheit vor. Dieser Zustand konnte nicht lange dauern; nach Verlauf von kaum zwei Jahren erklärte Camillo dem Oheim, dass er auf den Purpur verzichte und weltlich werden wolle. Da der Verzicht auf die Kardinalswürde selten vorkam und immer viel unliebsames Aufsehen machte, begründete Camillo, wohl im Einverständnis mit seiner Familie, sein Vorgehen damit, dass er sich ausserstande fühle, keusch zu leben und doch lieber sterben wolle, als die Todsünde begehen, das geistliche Gewand zu beflecken. Tatsächlich war er nicht so zart besaitet, es lagen ganz andere Gründe vor: Camillo war in eine schöne reiche junge Witwe, die Fürstin Rossano, verliebt.

Olympia Aldobrandini, Fürstin von Rossano, war die Nichte des letz-

ten römischen Nachkommen dieses Geschlechtes des Kardinals Ippolito, der am 19. Juli 1638 gestorben war. Der sehr reiche Kardinal hatte sein Vermögen dem zweiten, noch ungeborenen Sohn von Donna Olympia als Fideikommiss vermacht. Der Erbe sollte den Namen Aldobrandini tragen. Donna Olympia war mit Paolo Borghese verheiratet; sie wurde sehr jung Witwe, ihr Mann starb am 24. Juni 1646. Aus dieser Ehe stammte nur ein Sohn, der Fürst von Solmona. Bis zur etwaigen Geburt eines zweiten Sohnes gehörte das Fideikommiss der Aldobrandini Olympia.

Die Fürstin war eine der glänzendsten „Partien"; abgesehen von ihrem eignen Vermögen, brachte sie dem kommenden Sohn ein grosses Erbe mit; ausserdem war sie schön, liebenswürdig, klug und gesellschaftlich sehr gewandt. Ihre Klugheit und Schönheit beunruhigten Olympia Maidalchini, sie fürchtete, die junge Schwiegertochter könne ihre Stellung im Hause erschüttern und Einfluss auf den Papst gewinnen. Im Prinzip war sie für Camillos Heirat; ihr Traum war ein grosses Nepotengeschlecht, aber ihr Wünschen galt einer anderen Schwiegertochter: Donna Lucrezia Barberini. Olympia hielt es für notwendig, eine Verbindung mit den Barberini einzugehen, da dieses mächtige Geschlecht zusammen mit den Pamfili nach dem Tode des alten Innocenz auf die Wahl des nächsten Papstes grossen Einfluss haben könnte. Ausserdem wäre Lucrezia Barberini, die von ihr erwählte Schwiegertochter, ihren Wünschen gefügiger, als die ihr unfreundlich gesinnte Fürstin Rossano.

Camillo jedoch beharrte bei seinem Entschluss und legte am 21. Januar 1647 durch seinen Bevollmächtigten, Monsignore Anguisciola, den apostolischen Protonotar, den Purpur nieder. Der Papst war sehr bewegt, sein Wunsch, die Zukunft der Familie zu sichern, kämpfte in ihm mit der Pflicht, die Kardinalswürde zu wahren. Er hielt es für richtig, seine Rührung besonders zur Schau zu tragen; der Chronist Deone versichert, der Vermittler zwischen Camillo und Olympia Rossano sei der Dominikanergeneral Fra Niccolò Ridolfi gewesen, und er hat sicherlich im Einverständnis mit Innocenz X. gehandelt. Um der Welt gegenüber zu betonen, dass die apostolische Kurie gegen Camillos Vorgehen sei, waren weder der Papst noch Donna Olympia bei der Trauung zugegen. Am 16. Februar 1647, an einem Sonntag bei Morgengrauen, verliess die Fürstin Rossano in Trauerkleidern mit verweintem Gesicht den Palast des Fürsten di Solmona und begab sich in Gesellschaft ihrer nächsten Verwandten nach Giardino di Monte Magnanapoli. Dort legte

sie ihr Brautkleid an, dann ging der ganze Zug nach Torre Nuova, wo die Trauung stattfinden sollte. Unweit des Palastes erwartete sie Don Camillo; er stieg aus dem Wagen und erschrak, wie der Chronist berichtet, so sehr, dass er seine Verlobte nicht einmal umarmte; von den Verwandten ermutigt, drückte er einen bescheidenen Kuss auf ihre Wange. Ein Monsignore der päpstlichen Kanzlei las die Messe in der Kapelle und traute das junge Paar im Namen Sr. Heiligkeit. Unmittelbar nach der Trauung gingen Camillo und seine Frau fast für den ganzen Sommer nach Caprarola. In Rom wunderte man sich nicht wenig darüber, um so mehr, als sie nicht einmal beim Papst gewesen waren. Über die Flucht des jungen Paares kursierten die verschiedensten Gerüchte; Donna Olympia scheint sie jedoch aufs Land geschickt zu haben, um damit ihren Ärger über die von Camillo getroffene Wahl zu bekunden. Vielleicht musste Innocenz auch der Welt gegenüber den Schein wahren und Camillo für seinen Verzicht auf den Purpur auf diese Weise bestrafen.

## II.

Die Barberini, die der französischen Partei angehörten, waren gegen Innocenz' X. Wahl gewesen. Unmittelbar nachdem Innocenz Papst geworden war, mussten sie sich vor seiner Rache schützen. Nur Kardinal Antonio der Jüngere stimmte, trotzdem er Frankreichs Protektor im heiligen Kollegium war, gegen Schluss des Konklave für Pamfili, infolgedessen fiel er beim König zwar in Ungnade, konnte aber ruhig im Vatikan bleiben. Die übrigen Barberini sollten mit ihren Befürchtungen Recht behalten: Innocenz ordnete eine Untersuchung an, ob die im Castro-Kriege verausgabten Summen für Privatzwecke benützt worden waren, und liess die Paläste der Barberini und ihren Besitz in den Luoghi di Monte mit Beschlag belegen. Die römische Bevölkerung nahm diese Verfügungen befriedigt als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit auf. Kardinal Antonio dem Älteren brannte der Boden unter den Füssen, er ergriff daher schleunigst die Flucht. Er hatte nicht wenig auf dem Gewissen. Als Administrator der päpstlichen Güter, wusste er von vielen Missbräuchen, ausserdem warf man ihm vor, dass er seine Freunde, die zwei Nonnen aus einem Kloster in Bologna geraubt hatten, der gerechten Strafe entzogen habe, und schliesslich hatte er den

jungen Gualtieri, einen nahen Verwandten der Pamfili, der in seinem Dienst stand, für ein geringes Vergehen hinrichten lassen.

Der Kardinal liess die Nachricht in Rom aussprengen, er ginge nach Monte Rotondo und dirigierte seinen Hofstaat dahin; tatsächlich flüchtete er verkleidet nach S. Marinella, einem kleinen Örtchen neben Civitavecchia; dort mietete er einen Kahn und wollte in Begleitung eines Dieners nach Genua gehen. Unterwegs entstand ein Sturm, die Barke suchte Schutz im Hafen von Livorno, und nur mit Not und Mühe vermochte der Kardinal, als Schiffsmatrose verkleidet, Frankreich zu erreichen. Einen einflussreichen Protektor fand er im Kardinal Mazarin, der es Innocenz nicht verzeihen konnte, dass er seinen Bruder Michele, den Dominikaner und Erzbischof von Aix, nicht zum Kardinal ernannt hatte. Auch beim König war Barberini gut angeschrieben, er ernannte ihn zum Grossalmosenier und zum Kavalier vom Orden des heiligen Geistes.

Nach Barberinis Flucht liess Innocenz alle Ämter, die der Kardinal inne hatte, unter die übrigen Kirchenfürsten verteilen und forderte Antonio auf, sich im Laufe von sechs Monaten in Rom zu stellen, im Weigerungsfalle würde er den Kardinalshut einbüssen und hätte für jeden Tag des Aufschubs 1000 Skudi Strafe zu zahlen. Auch die übrigen Mitglieder der Familie Barberini, der Kardinal Francesco und Taddeo, der Herzog von Palestrina, gingen nach Frankreich; die öffentliche Meinung war gegen sie, da sie sich auf Kosten der Kirche bereichert hatten. Auch die Spanier wollten sich an den Barberini rächen, weil sie Frankreich unter Urban VIII. unterstützt hatten. Kaum hatten die Barberini Rom verlassen, so liess Innocenz ihr Vermögen konfiszieren, und Palestrina, das schon von soviel Päpsten zerstört worden war, befand sich wieder in den Händen seiner uralten Feinde. Taddeo sollte die Heimat nicht wiedersehen: 1647 starb er in Paris; die Leiche wurde nach Palestrina überführt. Als Palestrina fiel, war es mit dem Glanz des Geschlechtes vorbei, die Barberini konnten sich von dem ihnen durch Innocenz zugefügten Schlag nicht mehr erholen. Wenn man in der verödeten Stadt in der Kirche der hl. Rosalie die bescheidenen Särge der späteren Mitglieder dieses Geschlechtes sieht, kann man kaum glauben, dass dort die Nachkommen von Urbans VIII. Nepoten liegen.

In Frankreich suchten sich die Barberini vor Innocenz X. zu schützen, indem sie erklärten, sie seien französische Untertanen und der Papst habe kein Recht, ihre Güter zu konfiszieren. Um diese Behaup-




CAMILLO PAMFILI

Abgebildet in „Villa Pamphilia“

*(Roma edit. Rossi 1660?)*



tung zu stützen, liessen sie an all ihren Palästen das französische Wappen anbringen. Fürs erste half ihnen das wenig, bald aber veranlassten politische Gründe den Papst, sein Vorgehen gegen sie zu ändern. Frankreichs Macht stieg, während Spaniens Bedeutung zurückging. Frankreichs Verbündeter war der Herzog Tommaso von Savoyen; er besetzte spanische Festungen in den sienesischen Maremmen, die gewissermassen Neapels Schutz bildeten; um dem Papst seinen Unwillen zu bezeugen, belagerte er auch Piombino, das dem Nepoten Ludovisi gehörte. Dieses politische, gegen Spanien gerichtete Spiel, leitete der Kardinal Mazarin, der Innocenz X. auch um seiner spanischen Sympathien willen demütigen wollte. Während Frankreich und Savoyen in Mittelitalien siegreich vorgingen, brach eine Revolution gegen die Spanier in Neapel aus; Masaniello bedrohte ihre Herrschaft. Als der Papst erkannte, dass das Glück mit Frankreich sei, veränderte er seine Taktik gegen die Barberini, er liess die gegen sie gerichteten Prozesse niederschlagen und übertrug ihnen die ihnen unlängst genommenen Ämter aufs neue. Diese Annäherung an Frankreich fiel Innocenz X., der aus Überzeugung auf spanischer Seite stand, sehr schwer; er sagte einmal: alles, was Frankreich gewinne, verliere die römische Kirche.

Zur zweitmächtigsten italienischen Familie, den Farnese, stand Innocenz X. zuerst in freundlichen Beziehungen, namentlich, da Odoardo, der Herzog von Parma, Innocenz' Thronbesteigung durch glänzende Feste gefeiert hatte; als Gegenleistung ernannte der Papst Odoardos Bruder, Francesco Maria, zum Kardinal. Unter Ranuccio II., Odoardos Nachfolger, wurde es anders. Die Farnese hatten in Rom eine der „Monti“ benannten Hypothekenbanken, deren Pfandbriefe auf den Einnahmen aus Castro und Ronciglione beruhten. Diese Bank hiess „Monti Farnesi“; die Familie Siri, die die Einkünfte gepachtet hatte, war noch unter Urban VIII. bereit gewesen, die Prozente der Obligationen, die ein Kapital von 1 700 000 Talern betrugen, auszuzahlen. Die Gläubiger verlangten ihre Prozente von der römischen Kurie, die den Herzog von Parma zwingen musste, seinen Verpflichtungen nachzukommen, da sie ihm vorher die Erlaubnis zur Gründung einer Bank in Rom erteilt hatte. Im Vatikan war man sehr gegen Ranuccio eingenommen, besonders weil Olympia die Farnese hasste, da ihre Schwiegertochter sich der Verwandtschaft mit diesem Hause rühmte und in Parma stets Unterstützung fand. Olympiens Haupttrumpf war, dass das Rom so nahe gelegene Castro mit seinen wehrhaften Mauern die Sicherheit des Papstes gefährde.

Die Spannung zwischen Innocenz X. und dem Herzog von Parma wuchs infolge von Ranuccios Gewaltsamkeiten. Gegen den Wunsch des Herzogs ernannte der Papst Monsignore Cristoforo zum Bischof von Castro. Unmittelbar nach der Ernennung wurde Cristoforo gewarnt, das Bistum nicht zu übernehmen, um sich nicht in Gefahren zu stürzen. Aber der Papst drängte, und der gehorsame Bischof ging nach Castro. Unweit des Städtchens sprach ein Fremder ihn an und forderte ihn auf, umzukehren, der Weg sei sehr schlecht und ein Unfall wahrscheinlich. Trotz dieser Warnung setzte Cristoforo seinen Weg fort und stürzte, von einer Kugel getroffen, zu Boden. Der Papst ordnete sofort eine Untersuchung an; da sie ergebnislos verlief, tat er den unbekannten Mörder und seine Helfershelfer in Bann und setzte eine Belohnung von 5000 Skudi für die Auffindung des Schuldigen aus.

Der Verdacht fiel auf Samsone Asinelli, einen Schweizer im Dienst des Herzogs Ranuccio, der im Auftrag des Marquis Godefroi gehandelt hatte. Godefroi, ein französischer Abenteurer, war ursprünglich Lehrer in Venedig und Bologna, später Sekretär und Kapitän bei Odoardo und Ranuccio. Godefroi scheint im Einverständnis mit seinem Herrn gehandelt zu haben, aber Ranuccio leugnete hartnäckig, irgendwie an der Tat beteiligt zu sein; zum Beweis seiner Unschuld liess er den armen Franzosen hinrichten. Bei diesem Akt trug Godefroi seiner adeligen Würde entsprechend einen roten, goldgestickten Mantel, und zwei Jesuiten begleiteten ihn auf seinem letzten Weg.

Der Papst gab sich damit nicht zufrieden, er beschloss, den Krieg um Castro zu erneuern und dieses Nest auszuheben. In Rom traf man gewaltige Vorbereitungen; ein Heer, reichlich mit Waffen und Munition versehen, wurde ausgerüstet, während Ranuccio nicht imstande war, für Entsatz zu sorgen, da er weder eine Armee noch Geld hatte. Er bemühte sich um eine Anleihe in Piacenza, bekam aber zur Antwort, Mittel, um die Renten der farnesischen Bank auszuzahlen, würde man ihm zur Verfügung stellen, aber keinen Soldo für den Krieg geben.

In Rom brüstete man sich mit der Expedition gegen ein Städtchen, das eine Besatzung von einigen hundert Mann hatte, und die „Avvisi di Roma" verbreiteten sich darüber, als wenn zum mindesten Karthagos Eroberung auf dem Spiel stände. Am 31. August 1649 musste Castro kapitulieren, und Ranuccios Kommandanten, Baron Widman und Conte Gabrielli verliessen die Festung mit wehenden Fahnen an der Spitze von 370 Mann.

Mauern, Häuser und Kirchen machten die Sieger dem Erdboden gleich, damit kein Stein von diesem Nest übrig bleibe, das sich dem Papsttum so oft wiedersetzt hatte. Die bischöfliche Hauptstadt wurde nach Acquapendente verlegt, und die Einwohner überfluteten bettelnd die Umgegend. Auf den Trümmern der Stadt wurde eine Marmorsäule mit einer Inschrift, die eines grösseren Sieges würdig wäre, errichtet: „Qui fu Castro." Um jedoch Gott den ihm schuldigen Tribut zu entrichten, wurde überall, wo eine Kirche gestanden hatte, ein armseliges Kreuz aufgestellt.

Borgognone und Carlo Maratta haben diese Katastrophe in einem Bilde verewigt, das sich heute in der Galerie Doria zu Rom befindet. Es wirkt wie ein Kampf ums Heilige Grab. Die Reiter, von Kopf bis Fuss bewaffnet, stecken in glänzenden Kürassen und roten Hosen, über ihnen schwebt „die Religion" mit der Waffe in der Hand, die Engel blasen die Trompeten wie beim Jüngsten Gericht. Borgognone hat die Schlacht, Maratta die Engel und die „Religion" gemalt. Als Beute wurden die Glocken von Castro in der Kirche der Pamfili zu S. Agnese aufgehängt und rufen heute noch die Frommen zum Gebet.

## III.

Beim wachsenden Reichtum der Pamfili schien dem Papst und Donna Olympia das Haus auf der Piazza Navona ein zu bescheidener Stammsitz der Familie. Innocenz kaufte die angrenzenden Häuser bis zur Kirche S. Agnese und beschloss, auf diesem Platz einen prachtvollen Palast zu errichten. Den Bau anvertraute er Girolamo Rainaldi (1570—1655), Fontanas Schüler, der schon einen guten Namen hatte. Der Papst kannte Rainaldi noch aus seiner Kardinalszeit und liess ihn aus Parma, wo er beschäftigt war, kommen. Der Bau ging schnell vonstatten; der Papst gebot mit Rücksicht auf sein Alter Eile; als die Mauern kaum standen, liess er Maler kommen, um die Räume mit Fresken zu schmücken. Tätig waren Francesco Romanelli, der zusammen mit den Barberini nach Frankreich geflüchtet war, Ciro Ferri, Geminiani di Pistoia und Gaspare Dughet, der nach seiner Heirat mit Poussins' Schwester den Namen des berühmten Künstlers annahm, um auf diese Weise seinen Zusammenhang mit dem Meister zu bekunden und einen Abglanz seines Ruhmes zu erhaschen.

Donna Olympia war es darum zu tun, die Fresken möglichst billig

zu erhalten; als sie erfuhr, dass Andrea Comassei da Bevagno, Domenichinos Schüler, eine Gefängnisstrafe in Rom absitze, bemühte sie sich um seine Befreiung, und stellte zur Bedingung, dass er ihr ein Fresko im neuen Palast umsonst male. Der Künstler war mit dem Handel einverstanden und malte einen Zyklus aus den Metamorphosen des Ovid. Pietro Berrettino da Cortona, der in seiner Jugend „Testa d' asino", später dagegen „Corona de' pittori" genannt wurde, fand den meisten Beifall. Er hat Szenen aus Vergils Aeneis gemalt.

Durch ein Heiligtum, das die Familienkirche der Pamfili werden sollte, beschloss der Papst, seinen Ruhm zu mehren. Da er die hl. Agnes besonders verehrte, liess er die kleine an den Palast stossende Kirche niederreissen und an ihrer Stelle ein grossartiges Gebäude errichten.

1652 fand die feierliche Grundsteinlegung der Kirche statt. Der Papst segnete den Platz, und Camillos kleiner Sohn, Giambattista Pamfili, den Innocenz an der Hand hielt, legte den ersten Stein.

Am Abend wurde ein grosses Fest gegeben. Die ganze Piazza Navona schloss ein Peristil ein, das auf laubumwundenen Säulen ruhte; 2000 Lampen waren daran angebracht. In der Nähe des Obelisken, der seit einem Jahr auf dem Platze stand, wurde eine Estrade für die Sänger aufgeschlagen, an beiden Enden des Platzes standen Säulen, die Vulkane von Feuerwerk sprühten. Aus den Türmen des Collegio Romano und der Animakirche stiegen Lichtgarben auf, die von der Piazza Navona aus zu sehen waren. Zwei Triumphbogen an der Stelle, wo heute die Fontänen stehen, waren eine von Kastilien und Aragonien Innocenz zugedachte Huldigung. Die Bogen trugen Kuppeln in Form der spanischen Königskrone. In der einen war ein auferstehender Christus, in der andern eine Marienstatue angebracht. An den Fenstern des Palazzo Pamfili sassen vornehme, seiderauschende Römerinnen mit leuchtenden Juwelen, in denen sich der Glanz der Lichter und Fakkeln brach.

Den Bau der Kirche übertrug der Papst Girolamos Sohn, Carlo Rainaldi. Es war ein bekannter Baumeister, der die beiden Schwesterkirchen auf der Piazza del Popolo, die Fassade der Kirche S. Andrea della Valle, den Innenbau von S. Maria Maggiore von der Obeliskenseite her und mehrere andere Gebäude errichtet hat. Das Gewölbe, die Kuppel und die Fassade von S. Agnese hat jedoch nicht Rainaldi, sondern Borromini gebaut, da der Papst Differenzen mit Rainaldi hatte, der Don Camillos Wünschen zu gefügig war. Die Ausschmückung des Innern

lag hauptsächlich in Alessandro Algardis Händen; er war ein Schüler der Caracci und bei den Pamfili besonders gut angeschrieben. Es heisst, der Papst sei in Tränen ausgebrochen, als er vom Tode dieses Künstlers erfuhr.

Von den berühmten Fontänen auf der Piazza Navona und von Innocenz' X. Verhältnis zu Bernini wird an anderer Stelle die Rede sein; erwähnt sei nur, dass der Papst, der in der Verwaltung des Vatikans sehr auf Ordnung hielt, besonders darauf bedacht war, dass die Peterskirche sauber gehalten werde. Da man damals viel schnupfte und die Frommen Tabak auf den Fussboden der Basilika fallen liessen, bedrohte der Papst jeden Verstoss gegen die Ordnung mit dem Bann. Pasquino empörte diese Verfügung, und er hatte schon so unrecht nicht; der Kirchenbann war doch eine reichlich hohe Strafe für die harmlose Passion des Schnupfens.

Unter Innocenz' Vorgänger waren die Paläste auf dem Kapitol, die Michelangelo geplant hatte, noch nicht fertig. Nur der Konservatorenpalast, der unter Klemens VIII. erbaut worden war, war ganz fertig; vom zweiten Palast waren erst die Fundamente gelegt. Innocenz liess den Palast nach Michelangelos Plänen aufbauen; die Römer haben ihm dafür 1652 eine Statue von Alessandro Algardi auf dem Kapitol errichtet.

Eines der grössten Verdienste des Papstes war der Bau eines einigermassen menschenwürdigen Gefängnisses. Die Savelli hatten eine Reihe von Rechten, die seit Jahrhunderten geheiligt waren, dazu gehörte nicht nur das Privileg, die Kardinäle während des Konklave zu überwachen, sondern ihnen unterstanden auch die Gefangenen in Corte Savella, und sie sprachen Gericht in allen Übertretungsfällen, die nicht mit dem Tode gebüsst wurden. Dieses Gefängnis, das allgemein Cloaca di Corte Savella genannt wurde, war eng, feucht, seit Jahrhunderten nicht gereinigt, und die Gefangenen, die gewissenlosen Wächtern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren, haben in den unterirdischen Gewölben Höllenqualen erduldet. Bei der Via Giulia liess Innocenz ein neues Gefängnis bauen; es war ziemlich gross und so gut eingerichtet, dass es das Vorbild späterer Zellengefängnisse wurde.

Ein grosses Grundstück ausserhalb Roms als Familienbesitz zu erwerben, war der Traum des Papstes und der Donna Olympia. Olympia besass zwar Weingärten und eine kleine Villa ausserhalb des Pankratiustores und Landbesitz in der Campagna, aber eines Schlosses in der Art

der Colonna oder Orsini konnte sie sich nicht rühmen. Sie kaufte vom S. Peterskapitel das halb zerstörte Schloss S. Martino nebst dem dazugehörigen Grundbesitz und beschloss, dort einen Palast zu bauen, der ihr Wohnsitz werden sollte. Um ihren Besitz abzurunden, erwarb sie auch das Castello di Vitorchiano mit Weinbergen und Grundbesitz von der römischen Gemeinde und liess sich vom Papst zur Fürstin di S. Martino ernennen. Da der Ort aus kaum zehn elenden Häusern bestand, spornte Olympia auf die verschiedenste Weise die umwohnende Bevölkerung an, sich dort anzusiedeln. Den Mädchen, die sich verpflichteten, nach ihrer Heirat mit ihrer Familie in S. Martino zu wohnen, schenkte sie eine Mitgift, und überredete einige Geistliche, sich dort anzubauen. Auf ihre Bitte begründete der Papst in S. Martino eine Abtei, die keinem Bistum unterstand. Donna Olympia schmückte ihre ländliche Residenz aufs grossartigste; die Treppen, die man bis zum ersten Stockwerk im Wagen erreichen konnte, wurden allgemein bewundert.

All diese Gebäude genügten Olympiens Hochmut noch nicht; sie wollte einen Palast in Rom haben, grösser als der aller bekannten römischen Familien. 1650 bestellte Innocenz Bernini einen ungeheuren Palast auf den Ruinen des Montecitorio. Der Künstler liess sich von seinem Lieblingsschüler Matteo de Rossi helfen und legte dem Papst einen grossartigen Plan vor. Die Arbeit wurde begonnen, aber der zu bebauende Komplex war so ungeheuer und die Kosten so bedeutend, dass die Arbeit nur langsam fortschritt; als der Papst starb, reichten die Mauern kaum bis zum ersten Stockwerk. Die Familie konnte den Bau nicht weiterführen, er ruhte 40 Jahre. Erst Innocenz XII., Pignatelli, hat den begonnenen Bau von Olympiens Erben erworben und ihn Carlo Fontana übertragen; er bestimmte den Palast als Gerichtsgebäude. Fontana musste Berninis Plan, der neuen Bestimmung des Gebäudes entsprechend, ändern. In diesem Palast, der früher Curia Innocentiana hiess, tagt seit der Einigung Italiens die Deputiertenkammer.

Der Sieg über die Farnese und die Einverleibung Castros war die letzte Vergrösserung des Kirchenstaates; man schloss Frieden mit den Nachbarn. Da Innocenz nicht an weitere Eroberungskriege denken konnte, war er auf die Aufrechterhaltung der Ordnung in Rom und in den dem Vatikan unterstehenden Provinzen bedacht. Der Sieg der Kirche, die Bekämpfung des Protestantismus verschlang Unsummen. Die Päpste machten Schulden, um die Religionskriege ausserhalb Italiens zu unterstützen; den damaligen finanziellen Operationen gemäss gründeten sie

„Monti“, deren Pfandbriefe auf den Einnahmen des Papsttums beruhten. So gründete Pius IV., um Karl IX. beizustehen, „Monte Pio“; Paul V. unterstützte den Kaiser im Dreissigjährigen Kriege und schöpfte die dazu erforderlichen Mittel aus dem „Monte della Religione“; Pius V. gründete „Monte della Lega“, dessen Einkünfte der Türkenkrieg verschlang, und Klemens VIII. streckte dem König von Ungarn zum gleichen Zwecke bedeutende Summen vor. Auch Gregor XV. und Urban VIII. haben die Bürgerkriege in Frankreich mit Mitteln, die aus der gleichen Quelle stammten, unterstützt.

Die Lasten des Kirchenstaates waren gross, besonders da Urban VIII., trotz der von ihm eingeführten lastenden Zölle, 8 000 000 Skudi Schulden hinterlassen hatte. Da der Kirchenstaat jährlich kaum 2 000 000 einbrachte und man davon 1 300 000 als Zinsen für die gemachten Anleihen zu entrichten hatte, blieben nur 700 000 für die laufenden Ausgaben. Um dem finanziellen Ruin vorzubeugen, setzte Innocenz X. eine fiskalische Kongregation ein, und dieser Institution, sowie der Sparsamkeit des Papstes in öffentlichen Ausgaben ist es zu danken, dass der von Sixtus V. in der Engelsburg angelegte Schatz nicht angetastet wurde und noch 700 000 Skudi für die neue Papstwahl übrig blieben. Sparsamkeit war Innocenz' grösstes Verdienst um die Finanzen des Reiches; im übrigen tat der Papst nichts, um die ökonomische Lage der Bevölkerung zu verbessern; er dezentralisierte die Administration und machte sie von der Geistlichkeit abhängig, indem er weltliche Ämter durch Geistliche besetzte. Sämtliche Privilegien der Stadtverwaltung, des Adels und der Bürgerschaft hob er auf. Die Macht des römischen Senates wurde geschmälert, er diente nur noch dekorativen Zwecken. Die Konservatoren durften auf der dritten Stufe unterhalb des päpstlichen Stuhles sitzen, die Senatoren hatten das Recht, ihre Wappen um eine Krone zu bereichern und ihre Wagenpferde mit schwarzen Straussfedern zu schmücken — das war ungefähr alles. Diese Federn galten als ein dem römischen Volk gemachtes bedeutendes Zugeständnis, da bis dahin nur die Barone dies Privileg hatten. Seit jeher war der Senator der wichtigste Würdenträger im römischen Magistrat, der Papst ernannte eine bedeutende Persönlichkeit, einen Nachkommen eines der alten Adelsgeschlechter dazu. Innocenz X. übertrug diese Würde unbedeutenden Menschen, und seitdem bemühte sich keine einflussreiche Persönlichkeit mehr um den Senatorenstuhl.

Je geringer die Macht des römischen Magistrats wurde, desto mehr

strebte er danach, sie zur Schau zu stellen. Von Zeit zu Zeit versammelten sich die Konservatoren in ihrem schönen Palast auf dem Kapitol, um Audienz zu erteilen. Trompeter mit wehenden Fahnen verkündeten diesen wichtigen Akt, der in einem grossartigen Festessen seinen Abschluss fand. Magistratsbeamte bedienten die Tafelnden, und die Rechnungen für Wein und Speisen wurden aus den Einkünften von drei Meierhöfen beglichen, die den Konservatoren aus den Zeiten ihres Glanzes geblieben waren.

Auch die Senatoren suchten bei ihrem Amtsantritt die fehlende Macht durch äusseren Glanz zu ersetzen. Der letzte, der diese Würde unter Innocenz bekleidete, war Giovanni Inghirami aus Prato bei Florenz, der Günstling von Donna Olympia. Seine Fahrt aufs Kapitol war nicht weniger glänzend als der Einzug eines fremden Monarchen. Beim Quirinal versammelte sich der Zug, die Soldaten der päpstlichen Miliz mit Säbeln, Musketen und Piken, mit denen sie nichts anzufangen wussten, an der Spitze; karmoisinfarbene Fahnen, Trommeln und Trompeten bezeichneten ihren Weg. Der Miliz folgten 28 Maultiere mit rotem Zaumzeug und Decken, dann kamen etwa 20 Maultiere ohne jegliche Ausrüstung und Pferde aus den päpstlichen Ställen. Den Tieren folgten Menschen: die vatikanische Garde, Magistratsbeamte, Adel und römische Barone.

Zwölf berittene Pagen bahnten dem Senator den Weg, sie trugen seine Insignien: der eine in prächtigem Kostüm hielt sein Schwert und seinen Hut. Der Senator, auf stattlichem Pferd, war ganz in Goldbrokat, neben ihm ritten seine beiden Söhne; der Wagen folgte und die Pferde bewegten ihre schwarzen Federn, den Stolz ihres Besitzers.

Innocenz versuchte, ebenso wie Sixtus V., den Übergriffen der grossen und kleinen Barone zu steuern, er wollte selbst bei den bevorzugten Klassen Respekt vor dem Gesetz erzwingen. Da ihn finanzielle Transaktionen besonders interessierten, zwang er die römischen Herren, ihre Schulden zu bezahlen; bis dahin pflegten sie geliehenes Geld nicht wiederzugeben, wenn sie keinen weiteren Kredit bedurften. Innocenz war überhaupt auf Gerechtigkeit bedacht. Einige Brüderschaften in Rom hatten das Privileg, unter gewissen Umständen die zum Tode Verurteilten der Strafe zu entziehen; dies führte zu den ärgsten Missbräuchen, da die Banditen sich in den Schutz der religiösen Vereinigungen begaben oder ihnen als Mitglieder beitraten, um auf diese Weise der Strafe zu entgehen. Der Papst hob dies gefährliche Privileg auf und erneuerte das



FÜRSTIN ALDOBRANDINI-ROSSANO

*Rom Palazzo Doria-Pamfili*



Verbot, den Banditen in den Fürstenschlössern Unterschlupf zu gewähren, da diese Sitte trotz Sixtus' V. Massregeln immer noch bestand. Selbst der Kardinal Francesco Barberini hatte drei bekannte Bravi in seinem Dienst, die monatlich 30 Dublonen von ihm bezogen. Erst auf ausdrücklichen Befehl des Stadtgouverneurs verliessen die Räuber die Stadt. Aber Barberini liess seine Schützlinge nicht im Stich, er verbarg sie in seinen Schlössern, die ausserhalb des Machtbereiches des römischen Gouverneurs waren.

## IV.

Als Camillo Pamfili auf die Kardinalswürde verzichtete, galt es, einen neuen Strohmann für Olympia Maidalchini, die eigentliche Nepotin, ausfindig zu machen. Dazu bestimmte Olympia ihren Neffen, den 17jährigen Francesco Maidalchini, einen ungewöhnlich hässlichen und schwerfälligen Knaben. Trotz Francescos mässiger Gaben fürchtete die durchtriebene Frau, der Papst könne ihn in sein Herz schliessen und sich zuviel mit ihm abgeben; sie verbot ihm daher, im Vatikan zu wohnen und wies ihm in ihrem eignen Palast eine Wohnung an, um ihn stets unter Aufsicht zu haben.

Die Ernennung dieses Kardinalnepoten erregte allgemeines Ärgernis; die Gesandten weigerten sich, öffentliche Angelegenheiten mit ihm zu behandeln, da der Siebzehnjährige vollkommen unwissend war, und sie es unter ihrer Würde fanden, sich mit diesem dummen Bengel abzugeben. Auch der Papst erkannte, dass er mit einem so gearteten Minister nicht regieren könne und hielt ihn vom Amt fern. Donna Olympia empfand dies als eine schwere Niederlage; es war allgemein bekannt, dass diese verunglückte Kardinalswahl von ihr ausgegangen war. Die Fürstin di Rossano machte sich dies zunutze, versuchte den unheilvollen Einfluss der Maidalchini zu untergraben und sich und ihrem Gatten eine andere Position bei Hofe zu schaffen. Bei dieser Intrige hatten Agata, eine Schwester des Papstes und Nonne im Kloster Tor de' Specchi, und der Kardinal Mazarin ihre Hand mit im Spiele. Es wurde dem Papst vorgestellt, das Klima von Caprarola sei der Fürstin Rossano unzuträglich und sie selbst guter Hoffnung. Sie müsse in Rom im Beisein von Zeugen ihre Niederkunft erwarten, um die Machenschaften der am Aldobrandinischen Erbe interessierten Verwandten von vornherein zu zerstören.

Ohne die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes abzuwarten, übersie-

delte das junge Ehepaar Pamfili nach Rom und bezog den Palazzo Farnese; es begab sich unter den Schutz des Herzogs von Parma, eines Verwandten der Aldobrandini. Die Rossano bat vergebens um Gehör beim Papst; als sie jedoch am 24. Juni 1648 einen Sohn zur Welt brachte, änderte sich alles zu ihren Gunsten. Bei den Farnese in Parma und den Medici in Florenz herrschte grosse Freude; der Palast des Herzogs von Parma wurde mit weissen Wachslichtern illuminiert und ein Kurier nach Florenz geschickt, um den Medici die frohe Nachricht zu bringen. Der Papst war der Rossano immer freundlicher gesinnt, verbarg seine Empfindungen jedoch, um Donna Olympia nicht zu kränken, die aus ihrem Hass keinen Hehl machte. Die Fürstin bezahlte die Schwiegermutter mit gleicher Münze und verfasste ein Spottgedicht auf sie, das den Feinden der Donna Maidalchini viel Freude machte; sie verglich sie mit einem Maulesel in päptlichen Gewändern und warf einen leisen Schatten auf ihre Tugend. Das römische Publikum nahm an diesem Kampf der beiden Frauen, die im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen, den lebhaftesten Anteil und liess sich auch nicht die leiseste Nuance entgehen. So beobachtete man im Karneval des Jahres 1649, dass, als Olympia während des Korso am Palazzo Pamfili vorbeikam, ihr Sohn und die Fürstin Rossano das Fenster verliessen. Ein andermal begegnete Donna Olympia im Wagen der Karosse, in der ihr kleiner Enkel sass, da es Sitte war, dass die Kutscher beim Anblick des Wagens der verwandten Familie die Pferde anhielten, zog er auch diesmal die Zügel an, im Glauben, Donna Olympia würde den Kleinen sehen wollen. Aber die Maidalchini fragte nur empört, weshalb er stehen bleibe und fuhr weiter. 1648 arrangierte Donna Olympia Theateraufführungen in ihrem Palast; es fehlte nicht an versteckten und darum um so durchsichtigeren Anspielungen auf Sohn und Schwiegertochter. Die Komödie „Pasquale“ war eine Satire auf Don Camillo: ein törichter, der Mutter ungehorsamer Jüngling, der gegen ihren Willen heiratete, sollte darin auftreten. Als der Papst den Inhalt des Stückes erfuhr, untersagte er die Aufführung. Die Lustspiele, die im Palazzo Maidalchini aufgeführt wurden, standen überhaupt in schlechtem Rufe, sie verletzten durch ihre Unanständigkeit. Die Schauspieler waren zumeist Amateure, Markgrafen und Herzöge, denen es, wie ein Zeitgenosse sagt, „Freude machte, als Histrionen aufzutreten“.

Donna Olympia fühlte sich ihrer Macht so sicher, dass sie nicht allein gegen die Fürstin Rossano, sondern auch gegen die Nonne Agata

Pamfili, die Schwester des Papstes, die grössten Ungezogenheiten beging. 1649 wollte sie die Reliquie einer berühmten Heiligen für ihre Lieblingskirche S. Martino erwerben, es war ihr um den Körper der hl. Francesca, der Römerin und Begründerin des Klosters Tor de' Specchi sehr zu tun. Aber die Reliquie befand sich im Besitz der Nonnen und durfte nicht angetastet werden. Die Maidalchini schmeichelte dem Papst die Erlaubnis ab, sich einen Teil des hl. Körpers zu eigen zu machen; aus Furcht vor dem Widerstand der Nonnen, liess sie die Reliquie nachts stehlen, während Schwester Agata und ihre Gefährtinnen an einer Prozession teilnahmen und dem Kloster fern waren. Im Einverständnis mit einigen Geistlichen machte sie einen Überfall auf die Klosterkirche, liess den Sarg der hl. Francesca öffnen und einen Knochen aus dem Arm rauben. Als die Nonnen vom Raub erfuhren, brachten sie ganz Rom in Aufruhr; sie beschwerten sich über diese unerhörte Vergewaltigung und begaben sich bis zum Papst; aber Innocenz weigerte ihnen ihr Recht und Donna Olympiens Beute war bereits im Schloss zu S. Martino in sicherem Gewahrsam.

Aus ihrem Einfluss auf den Papst machte Olympia ein glänzendes Geschäft. Nichts geschah ohne sie; sie hatte es mit ihren Intrigen sogar dazu gebracht, dass die wichtigsten Sitzungen der Kongregationen in den päpstlichen Gemächern stattfanden, damit sie, hinter der Tür verborgen, lauschen könne. Als Kardinal Sforza einst bei einer Sitzung das Vorgehen der Donna Olympia scharf rügte und mit Rücksicht auf die Frau hinter der Tür von einem der Kardinäle aufgefordert wurde, leiser zu sprechen, gab er scharf zur Antwort, er spreche absichtlich laut, um gehört zu werden. Die höhere Geistlichkeit der ganzen Halbinsel wusste genau, dass man ohne Bezahlung an Donna Olympia nichts im Vatikan erhalten könne; bemühte man sich um irgendeine Pfründe, so erlegte man als erstes eine entsprechende Geldsumme im Palast auf der Piazza Navona. An einem Nachbarhause wurde einmal ein Bild angebracht, auf dem das Palasttor der Donna Olympia zu sehen war. Im Torbogen stösst der Kammerdiener der Maidalchini mit einer Hand einen Geistlichen zurück, der mit leerem Beutel eintreten will, während er einen anderen, der einen schweren Geldsack schleppt, liebenswürdig auffordert, einzutreten. Unter dem ersten Gast war zu lesen: „Ite maledicti in ignem aeternum"; unter dem zweiten dagegen: „Venite, benedicti patris mei". Hinter dem Fenster sass Donna Olympia und sagte: „Umsonst darf hier niemand herein."

Witziger fand sich Pasquino mit der Situation ab. Er fragte Marforio, wo sich das Tor (porta) der Donna Olympia befinde, und erhielt zur Antwort: „Chi porta vede la porta; chi non porta, non vede la porta."

Ein neapolitanischer Abt sah das Tor zwar, vermochte es aber nicht zu erreichen. Es wurde ihm versprochen, dass er gegen Bezahlung von 20 000 Talern an Donna Olympia Bischof eines grösseren Kirchsprengels werden würde. Der Abt borgte den Betrag bei seiner Familie und starb, ehe er seine Hauptstadt betrat.

Durch ihre Habgier hob Donna Olympia gelegentlich sogar Innocenz' Verfügungen auf. So bestand ein noch von Sixtus erlassenes Edikt, wonach es den Kurtisanen untersagt war, sich in der Stadt in stolzen Karossen, von ihrer Dienerschaft umgeben, gleich den Damen der vornehmen Gesellschaft, zu zeigen. Unter den Barberini geriet dies Verbot in Vergessenheit: die Kurtisanen hatten das schönste Gespann und erregten allgemeine Aufmerksamkeit durch ihren unerhörten Luxus. Innocenz erneuerte Sixtus' Verordnung, aber einige reiche Kurtisanen fanden den Weg zu Donna Olympia und sassen nach wie vor in ihren Karossen. Besonders galt Olympiens Schutz jenen Kurtisanen, die man „Corte" nannte: sie gestattete ihnen, an ihren Häusern das Wappen der Maidalchini anzubringen, um sie auf diese Weise vor den Belästigungen der Polizei zu schützen und sich in ihren Wagen wie Frauen der besten Gesellschaft zu gebärden. Es war öffentliches Geheimnis, dass diese Damen Donna Olympia dafür bezahlten.

Während des Jubiläums im Jahre 1650 spielte die Maidalchini eine wichtige Rolle. Das ganze kirchliche Europa wusste, welchen Einfluss sie auf den Papst hatte; die bekanntesten Pilger bemühten sich, sie kennen zu lernen, aus Neugier und um ihre Interessen in der römischen Kurie zu vertreten. Der Palast auf der Piazza Navona war der Hauptsammelpunkt aller berühmten Persönlichkeiten, und die Maidalchini spielte die Rolle der ersten Matrone Roms. Sie verstand, sich in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen und war die Beschützerin des Spitals „della Trinità dei Pellegrini", wo sehr viel Wallfahrer untergebracht wurden. Sie selbst hatte freilich zu den Unterhaltungskosten nichts beigetragen, aber ihr Talent, Geld zu sammeln, war bekannt; sie hatte 42 Damen ernannt, die während des ganzen Jahres von Haus zu Haus gingen und für diesen Zweck sammelten; so kamen 16 582 Skudi zusammen, die ausreichten, um während dreier Tage für Essen und Unterkunft von 226 711 Männern, 81 822 Frauen und 25 902 Re-

konvaleszenten zu sorgen. Wenn ein einziges Wohltätigkeitsinstitut, sei es auch das allergrösste, soviel Menschen Obdach gab, erhellt daraus, wie ungeheuer der Zustrom der Pilger war.

Zwei Jahre nach dem Jubiläum begann Innocenz eine Reform der kleinen Klöster, die sich in Rom und ganz Italien ungeheuer vermehrt hatten, zur Qual und zum Ärgernis der Bevölkerung. Einzelne Klöster hatten gar kein festes Einkommen, und die Bevölkerung war nicht imstande, die zahllosen Scharen armer Mönche zu ernähren. Ausserdem waren mehrere Klöster, namentlich jene, die weitab von grösseren Städten lagen, ein Zufluchtsort für die Banditen und ein Schlupfwinkel für Verbrecher aller Art. Die Mönche mordeten und vergifteten sich untereinander, und es war hohe Zeit, diesem Ärgernis ein Ende zu machen. Im Erlass vom 15. November 1652 nannte der Papst die Gründe, die ihn veranlassten, all jene Klöster aufzuheben, die zu wenig Mönche hatten, um die erforderliche Zucht aufrecht zu erhalten. Zu den aufzuhebenden Klöstern gehörten mehrere Ansiedlungen der armenischen Basilianer und der Mönche „del Buon Gesù". Die Verfügung des Papstes wurde freudig begrüsst, aber die Freude war verfrüht, denn die meisten der zu schliessenden Klöster blieben bestehen. Dem Willen des Papstes stand Olympiens Habgier im Wege; sie hatte in aller Stille die Nachricht verbreitet, dass sie gegen Bezahlung bestimmter Quoten — zumeist waren es 300 Dublonen — dem Kloster die Erlaubnis des Weiterbestehens erwirken würde. Der erste, der den Handel begriff, war ein reicher Karmelitermönch aus dem Neapolitanischen. Er brachte Donna Olympia 100 Dublonen (etwas mehr als 2000 Francs) und rettete damit sein Kloster. Dem Karmeliter folgten andere; die Maidalchini soll durch „Klosteraufhebungen" an 50000 spanische Dublonen verdient haben. Nur einige Klöster in Rom, wie die „Crociferi", „Silvestrini", „Gesuati" und die „Eremiti di San Girolamo" gingen ein, da sie die auferlegte Kontribution nicht bezahlen konnten oder wollten.

Dem Einfluss dieser Frau ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die Sitte durchdrang, die schwersten Verbrechen durch Geldstrafen zu sühnen. Der venezianische Gesandte, Giustiniani, hält dies für ein grosses soziales Unglück. Die päpstliche Schatulle soll nach seiner Berechnung auf diese Weise eine Einnahme von zwei Millionen Dukaten gehabt haben.

Der Unwille über Olympiens Nebenregierung wurde immer grösser und ihre Übergriffe dienten den Protestanten als Beweis, dass „man in

Rom nichts dazu gelernt und nichts vergessen habe". Selbst ein so vorsichtiger Schriftsteller wie Kardinal Sforza Pallavicini, nennt ihre Regierung „mostruoso potere d' una femmina in Vaticano". Es wurde erzählt, man habe in London in Cromwells Gegenwart eine Komödie aufgeführt, „The marriage of the pope", in der der Papst und Donna Olympia auf der Bühne auftraten. Der Bericht über diese Aufführung scheint bis zu Innocenz gedrungen zu sein und auf ihn Eindruck gemacht zu haben, um so mehr, als fast gleichzeitig Kardinal Fabio Chigi alarmierende Briefe aus Münster an die anderen Kardinäle schrieb; er berichtete von „Klatschgeschichten", die der Würde der katholischen Kirche Abbruch tun und von protestantischen Pastoren auf der Kanzel verkündet werden, vom Schacher mit Kardinalshüten in Rom und von boshaften Karikaturen auf Donna Olympia, die von Hand zu Hand zirkulieren.

Nicht die Protestanten allein nahmen an Olympiens Regiment Anstoss, selbst Melzi, der apostolische Nuntius in Wien, musste eine sehr fatale Nachricht nach Rom melden. Melzi hielt dem Kaiser Ferdinand III. vor, dass er Frieden mit den Schweden geschlossen habe, ohne der katholischen Religion irgendwelche Vorteile zu sichern; darauf wies der Kaiser mit Worten, die der Form nach sehr gemässigt, dem Inhalt nach sehr scharf waren, auf den überwiegenden Weibereinfluss im Rate des Papstes hin.

Dieser Brief des Nuntius scheint Innocenz zur Erkenntnis gebracht zu haben, dass es so nicht weitergehe. Das ihre trugen zur Festigung dieser Überzeugung bei der Sekretär Kardinal Panciroli und der Kardinal Vincenzo Maculano, ein bekannter Theologe und rechtlicher Mann, der Commissario del S. Uffizio war.

Der Papst entschloss sich endlich zu einem entscheidenden Schritt; er verbot Donna Olympia den Vatikan, obgleich behauptet wurde, dass sie von Zeit zu Zeit insgeheim im Vatikan auftauche, um ihre Interessen zu wahren. Da der Greis das Zusammensein und den Rat der Schwägerin entbehrte, brauchte er eine Persönlichkeit, die ihm näher stand als die übrigen Kardinäle; notwendig bedurfte er eines Nepoten. Seine Wahl fiel auf Camillo Astalli, einen etwa 30jährigen entfernten Verwandten der Donna Olympia aus römischem Adelsgeschlecht. Der Papst war der Annahme, dass er als Dank für seine vielen Gunstbeweise einen anhänglichen Menschen in Astalli finden würde. Der junge Astalli war bis jetzt Konsistorialadvokat gewesen und hatte die Aufsicht über

die Gefängnisse gehabt; sein Gesicht gefiel dem Papst so gut, dass er ihn zur allgemeinen Überraschung am 19. September 1650 zum Kardinalnepoten ernannte; er verlieh ihm seinen eigenen Namen und sein eignes Wappen; übertrug ihm die Herrschaft über die Stadt Fermo, die Gesandtschaft von Avignon und überliess ihm sogar den Palazzo Pamfili auf der Piazza Navona und die Villa vor dem Pankratiustor zur Benützung. Ausserdem liess er ihm 30 000 Skudi jährlich anweisen und gab ihm 10 000 Skudi, um seine ersten Bedürfnisse zu befriedigen.

Diese Intrige hatte Kardinal Panciroli angezettelt, um Donna Olympia zu stürzen und sich durch Astalli, der ihm alles zu verdanken hatte, Einfluss auf den Papst zu sichern. Die Maidalchini war ausser sich vor Zorn, sie hielt Panciroli für den Anstifter des ganzen Unglücks und schwur ihm Rache. Sie wusste, dass sie es mit gefährlichen Feinden zu tun habe, denn Astalli war ein geschickter Mensch, der sich die Sympathien des ganzen Vatikans zu erobern verstand. Olympiens Zorn trat unverhüllt zutage, als der neue Nepot die Regierung übernahm. Es war Brauch, dass sich am Tage „di ricevimento“ des Kardinals die gesamte päpstliche Familie und alle Würdenträger bei ihm einstellten. Olympia verbot allen, die ihr nahestanden, den Eindringling zu besuchen; alle Pamfili liessen im Vatikan melden, sie seien plötzlich erkrankt. Der höfliche Astalli machte am nächsten Tage „den Kranken“ einen Besuch und versicherte sie bei dieser Gelegenheit seiner freundlichen Gesinnung für ihre Familie. Diese Versicherungen wurden sehr kühl aufgenommen, nur die Fürstin Rossano soll ihrem Manne gesagt haben, „es sei günstiger, beim Papst einen befreundeten Kardinal, als eine feindlich gesinnte Mutter zu haben“.

Olympiens Intrigen galten jetzt hauptsächlich dem Kardinal Panciroli, den sie für ihren grössten Feind hielt; laut nannte sie ihn einen Verräter und scharte Pancirolis Feinde und alle, die Astalli seine Karriere missgönnten, um sich. Zu Olympiens Parteigängern gehörte unter anderen auch Monsignore Azzolino, von dem noch die Rede sein wird.

Die Maidalchini hatte Glück; während sie darauf bedacht war, Panciroli zu stürzen, starb er plötzlich am 3. September 1651. Sie konnte ihre Freude nicht verbergen und sagte zu dem Überbringer dieser Nachricht: „Er ist tot und ich lebe!“ Sie schöpfte Mut, hoffte Astallis Einfluss zu brechen und sah alle Türen, die in den Vatikan und zu kirchlichen Würden führten, wieder offen. Aber eine neue Persönlichkeit verstellte ihr den Weg: der Sekretär und Kardinal Fabio Chigi, der

spätere Papst Alexander VII., der soeben aus Deutschland zurückgekommen war und im Vatikan wohnte. Chigi hatte bis dahin als Freund der Pamfili gegolten und hatte namentlich zu Donna Olympia in guten Beziehungen gestanden; jetzt, als er erkannte, dass es mit ihrer Macht vorbei sei und er selbst in allernächster Zeit auf die Tiara rechnen könne, veränderte er sein Benehmen ganz. Er umgab sich vor allen Dingen mit dem Glorienschein der Heiligkeit; im lauten Treiben des Vatikans wurde er zum Anachoreten. Er bewohnte ein kleines Zimmer, hielt sich von seinen Verwandten und von Frauen fern, schlief, wie man wissen wollte, auf dem Fussboden, und ass, um stets das Bild des Todes vor Augen zu haben, von einem silbernen, mit einem Totenschädel versehenen Teller. Dabei war er eines der tätigsten Mitglieder des heiligen Kollegiums, arbeitete im S. Uffizio bei der Propaganda und hat der Kirche wichtige Dienste geleistet. In Chigi hatte Innocenz einen unbequemen Zeugen seiner Familienverhältnisse; mit Rücksicht auf den Kardinal vermied er alle Beziehungen zu Donna Olympia und versuchte ihren häufigen Besuchen im Vatikan zu steuern. Mit zunehmendem Alter wuchs sein Misstrauen, überall witterte er Verrat und List, er traute niemand, selbst dem kurze Zeit gern gesehenen Astalli nicht; nur die Schwägerin hielt er für echt, und litt darunter, sie nicht an seiner Seite zu haben und nicht fortwährend ihren Rat einholen zu können. Die ganze Familie wusste darum; Pamfili, Ludovisi und Giustiniani versuchten auf alle nur mögliche Weise um die Gunst Sr. Heiligkeit zu werben. Als Astalli in einer vertraulichen Unterredung den Papst fragte, welcher der drei Nepoten ihm der liebste sei, gab Innocenz zur Antwort: „er liebe Giustiniani wegen seiner Frau, den Fürsten Ludovisi wegen seiner Güte und Pamfili, weil das gleiche Blut in seinen Adern rolle".

Durch ein peinliches Ereignis wurde der Papst in seinem Misstrauen bestärkt, und sein Glaube wuchs, dass seine Schwägerin für ihn unersetzlich sei.

In der römischen Kurie bestand seit langer Zeit ein Dataria benanntes Schatzamt, das die Einkünfte der freigewordenen Pfründen und sämtliche Gelder, die von Indulten, Dispensen usw. eingingen, für den Papst einkassierte. Nur ganz zuverlässige Männer ernannten die Päpste zum Prodatarius. Innocenz hatte den Kardinal Domenico Cecchini, der ihm während des Konklave grosse Dienste geleistet hatte, mit diesem Amt betraut. Aber Donna Olympia war gegen den Kardinal eingenommen, vermutlich weil er sie hinderte, die päpstliche Kasse ganz auszuplün-

dern; sie behauptete, Cecchini missbrauche Innocenz' Vertrauen und überweise seiner Verwandten Clemencia namhafte Beträge. Die Maidalchini arbeitete so lange am Sturz des Kardinals, bis der Papst, der ihm sein Amt nicht ohne weiteres nehmen wollte, insgeheim Mascambruni, den Kanonikus di Santa Maria Maggiore, einen niedrigen Beamten der Dataria, beauftragte, Cecchini zu kontrollieren. Mascambruni suchte sich Donna Olympia und ihrer Familie unentbehrlich zu machen; ehrgeizig und habgierig, war ihm kein Mittel zu schlecht, wenn es galt, eine höhere Stufe in der kirchlichen Hierarchie zu erklimmen und sich zu bereichern. Je nach der im Vatikan herrschenden Stimmung schmeichelte er Don Camillo und der Fürstin Rossano oder Olympia. Mascambruni gelang es, Cecchini so zu verdächtigen, dass der Papst ihn nicht einmal empfangen wollte und Mascambruni in der Dataria allmächtig wurde. Da niemand ihn kontrollierte, fälschte er Bullen zu seinem Vorteil und legte sie dem alten Papst zur Unterschrift vor. Auf diese Weise brachte er es bei einem Jahreseinkommen von 700 Skudi im Verlauf zweier Jahre zu einem Barvermögen von 180000 Skudi und zu 8000 Skudi jährlicher Rente aus unrechtmässig erworbenen Pfründen. Die Unterschriften verschaffte sich Mascambruni, während Donna Olympia in Ungnade war, der Papst schwer an Podagra litt und die Schwägerin keinen Zutritt zum Vatikan hatte.

Je leichter die Fälschungen zu bewerkstelligen waren, desto kühner wurde Mascambruni. Schliesslich kostete ihn der Vorfall mit dem Conte di Villafranca den Kopf. Der Graf war wegen sehr schmutziger Geschichten von der portugiesischen Inquisition angeklagt; aus Furcht vor dem schrecklichen Tribunal versprach er Mascambruni 12000 Dukaten, wenn er den Papst veranlassen könnte, das Verbrechen einem weltlichen Gericht zur Beurteilung zu übergeben. Mascambruni legte dem Papst eine entsprechende Bulle zur Unterschrift vor; die Inquisition machte Lärm und der Jesuit Brandano erkundigte sich beim Kardinal Chigi, ob diese Bulle, die die Rechte der portugiesischen Inquisition verletzte, tatsächlich ausgegeben worden war. Die Sache ging bis zum Papst, der auf der Stelle erklärte, ein derartiges Dokument nicht unterschrieben zu haben. Bei der Untersuchung kam Mascambrunis Schuld zutage, er wurde in das Gefängnis von Tor-di-Nona geworfen. In seiner Wohnung fand man ein ganzes Lager von Silber, Edelsteinen, Samt und 14000 Skudi in Gold, den Lohn für verschiedene Fälschungen. Als der Herkunft der Dinge nachgeforscht wurde, gab Mascambruni

zur Antwort, Donna Olympia und Don Camillo Pamfili könnten darüber Auskunft geben. Die Maidalchini liess alle Minen springen, und Mascambruni wurde, trotzdem es nicht erwiesen war, ob er der allein Schuldige war, zur furchtbarsten Strafe verurteilt. Er sollte durch die Strassen der Stadt geschleift und dem Volk gezeigt werden, dann sollte ihm vor dem Palazzo der Dataria die rechte Hand abgehauen und schliesslich sollte er auf dem „Campo de Fiori“ an einem Fuss aufgehängt werden. Der Körper sollte verbrannt und die Asche in den Tiber geworfen werden.

Camillo Pamfili und die Domherren von S. Peter baten den Papst um ein milderes Urteil; Innocenz liess dem Verurteilten den Kopf im Gefängnis abschlagen und ihn auf der Engelsbrücke öffentlich ausstellen. Der Mitschuldige, Brandano Alessandro, der Kanonikus von Panteone, stürzte sich aus dem Fenster, als er die Sbirren vor seinem Hause sah.

## V.

Als der Papst sich überzeugt hatte, dass er bestohlen werde und von Fälschern umgeben sei, beschloss er, Donna Olympia wieder als seinen Schutzengel in Gnaden aufzunehmen. Vergebens versuchte Kardinal Chigi Innocenz klarzumachen, dass die Rückkehr der Maidalchini in der gesamten christlichen Welt den schlechtesten Eindruck machen würde; der alte Papst hatte weder Kraft noch Mut genug, um ohne seine Freundin zu leben. Die Tore des Vatikans wurden aufs neue für Donna Olympia geöffnet, und als Zeichen der Versöhnung kam der Papst zu einem Festessen im Palazzo Pamfili am 25. März 1653. Zwei Monate später traute er in der vatikanischen Kapelle seine geliebte Nepotin Olympuccia Giustiniani mit Matteo Barberini, dem Herzog von Palestrina.

Olympuccia hatte als Vierjährige eine Taube über Giambattistas Bett gesehen; das betrachtete man als Prophezeiung, dass der Kardinal Papst werden würde. Donna Olympia gab ihr eine Mitgift von 70 000 Skudi, der Vater Giustiniani schenkte ihr 30 000, um die Summe abzurunden. Ganz Rom freute sich, nach Aussage der Chronisten, dieser Ehe; zwei mächtige Geschlechter schlossen Frieden miteinander.

Wie erwähnt, war der Kardinal Antonio Barberini zu Beginn von Innocenz' Regierung nach Frankreich geflohen; die päpstliche Regierung hatte ihn zur Rückkehr aufgefordert und ihm im Weigerungsfalle eine

Geldstrafe von 1000 Skudi täglich auferlegt. Diese Strafe war zu einer ungeheuren Summe angewachsen, die der Papst jetzt, nachdem er Frieden mit den Barberini geschlossen hatte, aus den Büchern streichen liess. Gleichzeitig kam Don Carlo Barberini aus Frankreich zurück, der 22jährige Bruder von Olympuccias Mann; der Papst ernannte ihn zum Kardinal und räumte beiden Brüdern die Rechte von Nepoten ein.

Der Familienfrieden wurde durch glänzende Feste gefeiert; der Kardinal Pamfili und der Konnetabel Colonna veranstalteten grosse Empfänge, aber das grossartigste Fest gaben die Barberini in ihrem Palast. Ihr Theater, das 16 Jahre geschlossen war, wurde im Juni 1653 geöffnet und Rospigliosis Melodrama „Dal male il bene“, mit Musik von Antonio Maria Abbatini, aufgeführt. Das Melodrama, das weltlichen Inhalts war, setzte sich aus verschiedenen Liebesepisoden zusammen, um den Zuschauern die Überzeugung beizubringen, dass Böses sich zum Guten kehre.

Auch Kardinal Astalli lud die Hochzeitsgäste zu einem grossartigen Bankett ein, aber Donna Olympia mass ihn mit boshaften, triumphierenden Blicken. Sie erfocht tatsächlich ihren grössten Triumph. Der 80jährige, kranke, misstrauische Papst, der der Tiara nicht mehr gewachsen war, hatte sich aus Furcht vor spanischem Gift vollkommen in ihre Hände begeben. Die Maidalchini wohnte gewissermassen im Vatikan, kochte für den Greis und war fast bei allen Konferenzen zugegen, um den Gesandten und Kardinälen die leise geflüsterten, von asthmatischem Husten unterbrochenen Worte des Papstes zu deuten. Ihre Habgier war grenzenlos; skrupellos nahm sie aus der Dataria, was sie erraffen konnte und verkaufte alles, was nicht niet- und nagelfest war. In Rom war man über dieses unwürdige Regiment empört; eines Nachts haben Unbekannte auf allen öffentlichen Gebäuden Innocenz' Namen entfernt; an Stelle der Aufschrift „Innocentius X. Pontifex Maximus“ konnte man lesen: „Olympia primus Pontifex Maximus.“ Sogar am Lateran wurde diese Inschrift angebracht.

Die Familie wollte die letzten Augenblicke des Papstes benützen, um sich nicht Geld allein, sondern auch Landbesitz, am liebsten ein Fürstentum zu sichern. Innocenz' Angehörige bedauerten, dass sie nicht ebenso, wie Sixtus' IV., Alexanders VI., Klemens' VII. und Pauls III. Nepoten, vorgehen konnten. Urbino, das der Papst nach dem Tode des letzten Rovere dem Kirchenstaat einverleibt hatte, war keinem von ihnen zugefallen; sie hatten die Absicht, Masaniellos Revolution in Neapel zu

nützen, um ins Neapolitanische einzufallen und den Spaniern einen Teil ihres Besitzes abzujagen. Die Barberini, die reichsten und mächtigsten unter ihnen, verpflichteten sich, 12000 Mann auf ihre Kosten zu stellen, falls ihnen Salerno als unabhängiges Reich zufiele. Natürlich wären weder die Pamfili, noch Donna Olympia mit leeren Händen abgezogen, wenn dieser Plan zur Ausführung gekommen wäre.

Kardinal Astalli machte diese schönen Pläne zunichte. Da ihm so schnell und unverhofft eine der höchsten kirchlichen Würden zugefallen war und er sich stark und reich fühlte, wollte er höher steigen und nach Innocenz' Tode mit spanischer Hilfe die Tiara erringen, oder zum mindesten seine Rache an Donna Olympia nehmen, die ihn mit ihrem Hass verfolgte. Aber die geschickte Maidalchini merkte, dass Astalli etwas im Schilde führe und sah sich vor; ihr Misstrauen wuchs, als Spanien dem Kardinal das Protektorat über Sizilien übertrug.

Seit einiger Zeit war der Sekretär der Breve der Günstling des Papstes und seiner Schwägerin; Decio Azzolino war ein so gewandter Stilist, dass der Papst alle wichtigen diplomatischen Briefe nur von ihm schreiben liess. Er war der Nachkomme einer vornehmen Familie aus Fermo. Einer seiner Vettern war Kardinal unter Sixtus V. gewesen; diesem Umstand und seiner Biegsamkeit verdankte er den Beginn seiner geistlichen Laufbahn. Nachdem er seine Studien in Fermo beendigt hatte, kam er mit einem Empfehlungsschreiben an den Kardinal Francesco Barberini nach Rom. Der Kardinal nahm sich seiner an und schickte ihn mit Panciroli nach Spanien. Panciroli hatte eine Vorliebe für den begabten Sekretär; nach Urbans VIII. Tode machte er ihn zu seinem Konklavisten und brachte ihn unter Innocenz X. im Hauptsekretariat unter. In dieser Stellung verstand er, den Papst und Donna Olympia für sich einzunehmen; nach Pancirolis Tode wurde er zum Staatssekretär ernannt. Azzolinos Liebesgeschichten erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit, es wird davon noch später die Rede sein.

Der Papst empfahl Azzolino, Astalli zu beobachten; er sollte ausfindig machen, ob der Kardinalnepot Beziehungen zu Spanien habe. Azzolino liess seinen Vorgesetzten nicht mehr aus den Augen; er entdeckte bald, dass Astalli sich nachts verkleidet durch einen Seitenausgang aus dem Palast am Monte cavallo schlich, wo damals auch der Papst wohnte, dort in einer Seitengasse einen Mietswagen bestieg und zum spanischen Gesandten fuhr. Dort blieb er zwei bis drei Stunden und schlich sich in den päpstlichen Palast in derselben Weise ein,

wie er ihn verlassen hatte. Als der Papst dies erfuhr, geriet er in solchen Zorn, dass er Astalli befahl, den Palast auf der Stelle zu verlassen (1654) und sich nach Sambuci, seinem Besitz, zurückzuziehen. Er verbot ihm, den Namen Pamfili weiter zu tragen. Vergebens verwandten sich die Kardinäle Barberini und Chigi für Astalli; sie versuchten seine nächtlichen Ausflüge als Ergebnis jugendlichen Übermuts hinzustellen; der Papst, hinter dem die rachsüchtige Olympia stand, liess sich nicht erweichen. Astalli fiel ebenso schnell wie er gestiegen war; an seiner Stelle wurde Azzolino Kardinal.

Der sterbende Innocenz soll Astalli seine Verzeihung geschickt haben, aber der Kardinal weigerte sich, das Breve anzunehmen, da ihm nicht Verzeihung, sondern die Wiedergabe der Ämter und Würden, die er bekleidet hatte, gebühre.

Unmittelbar nach dem Tode des Papstes ging Astalli nach Rom; der Gesandte von Toskana und der Fürst Ludovisi machten ihm ihre Aufwartung, da sie seine Verurteilung für einen Akt der Willkür hielten, und Kardinal Maidalchini bot ihm, um seine Tante, Donna Olympia, zu ärgern, eine jährliche Pension von 1500 Skudi aus seiner Privatschatulle an. Zu Innocenz' Begräbnis legte Astalli ein gesticktes und kein Trauer-Rocchetto an und fehlte beim Gottesdienst am Sarge. Philipp IV. von Spanien übertrug ihm später mehrere Ehrenämter und der Papst ernannte ihn zum Protektor des Königreichs Neapel und Sizilien, sowie zum Bischof von Catania. Dort starb Astalli am 21. Dezember 1662.

## VI.

Das Ende des 80jährigen Innocenz stand bevor. Olympia wich keinen Augenblick von seiner Seite, aus Furcht, ein anderer könne Einfluss auf ihn gewinnen und der Papst Verfügungen zu ihren Ungunsten treffen; sie wollte alles an sich reissen. Sie verdächtigte die nächsten Verwandten und behauptete dem Papst gegenüber, die ganze Familie lauere auf seinen Tod. Einmal fragte Innocenz Giambattista, Don Camillos siebenjährigen Sohn, ob er gesehen habe, wie weit der Bau der S. Agnesekirche sei. Der Knabe gab zur Antwort: „Wenn sie sich nicht beeilten, so würde der Papst das Ende nicht erleben.“ „Wer hat dir das gesagt?“ fragte der Papst zornig. Der Knabe schwieg verwirrt. Da versprach Innocenz ihm schönes Spielzeug, wenn er den Schuldigen

nennen würde. Da der Knabe schwieg, schlug der ungeduldige Greis ihn ins Gesicht und wollte ihn während dreier Monate nicht sehen; dem Vater, Don Camillo, nahm er das Kommando über die päpstliche Armee und verbot ihm, den Palast zu betreten. Auch den Fürsten Ludovisi entfernte er vom Generalat der päpstlichen Galeeren, da er ihn der Undankbarkeit zieh. Nur Schwester Agata war beim Papst in Gunsten, und auf ihr Drängen setzte der Papst Camillo und Ludovisi wieder in ihre Ämter ein.

Es war hohe Zeit für die Kirche und die römische Bevölkerung, dass der unfähige Alte starb. Als sich im September 1654 die Nachricht in der Stadt verbreitete, das Leben des Papstes zähle nur noch nach Stunden, war die Freude allgemein; johlend und schimpfend warf sich der Strassenpöbel auf den Palast der Pamfili mit der Absicht, zu plündern, aber Donna Olympia liess einige hundert Skudi verteilen und wandte die Gefahr fürs erste ab, um so mehr, als man sich bald überzeugte, dass der Papst noch lebe. Man sah die Sänfte, in der er aus dem Vatikan in den Palazzo Pamfili getragen wurde. Der Papst erwies sich gegen Donna Olympia noch sehr grossmütig: als ihr Schmucksachen gestohlen wurden, liess er der geliebten Schwägerin 30 000 Skudi als Schmerzensgeld auszahlen.

Am 14. Dezember 1654 wurde der Papst zum letztenmal in seiner Sänfte in Olympiens Garten im Trastevereviertel getragen; von diesem Tage an hat er den Palast nicht mehr verlassen. Er verlor das Bewusstsein, und die Maidalchini wehrte jedem den Zutritt zum Kranken. Don Camillo übersiedelte in den Vatikan und empfing die Gesandten in Vertretung des Papstes; die Frauen der Familie: die Giustiniani, die Ludovisi, die Rossano belegten die vatikanischen Salons mit Beschlag, so dass der Pasquino über dies Weiberregiment spottete. Die Maidalchini entfernte im Bewusstsein, dass es mit ihrem Regiment zu Ende sei, alles aus dem Vatikan, was nicht niet- und nagelfest war; am späten Abend, wenn der Papst schlief, schloss sie ihn in seinem Schlafzimmer ein, damit niemand das Geld, das in der Kasse unter dem Bett lag, raube und liess sich in ihrer Sänfte nach Hause tragen. Die Diener beobachteten, dass die Fürstin mit jedem Tage schwerer wurde, weil sie sich mit Gold und Kostbarkeiten belud. In den letzten Tagen ihres Regiments betrieb sie noch einen schwunghaften Handel mit Pfründen und ernannte soviel Prälaten, dass man ausgerechnet hat, sie habe in zehn Tagen eine halbe Million Skudi verdient.

Schliesslich wurde es den Kardinälen zuviel; Chigi und Azzolino erklärten Donna Olympia, man müsse den Papst auf sein Ende vorbereiten, und Oliva, der Jesuitengeneral, untersagte der Maidalchini den Zugang zum Sterbezimmer. Innocenz war fast bis zum letzten Augenblick bei Bewusstsein; er beichtete Oliva, vermachte ihm 3000 Skudi, gab dem Arzt, der ihn mit einem Korallenpulver behandelt hatte, eine Belohnung und wollte noch auf dem Totenbett den kleinen Giambattista, vielleicht als Entschädigung für die empfangene Ohrfeige, zum Kardinal ernennen. Dem widersetzten sich die übrigen Mitglieder des hl. Kollegiums und stellten dem Sterbenden vor, es sei beispiellos, dass man einem siebenjährigen Kind diese Würde übertrage.

Der Papst starb am 7. Januar 1655 im Quirinal; er war über achtzig Jahre alt geworden. Sforza Pallavicini, der bekannte Jesuit, schreibt in seiner „Biographie Alexanders VII.“, man habe Innocenz zwar gefürchtet, aber nicht geliebt; man könne ihm mit Rücksicht auf die Erfolge, die er ausserhalb Italiens gehabt habe, Ruhm nicht absprechen, aber infolge der vielen häuslichen Tragikomödien sei er unberühmt und unglücklich (inglorioso e miserabile) gewesen.

Nach Innocenz' X. Tod haben sich die widerwärtigsten Vorgänge abgespielt; selbst mit Alexanders VI. Leiche war man anständiger verfahren als mit den sterblichen Überresten dieses Papstes.

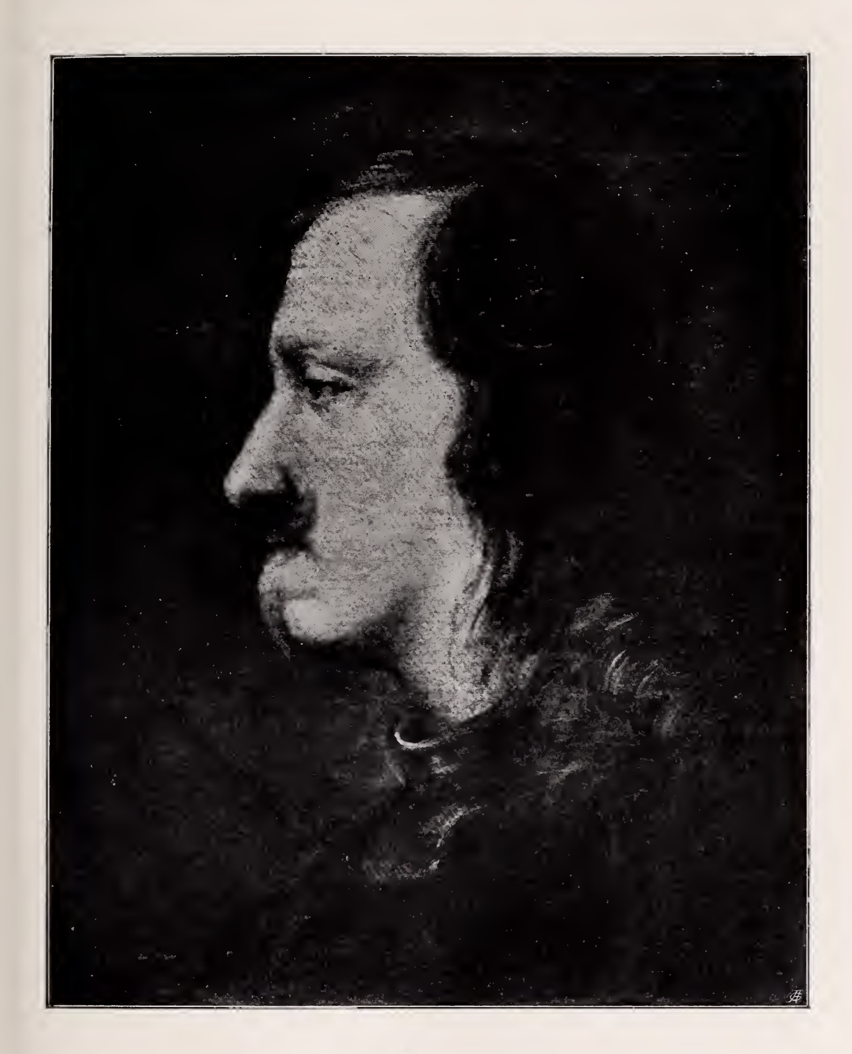
Donna Olympia hatte auf den letzten Seufzer des Papstes gelauert, um ins Schlafzimmer einzudringen, unterhalb des Bettes zwei Goldkisten herauszuholen und sie durch ihre Diener aus dem Quirinal fortschleppen zu lassen, ehe sie jemand daran hindern konnte. Aufgefordert, zu den Begräbniskosten beizutragen, gab sie zur Antwort, eine arme Witwe könne einem grossen Papst keine Trauerzeremonie veranstalten. Keiner der Angehörigen kam, sie hassten den Toten und fürchteten mehr noch, den Sarg bezahlen zu müssen. Neben der Leiche, über die eine gemeine Decke gebreitet war, stand ein alter Zinnleuchter, da es keinen besseren gab. Donna Olympia hatte rechtzeitig dafür gesorgt, dass die silbernen Kandelaber in ihrem Palast verschwanden. Sie hatte alles fortgeschleppt: Geschirr, Schränke, Stühle, selbst Wäsche, und dem Greis nur ein Sterbehemd und eine Decke gelassen.

Am Abend liess der Stadtgouverneur, Monsignore Ariberti, den Körper nach S. Peter überführen. An der Spitze des traurigen Zuges schritt die Garde zu Pferde und die Artillerie mit zwei Geschützen; die Diener

mit brennenden Kerzen folgten, dann kam die Leiche, die mit einer so kurzen Decke bedeckt war, dass die Beine herausragten; Busspriester von S. Peter schritten neben dem Papst und flüsterten Sterbegebete, und die Reiterei und drei Geschosse beschlossen den Trauerkondukt. Während des Trauerzuges entlud sich ein schweres Gewitter, es goss in Strömen, aber Cavaliere Antonio Bagatta, der Biograph des Papstes, versichert, der Körper des Toten sei in wunderbarer Weise von jedem Regentropfen verschont geblieben.

Drei Tage hindurch war der Körper in S. Peter aufgebahrt, aber niemand dachte daran, einen Sarg zu bestellen und den Toten zu begraben. Die Familie war verschwunden und kümmerte sich aus Angst vor den Kosten nicht ums Begräbnis, auch die Kardinäle trafen keinerlei Verfügungen. Am dritten Tage musste man die Leiche aus der Kirche entfernen, und da die Domherren von S. Peter darauf bestanden, dass sie in ihrer Kapelle geborgen werde, trugen die Diener den toten Papst in ein Kämmerchen, wo die Maurer ihr Handwerkszeug, Ziegel und Kalk niederlegten. Ein Arbeiter steckte ein Lichtchen beim Haupt des Toten an, ein anderer wachte aus eignem Antrieb nachts bei der Leiche, um sie vor den Ratten zu schützen. Schliesslich erbarmte sich ein Monsignore und bestellte einen Armensarg aus einfachem Holz, und Segni, ein Kanonikus von S. Peter, stiftete fünf Skudi, um den Papst begraben zu lassen. Dieser Monsignore war dem Toten am wenigsten zu Dank verpflichtet, da Innocenz ihm das Amt eines Maggiordomo genommen und ihn aus dem Palast verjagt hatte.

Das unerhört gemeine Vorgehen der Familie des Toten empörte die gesamte römische Bevölkerung aufs äusserste; es wurde erzählt, Donna Olympia habe dem Kirchenschatz 8000000 Skudi entnommen, abgesehen von 600000, die sie insgeheim aus der päpstlichen Kasse geraubt habe. Um diese Gerüchte etwas niederzuschlagen, beschloss Camillo Pamfili, Innocenz in S. Agnese ein Denkmal zu setzen; den Entwurf bestellte er bei Giambattista Maini. Die Sache zog sich in die Länge, erst Camillos Sohn, Giambattista, nahm sich des Grabmals an. Der Lombarde Ercole Ferrata machte das Modell einer grossen Statue; zur Ausführung kam es nicht, da die Kosten zu gross waren. Ein sehr bescheidenes Denkmal, das am Eingang der reichen Kirche aufgestellt wurde, war alles, wozu die Familie sich aufschwingen konnte.



JAN CASIMIR VON POLEN

*Rom Accademia San Lucca*



## VII.

Nach Innocenz' Tode begann Donna Olympia mit der ihr eigenen Energie und Geschicklichkeit dafür zu arbeiten, dass ein den Pamfili wohlgesinnter Papst gewählt werde. Gemeinsame Interessen verbanden sie mit den Kardinälen Azzolino, Cherubini und Gualtieri. Im Einverständnis mit Azzolino, dem tüchtigsten unter ihnen, schloss sie eine Art Kardinalsbündnis zu dem Zweck, keinen den Pamfili feindlichen Kandidaten zur Tiara zuzulassen. Diese Verbindung „squadrone volante" genannt, hat ihren Kandidaten diesmal nicht durchgedrückt, aber auch bei späteren Papstwahlen eine wichtige Rolle gespielt. Während des Konklave erlitt Donna Olympia eine strategische Niederlage. Der Konklavist des Kardinals Gualtieri, Francesco Ravizza, setzte sie heimlich von allen Geschehnissen in Kenntnis. Die unerlaubte Korrespondenz wurde entdeckt und Donna Olympiens Freund in die Engelsburg eingesperrt.

Nach drei Monaten wurde Kardinal Fabio Chigi einstimmig zum Papst gewählt; mit grossem Geschick hatte er seine feindliche Gesinnung gegen die Pamfili zu verbergen gewusst. Chigi nannte sich Alexander VII., und Rom, das so viele Jahre unter Innocenz' Ungerechtigkeiten und Olympiens Habgier gelitten hatte, nahm die Wahl mit grosser Freude auf.

Don Camillo Pamfili huldigte dem Papst im Namen der ganzen Familie. Alexander empfing ihn sehr liebenswürdig; als jedoch Olympia Azzolino zu ihm schickte, damit er die Absichten des Papstes gegen sie und die ganze Familie auskundschafte, war der Papst sehr verschlossen und der Kardinal konnte der Maidalchini keine tröstende Nachricht bringen. Sehr bald konnte sie Zeichen einer ihr wenig freundlichen Gesinnung wahrnehmen; der Papst gestattete den Händlern, die die Maidalchini von der Piazza Navona vertrieben hatte, sich dort wieder niederzulassen. Sie ärgerte sich über das Marktgewühl vor ihren Fenstern.

Der Papst liess unterdessen in aller Stille die Rechnungen der Dataria nachprüfen und Dokumente sammeln, die Olympiens Übergriffe bewiesen und die Quellen aufdeckten, aus denen sie ihr Vermögen in einer so ungeheuerlichen Weise vergrössert hatte. Bestürzt durch Alexanders Schweigen, suchte sie unter ihrem Raub zwei prachtvolle Vasen heraus und schickte sie dem Papst mit der Bitte, zum Fusskuss zugelassen zu

werden. Der Papst nahm das Geschenk nicht an, gab kurz zur Antwort, der Vatikan sei kein Ort für Weiber und schickte ihr den Befehl, Rom im Laufe einer Woche zu verlassen und nach Orvieto zu gehen. Ohne direkte Erlaubnis durfte sie Orvieto nicht verlassen. Die Maidalchini flehte um Gnade, aber alle Bitten waren vergebens: der Papst liess ihr sagen, er würde mehr Milde walten lassen als sie einst gegen die Barberini. „Wir haben ihr lange verziehen," gab der Kardinal Barberini zur Antwort. „Zu Eurem Vorteil," gab der Papst zur Antwort, „uns würde dies Verzeihen einen zu grossen Schaden zufügen."

Es galt, sich zu fügen: die Maidalchini ging nach Orvieto, von dort aus nach Viterbo, 1657 entfloh sie infolge einer Epidemie in ihr Schloss nach S. Martino. Sie scheint krank hingekommen zu sein und starb dort bald darauf am 26. September 1657, 63 Jahre alt. Sie starb einsam und verlassen wie Innocenz; die Dienerschaft mied sie aus Furcht vor Ansteckung. In ihrem Testament ernannte sie ihren Sohn Don Camillo zum Haupterben, bestimmte 2000 Messen für ihr Seelenheil und stiftete einige Legate. Noch zu ihren Lebzeiten hatte Alexander VII. einen Prozess gegen sie angestrengt wegen Wucher mit kirchlichen Pfründen und Unterschlagung bedeutender Summen. Man begann Zeugen zu vernehmen, Protokolle aufzusetzen, aber eine furchtbare Seuche in Rom machte aller amtlichen Tätigkeit ein Ende. Als die Seuche vorüber war, hatte sich der Papst besonnen und den Prozess niedergeschlagen. Der boshafte Leti behauptet, die Familie Pamfili habe Alexander VII. 1000000 Skudi angeboten, damit er die ganze Angelegenheit auf sich beruhen lasse, und der Papst habe sich erkaufen lassen; aber Leti hat so manches Märchen in die Welt gesetzt, und es gilt, auch diese Nachricht mit Vorsicht aufzunehmen.

Wahrscheinlich war Alexander zur Überzeugung gekommen, dass, wenn man nach dem Tode eines jeden Papstes den Nepoten ihr Vermögen nehmen wolle, man halb Rom zugunsten des päpstlichen Schatzes verkaufen müsse. Ausserdem war Alexander nicht mehr Kardinal Chigi, der einen Totenschädel auf silberner Schüssel betrachtete; dem Papst war es ebenso wie seinen Vorgängern darum zu tun, seine Familie zu Macht und Ansehen zu bringen, und der Nepotismus blühte unter seiner Herrschaft genau wie vorher. Am Luxus von Alexanders Lieblingsnepoten nahm ganz Rom Anstoss, und die Familie Chigi, die in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu den ärmeren gehört hatte, kam unter der Herrschaft des neuen Papstes zu ungeheurem Reichtum.

Was ist von der Pamfili übriggeblieben? — die Baudenkmäler und Kunstwerke, die auf ihr Geheiss entstanden sind. Bis auf den heutigen Tag gehört der Park vor dem Pankratiustor mit seiner schönen Villa zu Roms grössten Zierden. Mit Recht hat man das üppige Grün, die Gruppen von Eichen, Platanen und Lorbeer „Bel respiro" genannt; dort hat sich das Beste eines Innocenz und seiner Nepoten erhalten, dort ist der Niederschlag von Olympiens Idealen, denn selbst in dieser harten, habgierigen Frau erzitterte in gewissen Augenblicken das Gefühl für Schönheit. Der Entwurf des Gartens und der Wasserfälle in der Villa Pamfili geht auf Le Nôtre zurück, den Plan für den Palast hat Algardi gemacht; der Architekt scheint sich an einen Plan von Palladio angelehnt und auch Zeichnungen von Raffael und Giulio Romano benutzt zu haben. Während der Glanzzeit der Pamfili war der Palast reich mit Bildern und Skulpturen geschmückt; dort standen Innocenz' X., Büsten aus Porphyr und Bronze, und Camillo Pamfilis und Donna Olympiens Statuen, die noch der französische Reisende La Lande 1765 und 1766 gesehen hat. Später wurde ein grosser Teil dieser Schätze in den Palast der Doria auf dem Corso übertragen. In dieser Galerie steht bis auf den heutigen Tag, in der Nähe des Eingangs, Olympiens Büste aus weissem Marmor; die Frau, die seinerzeit eine so furchtbare Rolle gespielt hat, trägt die malerische Haube einer franziskanischen Tertiarierin. Die Flügel dieser Haube fassen einen starken, fast männlichen Kopf ein und bilden einen ausgezeichneten Hintergrund für ein energisches, kühnes Gesicht. Der Tradition nach soll Donna Olympia dieses Nonnenhabit ersonnen haben, jedenfalls spräche es für ihren künstlerischen Geschmack. Algardi, der von den Pamfili bevorzugte Künstler, hat die Büsten von Olympia, Camillo und der Fürstin Rossano gemacht. Einen unangenehmeren, der Wirklichkeit vielleicht entsprechenden Ausdruck als auf Algardis Büste, hat Donna Olympia auf einem Porträt in den Privaträumen des Palastes Doria Pamfili; an der Hand hält sie die kleine Olympuccia.

Über den Gärten der Pamfili liegt, trotzdem sie erst dritthalb Jahrhunderte bestehen, etwas Mystisch-Geheimnisvolles. In der Nacht vor Innocenz' Tode war über Le Nôtres Bäumen ein feuriger Reiter sichtbar, der in wahnsinniger Hast in die Campagna jagte. Der Sohn des Gärtners erschrak beim Anblick dieser Erscheinung so sehr, dass er schwer erkrankte. Innocenz X. hat dem römischen Volke nur grausame Erinnerungen hinterlassen. Die zarter besaiteten Mitglieder der Familie

konnten sich gewisser Vorwürfe über die Herkunft ihres Vermögens nicht erwehren. Camillos Sohn, Giambattista, wollte in seiner Jugend in den Jesuitenorden eintreten, und nahm an den nackten marmornen Gestalten der Villa solchen Anstoss, dass er den unschuldigen Steinen Feigenblätter aus Gips anzog. Selbst die Marmorkinder mussten sich den Forderungen dieser Gipsmoral fügen; nur ein kleiner Bacchus behielt zufällig seine natürlichen Formen. Dafür rächte sich Giambattista an Caraccis Venus und liess ihr ein gemaltes Hemd überziehen, das sie von Kopf bis Fuss einhüllte.

In der Umgegend von Viterbo befindet sich noch so manche Erinnerung an Innocenz X. und Donna Olympia, namentlich in der Villa Bagnaia, wo der Kardinal Ottavio Acquaviva eine Inschrift zur Erinnerung an Innocenz' Besuch anbringen liess, die des XVII. Jahrhunderts würdig ist. Der Kardinal geht von seinem Namen aus und erklärt, das Wasser (acqua) koche aus Liebe zu Innocenz X., es sprudle, schäume, rausche demütig, um seine allerheiligsten Füsse zu baden.

In S. Martino spukt, nach Aussage der Landbevölkerung, die Maidalchini nachts um die Ruinen ihres geliebten Schlosses.

## VIII.

Ein Jahr vor Urbans VIII. Tod (1643) kam der polnische Kronprinz Johann Casimir nach Rom mit der Absicht, in den Jesuitenorden einzutreten. Unterwegs, in Loreto, legte er das Ordenskleid an und wollte sich in Rom einem zweijährigen Noviziat unterwerfen. Der Kronprinz war 34 Jahre alt, hatte viel gereist und war eine stolze, verschlossene, kränkliche, zur Apathie und Melancholie neigende Natur; trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Polen war er dem Lande fremd und hatte keine Freunde. Er sah eher wie ein österreichischer Erzherzog denn wie ein polnischer Kronprinz aus; er war der Mutter ähnlich, und sein Porträt in der Accademia di San Lucca zu Rom galt lange als Bildnis eines Habsburgers, besonders da die hängende Habsburger Lippe sein blasses Gesicht charakterisiert. Teodoro Amayden bemerkt in seinem Tagebuch, der Kronprinz sei trotz seiner Pockennarben dem verstorbenen Erzherzog Albrecht sehr ähnlich.

Ladislaus IV. war dagegen, dass Johann Casimir in den Jesuitenorden eintrete, er hielt ihn für den geistlichen Stand nicht für geeignet und

schrieb dem Kardinal Mazarin, sein Bruder habe dazu „ne inclinazione, ne il genio". Ihm erschien der ganze Plan als Ausfluss einer momentanen Laune. Johann Casimir fühlte sich zwar fürs erste in seinem Ordenskleid glücklich und schrieb, „das Leben, das er erwählt habe, liesse sich höchstens dem Paradies vergleichen", aber die Zukunft bewies, dass der polnische König recht hatte.

Ladislaus IV. fürchtete ausserdem, dass für den Fall er keinen rechtmässigen Erben hätte, und Johann Casimir Mönch würde, die polnische Thronfolge gefährdet sei. Der König versuchte alles mögliche, um den neueingetretenen Jesuiten nicht zu den Priesterweihen zuzulassen, um so mehr, als die Absicht bestand, ihn mit Christine von Schweden zu verheiraten.

Nach Verlauf von zwei Jahren sollte Johann Casimir nach überstandenem Novizitat die Weihen erhalten; die Jesuiten liessen kein Mittel unversucht, um ihrem Orden eine so berühmte Persönlichkeit zu erhalten. Ladislaus IV. gab das Spiel nicht verloren, er schrieb nach Rom, der Papst dürfe dies Äusserste nicht zulassen, „da das Ablegen der Gelübde im Widerspruch mit dem königlichen Willen und den Interessen der Dynastie sei". Die vatikanischen Diplomaten waren in Sorge, wie sie die widersprechenden Wünsche des polnischen Königs und des mächtigen Ordens vereinbaren sollten; schliesslich fanden sie ein Mittel, um die Schwierigkeiten wenigstens für den Augenblick zu umgehen. Sie beschlossen, den Papst zu veranlassen, Johann Casimir die Würde eines Kardinaldiakons zu übertragen, die keine priesterlichen Weihen erforderte; auf diese Weise würde der Kronprinz der kirchlichen Hierarchie angehören, könnte aber trotzdem jederzeit auf die Kardinalswürde verzichten, König von Polen werden und selbst heiraten. Die Jesuiten konnten hoffen, Johann Casimir würde im Laufe der Zeit doch Mitglied ihrer Kongregation werden, und dem König blieb die Aussicht auf den Nachfolger unbenommen.

Auf einem geheimen Konsistorium ernannte Innocenz X. am 28. Mai 1646 gleichzeitig Johann Casimir und Maidalchini zu Kardinälen; der letzte wurde später Protektor von Polen.

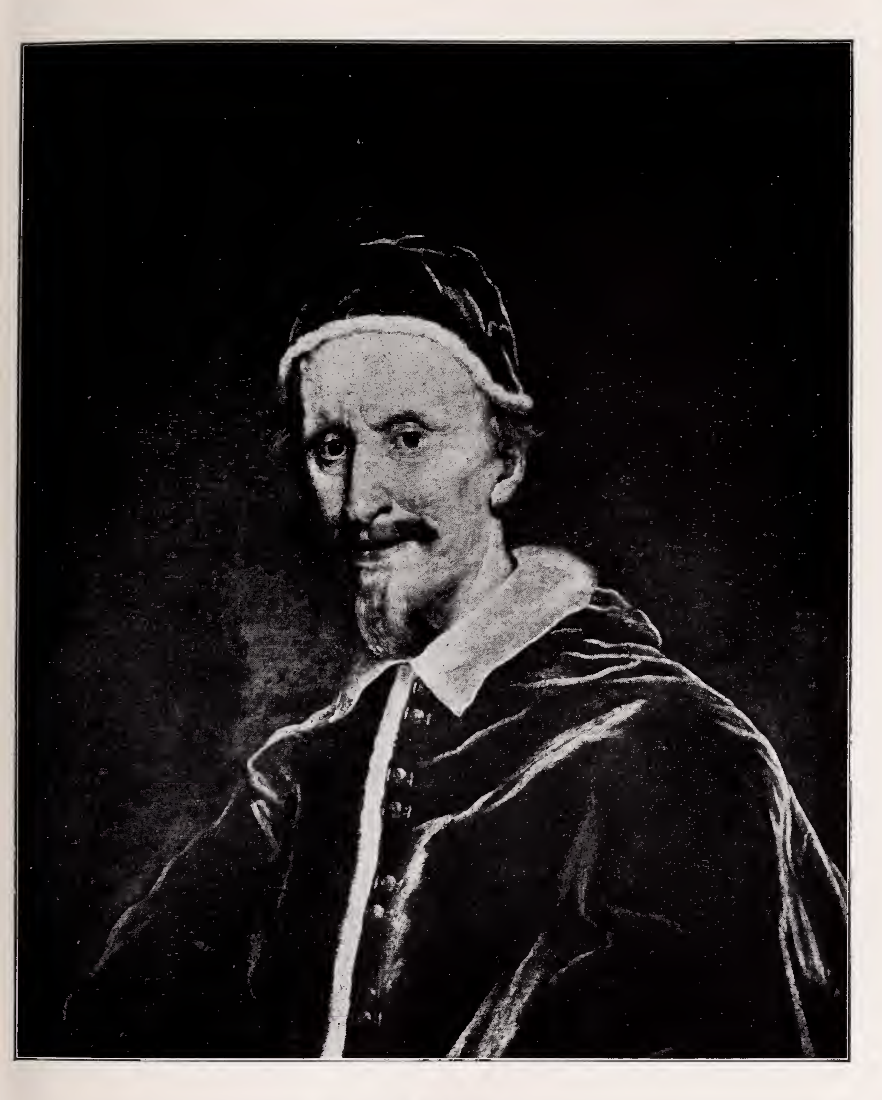
Der kronprinzliche Kardinal übersiedelte, nachdem er sich von den Jesuiten getrennt hatte, nach Frascati. Er mietete eine Wohnung im Palazzo Boncompagni, in der sogenannten Villa Sora, und wartete die Erledigung der Formalitäten ab, die mit der Kardinalswürde verbunden waren. Unterdessen entstand unter Johann Casimir und den übrigen

Kardinälen der im XVII. Jahrhundert übliche Streit um den Titel. Die Kardinäle, die nicht königlicher oder fürstlicher Abstammung waren, führten den Titel „Eminenz". Johann Casimir erklärte, ihm, einem Wasa, gebühre der Titel „Königliche Hoheit", „altezza reale" und wurde darin von Ladislaus IV. unterstützt. Dieser Konflikt wurde auf ganz amüsante Weise gelöst: Innocenz gab dem Kronprinzen den roten Hut in einer privaten Audienz; das bei diesem Akt übliche Zeremoniell wurde umgangen. Johann Casimir begegnete keinem einzigen der Purpuraten, und damit wurde der „gefährliche" Titel „altezza reale" geschickt umgangen.

Nach der Audienz sollte der Kronprinz zu Donna Olympia fahren; diesem Besuch stand nichts im Wege, da die päpstliche Schwägerin ihn nach Gutdünken ansprechen konnte. Johann Casimir, verletzt durch die Art, wie ihm die Kardinalswürde übertragen worden war, ging, ohne weiteren Aufenthalt in Rom, nach Frascati zurück und beschloss, Italien zu verlassen. Er bat um eine Abschiedsaudienz beim Papst, wollte jedoch keinen der Kardinäle sehen und erklärte, „er würde jeden, der ihn anders als Altezza anspräche, ins Gesicht schlagen, selbst in der päpstlichen Anticamera". Keiner der kirchlichen Würdenträger begrüsste ihn im Vatikan; nach der Audienz bestieg der Kronprinz seine Sänfte, zog die Vorhänge vor und ging nach Frascati zurück, um sich von dort aus nach Polen zu begeben.

In Warschau zog Johann Casimir weltliche Kleider an; im Dom erschien er mit dem Schwert an der Seite; er wollte selbst den Kardinalshut nach Rom zurückschicken, und der König hielt ihn nur mit Mühe von diesem Schritt zurück. Er vergass seiner Vokation ganz, wollte in Ludwigs XIV. Armee eintreten und sogar heiraten. Die verschiedensten diesbezüglichen Pläne zerschlugen sich, der Kronprinz blieb Titularkardinal, und erst nach dem Tode des achtjährigen Siegmund Casimir, des einzigen, rechtmässigen Sohnes von Ladislaus IV., schickte er dem Papst den Kardinalshut zurück, der ihm, da er König werden sollte, im Wege war.

Nach Ladislaus' IV. Tode vermählte sich Johann Casimir mit der Witwe des Königs Maria Lodovica, nachdem er vorher (1649) den erforderlichen Dispens vom Papst erhalten hatte.



KLEMENS IX.

*Rom Accademia San Lucca*



## ELFTES KAPITEL

# ROM UNTER KLEMENS IX

### I.

„Aliis non sibi Clemens." „Gegen andere, nicht gegen sich nachsichtig." Dies war die Devise Giulio Rospigliosis, Klemens' IX., und dieser hervorragende Mensch war sie zu führen berechtigt. Er war eine der vornehmsten Persönlichkeiten, die die Tiara im XVII. Jahrhundert trugen; unglücklicherweise dauerte seine Herrschaft nur zwei Jahre, von 1667 bis 1669.

Rospigliosi hatte in Spanien als päpstlicher Legat, und später in Frankreich, den besten Eindruck hinterlassen. Diesem Umstand hat er die Tiara auch nicht zum wenigsten zu danken, denn obgleich er der Kandidat „di escadrone volante" einer einflussreichen Kardinalgruppe war und Frankreich für sich hatte, haben auch die Spanier, die seine Gerechtigkeitsliebe und vornehme Gesinnung kannten, für seine Wahl gestimmt. Alexander VII., der ihm sehr zugetan war, hatte ihn zum Kardinal ernannt; da er selbst literarische Neigungen hatte, war Giulio fast jeden Abend bei ihm; man unterhielt sich nicht nur über kirchliche Angelegenheiten, sondern auch über Literatur.

Selbst der boshafte Pasquino freute sich über Giulios Wahl und begrüsste den neuen Papst mit einer Ode, deren sich keiner seiner Vorgänger rühmen durfte. Er rühmte Rospigliosis Gerechtigkeit und prophezeite, seine Regierung würde das goldene Jahrhundert der christlichen Völker werden.

> Havra il mondo di pace ancor tesoro
> Godra il popol di Christo un secol d' oro.

Unglücklicherweise war Giulio kränklich, und seine Kraft langte nicht mehr für energische Arbeit, trotzdem Reformen sehr notwendig

waren. Die Finanzen der Kurie waren zerrüttet, und infolge des Ämterverkaufes war der Vatikan mit Menschen von mässigen Fähigkeiten überschwemmt. Wenn nun Klemens die Fehler der derzeitigen Administration nicht zu beseitigen vermochte, so brachte er dem Papsttum doch einen nicht hoch genug zu veranschlagenden moralischen und materiellen Vorteil, indem er die Nepoten von der Regierung ausschloss und sie nicht auf Kosten von Staat und Kirche bereicherte. Klemens IX. versetzte dem Nepotismus einen so empfindlichen Stoss, dass er sich nicht mehr zu seiner früheren Macht aufschwingen konnte. Dieses Verdienst war um so grösser, als Klemens' Vorgänger, Alexander, nicht stark genug war, um sich diesem eingewurzelten Übel zu widersetzen und seine Familie mit Reichtümern überschüttet hatte.

Mit Klemens IX. beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der römischen Hierarchie, da er eine Wiedergeburt des Papsttums herbeigeführt hat. Ganz Rom hat unter Alexanders VII. Nepotismus gelitten, die öffentliche Meinung forderte eine radikale Änderung. Klemens hat diese Erwartungen nicht enttäuscht; gegen seine Familie hat er sich sehr taktvoll benommen: er war ihr sehr zugetan, hat sich nicht von ihr zurückgezogen, sie aber auch nicht auf Kosten der Kirche bereichert. Die pekuniären Verhältnisse der Rospigliosi erhielten damals einen bedeutenden Aufschwung, doch lag dies nicht am Papst, sondern daran, dass einer von Klemens' Neffen sich mit der sehr reichen Erbin der Pallavicini aus Genua verheiratete. Einen anderen Neffen, Jacopo, ernannte der Papst zwar 1667 zum Kardinal, aber Jacopo war ein sehr verdienter Geistlicher und wäre auch unter einem anderen Papst Kardinal geworden.

In Pistoja, dem Geburtsort des Papstes, und in ganz Toskana war die Enttäuschung gross. Einige Geschlechter, die mit den Rospigliosi verwandt waren, begannen ein sehr üppiges Leben zu führen, in Erwartung der Vorteile, die ihnen Klemens' Pontifikat bringen würde; als ihre Hoffnungen unerfüllt blieben, verglichen die enttäuschten Nepoten den Papst mit einem schönen Baum, der Blätter und Blüten, aber keine Früchte trage. Auch die Kardinäle, die zu Rospigliosis Wahl beigetragen hatten, die sogenannten „Squadronisten“, erlitten eine schwere Enttäuschung, sie hatten gehofft, den Papst zu beherrschen und grosse materielle Vorteile zu erlangen. Da der Papst sich ihnen nicht unterwarf und sie durch sein beherrschtes Wesen und seine Konsequenz im Zügel hielt, schlossen sie sich fast zu einer oppositionellen Partei zu-

sammen. Der Vatikan zerfiel in zwei feindliche Lager, auf der einen Seite standen die Squadronisten, zu denen die Kardinäle Azzolino, Borromeo, Omadei, Ottoboni und Imperiali gehörten, auf der anderen Seite trafen Chigi, Barberini und Rospigliosi, in der Voraussicht, dass Klemens nicht lange leben würde, bereits Vorbereitungen für Altieris Wahl. Selbst in gesellschaftlicher Beziehung empfand man diese Gegnerschaft, und Christine, die Königin von Schweden, die Azzolino und der Squadronistenpartei nahe stand, trug durch ihre Intrigen nicht wenig zur Verschärfung der Differenzen zwischen den Kardinälen bei.

Für die Politik des auswärtigen Papsttums war Klemens' Regierung von ausserordentlicher Bedeutung. Venedig machte die grössten Anstrengungen, um seinen letzten starken Stützpunkt im Osten, die Insel Kreta, vor der türkischen Macht zu schützen, und der Papst versuchte, die Franzosen zur Entsendung einer Hilfsflotte nach Venedig zu veranlassen. Dank dieser Bemühungen sind französische Schiffe zusammen mit der kleinen päpstlichen Flotte nach Kreta gegangen, aber die Uneinigkeit unter den Anführern führte zu einer Niederlage der christlichen Mächte.

Vom 1. April 1669 an haben auf Wunsch des Papstes die Glocken sämtlicher römischen Kirchen geläutet, damit ihr Klang in den Himmel steige und der vereinigten Flotte den Sieg erringe. Am 29. November schwiegen die Glocken, der Kurier aus Otranto hatte die Nachricht von der Niederlage gebracht. Die Insel war bereits in türkischen Händen.

Die Nachrichten aus dem Osten haben den Papst aufs äusserste erschüttert; er, der von zarter Gesundheit war, war nicht widerstandsfähig genug, um den der christlichen Welt zugefügten Schlag zu überleben. Er bekam einen Schlaganfall, kränkelte noch zwei Monate und starb am 19. Dezember 1669. Einige Tage vor seinem Tode nahm er von seinen Freunden Abschied, er liess auch die Königin Christine zu sich bitten und erteilte ihr seinen Segen in so ergreifender Weise, dass sie in Tränen ausbrach.

Allgemein brachte man in Rom den Tod des Papstes mit dem Fall von Kreta in Zusammenhang; dies beweist auch ein Distichon, das von Mund zu Mund zirkulierte:

> Qui tumulum cernis, discas, quod iacet in urna
> Clemens; per Creta vertitur in cinerem.

## II.

Die äussere Form des barocken Rom, die sich fast bis ins XIX. Jahrhundert erhalten hat, bekam unter Alexander VII. und Klemens IX. ihre entscheidenden Züge.

Von Sixtus V. an waren fast alle bedeutenden Päpste leidenschaftliche Bauherren, sie haben Kirchen und Paläste errichtet, neue Strassen angelegt und unglücklicherweise auch viele kostbare Überreste der Vergangenheit niedergerissen. Sixtus V. errichtete ausser dem Obelisken die Kuppel der Peters-Basilika, die Kapelle von Santa Maria Maggiore, führte Wasser von Bracciano herbei und legte eine Brücke an, die seinen Namen trug. Paul V., der seinen Vorgänger überflügeln wollte, baute gerade Strassen, da alle krummen Linien und Gässchen seinem autokratischen Empfinden widersprachen, trug Hügel ab, die ihm im Wege standen, beendete die „Fabrik“ von S. Peter, zerstörte die Konstantinsthermen, die so viele Jahrhunderte verschont hatten, baute Paläste, legte Gärten an, die seinen Ruhm bis auf den heutigen Tag künden. Urban VIII. umgab den Vatikan mit Befestigungswerken, verstärkte die Engelsbrücke, liess Mauern aufführen, die sich bis jenseits des Belvedere erstreckten und baute grandiose Paläste; dafür hat er das Pantheon geplündert und das Grabmal der Cecilia Metella beinahe zerstört, um Material zur Verschönerung der Fontana Trevi zu gewinnen. Innocenz X. hat die ganze Piazza Navona umgestaltet, Alexander VII. den Palazzo Salviati niedergerissen, um Platz für das Collegio Romano zu schaffen, und Häuser auf der Piazza Colonna zerstört, um dort den Familienpalast der Chigi zu errichten. Unter Alexander VII. entstanden die Kolonnaden auf dem Petersplatz, von denen noch die Rede sein wird.

Die reichen Kardinäle und päpstlichen Nepoten, besonders die Borghese und Barberini, haben Kunstsammlungen und Bibliotheken angelegt. Nachdem Ferrara dem Kirchenstaat einverleibt war, haben die Aldobrandini eine grosse Anzahl von Bildern und Statuen aus dem Besitz der Este nach Rom gebracht. Nach dem Beispiel des Papstes und der Kardinäle haben die Klöster Manuskripte und kostbare Bücher zu sammeln begonnen, so entstanden die halb öffentlichen Bibliotheken der Augustiner, Jesuiten und Dominikaner. Der Jesuit Atanasius Kircher, der Mathematiklehrer am Collegio Romano war, hat römische und etruskische Vasen und Statuetten gesammelt und den Grundstein des prähistorischen Jesuiten-Museums gelegt.

Infolge der vielen neuen Paläste und Kirchen wurde das Rom des Barock allgemein „Roma nuova“, „Roma moderna“ genannt, und Mappenwerke erschienen mit Abbildungen nach den neuen Gebäuden. Die Herausgeber wollten den herrschenden Päpsten, namentlich Alexander VII. und Klemens IX. huldigen, widmeten ihnen ihre Bücher und verbanden ihre Namen mit dem „neuen“ Rom.

In den neuen Palästen wohnten Geschlechter, die in den letzten Jahren zu Reichtum und Ansehen gelangt waren: die Borghese, Barberini, Massimi, Strozzi, Mattei, Ludovisi, Pamfili, Chigi und viele andere; sie waren es, die das gesellschaftliche Leben bestimmten, Theateraufführungen arrangierten, Bälle gaben und die Menge durch ihre vergoldeten Karossen und die wehenden Federn auf den Köpfen ihrer Pferde und den Mützen ihrer Dienerschaft blendeten. Zu diesen Familien kamen jetzt die Rospigliosi dazu; sie waren grosse Theaterliebhaber, auch der Papst war dramatischer Dichter. Von Don Camillo, dem Bruder des Papstes, sagte der venezianische Gesandte, dass, wenn es Sitte wäre, Menschen bei Lebzeiten heilig zu sprechen, es hier geschehen müsste. Dieser „Heilige“ hatte fünf Söhne, der begabteste war Giambattista, „giovane di bellissimo aspetto e d'un cervello acuto e penetrante“. Er, der mit einer Pallavicini verheiratet war, lebte auf grossem Fusse und wohnte im Palazzo Ludovisi auf dem Corso. Sechs Monate nach Klemens' IX. Wahl öffnete er seine Salons und arrangierte dem Oheim zu Ehren im Karneval des Jahres 1668 die Aufführung eines Melodramas „La comica del cielo, ovvero la Baltesara“. Die Musik dazu hatte Antonio Maria Abbatini komponiert und Bernini die Inszenierung übernommen.

Trotz seiner Papstwürde lag Giulio Rospigliosi die Aufführung seines Stückes sehr am Herzen. Er durfte zufrieden sein: das Melodrama wurde im Laufe des Karnevals siebenmal wiederholt. Die Rospigliosi waren darauf bedacht, die Aufführung künstlerisch so vollendet als möglich zu gestalten; auch die Einladungskarten sollten etwas Besonderes sein, sie wurden auf Majolika gemacht und haben 300 Skudi gekostet. Allgemein bewunderte man, dass keine Kirchenfonds für die Aufführung benützt wurden und die Rospigliosi für sämtliche Kosten selbst aufkamen. Das war etwas ganz Neues; unter den Borghese und Barberini hatte man in dieser Beziehung keine Skrupel und bestritt sämtliche Kosten aus der päpstlichen Kasse.

Die Aufführung kostete einige tausend Skudi. Nach jedem Akt wur-

den „rinfreschi“, Kuchen und Konfitüren für die Damen, die Kardinäle und Gesandten serviert. Ein Abend war den fremden Gästen gewidmet. Den „Avvisi di Roma“ gefiel der Inhalt des Melodramas nicht übermässig, die „Bekehrung der Schauspielerin“ wirkte gar zu moralisch. Die Ultramontanen hätten schlüpfrige Szenen und Witze, über die man lachen konnte, vorgezogen. Übrigens hatten die Fremden, soweit der Inhalt in Frage kommt, so unrecht nicht: die Fabel war äusserst dürftig, und als einzige Neuheit bewunderte man das Theater im Theater, aber auch das war B. Andreini entlehnt, der 1623 seine „Due commedie in commedia“ veröffentlicht hatte.

Den Römerinnen dagegen hat Rospigliosis Stück Eindruck gemacht. Donna Caterina flieht, im Wunsche der hl. Baldassara nachzueifern, in Männerkleidung aus dem Hause, um eine Einsiedlerin in der Wüste zu werden; die Eltern finden sie erst in der Gegend von Castelnuovo.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die es dem Papst verübelten, dass er trotz der höchsten Stelle, die er in der christlichen Welt bekleidete, der Musik nicht vergass, die schliesslich nichts anderes ist, „als eine Freude fürs Ohr“. Dieser Tadel ist um so unverständlicher, als man es gleichzeitig Leo X. hoch anrechnete, dass er Musik geliebt und Sänger protegiert hatte. Ausserdem konnten es die Theatergegner Klemens IX. nicht verzeihen, dass er noch als Kardinal Alexander VII. bestimmt hatte, den Bau und die Eröffnung eines beständigen Theaters auf der Stelle des ehemaligen Gefängnisses von Tor-di-Nona am Tiber zu gestatten. Es waren Vorrichtungen getroffen, um die Bühne nach dem Fluss hin zu öffnen und auf diese Weise den Horizont zu erweitern.

Die Libretti zu seinen Dramen, und es gab ihrer eine ganze Menge, hatte Rospigliosi geschrieben, ehe er Papst geworden war. Ausser „Sant' Alessio“, von dem schon die Rede war, schrieb er Dramen mit Musik: „Santa Teodora“, San Bonifazio“, „Chi soffre, speri“, „San Eustachio“, „Il trionfo della pietà“. Wie schon die Titel verraten, waren es in der Hauptsache Kopien spanischer, sogenannter „Comedias de Santos“, weltliche Stücke auf religiöser Grundlage, in denen Engel, Teufel und allegorische Gestalten eine grosse Rolle spielen. Rospigliosi dankte seinem Aufenthalt in Madrid eine gründliche Kenntnis des spanischen Theaters, das damals neben dem englischen an erster Stelle stand. Es hiess, dass Lopez de Vega ihn beraten habe, und Calderonscher Einfluss ist in einzelnen seiner Stücke unverkennbar. Später verzichtete Rospigliosi auf religiöse Themen und holte sich seine Beispiele wieder aus



DE LA BELLA

Strassenscene in Rom

*Wien Albertina. Zeichnung*



der spanischen Komödie, in der Edelmut, Glaube und Liebe im Kampf gegen Unglauben oder Verbrechen siegen. Der Italiener war in solchem Masse von spanischem dramatischem Geist erfüllt, dass er Madrid zum Schauplatz seines Dramas „Dal male al bene“ gewählt hat.

## III.

Die prunkvollen religiösen Umzüge, lauten Feste, schönen Paläste, Gärten, Theater, Musik, das glänzende gesellschaftliche Leben begannen im XVII. Jahrhundert, Fremde nach Rom zu locken, und Beschreibungen der ewigen Stadt und Reiseberichte aus Italien wurden immer häufiger. Franzosen, Deutsche, Engländer, Polen beschrieben ihre Eindrücke; das Tagebuch des mürrischen Michel de Montaigne (1580 bis 81) steht an der Spitze. Zu den farbigsten Büchern gehören die Schriften eines Addison, Burnet, Lassals, Wheler und de Brosses; obgleich sie bereits im beginnenden XVIII. Jahrhundert geschrieben wurden, sind sie für die Kultur des Seicento in Italien von wesentlichster Bedeutung*).

All diese Aufzeichnungen geben natürlich kein vollkommen treues und ausführliches Bild des damaligen Rom, aber sie beleben unsere Vorstellung von der Hauptstadt des Barock und der römischen Barockgesellschaft.

Die Reise nach Rom über Genua, Parma, Toskana und Siena war damals wesentlich bequemer als die Reise aus dem Osten der Halbinsel über den Apennin. Die ärmeren Reisenden fuhren mit der Post, was freilich ein zweifelhaftes Vergnügen war. Solch einen Postwagen nannten die Franzosen „une voiture léthargique“, und der eine beschrieb sie ganz witzig:

> Et par deux manants houspillés
> Huit vieux cheveaux estropiés
> A figure mélancolique,
> Qui pour squelettes employés
> Au cabinet anatomique

*) Wohl die vollständigste Bibliographie der Reisebücher Fremder über Italien gibt Prof. Alessandro d'Ancona in seiner Ausgabe von Montaignes Tagebuch (Citta di Castello, S. Lapi 1895). — Es fehlen jedoch die hier wiederholt zitierten Erinnerungen der Polen Pac, Reszka und die „Pilgerbücher“ von M. Rywocki, die Johann Czubek kürzlich herausgegeben hat.

Devraient plutôt être envoyés,
Tirent à pas multipliés
Cette voiture léthargique.

Vermögende Leute fuhren in ihrem eigenen Wagen nach Italien, und Vorspannpferde „Cavalli di cambiatura" konnte man unterwegs erhalten. Die „albergi" müssen schlimm gewesen sein; über schlechtes Essen, schmutzige Stuben und Betten klagen ungefähr alle Reisenden. Viele Gasthäuser waren in deutschen Händen, aber die deutschen Osterien waren nicht besser als die italienischen gehalten. Der Zustrom der Deutschen nach Rom war damals schon gross, es waren nicht Touristen allein, sondern Menschen, die dort nach ihrem Glück suchten. Da die Italiener, wie bereits erwähnt, im XVII. Jahrhundert sehr auf Titel bedacht waren, legten sich die meisten Deutschen, um gut aufgenommen zu werden, den Titel Baron zu. Ein Kaufmann aus Nürnberg oder Hamburg, der, wie ein Reisender erzählt, in Italien Eindruck machen will, „si baronizza".

Die Wege im Grossherzogtum von Toskana waren ziemlich sicher, dafür musste man im Kirchenstaat um so mehr mit räuberischen Überfällen rechnen. Es bildeten sich daher Banden von Bewaffneten, die gemietet wurden, um Reisende durch unsichere Gegenden zu geleiten. Unter diesen Hütern der öffentlichen Sicherheit befanden sich viele Räuber von Beruf, die es für vorteilhafter hielten, sich der Fremden anzunehmen, als auf Raub auszugehen. Gelegentlich haben aber diese Wächter die Reisenden beraubt, wenn sie beobachtet hatten, dass die Fremden viel Geld mit sich führen.

Romreisende nahmen zumeist Kreditbriefe, die auf dortige Banken ausgestellt waren, mit, und so wenig Bargeld als irgend möglich; dieses wenige wurde an verborgenster Stelle in die Kleider eingenäht. Mit der Ausgabe von Kreditbriefen beschäftigten sich in der Hauptsache holländische Banken; in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wurden in Rom soviel Geldgeschäfte gemacht, dass die päpstliche Hauptstadt damals ein Hauptzentrum des Geldmarktes wurde.

Der von der weiten Reise ermüdete Fremde fand in Rom Mietswagen zu seiner Verfügung. Die Sitte, Mietswagen zu unterhalten, war aus Paris gekommen, dort hatte der erste Droschkenunternehmer seine Remise bei der Rue Saint-Martin unter der Devise „Saint fiacre" gehabt. Die römischen Wagen waren ähnlich wie die spanischen durch Leinengardinen vor Staub und Sonne geschützt.

Alle Reisenden sind sich im XVII. Jahrhundert darin einig, dass es nirgends eine trägere Bevölkerung gibt als in Rom. „Die meisten Menschen tun gar nichts," erzählt de Coulanges, „ein richtiger Römer steht ziemlich früh auf und geht bis zum Anbruch der Hitze spazieren, dann macht er ein Schläfchen und legt sich nachmittags ins Bett. Nach Sonnenuntergang geht er abermals spazieren, kommt zum Abendessen nach Hause und geht in der Nacht, mit der Laterne in der Hand, seinem Vergnügen nach."

Das Hauptvergnügen der Römer bestand darin, ohne jedes Ziel in den Strassen zu schlendern. Besonders die von Kurtisanen bewohnten Strassen waren stets voller Spaziergänger. „Die Männer betrachten die Frauen vor den Fenstern," berichtet ein anderer Reisender, „namentlich die Kurtisanen, die sich so geschickt hinter den Jalousien zu zeigen verstehen, dass sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und schöner aussehen als sie sind." Schon unter Paul III. haben die Kardinäle, deren Aufgabe es war, sittliche Reformen durchzuführen, geklagt, dass die Kurtisanen in den schönsten Häusern wohnen, auf reich geschmückten Maultieren reiten und sich nicht selten von Mitgliedern aus Kardinalsfamilien auf der Strasse begleiten lassen. Pius V. und der Kardinal Savelli, zwei fromme Greise, die menschliche Leidenschaften überwunden und vergessen hatten, erliessen im Jahre 1568 den Befehl: Alle Kurtisanen haben Rom im Laufe von sechs und den Kirchenstaat im Laufe von zwölf Tagen zu verlassen. Gegen diesen radikalen Beschluss brach in der Stadt eine förmliche Revolution aus. Die Hausbesitzer fürchteten, die besten Mieterinnen zu verlieren, die Bankiers sorgten um das Geld, das sie diesen Damen geliehen hatten, die Ladeninhaber um ihre Kundinnen, kurz, die Konservatoren begaben sich zum Papst und machten ihn auf den unerhörten Schaden aufmerksam, den dieser strenge Erlass der Stadt zufügen würde. Als ihre Vorstellungen nichts fruchteten, beriefen sie eine Versammlung ein, die 40 angesehene Bürger zum Papst mit der Bitte schickte, die Bestimmungen zu mildern und den Kurtisanen bestimmte Strassen Roms zum Wohnen anzuweisen. Pius V. empörte dieser Widerstand so sehr, dass er der Deputation erklärte, wenn die Bürger darauf beständen, dass die Kurtisanen in der Stadt blieben, so habe er nichts dagegen, nur würde die apostolische Kurie in diesem Falle ihren Wohnsitz in eine andere, weniger sündhafte Stadt verlegen. Als man den Papst allmählich beruhigte und ihm vorstellte, dass die Ausweisung der Kurtisanen den

Fortzug sehr vieler Menschen bedinge, so dass die Bevölkerung sich um mindestens 25 000 Menschen verringern würde, d. h. um den vierten Teil der gesamten Einwohnerschaft, und dass dies einen Ausfall von mindestens 20 000 Dukaten bedeute, besann sich Pius V. Ausserdem wurde dem Papst gesagt, dass die Räuber auf diese Weiber lauern, um sie zu berauben, da sie glauben, dass die Kurtisanen ihre Kostbarkeiten mitnehmen, ja dass sogar einige, die Rom bereits verlassen haben, unterwegs ermordet und in den Tiber geworfen worden waren.

Der Papst liess sich überreden, und den Kurtisanen wurden bestimmte Strassen als Wohnort angewiesen. Die Kontrolle wurde so streng gehabt, dass die alten Weiber, die öffentliche Häuser unterhielten, darüber zu wachen hatten, dass die Insassen die Rosenkränze und sonstigen Reliquien ablegten während sie „amtlich“ tätig waren.

Eifersucht und die sich daraus ergebende Vendetta spielte in Rom eine sehr viel geringere Rolle als in anderen italienischen Städten. Die Ehemänner waren nach Aussage eines französischen Reisenden „plus traitables“. Trotzdem kam es gelegentlich zu furchtbaren Verbrechen aus Eifersucht. Die Frau eines spanischen Gesandten in Rom, die mit der Welt zerfallen war, zog sich ins Kloster zurück, in der Hoffnung, dass auch ihr Gatte ihre frommen Grundsätze wenigstens zum Teil befolgen würde. Als sie erfuhr, dass der Grande sich in ihrer Abwesenheit von drei sehr schönen Maurinnen bedienen lasse, mietete sie einen Bravo, damit er einer von ihnen den Kopf abschlage und ihn in ihre Zelle bringe. Die blutige Beute, bedeckt mit Kuchen und Süssigkeiten, die im Kloster gemacht wurden, schickte sie dem Gesandten in einem Korbe. In ähnlicher Weise rächte sich die Duchessa Salviati. Den Kopf ihrer Rivalin, Caterina Canacci, schickte sie ihrem Gatten unter Weinblättern und schloss sich selbst trotz ihrer Jugend für ihr ganzes Leben ins Kloster ein.

Die Frauen der höheren Gesellschaft durften nur am Karfreitag das Haus zu Fuss, selbst nachts, verlassen, aber in der Sänfte oder auf dem Maultier konnte man sich auch zum Stelldichein begeben. Die Römerinnen, berichtete ein Franzose, sind selten sehr schön, aber auch nie so hässlich wie gelegentlich die Pariserinnen. Ihr Kopfputz ist mit grosser Sorgfalt arrangiert, ihre Kleider aus kostbarem Stoff, dazu tragen sie sehr viel Schmuck. Den Gürtel tragen sie so tief, dass sie alle aussehen, als wenn sie in guter Hoffnung wären, und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass sie beim Gehen die Knie vorschie-

ben. Anderthalb Jahrhunderte später ist der seltsame Gang der Römerinnen auch Chateaubriand aufgefallen, und da er in den Schriften der Kirchenväter wohlbewandert war, erinnerte er sich, schon dort die gleiche Beobachtung gefunden zu haben, „solutis genibus fractus incessus“. Die Männer dagegen ziehen sich sehr bescheiden an, sie tragen zumeist schwarz, es sei denn, dass sie sich bei feierlichen Prozessionen oder aus irgendeinem andern Anlass „zeigen wollen“.

Wer etwas auf sich hielt, ging nicht zu Fuss aus dem Hause, sondern zu Pferde, auf einem Maultier oder im Wagen. In Pferden wurde ein grosser Luxus getrieben; vor dem Wagen lief zumeist ein Stallknecht, der in beiden Händen einen Stock in horizontaler Lage schwang, damit die Menschen auswichen. Die Pferde der Kardinäle und kirchlichen Würdenträger trugen wippende Federn „fiocchi“ in verschiedenen Farben. Vor jedem Kardinalswagen kniete man nieder, nur wenn die Pferde keine Federn trugen, verzichtete man auf diese Zeremonie, da es ein Zeichen war, dass der Kardinal inkognito durch die Strassen fahren wollte. Den Wagen umgaben mehrere Klienten zu Fuss oder zu Pferde, da es als vornehm galt, sich mit einem möglichst grossen Gefolge zu zeigen. Wenn sich der Kardinal Antonio Barberini in den Vatikan begab, wurden alle Franzosen zusammenberufen, um ihn zu begleiten, da er der Protektor von Frankreich war.

Die Päpste fuhren nur in Begleitung einer zahlreichen Kavalkade in die Stadt. Voran der päpstliche Hofstaat zu Fuss oder zu Pferde, dann zeigte sich der Papst in der Sänfte, die von zwei kostbar geschmückten Pferden oder Mauleseln getragen wurde. An Feiertagen benützte der Pontifex einen sechsspännigen goldenen Wagen und zeigte sich in Begleitung des gesamten geistlichen und weltlichen Hofstaates.

Im allgemeinen hatten weder Wagen noch Sänften Glasscheiben, als Schutz dienten seidne Vorhänge. Die Frauen benützten zumeist Sänften, namentlich, wenn sie der Aufmerksamkeit entgehen wollten.

Die Sänften trugen zur Farbigkeit des Strassenbildes bei. Die Passanten blieben stehen, um diesen Vehikeln, die den grössten Luxus aufwiesen, nachzusehen. Die „Lettighen“ wurden zumeist von weissen Maultieren oder kleinen sizilianischen Pferden, die mit Federn, Quasten und vergoldetem Zaumzeug geschmückt waren, getragen. Eine Lettigha ruhte auf zwei langen Stangen, zwischen den Vorder- und den Hinterstangen ging je ein Maultier. Neben den Maultieren schritten galonierte Diener, obgleich Maultiere oder Pferde so gut dressiert waren,

dass sie den gleichen Schritt einhielten, trotz der Trennung durch die Sänfte. Die Lettigha, zumeist mit Samt ausgeschlagen, mit Wappen und Devisen aus Gold, Silber oder bunter Seide, sah wie ein artistisches Spielzeug aus. Der Oberteil war mit Adlern, Drachen oder anderen phantastischen Tieren aus vergoldeter Bronze versehen. Und welcher Luxus im Innern! Alles in mattgetöntem Damast und darauf die gestickten Devisen der Besitzerin.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gehörte es für eine elegante Frau zum guten Ton, ihren „Cavaliere servente" zu haben. Gelegentlich sass der Hausfreund der Angebeteten in der Lettigha gegenüber; in sorgfältigster spitzengeschmückter Toilette, parfümiert, mit Perücke auf dem Kopf, sah er ihr in die Augen und versuchte den flüchtigstens Gedanken zu erraten, um ihr in allem zu Willen zu sein. Die Ehemänner haben namentlich in der Stadt ihre Frauen auf diesen Spaziergängen nicht begleitet, das war nicht Sitte.

Junge Frauen zogen vor, sich in einer gewöhnlichen Sänfte ohne Maultiere oder Pferde tragen zu lassen. Es war leichter, aus der Sänfte auszusteigen oder sich unterwegs mit dem Freund zu unterhalten, der vielleicht schon an verabredeter Stelle wartete; die Pracht war geringer, aber das Vergnügen um so viel grösser.

Solche Portantinen dienten nicht immer fröhlichen Zwecken. Der Verurteilte, dessen Kopf im nächsten Augenblick unter dem Henkersbeil fallen sollte, sass zusammengeduckt darin. Die Henkersknechte trugen die Sänfte, ihnen folgte der Henker, begleitet von den „Capitani" der Gerechtigkeit.

Auch den Toten diente die Portantina. Die Leichen der Päpste wurden gewöhnlich aus dem Quirinal in die Peterskirche in feierlicher Prozession getragen. Nur Innocenz X. fehlte die Sänfte, da die Maidalchini sie, wie erwähnt, mitgenommen hat.

Das lebhafteste Treiben herrschte in der Nähe des Vatikans, wo sich die Absteigequartiere für die Fremden und die grossen Banken befanden. Die bekanntesten Osterien waren „al Orso d'oro", „al Vaso d'oro" und die von einem Deutschen geführte „Testa d'oro". Gold war scheinbar die beste Empfehlung. Es gab auch möblierte Wohnungen, und Montaigne weigerte sich, die eine zu beziehen, aus Furcht, die kostbaren Seiden- und Brokatmöbel zu ruinieren. Jedes Bett in dieser Wohnung kostete 500 Taler. Der berühmte Franzose mietete für 20 Taler monatlich eine andere Wohnung, die aus drei schönen Zimmern, einem Saal,

Küche, Speisekammer und Stall bestand; für diesen Betrag war der Hauswirt verpflichtet, Bettwäsche, einen Koch und Holz für den Herd zu liefern. Elegantere Zimmer waren mit vergoldeten Ledertapeten versehen. Jüdische Makler haben die Wohnungen vermietet und eingerichtet. Wenn ein Fremder eine Rolle in Rom spielen wollte, so musste er Wagen und Pferde, einen Koch und galonierte Diener halten. Selbst der wiederholt erwähnte Reszka, der sehr rechnen musste und bei seinem Freund, dem Bischof von Przemysl, Schulden hatte, muss mindestens zehn Diener in Rom gehabt haben, da er, ehe er im Sommer nach Frascati ging, fünf entliess.

In den Hotels haben sich Franzosen und Spanier durch ihr lautes, ungezogenes Wesen unangenehm bemerkbar gemacht; sie haben Montaigne so sehr gereizt, dass er erklärte, er reise nicht dazu, um „des Gascons en Sicile“ zu suchen. Zum Vergnügen fuhr man am Tiber spazieren; an beiden Ufern standen schattige Bäume, nur nachts war es dort gefährlich, überhaupt galt es, sich in Rom vor Dieben und Räubern in acht zu nehmen. Die Fremden, die mit einer grösseren Summe angekommen waren, hinterlegten ihr Geld beim Bankier.

Erst unter Pius VI. gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde Strassenbeleuchtung eingeführt; bis dahin brannten Lampen nur vor Heiligenbildern und Madonnen, also zumeist an Strassenecken oder in Türnischen. Am Abend haben Männer und Frauen auf der Strasse Lieder zu Ehren der Madonna gesungen:

Evviva di Roma
La gran protettrice,
La madre felice
Che tanto ci amo.

Jeder Strophe folgte der Refrain:

Evviva Maria
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvò.

Am Abend vor Himmelfahrt wurden alle Marienbilder mit Blumen bekränzt, beleuchtet und mit Seidenstoff drapiert.

Feuerwerk gehörte zu den beliebtesten Vergnügungen der Römer, bei jeder Gelegenheit stiegen Raketen und Feuerräder auf.

Aus ganz Europa kamen Nachrichten nach Rom. Jeder Fremde bekam Briefe mit den verschiedensten Neuigkeiten, die zumeist der

Wahrheit ziemlich fern waren, deren er sich aber gern rühmte, um seine Beziehungen zu zeigen. Die Höflinge des Vatikans haben mehr oder weniger aus den gleichen Beweggründen oder um den einflussreichen Forestieri zu gefallen, unzählige Geschichtchen vom Papst und den Kardinälen berichtet, namentlich wenn sie nicht zum Wein, sondern zur spanischen Schokolade eingeladen wurden, die damals ebenso wie kalte Getränke das Allermodernste war. Erst im XVII. Jahrhundert begann man Wein zu kühlen, indem man die Gefässe in die Brunnen herabliess oder Eis aus den Abruzzen herbeischaffte. Wo es kein Eis gab, brachte man Schnee von den Bergen und hob ihn in tiefen Höhlen auf. In den Strassen standen Verkaufsbuden, in denen Wasser mit Alkohol oder mit Zedern,- Zitronen-, Jasmin- und Zimtsaft verkauft wurde. Es gab auch Buden mit kalter oder heisser Schokolade. Schokolade spielte überhaupt eine bedeutende Rolle. In einzelnen Kirchen, namentlich bei den Jesuiten und spanischen Karmelitern, wurde an hohen Festtagen zur Zeit der Vesper Schokolade und Eis herumgereicht; Damen, Kardinäle und sonstige Berühmtheiten bekamen auch Blumensträusse. Namentlich in der Fastenzeit fanden Kirchenfeste statt; die Kirchen waren mit Teppichen und karmoisinfarbenem, goldgesticktem Damast ausgelegt, und die Jesuiten bemühten sich um die allerbeste Musik. Trommeln und Trompeten vor der Kirche verkündeten, dass im Heiligtum ein besonderes Fest gefeiert werde. Bei derartigen Anlässen standen so viel Wagen vor Il Gesù, dass man die Nebenstrassen kaum passieren konnte. Die Kaufleute suchten die Gelegenheit für sich auszubeuten und stellten neben den Bildern der Heiligen ihre Ware aus; so bewunderte man im Fenster eines Schlachters die Figur des hl. Antonius von Padua in einer Nische aus Würsten, Schinken und Selchfleisch.

Am Tage der elf Heiligen, die aus ihrem Orden hervorgegangen waren und an sämtlichen Marientagen, veranstalteten die Jesuiten grossartige Feiern in Il Gesù und im Collegio Romano. Während der letzten drei Karnevalstage wurde in Gesù das Sakrament aufgestellt und die Kirche festlich geschmückt. Die meisten religiösen Zeremonien, an denen die gesamte Bevölkerung teilnahm, fanden in der Fastenzeit statt. Auf den Strassen gab es kirchliche Aufführungen, die Kinder spielten Theater, die Musikanten veranstalteten Gratiskonzerte, und in Marionettentheatern amüsierte sich die Menge über Szenen aus dem Le ben verschiedener Heiligen.

In grösster Spannung warteten die Fremden auf den Peterstag; die ganze Basilika wurde mit Papierlaternen beleuchtet und auf der Engelsburg eine „Girandola“ abgebrannt, ein Regen von künstlichem Feuerwerk, der den Beschauern stets zu kurz währte. Nach Frau von Guebriants Bericht blieb, selbst nachdem die Girandola verglommen, ein Feuerschein am Himmel.

## IV.

Von Adriana Baronis Tochter Leonora, der berühmtesten Sängerin Roms, war bereits die Rede. Der Kreis ihrer Verehrer war so gross, dass 1639 und 1640 zwei Gedichtsammlungen ihr zu Ehren veröffentlicht wurden. In einer dieser Anthologien: „Applausi poetici alle glorie della signora Leonora Baroni (Bracciano 1639) besingen 56 Dichter ihre Schönheit und ihren Gesang in den verschiedensten Sprachen. Berühmte Namen findet man unter diesen Enthusiasten, an ihrer Spitze steht der Kardinal Giulio Rospigliosi, der spätere Klemens IX. In einem Sonett, das nicht viel besser war als die der anderen, preist Giulio ihre Stimme und ihre Reize.

Aber diesen vielen Zungen darf man, soweit Leonorens Schönheit in Frage kommt, nicht trauen. Das einzige auf uns gekommene Bildnis, ein Holzschnitt von Garibotti, beweist, dass all diese Dichter ihrer Phantasie freien Lauf gelassen haben. Leonora hatte nur schöne, grosse Augen, sie war zarter als die Mutter und hatte ein bezauberndes Lächeln. Der einzige, dem wir ein ungeschminktes Urteil über sie verdanken, der französische Geiger André Maugars, berichtet nach Paris: „Elle ne se pique pas d'être belle, mais elle n'est pas désagréable.“

Dass sie trotz ihres fast unschönen Gesichtes anziehend wirkte, bezeugt kein Geringerer als Milton, der Verfasser des „Verlorenen Paradieses“. Milton war 1638 und 1639 in Rom, während Giulio Rospigliosi Leonora besang. Milton ging in seiner Begeisterung noch weiter, er bot der Sängerin sein Herz an. In italienischer und lateinischer Sprache pries er ihren Ruhm, am meisten mussten Leonora nachstehende italienische Verse zu Herzen gehen:

Per certo i bei vostr'occhi, Donna mia
Esser non può che non sian lo mio sole
— — — — — — — — — — — — —
Giovane piano e semplicetto amante,

Poichè fuggir me stesso in dubbio sono,
Madonna, a voi del mio cor l' umil dono
Farò divoto . . .

Milton musste nach England zurückgehen; nur in einigen Versen lebt ein Nachklang des kurzen Romanes. Auch Leonora verliess ihre Heimat; der Kardinal Mazarin, der sie aus Rom kannte, wünschte seine Herrschaft in Paris durch ihren Gesang zu verherrlichen. Er schickte 1000 Dublonen für die Reise, und im Mai 1644 kam Leonora in die französische Hauptstadt.

Sie verstand, sich bei Anna von Österreich, der Regentin, in Gunst zu setzen und erfreute den Hof durch ihren Gesang in Ruel, dem Schloss der Fürstin von Aiguillon, wo die Königin mit ihrem kleinen Sohn, Ludwig XIV., weilte. Dort war auch der Dichter Voiture; als die Regentin, von ihren Hofdamen und Leonora begleitet, ihn im Park in Gedanken überraschte und fragte, worüber er sinne, gab er improvisierend zur Antwort:

Je pensois que la destinée,
Après tant d'injustes malheurs,
Vous a justement couronnée
De gloire, d'eclat et d'honneurs;
Mais que vous êtiez plus heureuse
Lorsque vous êtiez autrefois
Je ne veux pas dire amoureuse
La rime le veut toutefois.

Der Dichter fuhr mit glatten Versen fort, aber diese Anspielungen auf ihre unglückliche Liebe haben die Königin peinlich berührt.

Die geschickte Italienerin merkte die Missstimmung, und in der Absicht, die Königin zu erheitern, stimmte sie eine Arie an. Die Regentin war von Leonorens Geistesgegenwart und Delikatesse so entzückt, dass sie ihr die Rechte „d'une femme de chambre" gab; sie durfte die Gemächer der Regentin zu jeder Stunde betreten und bekam, was ihr wohl noch wertvoller war, 10 000 Lire geschenkt, damit sie sich auf französische Art anziehe, ausserdem eine kostbare Perlenkette und schöne Ohrringe. Auch die Herzogin von Orleans und die Königin Henriette Maria von England überschütteten die Sängerin mit Kostbarkeiten, so dass Leonora, als sie nach einjährigem Aufenthalt in Frankreich nach Italien zurückging, 40 000 Skudi und kostbaren Schmuck mitbrachte.

Das Pariser Klima bekam ihr nicht, sie begann Blut zu spucken; aber

die Ärzte versicherten, es käme nicht aus der Lunge, sondern aus dem Kopf.

Leonora liess sich in Rom nieder, versuchte dort die Rolle einer grossen Dame zu spielen und in aristokratischen Kreisen zu leben. Unter Innocenz X. stand sie im Vatikan, namentlich als Chigi dort das Regiment führte, in grossen Gunsten, und in ihrem Hause waren stets Kardinäle zu finden. Vor ihrer Reise nach Frankreich heiratete sie einen Italiener, dessen Namen nicht auf uns gekommen ist. Der Gatte fuhr mit ihr nach Frankreich und kam an den Hof der Königin, um seine Frau nach Hause zu begleiten. Er hat das Schicksal der meisten Männer grosser Sängerinnen und Künstlerinnen geteilt und wurde vergessen.

Als Alexanders VII. Ende bevorstand, hoffte man in Rom, Rospigliosi würde Papst werden. Die Freunde des Kardinals entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit, um seine Wahl durchzusetzen. Auch Leonora nahm lebhaften Anteil daran, sie war wohl schon von Ludwig XIV. und Louvois bei politischen Intrigen benützt worden. Als die Frau des Nepoten Don Mario Chigi ihr in jener Zeit begegnete, fragte sie boshaft: „Signora Lionora, il Papa mio (Alessandro VII.) sta benissimo; il vostro come sta?“ Leonorens Antwort ist nicht auf uns gekommen, aber sie hat ihre Karten wohl kaum aufgedeckt.

Nach Giulio Rospigliosis Wahl (am 20. Juni 1667) durfte die Sängerin triumphieren, sie war beim Papst und seiner ganzen Familie sehr gut angeschrieben. Als der Duca di Bracciano dem Papst einen grossen Fisch aus seinem See, eine „regina“, schickte, schenkte sie Klemens IX. Leonora als der „regina delle virtuose“. Der Papst erwies den Römerinnen überhaupt viel Aufmerksamkeiten und war überall beliebt. Aber er hielt auf Distanz und wusste die Grenzen zu wahren. Als Leonora mit einer Verwandten des Papstes, Donna Caterina Banchieri, zur Audienz kam, um den Fuss Sr. Heiligkeit zu küssen, war sie zu ausgelassen und erzählte unpassende Dinge; der Papst entliess sie sofort und die Künstlerin verliess den Vatikan in schlechtester Laune.

Aber Klemens war zu gütig, um Leonora ihren Mangel an Takt nachzutragen. Fast jede Woche hatte er irgendeine Überraschung für sie, die gelegentlich sogar kostbar war. Aus der Küche der Rospigliosi wurden der Künstlerin Kuchen, Wein oder Früchte geschickt. Leonora war so stolz darauf, dass sie sich gewissermassen der päpstlichen Familie zuzählte. Sie sprach unaufhörlich von Herzoginnen, Kardinälen

und Gesandten, die bei ihr verkehrten. Damit verletzte sie die Rospigliosi, namentlich Caterina Banchieri, die nichts mehr von ihr wissen wollte. Sie erklärte einst dem Kardinal Ottoboni, „la Signora Lionora e una, una, una . . . .“, und da sie das fehlende Wort nicht finden konnte, spuckte sie aus.

Die alte Künstlerin, die sich der päpstlichen Gunst sicher fühlte, hatte ihre feste Stellung in der römischen Gesellschaft. Im März 1669 veranstaltete sie eine grosse musikalische Aufführung in ihrem Hause, zu der die gesamte vornehme Welt kam, und auf dem Ball des Fürsten Savelli in Albano tanzte sie mit dem spanischen Gesandten, dem Fürsten von Astorga, demselben, dem seine Gemahlin den Kopf der schönen Maurin im Korb geschickt hatte.

Vier Monate nach Klemens IX. starb Leonora, am 6. April 1670. Sie wurde in der Kirche S. Maria della Scala begraben.

Sie hat nicht vergebens gelebt, ihr Name ist mit Persönlichkeiten wie Klemens IX. und Milton verknüpft.



DAVID BECK
Königin Christine von Schweden
*Wien Galerie*



## ZWÖLFTES KAPITEL

# CHRISTINE VON SCHWEDEN IN ROM

### I.

In der zweiten Dezemberhälfte des Jahres 1655 zog in das Schloss zu Bracciano das Gefolge der schwedischen Königin Christine ein; nachdem sie auf den Thron verzichtet hatte, kam sie in den Süden, um sich der Sonne und der italienischen Kultur zu erfreuen.

In Innsbruck, an Maximilians von bronzenen Königen und Rittern gehütetem Grab, hatte sie das feierliche Gelübde abgelegt, der römischen Kirche anzugehören und die Vorschriften des Tridentiner Konzils zu befolgen. Von dort aus ging sie über Mantua, Ferrara, Bologna, Pesaro, Foligno, Assisi, Caprarola nach Bracciano, wo sie der Schlossherr Paolo Giordano II. Orsini erwartete.

Ganz Italien freute sich über den Übertritt von Gustav Adolfs Tochter zum Katholizismus, und Alexander VII. gab sich die erdenklichste Mühe, diese Neubekehrte königlichen Blutes gewissermassen zum Symbol der erstarkten Macht der römischen Kirche zu machen. Die Königin erklärte später, sie habe nie an die Grundsätze des Luthertums, in denen sie aufgewachsen war, geglaubt und bei den Predigten und kühlen Lehren der Pastoren eine tödliche Langweile empfunden. Zu ihrem Übertritt haben in der Hauptsache die Jesuiten beigetragen, namentlich Anton Macedo, der schon 1650 nach Stockholm gekommen war; am Hofe des portugiesischen Gesandten schrieb er bei Christinens Krönung ein überschwengliches Lobgedicht. Später schickte der General der Gesellschaft Jesu Francesco Malines und Paolo Cassati zwei Gelehrte in die schwedische Hauptstadt, um Macedos Werk zu Ende zu führen. Um der Aufmerksamkeit der Protestanten zu entgehen, kamen die Jesuiten in weltlichen Kleidern und sahen die Königin nur heimlich un-

ter den verschiedensten Vorwänden. Auch der Philosoph Cartesius befestigte sie nicht wenig im neuen Glauben. Katholisch aus Überzeugung, unterwies er die junge Königin nicht nur in den Grundsätzen der Philosophie, sondern auch in der katholischen Religion und bezahlte seine Tätigkeit mit dem Leben. Die Königin, frühes Aufstehen gewohnt, liess den Gelehrten, der sehr zarter Konstitution war, schon um fünf Uhr früh in ihre Bibliothek zu philosophischen Gesprächen kommen. Cartesius, des dortigen Klimas ungewohnt, erkältete sich bei diesen Stunden, bekam eine Lungenentzündung und starb im Verlauf dreier Tage in Stockholm. Er war der Apostel des Katholizismus bei gekrönten Häuptern; auch die Pfalzgräfin Elisabeth und Herzog Philipp von England hat er zum katholischen Glauben bekehrt.

Alexander VII. war auf den Übertritt der Königin ungeheuer stolz, er hielt ihn für einen Erfolg seiner eignen klugen Politik und gab dieser Überzeugung auf einem Konsistorium Ausdruck, bei dem auch der Kardinal de Retz zugegen war. Der kluge Franzose, der wusste, dass der Papst gar nichts dazu getan hat, betont Alexanders Eitelkeit in seinen Schriften. In Vers und Prosa verkündeten die Jesuiten ihren Triumph, es fehlte jedoch nicht an Kritikern, die diese „heroische Tat“ der Königin als ziemlich wirkungslos für die Kirche ansahen, um so mehr, als man aus Freude über Christinens Übertritt in Rom dem katholischen Polen zu helfen vergass, das damals von schwedischen Truppen verwüstet wurde. Ein Dichter betonte, der Papst gewinne in Christine zwar ein Schäfchen, verliere aber eine ganze Herde in Polen.

Christinens Glaube war durchaus nicht sehr fest; ihrer ganzen Art nach neigte die Königin vielmehr zur Skepsis als zur dogmatischen Religion.

„Elle connut tout et crut rien,“

sagt ein Dichter im XVIII. Jahrhundert mit um so grösserem Recht von ihr, als sie, eine sensible Natur, auf äusseren Einfluss schnell reagierte. Als der Jesuit Fazzio in Rom ihr zuviel Moral predigte, liess sie ihm melden, er verliere seine Zeit mit ihr und gebe sich vergebliche Mühe, eine Heilige aus ihr zu machen; „sie halte sich dafür für nicht tugendhaft genug, sei aber auch nicht verlogen genug, um in einem bessern Licht erscheinen zu wollen“.

Ihr Verzicht auf den Thron, ihr Übertritt zum Katholizismus, das Verlassen der Heimat waren viel eher der Ausfluss eines phantastischen Gemütes als das Ergebnis tiefer religiöser Grundsätze. Der Thron, die Minister, Regierungssorgen, das Leben unter beständiger Kontrolle aga-

cierten sie und standen mit ihren Wünschen nicht im Einklang; sie zerriss diese Fesseln, indem sie sich die grösstmöglichen materiellen Vorteile wahrte und alles an Kunstschätzen aus dem Lande mitnahm, dessen sie habhaft werden konnte.

Die Königin war damals 29 Jahre alt, sie war klein von Gestalt, hatte lebhafte Augen, eine grosse Nase, einen dunklen Teint, kurzgeschnittenes Haar und wirkte in dem Reitkleid, in dem sie die Reise nach Italien zurückgelegt hatte, fast männlich kühn und tapfer; sie dachte logisch und drückte sich mit Leichtigkeit aus; überall erregte sie Aufmerksamkeit. Sie war eingebildet genug zu glauben, dass sie alles könne und dass ihr alles zugänglich sei. Sie wollte selbst eine Armee befehligen; als bei irgendeinem Anlass Wrangel einen militärischen Empfang für sie veranstaltete, gab sie so törichte Befehle, dass der General den Soldaten schleunigst erklären musste, was sie zu tun haben, um der Verwirrung vorzubeugen.

Überall, wo sich die Königin in Italien aufhielt, wurden ihr zu Ehren Bälle, Turniere, Maskeraden und Konzerte veranstaltet, um ihr den Weg nach Rom zu verkürzen. Der Papst schickte ihr vier Nuntien entgegen, die sie an der Grenze des Kirchenstaates in Macerata, Camerino und Foligno begrüssten; selbst Frauen empfingen sie mit feierlichen Ansprachen. Christine reiste unter dem Schutz des katholischen Königs, sie stand zum spanischen Hof in engen Beziehungen, und Spanien hoffte, durch die von der Kirche geliebte Tochter stärkeren Einfluss auf den Papst zu gewinnen. Ihren Plan, zum Katholizismus überzutreten und nach Italien zu gehen, hatte sie mit dem spanischen Gesandten, Herrn de Pimentel, besprochen; er war so gut bei ihr angeschrieben, dass man sie eines intimeren Verhältnisses mit ihm verdächtigte. Don Pimentel begleitete sie als ausserordentlicher Gesandter des katholischen Königs nach Italien. Auf dem Wege von Stockholm nach Brüssel bildete sie sich einen in der Hauptsache spanischen Hofstaat. Auf Pimentels Rat ernannte sie den General der spanischen Kavallerie Don Antonio della Cueva Silva zum Stallmeister und seine Gattin zur Oberhofmeisterin. Die Höflinge und die Dienerschaft rekrutierten sich aus Portugiesen, Holländern, Franzosen, Italienern und zwei Schweden; es waren Menschen, die auf Kosten der Königin nach Italien reisen wollten, oder da sie beschäftigungslos waren, hofften, fürs erste ihren Unterhalt zu finden. Das Gefolge bestand aus über 200 Menschen und vergrösserte sich noch unterwegs, da Christine, die sich in ihren Ausgaben

nicht einzuschränken gewohnt war, auch vornehme Italiener als Höflinge engagierte, um wahrhaft königlich in ihrem neuen Vaterlande aufzutreten.

Nach Pesaro kam Christine am 12. Dezember 1655; ihr zu Ehren veranstaltete die Stadt ein Fest mit daranschliessendem Ball; die besondere Aufmerksamkeit der Königin erregten die Grafen Francesco Maria und Lodovico Santinelli, die „una gagliarda“ und „un canario“ mit viel Grazie tanzten. Nach dem Tanz überreichte ihr der Kardinallegat ein gedrucktes Buch, es waren Gedichte von Francesco Santinelli zu Ehren der nordischen Pallas, — so liess Christine sich gern nennen. Während des Essens spielte ein Sienese Ciacchi so schön Flöte, und Santinelli stellte Herkulesarbeiten in lebenden Bildern so glänzend dar, dass die Königin, entzückt von den Italienern, sie in ihre Dienste nahm; zu ihnen gesellte sich noch ein Abenteurer, Gian Rinaldo Monaldesco, der ihr besonders gefiel.

Mit vermehrtem Gefolge erreichte die Königin Bracciano; dort wurde sie vom Besitzer Paolo Giordano II., Virginios Sohn und Enkel des Gatten der schönen Accaramboni, begrüsst. Christinens Wunsch war es seit jeher gewesen, freundschaftliche Beziehungen in Italien anzuknüpfen, da sie davon träumte, im Süden zu leben; namentlich interessierten sie Menschen, die Literatur und Kunst pflegten. Nach glücklich beendeten Kriegen und dem Triumph, den sie infolge des Abschlusses des westfälischen Friedens erlebt hatte, lebte sie nur literarischen und künstlerischen Interessen. Der junge schwedische Diplomat Palbicki, den Christine bereits 1649 nach Venedig, Florenz und Rom geschickt hatte, wusste darum und hatte Annäherungsversuche an Orsini gemacht, der seine Güter zwar so schlecht als irgend möglich verwaltete, aber Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer war und Künstler protegierte. Orsini hatte zwei Bände lyrische Gedichte, Satiren und Dramen herausgegeben, die in seiner eigenen Druckerei erschienen waren. In seinen Gedichten besang er Römerinnen und Landmädchen, die schönen und hässlichen, die klugen und dummen, die tugendhaften und schamlosen, die schielenden und blinden, pries die Annehmlichkeiten des Fischens und Jagens, schätzte Zedernwasser höher als Wein, stellte Betrachtungen über die Welt an, über Tag und Nacht, Philosophie und Wahrheit und selbst über das furchtbare „mal francese“. Er hatte auch ein neues musikalisches Instrument, das er „rosidra“ nannte, erfunden und war ein Schöngeist im vollsten Sinne dieses Wortes. Er war einer

jener seltenen Italiener, die in ihrer Jugend Skandinavien gesehen hatten, den Schnee und die langen hellen Nächte kannten. Literarische Schmeichler erzählten, das norwegische Volk habe den jungen Italiener zum König krönen wollen, aber Orsinis Vater habe seine Zustimmung verweigert.

Da Palbicki in Orsini einen der Königin verwandten Geist erkannte, überredete er ihn, mit ihr in Korrespondenz zu treten. Paolo Giordano besann sich nicht lange und schrieb an die „Sacra Real Maestà"; er bat sie, ihm ihre Gunst zuzuwenden und über ihn zu verfügen. Christine war sehr froh, durch Orsini Berichte über Italiens Literatur und Kunst zu erhalten, während ihm die Rolle eines Freundes der Königin schmeichelte. Er nannte sich sehr bald ihren „mit eisernen Banden an sie gefesselten Sklaven", schickte ihr ein Sonett und einen kleinen, mit Steinen ausgelegten Sekretär italienischer Arbeit; dagegen nannte die Königin ihn in ihren Briefen „Monsieur mon cousin", unterschrieb sich „affectionnée cousine et amie Christine" und schickte ihm ihre Miniatur, indem sie schrieb, sie hätte nicht gewagt, ihn mit der Kopie ihres hässlichen Originals zu belästigen, wenn er nicht selbst um das Porträt gebeten hätte. Sie fügte hinzu, ihr hässliches Gesicht würde ihm verraten, wie hässlich ihr Geist sei, und die Miniatur die günstige Vorstellung, die er vielleicht von ihr habe, zerstören. Trotzdem war Christine überzeugt, in Italien mit offenen Armen empfangen zu werden und schloss ihren Brief mit der Bemerkung, sie beneide die Miniatur und möchte sich an ihrer Stelle befinden. Orsini war damals über 50 Jahre alt, aber von der Leidenschaft des Dichtens immer noch besessen, er beantwortete den Brief der Königin mit einem Sonett. Die Arbeit muss ihm nicht leicht gefallen sein, das erhaltene Originalmanuskript wimmelt von Korrekturen; der Verfasser entschuldigt sich bei der Königin, er habe seit längerer Zeit keine Gedichte gemacht, erst ihr schönes Bildnis habe seine Muse geweckt, die lange den Schlaf der Gerechten geschlafen habe. Dem Sonett fügte er wieder ein kostbares Geschenk, einen Mosaiktisch bei; die Königin freute sich so darüber, dass sie selbst sein elendes poetisches Elaborat rühmt; man merke darin nichts von einer schlummernden Muse. Durch dieses Lob ermutigt, schickte Orsini Christine 1652 seine Gedichte „Il Canzoniere e le Satire" in schöner Ausgabe, dazu eine Kopie der geschickten Miniatur in Email. Er schrieb, der Name der Königin würde zwar so lange währen wie die Welt, aber das gemalte Bildnis nur einige Jahrhunderte überdauern, darum habe

er es in Email ausführen lassen, da metallische Farben unveränderlich bleiben. Die Königin dankte anmutig für diese Liebenswürdigkeit und fand, sie sehe auf dem Emailbild mindestens um drei Jahre jünger aus.

Die Korrespondenz zwischen Orsini und der Königin dauerte einige Jahre, aber viele Briefe sind untergegangen, die Post war unsicher, und ein Brief aus Rom nach Stockholm kam im günstigsten Falle erst in dreiunddreissig Tagen an; die erhaltenen verraten Christinens Sehnsucht nach dem Süden und ihren Wunsch, Anteil an Italiens literarischem und künstlerischem Leben zu nehmen. Sie bittet Orsini um Nachricht, welche Maler in Rom als die berühmtesten gelten, ob Bernini seine Fontäne auf der Piazza Navona bereits beendet habe und neue Skulpturen plane; sie frägt, ob ein neuer Komponist aufgetaucht sei, der über Carrissimo hinausgeht, wie Guarini und Grazianis Dichtung „Conquista di Granada" beurteilt werden. Orsini gibt der Königin sehr interessante Antworten: er behauptet, es gebe augenblicklich weder in Rom noch in Neapel oder Florenz einen berühmten Dichter, dagegen eine grosse Anzahl von Menschen, die sich mit Literatur beschäftigen, „bell' ingegni"; jenen, die keine Ahnung von Poesie haben, gefalle Guarinis „Pastor fido" sehr gut, während Menschen von Geschmack das Stück scharf kritisieren. Einige Abschnitte und Wendungen seien bewunderungswürdig, aber der ganze Einfall und Aufbau der Komödie „detestabilissime"; man könne Guarinis Werk mit einer Statue vergleichen, die nicht viel wert sei und nur gute Ornamente habe. Bernini habe die Kapelle des Kardinals Cornaro in S. Maria della Vittoria soeben beendet, sie gelte allgemein als ein sehr schönes Werk; da er sie aber noch nicht gesehen habe, könne er sie auch nicht beurteilen.

Die Königin und Orsini, die sich nie gesehen hatten, begrüssten sich in Bracciano wie gute Bekannte; Paolo Giordano gab sich alle erdenkliche Mühe, um Christine zu gefallen und bot ihr sogar seinen römischen Palast auf dem Monte Giordano als Wohnung an. Die Königin wählte den Palazzo Farnese, vermutlich weil das Schloss der Orsini in der bewohntesten Gegend Roms lag und sie es dort als zu laut und eng empfand. Paolo Giordano starb ein Jahr nach Christinens Ankunft in Italien.

Die Congregatione de' Riti hatte schon mehrere Wochen vor Christinens Ankunft beraten, wie die Königin empfangen werden, welcher Art das Zeremoniell ihrer Visite beim Papst sein, welche Summe für die Empfangsfeierlichkeiten ausgesetzt werden, welchen Anteil die

römische Gesellschaft an den Festen nehmen und wie die Damen der römischen Aristokratie angezogen sein sollten. Die Beratungen über all diese für die damalige Zeit ausserordentlich wichtigen Dinge waren so angeregt, dass die Kardinäle sich kaum über das Zeremoniell von Christinens Einfahrt einig werden konnten. Schliesslich erwarteten der Kardinal Giovanni Carlo de' Medici, der Bruder des Grossherzogs von Toskana und der Markgraf Friedrich von Hessen Christine in Olgiata, einem kleinen Örtchen, zehn Meilen von Rom entfernt; sie begrüssten die Königin im Namen des Papstes und forderten sie auf, in die päpstliche Karosse einzusteigen. Christine erhielt den Ehrenplatz im Fond des Wagens, die Kardinäle setzten sich ihr gegenüber; so fuhr sie in Rom, dem Ziel ihrer Sehnsucht ein. Der Einzug sollte am ersten Tag inkognito stattfinden, aber das Gedränge war so gross, dass die Königin scherzte, „inkognito" habe in Rom eine andere Bedeutung als in jeder anderen Stadt. Das Publikum war neugierig auf die Königin, über die die verschiedensten Gerüchte kursierten und die als eine Hermaphrodite galt. Um sieben Uhr abends, bei Fackelschein, fuhren die Wagen durch ein Seitentor ein, und entgegen jedem Brauch, der es Frauen verbot, im päpstlichen Palast zu wohnen, wurde die Königin, ehe sie ihr eignes Haus bezog, im Belvedere untergebracht. Der Papst empfing sie am Tage ihrer Ankunft, und forderte sie auf, neben ihm auf dem Königsstuhl Platz zu nehmen. Der gegenseitige Eindruck soll der denkbar günstigste gewesen sein.

Nach dem festgesetzten Zeremoniell sollte ein grossartiger öffentlicher Einzug stattfinden. Nach zweitägigem Aufenthalt im Belvedere, nach höfischen, zum Amüsement der Gäste veranstalteten Konzerten, begab sich Christine in Julius' III. Villa vor der Porta del popolo und zog von dort aus im Triumph nach Rom ein. Im Reitkleid sass sie als Mann auf einem Schimmel, umgeben von der Schweizer Garde. Die römischen Damen nahmen an ihrem Kostüm Anstoss, man beruhigte sie jedoch durch den Bericht, dass Christine mit dem Dänenkönig Krieg geführt habe und es sich für eine solche Heldin nicht zieme, öffentlich anders denn als Mann aufzutreten. Man verglich sie mit der Königin von Saba. Im Auftrag des Papstes schmückte Bernini die Porta del popolo mit dem päpstlichen Wappen: ein strahlender Stern über sechs Hügeln, dahinein verflocht er Garben, das Wappen der Königin. Das Innere des Tores war mit kostbaren Teppichen und Emblemen geschmückt, die sich auf Namen, Wappen und Taten der Königin bezogen; die Geist-

lichkeit, Adel und Volk erwarteten Christine auf dem Platz. Die strengen Gesetze, die einem übermässigen Luxus in der Toilette steuerten, waren für jenen Tag aufgehoben, daher prangten die Colonna und Orsini im Schmuck kostbarer Edelsteine und seltener Perlen. Etwa 200 Schüsse wurden abgegeben, ehe die Königin den Vatikan erreichte und vor dem Altar in der Sistina niederkniete; dort erteilte ihr der Papst das Sakrament der Firmelung und gab ihr den Namen Alessandra, den sie jedoch nie benützte. Am folgenden Tag lud der Papst sie zu Tisch ein; da die Päpste seit uraltem Brauch allein essen, wurden zwei Tischchen nebeneinander aufgestellt, so dass sich Alexander während des Essens mit der Königin unterhalten konnte. Der päpstliche Tisch war etwas höher und der Thron mit rotem Samt bedeckt. Christine sass auf einem eigens für sie konstruierten Stuhl unter einem Baldachin, der niedriger war als der päpstliche. Während des Mittagessens hielt der Jesuit Oliva eine Predigt; die Königin ergriff die Gelegenheit, durch ihre Bibelkenntnis zu glänzen, sie knüpfte nach der Ansprache an einen Satz an, den er aus Paulus angeführt hatte.

Dies Festessen bildete den Beschluss der Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren der berühmten „Bekehrten"; am folgenden Tag konnte Christine den Palast beziehen, den ihr der Herzog von Parma, Ranuccio II., als Wohnsitz angewiesen hatte. Der Hof von Parma glaubte, die Königin würde grossen Einfluss auf den Papst haben und hoffte, Alexander VII. durch Christine zu gewinnen. Den Farnese war es darum zu tun, die Ländereien wiederzuerhalten, die die apostolische Hauptstadt mit Beschlag belegt hatte. Ausserdem beschäftigte Christine damals ganz Europa, und Ranuccio hoffte, seine Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit „würde den Ruhm der Farnese nicht allein in die weitesten Länder Europas, sondern bis an die Grenzen der Welt verbreiten".

Der Papst beschenkte Christine bei ihrer Ankunft mit kostbaren Bildern, Vasen aus Onyx und Achat und einem Kruzifixus, der der Legende nach aus dem Kreuz geschnitzt war, an dem Christus gelitten hat. Es hiess allgemein, er habe ihr eine Anweisung auf 90000 spanische Kronen geschenkt, sie aber die Annahme dieses Geschenkes verweigert, obgleich sie später die Grossmut des Papstes wiederholt ausgenützt hat. Die römischen Fürsten folgten Alexanders Beispiel und schenkten der berühmten Fremden Wagen und Pferde.

Es war Brauch im Vatikan, jedes Jahr irgendeine Medaille zur Erinnerung an ein bedeutendes Ereignis in der christlichen Welt schlagen



J. F. VOET

Kardinal Dezio Azzolino

*Berlin Kaiser-Friedrich-Museum*



zu lassen und diese Medaille am 29. Juni, am Peter- und Paulstag, unter die römischen Berühmtheiten zu verschenken. 1656 galt Christinens Ankunft als das wichtigste Geschehnis für die gesamte Christenheit, und der Papst liess von Gaspar Morone und Giovanni Hamerani Medaillen schlagen, auf denen auf der einen Seite Alexanders VII. Kopf, auf der andern Christinens Einzug in Rom vor der Porta del popolo aus zu sehen war. Hameranis Medaille war besser, aber Morones Zeichnung fand grösseren Beifall; der Papst liess 214 goldene Medaillen danach prägen und schenkte die eine der Königin.

## II.

Alexanders VII. und Christinens gegenseitige Liebenswürdigkeit währte nicht lange; schneller als man erwartet hatte, kam die Enttäuschung. Im Quirinal hatte man der nordischen Königin viel vorzuwerfen, aber auch Christine fand in Rom das Glück nicht, das sie erhofft hatte.

Der Papst fand, die Königin habe trotz ihres Gelübdes in Innsbruck der katholischen Kirche anzugehören, eine seltsame Auffassung von Religiosität. Sie war nicht die Büsserin, die Alexander VII. erwartet hatte, sondern eine durchaus weltlich gesinnte, freidenkende Frau, die sich gelegentlich sehr kritisch über kirchliche Bräuche aussprach und einen Hang zum Sarkasmus hatte. Während einer päpstlichen Messe unterhielt sich die Königin angelegentlich mit den Kardinälen und lachte laut, sodass Alexander ihr einen Rosenkranz schenkte und sie bat, ihn in der Kirche zu benützen. Christine gab verletzt zur Antwort, sie habe nicht die Absicht, eine rosenkranzbetende Katholikin zu werden „Non miga voglio essere Catholica da bachettone“. Sie ertrug keine Heuchelei. Kardinal Colonna verliebte sich zu Alexanders Kummer in sie und bekundete seine Gefühle in so unpassender Weise, dass der Papst ihn für längere Zeit aus Rom verbannte.

Der Palazzo Farnese wurde der Mittelpunkt aller Feste und Konzerte, Gesang und Musik verstummten kaum, aber die Hofleute der Königin waren eine für sie zu ungünstige Folie. Dieses zusammengelaufene Gesindel errichtete eine förmliche Spielhölle und zog all seine Bekannten hin, um ihre Tasche zu leeren. Der Graf Francesco Maria Santinelli und der Marquis Monaldesco schleppten alles aus dem Palast fort, dessen sie habhaft werden konnten, und liessen sich von den

Fabrikanten, die der Königin Silber und Wagen lieferten, erkaufen. Die Diener rissen die Tressen der Decken ab, um sie zu verkaufen, benützten Türen als Brennholz und tauschten sogar einen grossen silbernen Kandelaber gegen einen ähnlichen Leuchter aus versilbertem Messing ein. Als Pimentels Wagen vor dem Palast wartete und der Gesandte bei der Königin war, stahlen die Diener die Portieren und Vorhänge. Sie rechtfertigten sich damit, dass sie nicht regelmässig bezahlt werden; unmittelbar nach Christinens Ankunft in Rom gingen ihre Einkünfte sehr zurück, die schwedische Regierung blieb die verabredeten Gelder schuldig und die Königin musste bei einem Hamburger Bankier borgen. An der Spitze des Hofstaates stand Antonio della Cueva, der ehrlichste aus der Umgebung der Königin, aber er konnte diese losgelassene Abenteurerbande nicht im Zügel halten. Als Giandemaria, der Resident des Fürsten von Parma sah, wie furchtbar die Höflinge den Palazzo Farnese ruinieren und plündern, beklagte er sich beim Papst, aber auch der Vatikan konnte nicht helfen.

Am Verhalten der Königin, an ihrem freien Verkehr mit Männern nahm nicht der Papst allein, sondern ganz Rom Anstoss. Unter den letzten Päpsten hatte sich die Stellung der Frau, die in der Renaissance dem Mann fast gleichgeachtet wurde, vollkommen geändert, die Frau wurde fast auf das Niveau der Haremsfrau heruntergedrückt. Sehr häufig erschienen Vorschriften über ihre Kleidung, und im Privatleben wurde sie fast zur Sklavin des Mannes. Eine falsche Schamhaftigkeit wurde Gesetz, der Gouverneur liess im Palazzo Farnese die Renaissance-Statuen im Garten und Haus unterhalb der Hüfte mit Leinendraperien verhüllen, damit die Königin nicht Anstoss daran nehme! Christine verhöhnte den Monsignore, entfernte die Anstandsvorhänge und kaufte, um dem allzu schamhaften Gouverneur einen Streich zu spielen, die unanständigsten Bilder.

Die römische Aristokratie empfing die Königin mit Rücksicht auf den Papst aufs liebenswürdigste und sparte keine Kosten, um sie zu unterhalten. Feste und Theatervorstellungen wurden für sie gegeben. Der ehemalige Kardinal Pamfili, der Gatte der Fürstin Rossano, liess ein Amphitheater vor seinem Palast errichten, damit die Königin und die römische Aristokratie bequem den Maskeraden und Wettrennen zusehen könnten; die Kosten für Banketts und Festessen, die er hauptsächlich Christine zu Ehren gab, sollen sich auf über 40000 Taler belaufen haben. Die Barberini liessen sich in solchen Dingen nicht über-

trumpfen und erbauten ein Theater für Oper und Komödie, in dem über 6000 Menschen Platz fanden. Dort wurde Giulio Rospigliosis Melodrama „Il trionfo dello pietà o sia la vita umana“ aufgeführt. Auf der Bühne erschienen Schauspieler auf lebenden Pferden, Elefanten und Büffel und springende Brunnen. Die Barberini liessen zwei weitere Melodramen zu Ehren der Königin aufführen: „Le arme e gli amori“ und „Dal male il bene“, beide von Monsignore Giulio verfasst. Den Karneval des Jahres 1656 nannte man in Rom den Karneval der Königin. Trotz dieser Aufmerksamkeiten schien Christine die römische Gesellschaft gering zu achten und war gegen die bekanntesten Familien sehr ungezogen. Es kam so weit, dass die Fürstin Colonna öffentlich erklärte, während des Karnevals würden Maskierte erscheinen, um die Königin empfindlich zu quälen.

Noch mehr Sorge als Christinens gesellschaftliches Verhalten machte dem Vatikan ihre wechselnde Politik. Unter dem Schutz des spanischen Hofes war Christine nach Rom gekommen, der spanische Gesandte war ihr entgegengefahren, Spanien betrachtete sie als seine Freundin und rechnete damit, dass sie ihren Einfluss in Schweden zugunsten des katholischen Königs brauchen würde. In Rom und im Kirchenstaat herrschten damals zwei miteinander rivalisierende und unvereinbare Parteien: die spanische und die französische; selbst das hl. Kollegium war in zwei feindliche Lager geteilt. Die Kardinäle mit spanischen Sympathien hatten sich um den Kardinal de' Medici geschart, während die Kardinäle d'Este und Antonio Barberini die Führer der französischen Partei waren. Die weitblickendsten Mitglieder des hl. Kollegium, die noch unter Innocenz X. ernannt waren, wollten keiner dieser Parteien fest angehören, sondern beobachteten eine Opportunitätspolitik; sie hatten nur die Interessen der Kurie im Auge und stimmten je nach ihrer Überzeugung einmal mit den französischen, ein andermal mit den spanischen Kardinälen. Diese nicht grosse Gruppe nannte sich, wie bereits erwähnt, „squadrone volante“; ihr gehörten die Kardinäle de Retz, Ottoboni, Acquaviva, Lomellino, Imperiali, Homodei und namentlich Decio Azzolino an, der die Seele der Partei war und in Christinens Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat. Der Königin gefiel der Zweiunddreissigjährige sehr gut. Azzolino war ein gutgewachsener grosser Mann, mit lebhaften Augen und vergnügtem Gesicht, ihn entstellte nur eine grosse, unförmige Nase, die freilich auf dem Berliner, vielleicht geschmeichelten Porträt wenig auffällt. Auf Medaillen, die Christine von M. Soldani prägen liess, wirkt

Azzolino sehr vorteilhaft. Er hat ein offenes einnehmendes Gesicht, trotzdem auch hier der Wunsch, die Natur zu steigern, seitens des Künstlers unverkennbar ist. Auf dem Revers ist ein in die Sonne sehender Adler dargestellt, darunter ein Horaz entnommenes Zitat: „Expertus fidelem", „der erprobten Treue". In den päpstlichen Bureaus wurde Azzolino unter Innocenz X. „der Adler" genannt, und Jupiters Vogel blieb sein Wahrzeichen. Später neigte Azzolino zur Fülle, aber als er Christine kennen lernte, war er noch schlank. Anregend im Gespräch, gebildet und klug, war er sofort der liebste Gast der Königin, die sich ausgezeichnet mit ihm unterhielt und ihn einige Stunden bei sich behielt. Christine fand stets irgendeinen Anlass, um an ihren Günstling zu schreiben; diese sich schnell entwickelnde Freundschaft erregte die Aufmerksamkeit des Papstes, und der Kardinal hielt es für richtig, Sforza, den Beichtiger des Papstes, zu bitten, Alexander von der Unschuld seiner Beziehungen zur Königin zu überzeugen.

Missgünstiger als im Quirinal, betrachtete man diese Freundschaft in der spanischen Gesandtschaft. Dort galt Azzolino trotz seiner angeblichen politischen Neutralität als gefährlicher Gegner, besonders da er sich bereits in der Affäre Astalli als Feind Spaniens gezeigt hatte. Der Duca di Terranova, der spanische Gesandte, machte die Königin wiederholt auf ihr unfreundliches Verhalten gegen Madrid aufmerksam; es kam so weit, dass Christinens spanische Höflinge Pimentel und della Cueva sich weigerten, sie zur Aufführung von Corneilles „Herakles" bei Herrn de Lionne, dem französischen Gesandten in Rom, zu begleiten. Das Verhältnis zwischen dem französischen und spanischen Gesandten hatte sich so zugespitzt, dass der Duca di Terranova es fast als einen Beweis der Feindseligkeit auffasste, wenn einer der spanischen Parteigänger in der französischen Gesandtschaft verkehrte. Infolge von Azzolinos häufigen Besuchen kam es zwischen der Königin und ihrem Stallmeister zu so unangenehmen Auseinandersetzungen, dass della Cueva Christine bat, ihn aus ihrem Dienst zu entlassen und nach Flandern zurückging. Die spanische Garde der Königin nahm er mit; Christine versuchte, ihn umzustimmen und wollte ihm sogar sieben Pferde schenken; da Don Antonio auf seiner Demission beharrte, gab sie ihn frei und nahm an Stelle der Spanier Soldaten aus Perugia in ihren Dienst, liess sie in eine rotschwarze Uniform stecken, die der der späteren päpstlichen Schweizer Garde glich. Auch Pimentel zog sich von der Königin zurück und verkehrte nicht mehr bei ihr. Die in Rom lebenden Spanier waren von

einem solchen Hass gegen Christine und den Papst erfüllt, dass sie von Adriano Velli, dem Kammerdiener des spanischen Gesandten angestachelt, beschlossen, auf ein gegebenes Zeichen alle Heuvorräte Roms in Brand zu stecken, die Stadt zu plündern und Alexander VII. und die Königin von Schweden gefangen zu nehmen. Die päpstliche Polizei entdeckte die Verschwörung rechtzeitig genug, um sie zu vereiteln.

Christinens Abneigung gegen Spanien hatte auch politische Gründe. Karl Gustav hatte einen grossen Teil Polens besetzt; Christine betrachtete diese gewaltsame Wegnahme als ein so feststehendes, dass sie sich bemühte, Güter in Polen von den Schweden zu erhalten, als Ersatz für die sehr unregelmässig einlaufenden Einnahmen ihrer schwedischen Besitzungen. Spanien dagegen gab Polen immer erneute Sympathiebeweise, da es im Anwachsen der schwedischen Macht in Mitteleuropa eine Gefahr für das Haus Habsburg sah. Diese Sympathien für Polen hielt die Königin für ein Haupthindernis in der von ihr geplanten territorialen Erwerbung.

Infolge der Vorkommnisse mit della Cueva und Pimentel schrieb Christine eine Art Pamphlet, das sie unter dem stolzen Titel „Manifesto della Regina di Svezia“ den berühmtesten Persönlichkeiten zuschickte. In dieser Schrift erklärt sie, sie habe bereits auf dem Wege von Ferrara nach Rom einige Kardinäle „dello squadrone volante“ kennen gelernt, mit denen sie sich, als mit bedeutenden Menschen, gern unterhielt. Ihre spanische Umgebung wurde eifersüchtig, aber die Königin wähle ihren Verkehr nach eigenem Gutdünken. Den Spaniern missfiel es, dass die Kardinäle Barberini, Imperiali, Borromeo und Azzolino sie häufig besuchen; sie hielten es für richtig, sich beim Papst darüber zu beklagen, und da ihre Klagen Sr. Heiligkeit nicht den gewünschten Eindruck machten, konspirierten sie gegen die Königin im Hause des Kardinals de' Medici und beim Gesandten de Terranova. Zu diesen Zusammenkünften kamen ausser einigen Kardinälen stets Don Antonio Pimentel, Don Antonio della Cueva und einige andere Persönlichkeiten der spanischen Partei. Infolge dieser Intrigen musste Christine ihren Stallmeister entlassen; sie hätte ihn mit dem Stock geprügelt, wenn er nicht General des spanischen Königs wäre. Schliesslich fügt sie hinzu, sie habe den Kardinal de' Medici, den Protektor Spaniens, gebeten, über diese Vorkommnisse nach Madrid zu berichten.

Infolge dieses seltsamen Manifestes veruneinigte sich Christine sowohl mit dem spanischen Hof, wie mit der spanischen Partei in Rom, und

war gegen den Kardinal de' Medici so erbost, dass sie, als sie eine Schiessprobe anstellte, auf die Villa Medici zielen liess. Da die Geschosse der Königin nicht weit trugen, war der den Mauern zugefügte Schaden unbedeutend; ein späterer Reisender berichtet, er habe die Spuren dieser Schiessübungen an der Villa Medici gesehen.

Diese Heftigkeit der Königin musste ihre Freunde beunruhigen, namentlich Azzolino, der ihren allzu regen Geist auf ein anderes, ihrer Stellung würdigeres Feld abzulenken suchte.

Der Kardinal scheint ihr den Gedanken suggeriert zu haben, sich für Literatur und Theater zu interessieren und zu diesem Zwecke eine Akademie „delle Scienze morali“ zu gründen. Da Christine stets unter dem Einfluss ihrer Freunde handelte, verwirklichte sie dies Projekt so schnell, dass schon am 20. Januar 1656 die erste Literatenversammlung im Palazzo Farnese stattfand. Die gelehrtesten Männer Roms wurden zur Gründung der Akademie eingeladen; um ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern, veranstaltete die Königin nach jeder Sitzung ein Konzert. Die Sitzungen wurden bald eingestellt; Christine war eine Zeit hindurch krank, im Frühling brach eine furchtbare Seuche in Neapel aus und man fürchtete, dass sie auch nach Rom dringe. Christine beschloss, in den Norden zu gehen, um so mehr, als ihre Geldmittel immer knapper wurden. Sie wollte ihre schwedischen Einkünfte regeln und hoffte, auch in Frankreich die Ausbezahlung der Summen durchzudrücken, auf die sie nach den letzten Kriegen als ehemalige schwedische Königin Anspruch erhob. Um ihre leere Kasse zu füllen, musste sie fürs erste durch Monaldescos Vermittlung beim Marquis Palombara vier Diamanten für 2200 und im Monte di Pietà fünf weitere für 6500 Taler versetzen. Ausserdem lieh ihr Kardinal Antonio Barberini 3000 Taler auf einen Diamanten, der einen sechsfachen Wert repräsentierte; Alexander VII. gab ihr 10000 Taler für die Reise und liess sie durch vier päpstliche Galeeren nach Marseille bringen. Im Quirinal herrschte grosse Freude über die Abreise der unbequem gewordenen Königin, um so mehr, als man fürchtete, Schweden würde ihr die versprochene Pension nicht auszahlen und Christine der päpstlichen Kasse zur Last fallen. Diese Konvertitin wäre allzu teuer geworden.

Christine war beim Abschied sehr traurig; trotz ihres harten Charakters vergoss sie heisse Tränen, und ihre Umgebung beobachtete, dass sie eine Miniatur fortwährend aus der Tasche zog und sie leidenschaftlich betrachtete. Man zweifelte nicht daran, dass es Azzolinos Bildnis sei.

Cività Vecchia erreichten sie und ihre jetzt nur aus Italienern bestehende Umgebung zu Pferde; in Genua wollte sie an Land, aber die Republik verbot die Landung, aus Furcht, die Seuche könne eingeschleppt werden; um dieser Absage alles Aggressive zu nehmen, schickte die Regierung der Königin Konfitüren im Werte von 500 Kronen. Christine fuhr direkt nach Marseille und wurde dort vom Herzog de Guise im Namen des Königs begrüsst. Überall wurde ihr ein glänzender Empfang bereitet; am 4. September 1656 erreichte sie Fontainebleau, und am 8. des gleichen Monats fand ihr Einzug in Paris statt. Dieser Einzug erregte allgemeine Aufmerksamkeit, man war auf die Königin, von der man so viel gehört hatte, sehr neugierig. Madame de Montpensier, Gaston d'Orleans' Tochter und Ludwigs XIII. Nichte, die in Paris die erste Rolle spielte, begrüsste Christine in der Nähe von Fontainebleau. Die Königin machte ihr den Eindruck eines hübschen, kleinen Jungen in Frauenkleidern. Sie trug ein hellgraues, mit Gold- und Silberspitzen garniertes Kleid; ein Spitzentuch aus „point de Gênes" mit dunkelroter Schleife deckte den Hals, auf dem Kopf sass eine blonde Perücke und ein Hut mit schwarzen Federn. Christinens Benehmen beleidigte die Französin: die Königin machte sich ganz klein, zappelte mit den Beinen, nahm lauter unschickliche Stellungen ein und sprach sehr laut. Ihr zu Ehren fanden ein Ballett und eine Theateraufführung statt; während der Vorführungen benahm sich Christine sehr sonderbar: wenn ihr irgendein Satz in der Komödie gefiel, schwor sie bei Gott, gelegentlich seufzte sie laut oder erweckte den Anschein, als wenn sie eben aus dem Schlaf erwachte, überhaupt machte sie einen seltsamen Eindruck. Als die Gesellschaft nach der Aufführung zum Feuerwerk ging, vertraute sie Madame de Montpensier an, ihr grösster Wunsch wäre, in einer Schlacht mitzukämpfen, sie beneide den Prince de Condé, der so häufig im Feuer gestanden habe. Sie wunderte sich, dass die Damen, die ihr bei den Empfängen und Festen vorgestellt wurden, sie küssen wollten. „Welche Passion, zu küssen, haben die hiesigen Frauen," sagte sie, „vielleicht deshalb, weil ich einem Mann gleiche?"

In Paris zog Christine, wie in Rom, auf einem Schimmel ein, auf dem sie rittlings wie ein Mann sass, mit Pistolen im Gürtel. 1000 Soldaten zu Pferde begleiteten sie und 15000 bewaffnete Bürger zogen ihr entgegen. Die Königin begab sich erst nach Notre-Dame, dann in die im Louvre für sie vorbereitete Wohnung. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt fuhr sie nach Compiègne, wo der König und die Königin-

Mutter weilten und machte dort einen noch fataleren Eindruck als in der Hauptstadt. In nachlässigem Anzug, mit zerraufter Perücke, gab sie Anlass zu boshaften Bemerkungen; eine witzige Dame nannte sie „une Egyptienne dévergondée"; ihre Hemden, die auf männliche Art gemacht waren, wurden kritisiert, ebenso ihr Schuhzeug, das man männlichem ähnlich fand. Auch das Benehmen der Königin war nicht immer richtig. Als sie sah, dass sich der König für Mademoiselle Mancini interessierte, suchte sie stets zwischen dem Liebespaar zu sitzen und gab dem König sogar den Rat, nur die Frau, die er liebe, zu heiraten. Mangel an Takt machte man ihr sehr zum Vorwurf, und durch ihr seltsames Wesen wird sie sich von der konventionellen Förmlichkeit der Franzosen sehr unterschieden haben. Aus ihren Briefen an Azzolino ersehen wir, dass sie sich im fremden Land schnell orientierte und den gesellschaftlichen Zuschnitt Frankreichs ebenso wie Regierungsfragen bald durchschaute.

Sie berichtet dem Freund, der König sei in die Mancini sehr verliebt, behandle sie aber mit einer so tugendhaften Scheu, dass er seit drei Jahren wohl kaum ihre Fingerspitze berührt habe; die Mancini sei tugendhaft und grausam zugleich und freue sich, zu ihren Füssen einen der grössten Monarchen der Welt zu sehen. Christine war freilich der Überzeugung, dass die Mancini den König nicht an Liebeskummer würde zugrunde gehen lassen. Übrigens habe sie recht, „non merita pietà, chi non la chiede". Nicht der König, sondern Kardinal Mazarin, der durch die Gunst der Königin-Mutter so hoch Gestiegene, regiere Frankreich. Das Verhältnis zwischen ihm und der Königin ist jedoch ein rein freundschaftliches, da die Königin die tugendhafteste Frau der Welt ist, die nie vom Pfad der Ehre abweichen würde. Der ganze Hof besteht aus Freunden und Schützlingen des Kardinals; wer seine Grösse anzuzweifeln sich erdreisten würde, würde seine Kühnheit mit dem Verlust seiner Stellung oder mit der Verbannung büssen.

Christine wollte diesen Einfluss des Kardinals ausnützen. Sie sehnte sich nach Macht und bereute im stillen, auf die Krone so leichten Herzens verzichtet zu haben. An Stelle ihres verlorenen nordischen Königreiches wollte sie ein sonniges, südliches Land beherrschen. Trotz ihrer früheren Freundschaft mit Philipp IV. beschloss sie, mit Frankreichs Hilfe die Spanier aus Neapel zu verjagen, den dortigen Thron zu besteigen und die Nachfolge einem französischen Prinzen zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte sie der Hilfe der königlichen Armee

und jener 900000 Taler, die ihr der französische Staat für die Kosten im 30jährigen Krieg schuldig war. Mazarin hatte nichts gegen diesen abenteuerlichen Plan einzuwenden, da er die Expedition der Königin nach Neapel für einen Schreckschuss gegen die Spanier hielt; aber er versprach auch nichts und riet ihr nur, den Papst für diesen Plan zu gewinnen. Christine sah sich schon als Herrin Neapels und rüstete eilig zu ihrer Rückreise nach Italien, um so mehr, als sie ihre Reise nach Schweden jetzt aufgeben musste, da der König von Schweden in Polen Krieg führte und man mit ihm nicht über Geldangelegenheiten sprechen konnte. Im Falle es zum Krieg mit Neapel käme, sollte auf Christinens Wunsch, Monaldesco zum maréchal de camp der französischen Armee, die damals in Italien unter dem Kommando von Franz I. aus Modena stand, ernannt werden.

Rom stand noch immer im Zeichen der Epidemie, infolgedessen beschloss die Königin, den Winter in Pesaro zu verbringen; Alexander VII. hatte ihr den früher fürstlichen, jetzt päpstlichen Palast zur Verfügung gestellt. Monaldesco wurde die Hauptperson bei Hofe, er hatte den Titel eines Grossstallmeisters und war in alle politischen Pläne seiner Herrin eingeweiht. Besorgt um das Schicksal ihrer Expedition in den Süden, schickte ihn die Königin aus Pesaro noch einmal nach Frankreich, damit er Mazarin um detaillierte Befehle bitte und wenigstens einen kleinen Vorschuss auf die 900000 Taler erhalte, die die Königin mit soviel Ungeduld erwartete.

Christinens Wirtschaft war in einem déplorablen Zustand. Hauptverwalter am Hofe war ausser Monaldesco Francesco Santinelli, der Grosskämmerer und noch grössere Räuber. Diese beiden Würdenträger verwirtschafteten das Geld der Königin zu ihren eignen Gunsten; Christine vergrösserte ihren Hofstaat trotz ihres immer geringeren Einkommens und bildete, in der Hoffnung, Neapel zu beherrschen, eine „Schweizer Garde“ aus einer abenteuerlustigen italienischen Jugend, die unter dem Kommando eines unbekannten Kondottiere Tenderini stand. Ausserdem nahm sie den Grafen Rangoni, dessen Gemahlin Barbara und das Ehepaar Vicino Orsini, die mit dem berühmten Geschlecht der Orsini in keinem Zusammenhang standen, in ihre Dienste. Worin die Tätigkeit dieser beiden Ehepaare bestand, wusste niemand, sie haben nicht einmal den Glanz der Hofhaltung erhöht, denn Donna Barbara war beinahe 50 Jahre alt, hatte „tote, glanzlose Augen“ und einen schwarzen Zahn unter den übrigen weissen; die Orsini war noch älter

und trug so viel Weiss und Rot auf ihr Gesicht auf, dass sie wie „eine Fahne des Landgrafen von Hessen“ aussah. Sie hatte gar keine Zähne, dafür beichtete sie einigemal wöchentlich und nahm ebenso häufig das Abendmahl.

In seinem Werke „Christine de Suède et cardinal Azzolino“ veröffentlicht Baron Bildt einen Auszug aus einem Briefe von Monsignore Gaspar Lascaris, dem päpstlichen Vizelegaten in Pesaro, an Azzolino. Der witzige Prälat beschreibt seinen Besuch bei der Königin: er habe sie schöner gefunden denn je, sie trug ein schwarzes, mit blauen Bändern garniertes Samtkleid und einen schönen männlichen Kragen (wohl aus Spitzen). Sie sah so gut aus, dass man verrückt werden konnte, namentlich als sie eine französische Komödie in die Hand nahm und beim Schein einer Wachskerze zu lesen begann. Sie las die Rolle der in Endymion verliebten Diana mit so viel Gefühl, „dass ich, trotzdem ich Lasca heisse, dem Cefalo mehr glich“ *).

Trotz ihrer leeren Kasse amüsierte sich die Königin in Pesaro vorzüglich, sie gab Bälle, veranstaltete Ausflüge in die Umgegend, besuchte Klöster, und als das Geld immer knapper wurde, schickte sie Santinelli nach Paris, damit er Monaldesco veranlasse, die Angelegenheit mit Mazarin so schnell als möglich zu erledigen. Die beiden Abgesandten kamen im Februar zurück und brachten 15 000 Taler in Gold mit, statt der von der Königin erhofften 300 000. Christine schickte Santinelli sofort nach Rom, damit er ihre Diamanten bei Palombara einlöse, sie Azzolino in Aufbewahrung gebe und den Palazzo Farnese zu ihrem Empfang herrichte, da sie im Herbst nach Rom zurückgehen wollte. Santinelli löste die Diamanten zwar ein, versetzte sie aber unmittelbar darauf bei einem Juden, benützte das für die Einrichtung des Palastes vorgesehene Geld für eigne Zwecke, liess das schwedische Wappen auf dem Silber der Königin entfernen und sein eignes anbringen, betrieb einen schwunghaften Handel in Bratenschüsseln, Tellern und Kandelabern und verbrannte kostbare Harfen, um das eingelegte Gold und Silber daraus zu gewinnen.

Die Königin war unterdessen über Ferrara und Modena nach Fontainebleau gegangen; unter den verschiedensten Vorwänden verzögerte Mazarin die Einladung an den Hof, er fürchtete den unbequemen Gast, der die Regierung in überflüssige Differenzen mit Spanien bringen

*) Ein nicht zu übersetzendes Wortspiel: Lasca und Cefalo sind Namen von Fischen, der letzte Ausdruck bedeutet aber auch männliche Kraft.

könne. Die Königin durchschaute das zweideutige Spiel des allmächtigen Ministers nicht und traf Vorkehrungen für eine Expedition nach Neapel, da sie sich Frankreichs sicher fühlte. Sie begann mit Kleidern, bestellte sechs verschiedenfarbige Kaftans mit den dazugehörigen Degen, zwei Paar Handschuhen und einem Paar Reitstiefel, vierzig Uniformen aus violettem Tuch mit roten und weissen Schnüren für die Schweizer Garde, hundertundzwei Uniformen für die gewöhnliche Garde, zwei für die Trompeter, zwölf Anzüge für die Pagen, vierundzwanzig für die Lakaien, drei für die Fuhrleute, vierundzwanzig für die Aufwärter usw. In all diesen Uniformen überwog Violett, nur der bevorzugte Kammerdiener Clairet Poissonet erhielt eine graue Livree, mit Gold und schwarzem Samt.

Während dieser Schneiderarbeiten wurde der kleine Hofstaat der Königin der Schauplatz einer Tragödie.

Peruzzi, Monaldescos römischer Freund, berichtete ihm von den Veruntreuungen und Betrügereien, die Santinelli auf Kosten der Königin beging. Der Grossstallmeister warnte seine Herrin nicht, aus Furcht, der Grosskämmerer könne ähnliche Übertretungen, die er selbst auf dem Gewissen hatte, verraten. Die beiden Höflinge waren schon seit längerer Zeit, vermutlich seit dem Pariser Aufenthalt, verfeindet, und die Königin verdächtigte Monaldesco, ihre politischen Pläne den Spaniern zu verraten. Monaldesco scheint dieses Misstrauen geahnt zu haben, er beschloss, sich zu retten, indem er den Verdacht auf Santinelli lenkte, der sich, in Rom weilend, nicht verteidigen konnte. Da seine Schrift der Santinellis glich, verfasste er einige Briefe, die an die verschiedensten Persönlichkeiten gerichtet waren, und sorgte dafür, dass sie der Königin in die Hände fielen. Christine, überzeugt, dass sie das Recht habe, Briefe von Höflingen, die ihr verdächtig erschienen, zu öffnen, las die Briefe, die als Beweis dienen sollten, dass Santinelli sie bestehle, über ihr Verhältnis zu Azzolino schwatze und den Spaniern die Unterhandlungen mit Mazarin verrate. Christine schöpfte sofort Verdacht, dass Monaldesco und nicht Santinelli der Urheber dieser Briefe sei; sie begann ihm nachzuspüren und kam sehr bald zur Überzeugung, dass er tatsächlich der Verräter sei. Sie beschloss, sich furchtbar zu rächen. Aus Furcht, Monaldesco könne entfliehen, liess sie ihn am 20. November in die „Galerie de Cerfs“ kommen. Die Tür liess sie vom Kapitän der Garde und seinen Leuten besetzen.

Die Königin trat ein, auf einen schwarzen Ebenholzstock gestützt,

in ihrer Gesellschaft war der Prior der Stadt, der Monaldescos Briefe in der Hand hielt. Christine warf dem Schuldigen sein gemeines Vorgehen vor; Monaldesco versuchte sich zu rechtfertigen, aber die Königin wandte sich, ohne seiner Einwände zu achten, an den Prior: „Vater, ich übergebe Euch diesen Menschen, bereitet ihn auf den Tod vor, sorget seiner Seele." Der Prior und Monaldesco warfen sich gnadeheischend vor der Königin nieder, sie aber verschwand aus der Galerie und drei Männer mit blossem Schwert umringten den Schuldigen. Monaldesco wandte sich blass und zitternd noch einmal an den Prior und beschwor ihn, das Herz der Königin zu erweichen. Der Geistliche fand Christine ruhig und unbeugsam, unverrichteter Sache kam er zurück, um dem Verurteilten die Beichte abzunehmen; fast von Sinnen gestand Monaldesco in den verschiedensten Sprachen: lateinisch, italienisch und französisch seine Sünden. Dann sprach der Prior ein Gebet, und der eine der Bewaffneten, Francescos Bruder, Lodovico Santinelli, schnitt ihm die Kehle durch. Der Schnitt war nicht tödlich, Monaldesco quälte sich noch eine Viertelstunde, Santinellis Gefährten gaben ihm den Rest.

Die Nachricht von Monaldescos Ermordung machte einen sehr schlechten Eindruck in Paris; ein Todesurteil innerhalb der Grenzen Frankreichs unterstand allein dem Willen des Monarchen, infolgedessen schickte Mazarin sofort zwei vertraute Hofleute nach Fontainebleau, die die Königin baten, unter Berücksichtigung dieser Umstände die Nachricht zu verbreiten, Monaldescos Tod sei die Folge eines blutigen Kampfes zwischen den Hofleuten. Aber Christine gab hochmütig zur Antwort, sie verleugne ihre Taten nie, und „niemand auf der Welt sei mächtig genug, um sie zu einer solchen Lüge zu veranlassen". Sie begriff die Frankreich zugefügte Beleidigung so wenig, dass sie einen Monat nach Monaldescos Ermordung Mazarin um eine Grafschaft für Francesco Santinelli, den Bruder des Mörders, bat. Der Kardinal erfüllte diesen Wunsch natürlich nicht; da er aber die Königin den Spaniern gegenüber als Drohung ausspielen wollte, lieh er ihr 50 000 Taler, um ihr die Möglichkeit zu geben, nach Rom zurückzugehen. Da Farnese der Königin seinen Palast nicht länger vermieten wollte, bot Mazarin Christine, um sie um so sicherer los zu werden, seinen eigenen Palast in Rom auf dem Monte Cavallo an.

## III.

Als Christine am 15. Mai 1658 nach Rom kam, wurde ihr dort ein kühler Empfang. Alexander VII. hatte den Brief, in dem sie ihre Ankunft meldete, nicht einmal beantwortet, wollte sie in Castel Gandolfo nicht empfangen und schickte ihr nur zur Begrüssung ein „rinfresco“, das sich aus so grossen Mengen von Obst, Konfitüren, Wild und Wein zusammensetzte, dass es von 24 Männern gebracht wurde.

Mazarins Palast lag in der nächsten Nähe des Quirinals; diese Nachbarschaft war dem Papst höchst unwillkommen; er liess nichts unversucht, um die Königin zu veranlassen, einen anderen Stadtteil zum Wohnort zu wählen. Ja, er fürchtete immer mehr, diese „unruhige Konvertitin“ würde eine grosse Last für ihn werden. Da es der Königin an Barmitteln fehlte, begann sie, ihr gesamtes Hab und Gut zu versetzen; selbst ihr hermelingefütterter, mit goldenen Kronen bestickter Königsmantel wanderte ins Monte di Pietà, und wieder betraute sie, was am schlimmsten war, Santinelli mit der Geschäftsführung. Der Grosskämmerer legte ihr Quittungen zur Unterschrift vor, die sie nicht durchsah, kaufte Kleider, Wäsche und Waffen in ihrem Namen und verkaufte diese Gegenstände oder schickte sie nach Pesaro. Dazu knüpfte er einen Roman an, der die Königin mit dem Papst zu veruneinigen drohte. Er hatte die junge Witwe des Fürsten de Ceri, Anna Maria Aldobrandini, kennen gelernt, ihr gefallen und hoffte, sie trotz des Widerstandes ihrer Familie zum Altar zu führen. Santinelli hatte in Rom den allerschlechtesten Ruf, man munkelte sogar, er habe Ceri vergiftet. Er bat die Königin um ihre Unterstützung; sie, die unter seinem Einfluss stand, war ohne weiteres dazu bereit und schrieb sogar an den Herzog von Parma, einen Verwandten der Ceri, um ihn für die Verliebten günstig zu stimmen. Der Papst, der gegen Santinellis Verbindung mit der Fürstin war, nahm Christine diesen Brief sehr übel, und da er ihren abenteuerlichen Sinn kannte, glaubte er, sie würde in der neapolitanischen Sache Unvorsichtigkeiten begehen und ihn mit Spanien verfeinden. Aus Furcht, dass sie Abenteurer zu dieser Expedition heranziehen würde, liess er seine Garde ihrer Wohnung gegenüber aufstellen und darüber wachen, dass nicht Waffen eingeschleppt würden; er ordnete sogar die Bewachung des Palastes zur Nachtzeit an. Christine nahm diese Sicherheitsmassregeln von der humoristischen

Seite auf und erklärte, der Papst verstehe sich aufs Kriegführen nicht, er habe mit der Belagerung so lange gewartet, bis die Festung verproviantiert war. Alexander verstand keinen Spass und liess der Königin sagen, es wäre für sie günstiger, eine andere Stadt zum Wohnort zu wählen, wo sie ungestörter wäre als unter dem Schutz des apostolischen Stuhles. Dem venezianischen Gesandten klagte er, „diese über alle Begriffe hochmütige Frau sei in einem barbarischen Lande geboren, barbarisch erzogen und habe ihre barbarischen Gewohnheiten behalten“.

Die Furcht des Papstes war, soweit die neapolitanische Expedition in Frage kam, grundlos; Santinelli sorgte dafür, dass die für das königliche „Heer“ bestimmten Uniformen ins Ghetto wanderten; auch Christinens Eifer, den Thron von Neapel zu erobern, erlosch, da ein neues politisches Projekt sie beschäftigte: sie beschloss, eine grosse Union der christlichen Herrscher gegen die Türkei zustande zu bringen und versuchte, Angelo Correr, den venezianischen Gesandten in Rom, für ihren Plan zu gewinnen. Sie wollte Freiwillige bewaffnen, die unter Venedigs Kommando gegen die Ungläubigen kämpfen sollten. An der Spitze der Bewaffneten sollte Lodovico Santinelli, Monaldescos Mörder, stehen; sie scheint diesen ganzen Plan nur ausgeheckt zu haben, um ihren Günstling zu fördern. Um die ersten Kosten dieses neuen Kreuzzuges zu decken, gab sie Correr 3100 Taler; als guter Kaufmann steckte er diesen Betrag zwar ein, schrieb aber gleichzeitig seiner Signoria, „die Königin habe mit diesem Geld ein grosses Opfer gebracht, er habe ihre Schatulle gesehen, die recht leer war“.

Glücklicherweise stand neben dieser Frau, die fortwährend phantastische Pläne schmiedete und sich von ihrem Hofstaat bestehlen liess, ein vernünftiger Mann, der ihr eine ehrliche Sympathie entgegenbrachte und unter dessen Einfluss sie jahrelang stand. Es war der Kardinal Azzolino.

Dem geschickten Kardinal gelang es mit Hilfe des Jesuiten Sforza Pallavicini und des venezianischen Gesandten, den Papst zu besänftigen und die Königin zur Erklärung zu veranlassen, sie würde Santinellis Heirat mit der Fürstin de Ceri nicht unterstützen, da sie gegen die Wünsche Sr. Heiligkeit sei. Der Papst liess die Fürstin in das Kloster S. Silvester überführen; als er erfuhr, dass sich die Liebenden trotz der Klausur schrieben, machte er ein strengeres Gefängnis, in dem schon so viele Frauen nach Freiheit schmachteten, für sie ausfindig. In der Nacht des 31. Dezember 1658 brachte man die Fürstin in die

Engelsburg, und Azzolino veranlasste die Königin im Auftrag des Papstes, Santinelli aus Rom zu entfernen. Diese Bedingung war hart für Christine, aber sie verstand, ihrem Günstling die Verbannung zu versüssen. Ein neues politisches Projekt hatte sich ihrer bemächtigt und beschäftigte sie sehr, trotzdem es gegen ihr eigenes Vaterland, gegen Schweden, gerichtet war, aber sie hoffte, ihre Einkünfte auf diese Weise zu vergrössern. Die Königin wollte den Kaiser überreden, den Schweden Pommern wieder abzunehmen und zu diesem Zwecke ein Heer von 20000 Mann unter Montecuculi ins Feld zu schicken. Die Einkünfte aus Pommern wollte Christine als lebenslängliche Rente beziehen, nach ihrem Tode sollte das Land dem Kaiser zufallen. Diesen seltsamen Plan sollte Santinelli in Wien vertreten. Santinelli gefiel sich in Wien in der Rolle eines Gesandten sehr gut, gab sehr viel Geld aus und dehnte seinen Aufenthalt in der Kaiserstadt nach Gutdünken aus. Infolgedessen schrieb die Königin ihm einen scharfen Brief; als ihre erste Ermahnung nichts fruchtete, folgte eine zweite, in der sie auf seine weiteren Dienste verzichtete, „da seine Dummheiten ihr zuwider seien".

Als die Königin sich überreden liess, Mazarins Palast zu verlassen, war Azzolinos Sieg vollständig. Sie mietete den Palazzo Riario auf der Lungara (den heutigen Palazzo Corsini), der Wunsch des Papstes war erfüllt: der Tiber trennte sie vom Monte Cavallo. Auch der Kardinal zog vor, dass man im Quirinal seine Beziehungen zur Königin, die so intim geworden waren, dass sie eines Schutzes bedurften, nicht allzu deutlich überwache.

Christinens Herzensschicksale, ehe Azzolino in ihr Leben trat, sind ziemlich verworren. Sie hatte, wie jede junge Königin, Günstlinge und Favoriten genug, seitdem sie auf dem Thron sass. Man nannte Doktor Bourdelet, einen sympathischen Franzosen, den Stallmeister Steinberg, den Diplomaten Dohna und mehrere andere; durch seine Ritterlichkeit und sein glänzendes Wesen zeichnete sich ein junger schwedischer Magnat aus, der auch französisches Blut hatte: Magnus Gabriel de la Gardie. Christine war zwanzig Jahre alt, als sie den Fünfundzwanzigjährigen mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäufte. Im Laufe weniger Jahre ernannte sie Magnus, der ein bescheidener Offizier gewesen war, zum Hauptmann, General, Gesandten, Senator und Grossmarschall; sie wies ihm eine Wohnung in ihrem Palast an, so dass man ihn allgemein für ihren Geliebten hielt und an seinem übermässig schnellen Aufstieg Anstoss nahm. Nach einigen Jahren hatte es der Grossmarschall mit der

Königin verdorben, die Hofleute begannen gegen ihn zu intrigieren; die Königin nannte ihn einen Lügner und Trunkenbold und verheiratete ihn mit der ihr verwandten Prinzessin Maria Euphrosine. De la Gardie hat die gegen ihn erhobenen Vorwürfe keineswegs verdient, er war ein ungewöhnlicher, im Heer sehr beliebter Mann.

Später scheint Christine ihre Herzensangelegenheiten auf sehr männliche Weise behandelt und sich kleine Seitensprünge ohne weiteres gestattet zu haben. Auf ihrer ersten Reise nach Paris begleitete sie der Herzog de Guise. Der Herzog war im Kriegswesen nicht weniger erfahren als in der Art, mit Frauen umzugehen; er war nicht mehr jung und hatte mannigfache Schicksale hinter sich, aber obgleich er spanischer Gefangener in Segovia gewesen war, war seine Leidenschaft nicht erkaltet. Die Königin trug zwar immer noch Azzolinos Porträt in der Tasche, aber der Kardinal war weit und der Duc de Guise nahe. Christinens Umgebung bemerkte, dass das so schnell geknüpfte Verhältnis zwischen Christine und dem Herzog in Paris weiter bestand. In der französischen Hauptstadt wurde auch von anderen Liebeleien der Königin gemunkelt, wahrscheinlich waren dies nur boshafte Erfindungen.

Die Römer standen in dieser Beziehung den Parisern nicht nach; laut wurde von Christinens Verhältnis zum Kardinal gesprochen, er wurde übrigens eine Art Vorsehung für sie, entliess verschiedene Diener im Palazzo Riario und überzeugte seine Freundin, dass Santinelli sie bestohlen und ausgebeutet habe. Die Königin strengte infolgedessen einen Prozess gegen ihren ehemaligen Günstling an, aber der vorsichtige Conte entfloh aus Rom und heiratete, wie immer vom Glück begünstigt, bald darauf die aus der Engelsburg entlassene Fürstin Ceri; er soll übrigens ein sehr guter Ehemann geworden sein. Christinens Hofstaat bestand jetzt aus Menschen, die Azzolino ergeben waren: ihr Sekretär war Fürst Matteo Santini, ein ehrlicher, arbeitsamer Mensch, der die lateinische, italienische, spanische und französische Korrespondenz führte und nur den Fehler hatte, gern Trost im Glas zu suchen. Zum Arzt ernannte die Königin Cesare Macchiati aus Fermo, Azzolinos Heimat, und zum Anführer der Schweizer Garde Lorenzo Adami, einen Verwandten des Kardinals, der gleichfalls aus Fermo stammte.

Azzolino konnte bis zu einem gewissen Grade Sparsamkeit und Ordnung in den Haushalt der Königin einführen; ihre Tasche füllen konnte er nicht, da er einer der ärmeren Kardinäle war. Die Einkünfte aus Schweden, das seit vier Jahren teure Kriege führte, flossen immer spär-

licher und man konnte immer weniger darauf rechnen. Durch Karl Gustavs Tod stieg diese Unsicherheit; sein Nachfolger, Karl XI., war ein unmündiges Kind, und von der Regentschaft hatte die Königin wenig Gutes zu erwarten. Christine hatte sich um ihr Vaterland so wenig gekümmert, die Bevölkerung so rücksichtslos ausgebeutet, dass sie keine Freunde im Lande hatte, die ihre Interessen ehrlich gewahrt hätten. Die Königin glaubte, als Gustav Adolfs Tochter mit einer gewissen Glorie umgeben zu sein und noch viel erreichen zu können, wenn sie persönlich im Norden erschiene. Als die Nachricht von Karl Gustavs Tod in den ersten Apriltagen des Jahres 1660 nach Rom kam, beschloss Christine, sofort nach Stockholm zu gehen. Aber ihr Geld war alle, und erst der Papst veranlasste die Verwaltung der Bank Monte di Pietà, ihr 20000 Taler zu borgen. Sie musste Kostbarkeiten versetzen und vier Prozent bezahlen.

In Schweden überzeugte sich Christine, dass ihr Glanz erloschen sei; die Regentschaft bereitete ihr den übelsten Empfang und suchte den unbequemen Gast so schnell als möglich nach Rom zurückzubefördern. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat ging die Königin nach Hamburg, um dort mit dem jüdisch-portugiesischen Bankhause Texeira die Abwicklung ihrer Geldgeschäfte zu regeln.

## IV.

Nach zweijährigem Aufenthalt im Norden kam Christine im Juni 1662 nach Rom zurück. Azzolino fuhr seiner Freundin nach Terni entgegen, und da sich Ankunftstermine damals nicht so genau bestimmen liessen wie heute, musste er zwei Wochen in dem kleinen Örtchen auf sie warten; die Reise hatte sich infolge verschiedener Hindernisse verlängert. Im Quirinal fand Christine eine freundlichere Gesinnung als vor zwei Jahren; Alexander lebte weder in Angst vor der Expedition der Königin nach Neapel, noch in Sorge, Christine würde der päpstlichen Kasse einmal zur Last fallen. Christine kam in ganz verwahrlostem Zustand an, verstaubt, ungewaschen, ungekämmt und in seltsamster Toilette. Sie trug einen männlichen Kaftan, bunte Bänder im Haar und durch den dünnen Kleiderrock schimmerten die Strümpfe durch. Sauberkeit und Ordnung gehörten nicht zu Christinens Vorzügen; als junges Mädchen hatte sie häufig weite Reittouren unternommen und dabei einer Hexe ähnlicher gesehen, als einer Königs-

tochter; gelegentlich liess sie sich auch zwei Wochen hindurch nicht frisieren.

In Rom begab sich die Königin zuerst zum Papst, der sie sehr liebenswürdig empfing, dann erst fuhr sie in den Palazzo Riario; da er sehr vernachlässigt war, konnte sie fürs erste nicht dort wohnen. Sie bezog den zum Palast gehörigen Pavillon und begann neue politische Pläne zu entwerfen. Ihr lebhafter Geist ruhte niemals. Das Projekt einer Expedition gegen die Türken tauchte wieder auf, aber sie hatte nicht mehr die Absicht, ein grosses Heer zu stellen, sondern wollte nur Geldmittel sammeln und sie den Venezianern zur Verfügung stellen; sie war der Überzeugung, dass sämtliche europäische Fürsten auf ihre Bitte grosse Geldsummen spenden würden. Ihr Sekretär Santini musste 98 Briefe an die verschiedensten Persönlichkeiten in Ost- und Westeuropa schreiben, aber das erhoffte Geld blieb aus. Christine bekam entweder überhaupt keine Antwort oder eine Absage. Wie gewöhnlich, liess sie ihre Aufgabe fallen, ohne sie zu Ende zu führen, denn schon hatte sie eine neue Möglichkeit, sich in europäische Angelegenheiten hineinzumischen. Der Duc de Créqui, der neue französische Gesandte in Rom, weigerte sich, der Königin einen Antrittsbesuch zu machen, weil sie ihm nur ein Taburett und nicht einen Fauteuil anweisen wollte, da nach ihrem Dafürhalten diese Ehre in ihrem Haus nur Kardinälen gebühre. Der Gesandte war verletzt, Christine schrieb einen sehr geschickten Brief an Ludwig XIV., der König gab ihr recht und der Herzog von Créqui musste sich mit einem Taburett begnügen. Ein weiterer Zwischenfall verschlechterte ihre Beziehungen zum Gesandten. Am Abend des 20. August kam es zum Kampf zwischen der korsikanischen päpstlichen Garde und der französischen Dienerschaft des Duc de Créqui. Die Korsikaner siegten, belagerten den Palazzo Farnese, den der Gesandte bewohnte, beschossen die Fenster, hielten sogar den Wagen der heimkehrenden Herzogin an und erschlugen ihren Pagen. In die komplizierte diplomatische Aktion mischte sich auch Christine ein; sie suchte zwischen dem Papst und Ludwig XIV. zu vermitteln, und es gelang ihr, den Streit aus der Welt zu schaffen, da der König nachgiebiger war, als man erwarten durfte. Er hatte dafür seine guten Gründe. Alexander VII. war schwer krank, die Wahl eines neuen Papstes stand bevor. Ludwig XIV. wollte die Königin und Azzolino zu Freunden haben, um ihre Unterstützung im hl. Kollegium zu finden und eine Wahl nach seinem Willen durchzusetzen. Der Palast der Königin wurde gewisser-

massen der Mittelpunkt des „squadrone volante", und Christine nahm an allen politischen Intrigen der römischen Kurie lebhaftesten Anteil. Während Innocenz' XI. Wahl spielte sie eine so wichtige Rolle, dass alle fremden Mächte mit ihr rechneten. Ihre Beziehungen zu Azzolino schufen ihr diese Stellung. Ausserdem war damals der Glanz des Königtums so gross, dass selbst eine Königin ohne Thron und Land noch eine gewisse Macht hatte.

Zum Einfluss, den Christine in Rom auszuüben begann, trugen sicherlich ihre Empfänge bei, die von ihr veranstalteten Theater- und Konzertaufführungen und der Luxus ihrer Hofhaltung. Die Königin liess ihre Sammlungen, die bis dahin in Hamburg und Flandern gelegen hatten, nach Rom kommen, sie besass Dinge von grossem Wert. Aus Stockholm hatte sie Bilder mitgebracht, die die Schweden 1648 bei der Einnahme von Prag in Rudolfs Schloss geraubt hatten, dazu kamen zehn Gobelinserien, und da sie ausserdem noch eine bedeutende Anzahl von Arazzi in Frankreich und Flandern gekauft hatte, hatte sie es bis zu hundertdreissig gebracht. Ihre aus Stockholm stammende Bibliothek war ausserordentlich kostbar, ebenso ihre Medaillensammlung, eine der reichhaltigsten im damaligen Europa. Christinens Hof machte einen sehr aristokratischen Eindruck, bestand aber in der Hauptsache aus Menschen zweifelhaften Wertes. An der Spitze stand als Maggiordomo der Duca di Poli, der Bruder des Kardinals Conti, ein anständiger Mensch, der aus einer der ersten römischen Familien stammte. Der Duca war ausdauernd, von gelassener Art und behauptete, mit Geduld könne man alles erreichen. Mit seiner Familie bewohnte er einen eigenen Palast, für den die Königin Miete bezahlte, und bezog eine Pension von 4000 Talern jährlich. Ausserdem hatte er drei Wagen und einige galonierte Diener zu seiner Verfügung. Die Herzogin Poli war Christinens erste Ehrendame, aber sie hatte nichts zu tun und kam kaum in den Palazzo Riario, da Christine Frauen nicht leiden konnte.

Dem Hof gehörten noch 20 Adlige an, darunter waren die Markgrafen Palombara und Pallavicini und der englische Herzog von Northumberland, der infolge seiner schlechten Manieren sein Vaterland zu verlassen gezwungen war.

Mehr als alle Höflinge, selbst als der Duca die Poli, galt bei der Königin der Kammerdiener Clairet Poissonet, der gewissermassen ihr vertrauter Minister war. Poissonet war der Sohn eines französischen Schenkwirts; seine Karriere hatte damit begonnen, dass ihn der

Marquis de Valançay, der königliche Gesandte, als Lakai nach Rom mitbrachte. Der geschickte Poissonet lernte dort Früchte einzukochen und die Situation für sich zu nützen. Er ging in den Dienst eines polnischen Edelmanns über, der ihn nach Warschau mitnahm; dort war er um seiner Gewandtheit willen so bekannt, dass der Kronprinz Johann Casimir ihn in seinen Dienst nahm. Bald darauf ging er mit dem schwedischen Gesandten nach Stockholm und kam mit Hilfe des damals allmächtigen Doktor Bourdelet in Christinens Nähe. Clairets Aufgabe bestand zuerst darin, die Wäsche zu überwachen und Früchte einzumachen — seine Spezialität — bald entdeckte die Königin verschiedene andere Fähigkeiten in ihm. Einmal sah sie ihn als Frau verkleidet; sein Benehmen gefiel ihr so gut, dass sie ihm von diesem Tage an wichtige Angelegenheiten anvertraute und ihn zu ihrem Kammerdiener ernannte. Clairet konnte weder lesen noch schreiben und sprach keine Sprache richtig; während seiner Dienstjahre in Italien, Polen und Schweden hatte er alle Sprachen so durcheinander gemischt, dass er keine einzige beherrschte. Dafür aber war er klug, ja sogar durchtrieben schlau. Ehe Christine zum erstenmal nach Frankreich ging, schickte sie Clairet hin, damit er 100 Uniformen und ebensoviel Zaumzeug für die Pferde, die bei ihrem Einzug in Paris verwandt werden sollten, bestelle, gleichzeitig sollte er in der Regierungskasse 3000 Francs beheben, die der König ihr als Reisezuschuss zugesagt hatte. Clairet liess sich diesen Betrag vom Kassierer, Herrn de la Bazinière, ausfolgen und wurde um eine Quittung gebeten. Da er nicht schreiben konnte, erklärte er, ohne auch nur für einen Augenblick in Verlegenheit zu geraten, dass er als Edelmann seinen Namen nicht unter so unwichtige Dokumente setze und die Quittung von einem seiner Diener würde ausstellen lassen. Als ihm gesagt wurde, dass dies nicht angehe, erzählte er, er habe im Duell eine Wunde in der rechten Hand erhalten und könne seitdem die Feder nicht führen. Da der Kassierer den wahren Grund der Weigerung begriff, gab er sich mit einem Kreuzchen zufrieden, zu dem sich auch Clairet verstieg. Die Königin bediente sich seiner sogar in diplomatischen Missionen. Sie schickte ihn mit der Post aus Hamburg zum neuerwählten Papst Klemens IX., um Sr. Heiligkeit ihre Glückwünsche zu bringen und um die Erlaubnis zu bitten, nach Rom zurückkehren zu dürfen. Clairet erfüllte seine Mission so gut, dass der Papst ihm eine goldne Medaille im Wert von zehn Pistolen schenkte. Der Franzose gab sich damit nicht zufrieden, er wollte seinen Mitbürgern

zeigen, welch berühmter Mann er geworden sei und bat den Papst, den er lange kannte, um eine kirchliche Gnade für seine Dorfkirche. Klemens IX. schenkte ihm eine Reliquie für die Pfarre und gab ihm ausserdem ein gedrucktes Gebet, das ihn von allem Übel bewahren würde, wenn er es täglich morgens lese. Da Clairet nicht lesen konnte, wurde er traurig und fragte den Papst, ob die Wirkung des Gebetes gleich bleibe, wenn er es sich vorlesen lasse. Klemens lachte und sagte, er möge das Papier auf der Brust tragen, der Glaube an die Wirksamkeit des Gebetes würde ihm das Lesen ersetzen.

Als richtiger Lakai war Clairet furchtbar neugierig, er wusste alles, kannte alles und wurde der Spion der Königin. In Christinens Auftrag war er jeden Morgen auf der Piazza di Spagna, wo damals die besten Osterien waren, erkundigte sich, welche Berühmtheiten angekommen seien, freundete sich mit den Dienern der Zugereisten an und lud sie zu einem Glas Wein ein. Wenn der eine oder andere Kammerdiener des Guten zuviel getan hatte, holte Clairet alles aus ihm heraus, was die Königin interessieren konnte und meldete es seiner Herrin. Wollten aber andere etwas von ihm über Christinens Leben oder Verhältnisse erfahren, so waren ihre Bemühungen vergebens, je betrunkener er war, desto vorsichtiger wurde er, und es war nie etwas aus ihm herauszubekommen.

Der französische Gesandte de Chanut kannte ihn in dieser Beziehung zur Genüge und verbot seiner Dienerschaft den Verkehr mit diesem schlauen Fuchs.

Das schöne Geschlecht war am Hofe der Königin nur durch Frau Landini und zwei Kammermädchen, die Schwestern Passaglia, vertreten. Die Landini war Christinens Vertraute und hat eine wichtige Rolle gespielt. Die Königin hatte sie in Paris engagiert, wo die Landini noch Fanchoni hiess und eine Wäscherin war. Landini, einen jener Bravi, die Monaldesco ermordet hatten, heiratete sie erst in Rom, war ihm aber nicht treu. Sie begleitete die Königin auf ihren Reisen und brachte in Hamburg eine Tochter zur Welt, obgleich sie seit länger als einem Jahre von ihrem in Italien gebliebenen Gatten getrennt war. Die Königin nahm an diesem Fehltritt keinen Anstoss, liess zur allgemeinen Überraschung das Kind an ihrem Hof aufwachsen und wusste sogar den Unmut des Ehemannes zu besänftigen. Von den Schwestern Passaglia wird noch die Rede sein.

In den Ställen der Königin standen 45 Pferde und acht Maultiere;

einige Tiere trugen die Namen Ariostscher Helden, andere hatte Christine Malatesta oder Jesuit genannt, was die bekannte Familie so gut wie die Mönche verletzen konnte.

In den Salons des Palazzo Riario traf man fast nur Männer, da Christine die Frauen der römischen Gesellschaft langweilig fand. Um sich ihrer Besuche zu erwehren, beleidigte sie die Damen des höchsten römischen Adels, empfing sie stehend und bot ihnen keinen Platz an. Natürlich haben die Frauen der Colonna und Orsini Christinens Einladungen nicht angenommen. Übrigens war sie in dieser Beziehung inkonsequent und ärgerte sich, wenn in den Salons der Römerinnen ein grosser Frauenkreis zu finden war.

Zu den Passionen der Königin gehörte die Beschäftigung mit Alchimie; darin stimmte sie mit Azzolino überein, der trotz des ausdrücklichen Verbotes der Kirche, nach dem Stein der Weisen zu suchen, sich unablässig mit diesen Dingen beschäftigte. Christine hatte allen Anlass, auf Mittel zu sinnen, um Gold zu machen, denn ihre Finanzen waren in einem beklagenswerten Zustand; die Einkünfte ihrer schwedischen Güter reichten für ihre Ansprüche nicht, und ihre Schulden beim Hamburger Bankier wuchsen in erschreckender Weise. Texeira, der ihr monatlich 8000 Taler auszahlte, erklärte, diesen Betrag auf 5000 reduzieren zu müssen. Ihre einzige Hoffnung, zu Geld zu kommen, blieb das Laboratorium; es befand sich im Palast, und sie war dort täglich mehrere Stunden zusammen mit Azzolino tätig. Diese Hoffnungen trogen, und aus Schweden kamen Nachrichten, dass die von ihr eingesetzte Verwaltung sich manche Unredlichkeit hatte zuschulden kommen lassen. Auf Azzolinos Rat schickte sie Lorenzo Adami, einen Verwandten des Kardinals, nach Schweden, damit er die Rechnungen nachprüfe und ein neues Regiment einführe. Adami war ehrlich, gewissenhaft und geschäftstüchtig, er war mit der Königin bereits in Schweden gewesen, und Azzolino hoffte, dass er gründlich mit allen Missbräuchen aufräumen würde.

Aus dem Norden schickte Adami sehr beunruhigende Berichte: Schweden drohte Krieg mit Dänemark und die Besitzungen der Königin an der Ostsee waren in Gefahr. Im Kriegsfall wollte Christine ihre Güter als neutrales Gebiet betrachtet wissen; zu diesem Zwecke musste sie aber selbst nach Schweden gehen. Sie war zur Reise bereit, auch Azzolino war damit einverstanden, und die Reisevorbereitungen begannen wie üblich mit einer erneuten Anleihe, um die sich auch Azzolino bemühte.

Die Summe war nicht gross, nur 6000 Taler, aber Christine hoffte, von Texeira noch 2000 Taler in Nürnberg zu erhalten.

Der Abschied von Rom fiel der Königin diesmal schwerer denn je zuvor; sie hatte sich sehr an Azzolino angeschlossen, und ihr stand eine lange Reise bevor, im besten Falle konnte sie erst in zwei Jahren zurück sein. Am 22. Mai reiste sie ab. Der Papst hatte seinem Hof befohlen, sich von der Königin zu verabschieden; die ganze Lungara stand voller Wagen. Um zwei Uhr nachts brach die Königin auf, ihr Hofstaat bestand diesmal nur aus 16 Personen. Die römische Gesellschaft begleitete sie bis vor die Stadt, Azzolino bis nach Castelnuovo. Die Hofleute erzählten, die Königin habe die ganze Nacht geweint; erst als Rom hinter ihr lag, nahm sie sich zusammen. Sie drängte vorwärts und lebte vielleicht der Hoffnung, dass sie um so schneller nach Rom zurückkäme, je mehr sie ihre Reise beschleunigte.

## V.

Die Briefe, die die Königin unterwegs und während ihres langen Aufenthaltes in Hamburg an den Kardinal schrieb, haben sich im Besitze der Familie Azzolino in der Villa Rinuccini zu Empoli Vecchio erhalten. Der schwedische Gesandte in Rom, Baron de Bildt, hat sie kürzlich veröffentlicht*). Diese Briefe geben einen klaren Einblick in Christinens Wesen und ihr Verhältnis zum Kardinal. Sie schrieb ihm regelmässig einmal wöchentlich mit jeder Post, die in den Süden ging. Leider hat der Kardinal seine eigenen Briefe vor seinem Tode verbrennen lassen, wir hätten sonst eine sehr viel klarere Vorstellung des Verhältnisses dieser ungewöhnlichen Menschen. Aus den Briefen der Königin, die in der Hauptsache Antworten auf die Briefe des Kardinals sind, lässt sich so manches entnehmen, man kann auch die Gefühle des Kardinals daraus erkennen, die allmählich erkalten, während Christinens Liebe immer tiefer wird. Die Königin schreibt Azzolino über alles, über Reiseabenteuer, Menschen und Dinge; ihre Schilderungen sind lebhaft, farbig und verraten eine starke Beobachtungsgabe. Bei Braunschweig musste die Königin auf Stroh übernachten, deutsche Soldaten hatten ihr einige Koffer gestohlen, aber eine Begegnung mit dem Marquis Raggi, mit dem sie über Italien sprechen konnte, entschädigte sie für diesen Verlust und diese Unbequemlichkeit. Nach einer Reise von 31 Tagen und Aufenthalt

*) Christine de Suède et le cardinal Azzolino. Paris. E. Plon 1899.

„in dem kalten, stinkenden und barbarischen Deutschland“ erreichte sie Hamburg, wo sie längere Zeit blieb. Sie wohnte in einem Privathause, das einem Freunde des Bankiers Texeira gehörte. Sie hasst die Deutschen, „diese Trunkenbolde“ und berichtet mit einer gewissen Genugtuung, der Landgraf Wilhelm Christoph aus Homburg habe sie nicht persönlich aufgesucht und sich entschuldigt, er liege zu Bett, da er zuviel getrunken habe. Ein andermal versichert sie Azzolino, es sei besser ein Ketzer als ein Deutscher zu sein; ein Ketzer könne katholisch werden, aber ein „Vieh“ niemals ein vernünftiges Geschöpf; verflucht sei das Land und die dummen Wesen, die es erzeuge. In einem ihrer späteren Briefe aus Hamburg erklärt sie, sie sei den Deutschen doch dankbar, weil sie dort abgenommen habe; sie neigte damals sehr dazu, stark zu werden, was ihr viel Kummer bereitete.

Sie erinnert Azzolino vor dem Konklave nach Alexanders VII. Tod, man möge in Rom viel Wein vorbereiten, drei deutsche Kardinäle würden kommen, und die trinken an einem Tage mehr Wein als das gesamte hl. Kollegium. Sie warnt übrigens, man möge diesen Kirchenfürsten nicht zuviel trauen: das Wort, das sie in berauschtem Zustand geben, ziehen sie, wenn sie nüchtern sind, wieder zurück, und was sie, wenn sie nüchtern sind, versprechen, halten sie, wenn sie betrunken sind, für ungültig. Sie berichtet bei dieser Gelegenheit, der Bischof von Salzburg danke seine Popularität nur dem Umstand, dass er täglich ein Fässchen Wein austrinkt, ohne einen Rausch zu haben; wer wenig trinke, gelte in Deutschland als Dummkopf. Nach Christinens Ansicht ist keines der blutdürstigen Tiere der Welt dem Menschen so unähnlich wie die Deutschen. Auch die Polen verschont sie mit bitteren Wahrheiten nicht.

Einige Wochen nach ihrer Abreise aus Italien erhielt sie einen Brief von Azzolino, der ihren Zweifel erweckte, ob der Kardinal ihre Rückkehr nach Rom wünsche. Im höchsten Grade beunruhigt, bittet sie den Freund um eine Erklärung; sie versichert ihm, sie würde lieber bei Wasser und Brot mit nur einem Dienstboten in Rom leben, als im Besitze aller Schätze und Königreiche der Welt an einem andern Ort. Zärtliche Wendungen schrieben sowohl Christine als der Kardinal in Chiffren und ahnten nicht, dass nach etwa drei Jahrhunderten ein schwedischer Diplomat diese Chiffren würde enträtseln können. Christine versichert dem Kardinal in einem ihrer Briefe, ihre heissen Gefühle seien ihr Trost im Leiden, und schwört, sie verdiene seine Freundschaft „par la plus

tendre passion du monde". Sie weiss nicht, ob sie noch je glücklich sein wird, aber sie ist überzeugt, ihn bis zu ihrem Tode zu lieben.

Die schwedischen Zustände waren derart, dass die Königin mit einem längeren Aufenthalt in Hamburg rechnen musste; sie begann wieder auf grossem Fuss zu leben, kaufte einen sechsspännigen Wagen, bestellte eine gelbe, schwarz ausgenähte Livree für ihre Dienerschaft, gab Festessen und Konzerte. Trotzdem versicherte sie Azzolino, dass sie sich langweile und nirgends mehr leben könne als in Rom. Die Freude war gross, wenn Azzolino ihr gelegentlich ein ihr zu Ehren verfasstes Sonett schickte oder einen anderen Beweis seines Gedenkens gab. Am 14. Juli 1666 dankt sie gerührt für sein Sonett: „Hore un tempo si breve"; das Gedicht erscheint ihr nicht nur schöner als Petrarcas Sonette, sondern besser als alle Gedichte, die sie je gelesen hat. Auf diesem Wege fortschreitend, würde Azzolino auf dem Parnass so berühmt werden wie auf Erden. Sie bittet den Kardinal, dies Gedicht von Ciccolino, ihrem Hofsänger, in Musik setzen zu lassen, „die Wirkung wird unvergleichlich sein".

Wenn ein Brief von Azzolino verloren ging, war Christine verzweifelt und schrieb, sie erwarte die Post, um zu wissen, ob sie ihr Tod oder Leben bringe; zugleich versichert sie ihn, erst ihr Tod würde ihrer Liebe ein Ende machen. Ein andermal klagt sie, sie verbringe ihre Nächte in Tränen über Schmerzen, die nur ihm bekannt sind.

Auch von wichtigen politischen Vorkommnissen ist in diesen Briefen die Rede. Frankreich versuchte die Gruppe des „Squadrone volante" für sich zu gewinnen und einen Kandidaten durchzudrücken, der den Nepotismus ausrotten sollte — ein Wunsch, den auch Azzolino und seine Freunde teilten. Der französische Kandidat war Giulio Rospigliosi; Spanien trat für Francesco Barberini, den Dekan des Kollegiums ein. Christine und Azzolino haben sich für Rospigliosi eingesetzt, und die Königin schreibt ihrem Freund, man müsse unbedingt Mittel finden, um den Auswüchsen des Nepotismus zu steuern, „denn diese Krankheit würde den Tod der Kirche zur Folge haben". „Gibt es keine Arznei dagegen?" frägt sie in einem andern Brief, und glaubt, das einzige Mittel sei, einen Papst zu wählen, der stark genug wäre, das durchzuführen, was Alexander VII. zwar begonnen, aber infolge seiner Schwäche nicht erreicht habe. „Ist es nicht eine Schande," fährt sie fort, „dass soviel Millionen aus dem päpstlichen Schatz vergeudet werden, um die Verschwendungssucht und das unsittliche Begehren von Menschen, die

aus dem Nichts kommen, zu befriedigen, und die nur auftauchen, um vom Blut und Schweiss der Armen zu zehren, die die päpstliche Kasse plündern, um Hunde, Pferde, Zuhälter und andere Spitzbuben grosszufüttern . . . . Wenn dieses Geld im Interesse des Kirchenstaates im Kampf gegen die Ketzer verausgabt würde, so würde man den Osten überwinden und Europa Respekt einflössen. Wenn die Päpste mit demselben Eifer, mit dem sie das eigene Geschlecht hochzubringen suchen, gegen die Ottomanen vorgingen, so wäre die Macht der Türken längst gebrochen. Aber ihr eignes Nest gilt ihnen mehr als religiöse Fragen, sie haben Kirche und Staat ruiniert, um Menschen hochzubringen, deren alleinige Fähigkeit darin besteht, einen Wagen geschickt auf dem Corso zu lenken, wie etwa der Kardinal Chigi." Die Königin empfiehlt Azzolino, sein möglichstes zu tun, damit Gesetze gegen den Nepotismus erlassen werden, und bittet ihn, diesen Gedanken unter seinen Freunden zu verbreiten.

Gleichzeitig unterhandelte Christine mit der Regentschaft in Stockholm, da sie in die Hauptstadt kommen wollte. Sie war überzeugt, durch ihre Anwesenheit eine günstige Abwicklung der Geschäfte zu erreichen. Aber die Regentschaft liess keinen Versuch ungenützt, um diese Reise zu hintertreiben, sie verbot der Königin, einen katholischen Priester mitzubringen und offiziell die Bräuche der römischen Kirche zu beobachten. Christinens Aufenthalt in Hamburg zog sich immer mehr in die Länge; zum Zeitvertreib verhandelte sie mit den Agenten über Geschäfte und spielte Schach, Landsknecht und Pikett, aber nicht um Geld. „Ich bin zu arm, um meine Einkünfte zu verspielen und habe zu wenig Glück, um anderen ihr Geld abzujagen." Als einziger Vorzug ihres Hamburger Aufenthalts erschien ihr, dass sie neue Kartenspiele „staffetta", „trento uno" und „bassetta" erlernte.

Bald freute sie auch das Schachspiel nicht mehr; Azzolinos Briefe klangen immer kühler; vielleicht tat die Entfernung das ihre dazu, vielleicht lastete das Verhältnis mit der Königin, über das viel geklatscht wurde, dem Kardinal, der sicherlich von der Tiara träumte. Diese Unsicherheit quälte die Königin und bereitete ihr schlaflose Nächte; schmerzlich heisst es in einem ihrer Briefe: „Die Wandlungen im Herzen des Kardinals würden ihre Gefühle nicht ändern, sie würde ihm bis zum Tod unerschütterlich treu bleiben." Um die Königin zu besänftigen, schrieb Azzolino, dass sie in Rom mit Ungeduld erwartet werde, worauf sie ironisch zur Antwort gab, Rom tue ihr zuviel Ehre

an, sie sei nicht würdig, erwartet zu werden, und sei der Überzeugung, dass sich Rom über ihre Abwesenheit ebenso leicht tröste, wie der Kardinal über die Gewissheit, sie nie wiederzusehen. Trotzdem wiederholt sie in späteren Briefen häufig, die Kühle des Kardinals würde sie nicht hindern, ihn bis zu ihrem Tode zu verehren.

Trotz ihres Kummers benützte Christine jede Gelegenheit, um sich zu amüsieren und Empfänge zu veranstalten. Eine solche Gelegenheit bot sich bei der Hochzeit des Fürsten Georg von Hessen-Homburg mit der Witwe Friedrich d'Ahlenfelds. Für das junge Paar gab die Königin ein grossartiges Festessen, bei dem 48 Schüsseln und acht Zuckerpyramiden aufgetragen wurden. Die übriggebliebenen „Konfetti" wurden unter die Musikanten verteilt, zum Vergnügen der Zuschauer, die den Saal füllten, auf den Fussboden geschüttet und schliesslich zum Fenster für den Strassenpöbel hinausgeworfen.

Christine war weniger vergnügt als ihre Gäste: sie hatte Zahnschmerzen und litt seit einiger Zeit an Rheumatismus. Der Arzt empfahl ihr, sich zur Ader zu lassen, aber die Königin fürchtete sich vor dieser Operation und warf den Chirurg, wenn er mit der Lanzette kam, immer wieder hinaus. Der Arzt verbot ihr, das Hamburger Wasser zu trinken, trotzdem trank sie „Wasser mit verfaulten Zitronen, denn dies ist der einzige Leckerbissen, den man in diesem barbarischen Land erhalten kann". Da der Arzt die Königin nicht bewegen konnte, sich zur Ader zu lassen, empfahl er ihr Ball zu spielen, wohl um den Blutumlauf zu beschleunigen. Diese Übung gefiel Christine, und sie spielte täglich einige Stunden mit einem ihrer Hofleute. Der Arzt hatte mit seinen Ermahnungen schon ganz recht, Christinens Lebensweise war ausserordentlich ungesund. Fast den ganzen Tag schrieb oder las sie in einem ungeheizten Zimmer; ihre Gäste konnten es in dieser Kälte nicht aushalten und ergriffen schleunigst die Flucht; am Abend liess sie Feuer im Kamin machen und schrieb bei einem brennenden Kienspan weiter, indem sie der Flamme möglichst nahe kam. An Öfen konnte Christine sich nicht gewöhnen, bei der ärgsten Kälte schlief sie in einem ungeheizten Zimmer und trug keinen Pelz auf der Strasse. Sie klagt über Kälte und schreibt an Azzolino: „Alles ist in diesem Lande erfroren, bis auf mein Herz, das heisser ist denn je"; in einem weiteren Briefe versichert sie, sie möchte ihm zwar keinen Anlass geben, Gott zu beleidigen, würde ihn aber bis zu ihrem Tode lieben. Da die Frömmigkeit den Kardinal von den Pflichten eines Liebhabers ent-

binde, möchte sie ihn nicht als ihren Diener sehen, wünsche aber als seine Sklavin zu leben und zu sterben. Christinens Briefe klingen immer bitterer, weil der Kardinal um seiner „Frömmigkeit“ willen ihre Rückkehr fürchtet. „Ihr scheint,“ schreibt die Königin, „nichts so zu fürchten, als meine Rückkehr, aber reden wir nicht davon, dieser Gefahr seid Ihr für lange Zeit enthoben.“

Ähnliche Versicherungen hindern Christine nicht, unmittelbar darauf zu schreiben, dass sie ihm „in Rom“ einige Fragen über den Stein der Weisen beantworten und Wahrheiten offenbaren werde, die fürs erste als leibhaftige Lügen erscheinen. „Man muss diese Erfahrungen sehen, um sie zu glauben.“ Die Königin stand damals mit dem berühmten Chemiker Rudolf Glauber in Korrespondenz, wahrscheinlich verriet er ihr einige alchimistische Geheimnisse, mit denen sie Azzolino verblüffen wollte.

Liest man ihre traurigen Briefe an den Freund, so glaubt man nicht, dass es ihr einfallen würde, am letzten Dienstag des Jahres 1669 einen grossen Maskenball zu geben: Armidens verzauberter Palast sollte der Schauplatz sein, auf dem Gestalten aus Tassos Epos agierten. Da es keinen entsprechenden Saal gab, mietete die Königin eine Remise in der Nachbarschaft; mit grösster Mühe verwandelten die Höflinge sie in ein Amphitheater, denn mit diesem „Vieh“, d. h. den Hamburger Handwerkern, war nichts zu machen. Aber es sollte anders kommen; als die Bevölkerung erfuhr, dass der grosse Konnetabel Wrangel zu diesem Karnevalsfest erwartet wurde, glaubte man, die Königin wolle sich mit Wrangels Hilfe Hamburgs bemächtigen und gebe das Fest nur, um die Aufmerksamkeit von den Kriegsvorbereitungen abzulenken. Infolgedessen liess der Rat Ketten durch die Strassen als Schutzwehr spannen und die Geschütze auf den Festungswällen gegen das Haus der Königin richten. All das hinderte Christine in ihren Festvorbereitungen nicht; am festgesetzten Tage fanden die Gäste üppig gedeckte Tische. Da sich gewisse Schwierigkeiten ergaben, den vornehmen Gästen ihre Plätze bei Tische anzuweisen, ohne jemandes Würde zu nahe zu treten, wurde eine Art Lotterie veranstaltet. Jeder Herr zog die Nummer seines Platzes und den Namen der Dame, die er zu Tische führen sollte, aus einer Urne.

Am Dienstag um sechs Uhr abends überzeugten sich die Bürger, dass die Königin tatsächlich nur eine Theatervorstellung gab und kein Attentat auf ihre Freiheit plane. Vor dem Amphitheater erschien ein

stattlicher Zug berühmter Gäste: Wrangel im Panzer als Gottfried de Bouillon, die Fürstin Karoline von Sachsen-Lauenburg als Armida, alle übrigen kamen als Ritter, Nymphen und Sklaven; an der Spitze von Gefangenen in reichen Kleidern mit gefesselten Händen schritt Christine in einem kostbaren Kleid, aber ohne Schmuck. Die Gesellschaft setzte sich sofort zu Tisch, das Essen währte vier Stunden. Nach dem Bankett, das auch Gargantua befriedigt hätte, begann eine Lotterie. Die Königin hatte zwei kostbare Spiegel für 4000 Taler erworben und wollte sie unter die Eingeladenen verlosen. Da der Zufall wollte, dass sie selbst sie gewann, schenkte sie sie der Gräfin Wrangel. Dann begann der Ball; fünf Stunden hindurch wurde getanzt. Die Königin tanzte vergnügt und sah aus wie eine „aus dem Olymp hinuntergestiegene Göttin". Ein zahlreiches Publikum war zum Zusehen eingeladen und liess dies neunstündige Vergnügen geduldig an sich vorbeiziehen; einer der Zuschauer erzählt, die Nacht sei wie ein Augenblick vergangen. Anders erging es der Königin; das Tanzen scheint ihr sehr geschadet zu haben; trotz ihrer Abneigung gegen den Chirurgen liess sie sich am nächsten Tage einen halben Liter Blut abzapfen.

Während Christine ihr Fest veranstaltete, wohnte der Kardinal der Aufführung einer Komödie im Hause des französischen Gesandten in Rom bei und muss berichtet haben, zwei Schauspielerinnen hätten so gut gespielt, dass ganz Rom begeistert war. Das war Christine zuviel, sie wurde masslos eifersüchtig: war es schon soweit gekommen, dass dem Kardinal Komödiantinnen gefielen? Ihre Antwort fiel sehr scharf aus, sie verspottete die Eminenz, die, Christi Beispiel folgend, die Sünderinnen bekehren wolle, denn ein Mensch von so empfindlicher Tugend wie er, habe seinen Augen dies Schauspiel nur aus edlen Beweggründen zugemutet; aus seinen Armen würden die Sünderinnen wohl in die des Kardinals Barberini sinken, und die Zahl der Neubekehrten sich auf diese Weise vermehren.

Azzolino scheint sich den Zorn der Königin zu Herzen genommen zu haben und rechtfertigte sich in einem chiffrierten Brief; aber Christine war diesmal unversöhnlich; auf die Chiffren kam keine Antwort, es sei zu spät, weder sie noch er könnten ihre Empfindungen ändern. „Ich beklage mich nicht über Euch, aber ich bitte, auch mich mit Vorwürfen zu verschonen." Christinens Liebe für Azzolino wurzelte so tief, dass sie gerade in jenen Tagen tiefen Missverstehens ihr Testament machte und ihn zu ihrem Haupterben einsetzte.

Trotz ihres Kummers vergass sie realer Dinge nicht. Mit der Naivität der Frau des XVII. Jahrhunderts berichtet sie Azzolino, ein Bauer in Holland habe den wunderbaren „Lapis“ gefunden, das Mittel, Gold zu machen. Im Beisein von acht Vertretern der holländischen Generalstände habe er durch sein Pulver 500 Pfund Blei in ebensoviel Pfund 24karätiges Gold verwandelt. Christine fügt hinzu, diese Nachricht sei höchstwahrscheinlich wahr, unter anderem habe der schwedische Gesandte es Wrangel erzählt. Auch Azzolino scheint die Hoffnung, den Stein der Weisen zu finden, nicht aufgegeben zu haben, er berichtet darüber nach Hamburg und die Königin gibt zur Antwort, sie glaube an alles, was er schreibt, wie ans Evangelium, und wenn sie wüsste, dass er das grosse Geheimnis entdeckt habe, so würde sie aus Freude sterben.

Schliesslich waren die Unterhandlungen mit der Regentschaft soweit gediehen, dass Christine nach Stockholm gehen konnte; sie drohte Azzolino, sie würde „zu seiner Freude“ nie wieder nach Rom kommen. „Und da ich beschlossen habe, Euch nicht wiederzusehen, bindet mich nichts mehr ans Leben.“ Am 16. Mai 1667 kam sie in Schweden an; nach Dänemark hatte man ihr eine vergoldete Galeere entgegengeschickt, sie war aber so klein, dass Christine Gott dankte, dass die See ruhig war. Auf heimatlichem Boden begrüsste sie der Gouverneur der Provinz und der Graf Pontus de la Gardie an der Spitze von Infanterie und Kavallerie.

Trotz des feierlichen Empfanges an der Grenze, machte die Regentschaft Schwierigkeiten. Sie gestattete nicht, dass Santini, der katholische Geistliche, die Königin begleite, ausserdem durfte Christine sich nicht öffentlich in die französische Gesandtschaft zur Messe begeben, sondern nur heimlich, indem sie einen Besuch beim Gesandten vorschützte. Der Gesandte war damit einverstanden. Selbst diese Messen sollten nur während weniger Wochen geduldet werden, da der schwedische Reichstag im Jahre 1664 das Abhalten katholischen Gottesdienstes verboten hatte. Die Regentschaft schien Christinens Intrigen zu fürchten und suchte einem längeren Aufenthalt der Königin in Stockholm vorzubeugen.

Diese Nachrichten erreichten die Königin in Jönköping, auf dem Wege in die Hauptstadt; sie geriet in einen solchen Zorn, dass sie auf die Regentschaft und den französischen Gesandten zu schimpfen begann und entrüstet sagte, sie würde einen solchen Vertreter Frank-

reichs mit dem Stock traktieren, wenn er sich erdreisten sollte, sie einzuladen. Ohne zu zaudern, gab sie Befehl anzuspannen und nach Hamburg zurückzufahren. Beim Frühstück brachte sie auf den jungen König, die Königin-Mutter und die Regentschaft ein höhnisches Hoch aus.

Am 15. Juni 1667 kam Christine in Hamburg an; dort fand sie Briefe von Azzolino, dem hl. Kollegium und der Familie Chigi: Alexanders VII. Tod wurde ihr gemeldet. Azzolino muss auch erwähnt haben, dass er die Wahl eines Papstes durchsetzen wolle, der gegen den Nepotismus sei, denn Christine wünscht ihm den besten Erfolg. Sie erfuhr, dass man in Stockholm fürchte, sie würde eine Ehe mit dem durch Lodovica Maria Gonzagas Tod verwitweten polnischen König Johann Casimir eingehen. Christine war über dies Gerede empört: sie würde höchstens als Nachfolger eines Königs, nicht einer Königin den polnischen Thron besteigen. Dies ist die erste Spur von Christinens Absicht, sich um den polnischen Thron zu bewerben; dieser Plan scheint von Azzolino ausgegangen zu sein, dem Christinens dauernder Aufenthalt in Rom wenig passte. Christine als polnische Königin würde ihn von mancherlei Schwierigkeiten befreien, die er in Rom mit ihr hatte, ausserdem wäre es für ihn Ehre und Vorteil zugleich, wenn seine alternde Freundin diesen fernen Königsthron einnähme.

Auf die Wahl des neuen Papstes hatte die Königin nicht lange zu warten: am 20. Juni 1667 wurde Kardinal Rospigliosi als Klemens IX. gewählt. Christinens Freude war gross; Azzolino hatte für diesen Kandidaten gekämpft und erwartete so manchen Vorteil von diesem Sieg. Er hatte sich nicht getäuscht, der neue Papst ernannte ihn sofort zum Sekretär und anvertraute ihm die Führung der auswärtigen Geschäfte. Die Königin beging die Wahl des ihr befreundeten Papstes aufs feierlichste. Sie verfügte, dass die Höflinge die Trauerkleider um die verstorbene polnische Königin ablegten und beschloss, ein dreitägiges Fest zu veranstalten. Die Hamburger Bevölkerung nahm die Nachricht von einem Fest zu Ehren des Papstes empört auf, und der Magistrat bat die Königin, von diesem Plan abzusehen, da er Ausschreitungen gegen sie befürchtete. Christine war allen Vorstellungen unzugänglich; am 25. Juli liess sie im grossen Saal eine feierliche Messe lesen; während des „Tedeum“ erklangen Freudenschüsse. Sie hatte sich, da sie die feindselige Stimmung der Bevölkerung kannte, auf eine Belagerung vorbereitet und zu diesem Zwecke reichlich mit Waffen und Munition versehen. Nach dem Gottesdienst gab sie ein glänzendes Essen, zu dem

sie die vornehmsten Familien Hamburgs und der Umgegend eingeladen hatte; am Abend liess sie Feuerwerk abbrennen. Auf einem grossen Gerüst waren aus 600 Lampen eine Tiara, die Petrusschlüssel und die Unterschrift „Clemens IX. Pont. Max. Vivat!“ gebildet. Das war dem Volke zuviel — eine Illumination zu Ehren des Papstes in einer protestantischen Stadt! Die Königin glaubte, der Wein-Springbrunnen, den sie vor dem Hause hatte aufstellen lassen, würde die religiösen Empfindungen der Bevölkerung zurückdrängen. Solange die Fontäne sprang, trank das Volk; nach drei Stunden, als die Gäste fort waren und die Königin sich zur Ruhe begeben hatte, bombardierte es die Fenster mit Steinen und rannte Sturm gegen das Palasttor. Glücklicherweise benachrichtigte Fürst Leiningen, der Christine gegenüber wohnte, den Magistrat, um die Menge durch Bewaffnete auseinanderzutreiben. Ehe die Soldaten kamen, hatte die Königin schiessen lassen; einige der Belagernden wurden getötet, die übrigen waren sofort ernüchtert. Napoleon hat nach der Schlacht bei Wagram kein so stolzes Manifest erlassen, wie die Königin nach diesem Sieg, der sie viel gekostet hat. Glücklicherweise war dies Manifest nicht an die europäischen Völker, sondern nur an Azzolino gerichtet; Christine spricht von sich in der dritten Person, rühmt ihren Mut, ihre Energie und ihre unerschütterliche Ruhe; mit einem Dutzend Getreuen habe sie einen Überfall von über achttausend zurückgeschlagen; „unglücklicherweise ist es zum Blutvergiessen gekommen, als der Wein alle war“.

Als sich ihre Erregung über den Kampf mit der Hamburger Strassenbevölkerung gelegt hatte, begann Christine ein besseres Regiment in ihren Gütern einzuführen und schickte ihren Generalverwalter Appelman nach Pommern. Während dieser Unterhandlungen mit Agenten und Bankiers kam der Arzt und Alchimist Giuseppe Francesco Borri nach Hamburg. Borri war Italiener, in Rom im Jesuitenkolleg erzogen, hatte er später Medizin und Chemie studiert; er war ein gewaltsamer Mensch mit schlechten Sitten, hatte sich der Polizei missliebig gemacht und spielte, um dem Gefängnis zu entgehen, die Rolle eines Betbruders. Er verbreitete das Gerücht, dass er beim Erzengel Michael, der ihm die verschiedensten Geheimnisse offenbare, in besonderen Gunsten stehe. Infolge dieser Beziehungen zu überirdischen Wesen wisse er um alle Intrigen, die während des Konklave nach Alexanders VII. Tod gespielt haben. Die Inquisition durchschaute Borris Machenschaften und war im Begriff, ihn ins Gefängnis zu werfen, als der geschickte Goldmacher,

der die Gefahr witterte, sich nach Mailand rettete. Dort trat er als religiöser Reformator auf, der persönliche Direktiven vom Erzengel Michael erhalte; er scharte eine ziemlich grosse Anzahl von Anhängern um sich, liess sich Vize-Christus nennen, verbreitete mythologisch-phantastische Märchen und nützte die Mitglieder seiner Sekte zu seinen Gunsten aus. Einige Jahre ging das „Geschäft" ganz gut, dann erhielt die Inquisition Wind von seinem Treiben, klagte ihn der Ketzerei an und forderte ihn vor das Tribunal in Rom. Er floh in protestantische Länder und die Inquisitoren mussten sich damit zufrieden geben, sein Bildnis und seine Schriften auf dem Campo di Fiori am 2. November 1660 feierlichst zu verbrennen. Nach mancherlei Reisen im nördlichen Europa ging Borri nach Dresden, wo sich der Kurfürst Johann Georg für seine Theorien interessierte; von dort aus ging er nach Holland, Braunschweig und Hamburg. Christine stellte er sich als Arzt vor; als er ihre Vorliebe für Alchimie erkannte, überredete er sie, nach dem Stein der Weisen zu suchen. Es handelte sich diesmal darum, eine Flüssigkeit „Alchest" zu erzeugen, ein noch wirksameres Mittel, um Gold zu machen als der Stein der Weisen. Das Geheimnis für die Zubereitung dieses Präparates kannte der berühmte Alchimist Glauber; Christine und Borri wollten es ihm entreissen. Während dieser Untersuchungen kam die Nachricht von Azzolino, Borri sei von der Inquisition verurteilt; die Königin musste sich schweren Herzens von ihm trennen. Er fand neue Anhänger und ging nach Dänemark zu König Friedrich III., der sich um das Urteil der Inquisition wenig kümmerte.

Nicht Christine und Azzolino allein haben nach dem Stein der Weisen gesucht, ganz Rom träumte davon, Blei in Gold zu verwandeln. Bis vor kurzem gab es an der Gartentür der Villa Palombara auf dem Esquilin eine Inschrift, die ihre Geschichte hat.

Während Christinens Aufenthalt in Rom bat ein junger Fremder um die Erlaubnis, in ihrem Laboratorium zu arbeiten, da er der Königin eine wichtige Entdeckung zu offenbaren habe. Als ihm diese Gunst gewährt wurde, machte er einige geheimnisvolle Versuche; nach einiger Zeit ging er fort, um Kräuter zu sammeln, mit deren Hilfe man eine Flüssigkeit, die er in zwei Töpfen im Laboratorium hinterlassen hatte, in Gold verwandle; er bat, diese Gefässe während seiner Abwesenheit nicht aufzudecken. Da er fortblieb, liess die Königin nach längerer Zeit die Deckel abheben und fand zu ihrer grossen Überraschung in dem einen Topf eine Messerspitze Gold, in dem andern etwas Silber. Sie sprach

mit einigen Freunden über dies Vorkommnis, unter anderen auch mit Palombara, der sich gleichfalls mit Alchimie beschäftigte und sein eigenes Laboratorium hatte. Der Marquis lachte die Königin aus, die diesen seltenen Vogel hatte entschlüpfen lassen. Aber er lachte nicht lange. Einige Wochen nach diesem Ereignis brachten die Diener einen Mann in die Villa Palombara, den sie vor dem Gartentor mit Kräutern in der Hand erwischt hatten. Auf die Frage nach seinem Begehr, erklärte der Fremde, er habe im Garten eine sehr seltene Pflanze gefunden, mit deren Hilfe man Gold machen könne. Palombara führte ihn sofort ins Laboratorium, der Fremde verbrannte die Kräuter und schüttete die Asche in einen gefüllten Tiegel, den er mitgebracht hatte. Dann tat er diesen dicken Brei in einen Topf und bat, das Laboratorium für die Nacht zu schliessen, am nächsten Morgen würde man Gold finden. Der Marquis, durch Christinens Erfahrung gewitzigt, behielt den Alchimisten nachts in seiner Villa, damit er ihm nicht entfliehe und war überzeugt, am nächsten Tag im Besitze des Geheimnisses zu sein. Aber der Fremde war eher aufgestanden und unbemerkt aus der Villa entschlüpft. Als der Marquis von der Flucht erfuhr, lief er ins Laboratorium, hob den Deckel auf und fand tatsächlich pulverisiertes Gold. Neben dem Gefäss lag ein Zettel mit magischen Zeichen und Worten. Palombara schwieg über den Vorfall, liess aber am Tor eine Marmorinschrift anbringen: „Tria sunt mirabilia: Deus et homo, mater et virgo, Trinus et unus." Darunter stand: „Qui scit comburere aqua et lavare igne, facit de terra coelum et de coelo terram pretiosam."

Die Königin suchte zwar vergebens nach dem Goldmacherrezept, aber sie brachte Ordnung in die Verwaltung ihrer Güter und durfte auf regelmässigere Einkünfte hoffen. Aus all ihren Verträgen mit den Verwaltern spricht der rücksichtsloseste Egoismus und der Wunsch, die Bevölkerung, der sie immer neue Steuern auferlegt, aufs äusserste auszusaugen. Nach ihren Begriffen ist die Welt nur für sie da, vielleicht auch noch für Azzolino, der Rest ist ihr gleichgültig, und für ihr Wohl oder selbst nur für ihr Vergnügen ist sie bereit, jeden, der ihr im Wege steht, zu opfern.

Um sich die Zeit in Hamburg zu vertreiben, liess Christine Schauspieler aus Lüneburg kommen und arrangierte jeden Abend Aufführungen. Das Spiel dauerte drei Wochen, dafür erhielten die Komödianten 1000 Taler und neue Kostüme.

Christine vergass ihrer Drohungen, nicht wieder nach Rom zurück-

zukommen und begann, Azzolino auf ihre Rückkehr vorzubereiten. Sie schrieb, sie könne zwar nicht beanspruchen, dass er ihr entgegenreise, aber sie hoffe, er würde nicht vor ihr fliehen. Gelegentlich fürchtete sie, sie würde krank werden und könne bei ihrem leidenschaftlichen Temperament in 24 Stunden einem Fieberanfall erliegen, ohne vor ihrem Tode zu beichten. Zu diesen Befürchtungen trug die ihr ungünstige damalige Konstellation des Mars bei. Azzolino scheint ihr geraten zu haben, deutsche Ärzte zu konsultieren, aber Christine empörte dieser Vorschlag, sie erklärte, sie würde eher ihre Stallpferde konsultieren, als deutsche Ärzte, die die Menschen sterben lassen und dabei ihr Phlegma und ihren Ernst, die schlimmer sind als der Tod, bewahren. Sie glaube nur an ihren Arzt, den Italiener Macchiati; sie hätten gemeinsam herausgefunden, ihre Leiden kämen „von der Hypochondrie und dem bösen Humor, der den Kopf erhitze, Katarrhe erzeuge, sich auf die linke Seite übertrage und die furchtbaren Schmerzen schaffe, an denen sie seit zwei Monaten leide“.

Um die Freundin zu erheitern, schickte Azzolino eine Szene aus einer Komödie, die er gerade zu schreiben begann. Das ganze war sehr hübsch, und Christine erwähnt spöttisch in ihrem Brief, „die Komödie sei gewissermassen ein Antidoton gegen seine Briefe“, aus denen ihr soviel Gleichgültigkeit und Kühle entgegenwehe.

Azzolino war es sehr darum zu tun, die Königin von Rom fernzuhalten, er fürchtete sich vor ihrer Rückkehr. Und jetzt fand sich eine glänzende Gelegenheit. Johann Casimir, der König von Polen, hatte am 16. September 1668 auf den Thron verzichtet und wollte nach Frankreich übersiedeln, wo Ludwig XIV. ihm eine Abtei, die ein Einkommen von 50000 Talern jährlich abwarf, versprochen hatte.

In Rom hatte Johann Casimirs Entschluss einen sehr schlechten Eindruck gemacht; der Papst fürchtete, die Polen könnten einen Schismatiker wählen, einen der Moskauer Grossfürsten oder den Zaren Alexander, der einen Teil des Adels für sich hatte. In einem Augenblick, in dem man versuchte, die christlichen Mächte zusammenzuschliessen, um Kreta, das von den Türken bedroht war, zu helfen, kamen die Nachrichten aus Polen sehr ungelegen. Monsignore Marescotti, der Erzbischof von Korinth und päpstliche Nuntius in Warschau, erhielt den Auftrag, den König zu bewegen, von seinem Plan abzusehen; aber Johann Casimir fürchtete, dass er durch diesen Aufschub den König veranlassen könnte, sein Versprechen zurückzuziehen. Marescotti berichtet

empört, Johann Casimir habe erklärt, dass er mit den ihm von Frankreich zugesagten Einkünften sehr bequem leben könne.

Christine war eine entfernte Verwandte Johann Casimirs, des letzten männlichen Nachkommen der Wasa; darauf stützte sie ihre Ansprüche auf den polnischen Thron. Schon 1661 hatte Azzolino den Warschauer Nuntius gebeten, den Inhalt des königlichen Testaments in Erfahrung zu bringen. Es war Christine um Johann Casimirs Nachlass zu tun, namentlich um die sogenannten neapolitanischen Summen, die dem König als Ersatz für die von Bona ererbten Güter Bari und Rossano zugefallen waren, sowie um 43000 neapolitanische Dukaten, die Bona Philipp II. für zehn vom Hundert geborgt hatte. Azzolino interessierte sich für diese Angelegenheit lebhaft, da er wusste, dass ihm als Christinens Erben dieses Einkommen nach ihrem Tode zufallen würde. Der Kardinal riet dem Papst sogar, Christinens Wahl in Polen zu befürworten, aber dieses Breve sollte erst verkündet werden, wenn der Nuntius die Kandidatur der Königin für aussichtsvoll hielt. Da diese Möglichkeit fehlte, blieb das Breve in den Akten der Nuntiatur. Der Kardinal wollte den Nuntius überzeugen, dass Christine Nachkommen haben könne, falls dieser Punkt in Polen erwähnt würde. Er behauptete, sie habe in ihrer Jugend infolge ihres leidenschaftlichen Temperamentes nicht auf Nachkommenschaft hoffen dürfen, jetzt, da mit den Jahren eine gewisse Abkühlung eingetreten sei, würde sie, wenn sie heiraten würde, den Polen sicherlich einen Sohn schenken.

Zum Agenten, der ihre Interessen in Polen vertreten sollte, ernannte die Königin den Zisterzienser Abt von Oliva, Anton Hacki, der längere Zeit ihr Kaplan in Hamburg gewesen war und nun in eigner Angelegenheit nach Polen ging. Anfangs August 1668 kam Hacki nach Warschau und überreichte dem päpstlichen Nuntius Christinens Brief, in dem sie betont, sie sei die letzte aus dem Hause der Wasa und habe nur um der katholischen Religion willen auf die Krone von Schweden verzichtet; die polnische Republik brauche nicht um ihre Freiheit besorgt zu sein, die Königin habe nicht die Absicht zu heiraten, könne also keine Nachkommen haben; nach ihrem Tode könnten die Polen wieder nach Gutdünken einen König wählen.

Azzolino fand es für Polen günstig, wenn Christine einen Nachfolger hätte; die Königin war entgegengesetzter Ansicht. Marescotti konnte sich je nach dem Wunsch der Wähler an die eine oder andere Aussicht halten; Azzolino hatte ihm, um auch ihn zu gewinnen, versprochen,

Christine würde ihm als polnische Königin die Kardinalswürde verschaffen, da jeder polnische Monarch das Recht habe, einen Kandidaten zu ernennen. Azzolino war nicht um Gründe verlegen, wenn es sich darum handelte, die Königin aus Rom fernzuhalten; unter anderem versicherte er Marescotti, dass, wenn die Wahl daran scheitern sollte, dass die Königin eine Frau ist, es doch bekannt sei, dass die ganze Welt sie nicht nur für einen Mann, sondern für eine über allen Männern stehende Persönlichkeit halte. Azzolino wollte selbst den Rest Popularität, den Johann Casimir vielleicht noch in Polen hatte, nützen, lud ihn zu dauerndem Aufenthalt in den Kirchenstaat ein und bot ihm sogar sein Haus in Fermo an; das Haus habe alle Vorzüge, die Johann Casimir wünschen könne, es sei in gutem Zustande, dem Jesuitenkloster nahe und den Dominikanern nicht fern, ausserdem sei die Gegend reich an Wild. Der König wünschte trotz des geistlichen Kleides, das er anzulegen bereit war, ganz nach Gutdünken mit Frauen zu verkehren, was sowohl den Nuntius wie den Kardinal verletzte. Azzolinos Bemühungen waren vergebens: Johann Casimir beschloss, nach Frankreich zu gehen, und damit war die Frage, ob er in Fermo Frauen empfangen dürfe oder nicht, erledigt. Marescotti war sich von Anfang an darüber klar, dass Christinens Kandidatur gar keine Aussicht hatte, aber da er dem Papst und Azzolino seinen guten Willen zeigen wollte, anvertraute er dies Projekt als Beichtgeheimnis dem Bischof von Posen. Der Bischof bekreuzigte sich, als er davon hörte und beschwor den Nuntius, nicht darüber zu sprechen, um sich nicht dem allgemeinen Gelächter und boshaften Scherzen auszusetzen.

## VI.

Unterdessen regelte Adami Christinens Vermögensverhältnisse, indem er eine gewisse Ordnung in die Bewirtschaftung ihrer Güter einführte; die Königin konnte mit einer festen Einnahme rechnen, erlitt aber gleichzeitig die Demütigung, dass die Regentschaft ihr die Rückkehr nach Schweden untersagte. Trotz ihrer Versicherung, nicht mehr nach Rom zurückzugehen, liess sie im Oktober 1668 ihre Koffer packen und traf ihre Vorbereitungen zur Reise in den Süden. Sie schreibt dem Kardinal, sie fühle sich so glücklich wie die Seelen, die aus dem Fegefeuer kommen; ob der Kardinal dieses Glück geteilt hat, darf füglich bezweifelt werden. Christine war 42 Jahre alt, und wenn sie in ihrer

Jugend nicht reizlos war, so traten ihre Schönheitsmängel jetzt deutlich zutage. Sie war dick geworden, ihre grosse Nase hatte sich vergröbert, beherrschte das Gesicht, und ihre Augen hatten einen harten Ausdruck.

Azzolino konnte sich den Pflichten, die ihm die Vergangenheit auferlegte, nicht entziehen; er empfing die Königin um so herzlicher, als Klemens IX. ihr das ihm zu Ehren gegebene Fest, mit dem sie sogar ihr Leben gefährdet hatte, sehr hoch anrechnete. Auch schätzte er ihr energisches Eintreten für den Katholizismus im protestantischen Norden. Wieder fuhr Azzolino Christine bis nach Nardi entgegen, wieder begrüssten sie 24 Kardinäle, der spanische Gesandte und die päpstlichen Nepoten. Die beglückte Königin bezog nach zweijähriger Abwesenheit ihren Palast auf der Lungara, um ihn nicht wieder zu verlassen.

Dem Papst genügte dieser feierliche Empfang nicht; er wollte seine Dankbarkeit noch deutlicher beweisen und gab Christine zu Ehren ein Festmahl im Quirinal am 9. Dezember 1668. Nach dem römischen Zeremoniell durfte keine Frau, ob sie nun Kaiserin, Königin oder Verwandte des Papstes war, neben ihm bei Tische sitzen. Im Mittelalter und in der Renaissance haben die Päpste diese Vorschrift nicht immer strikte innegehalten, im XVII. Jahrhundert, der Epoche strengsten Zeremoniells, waren die Verstösse gegen diese Regel selten. Trotzdem hatte, wie erwähnt, schon Alexander VII. Christine zu Tisch eingeladen, und jetzt, nach dreizehn Jahren, erwartete die Königin unter Klemens IX. zum zweitenmal diese Ehre. Der Papst schickte seinen Nepoten Don Giambattista Rospigliosi, den General der Kirche, nebst den Kapitänen der Schweizer Garde und einer zahlreichen Eskorte zu Pferde in den Palazzo auf der Lungara, um die Königin abzuholen. Klemens IX. wollte ihr öffentlich angesichts der ganzen Stadt seine Gunst bezeugen. Als die Kavalkade den Quirinal erreichte, wurde Christine in die an den Festsaal grenzenden Zimmer hineingebeten. Im Festsaal stand auf der Estrade an der Wand der Tisch des Papstes und in unmittelbarster Nähe ein zweiter niedrigerer, mit Baldachin bedeckter für die Königin. Weisse Tischtücher bedeckten die Tische, darunter sahen rote, mit goldnen Streifen versehene Decken vor, aus Samt auf dem Tische des Papstes, aus Atlas auf dem der Königin. Bis in die allerkleinsten Details wurde das Zeremoniell streng gewahrt.

Säulen trennten die Estrade vom grossen Saal, wo die als Zuschauer eingeladenen Gäste versammelt waren. An der Wand war die Schwei-

zer Garde mit ihren Hellebarden aufgestellt, in einer gewissen Entfernung standen zwei Sänger neben einer kleinen Orgel; Musik und Gesang sollten das Bankett verschönen. Die Saalwände waren mit karmoisinfarbnem Damast und Streifen aus Goldbrokat verkleidet, hinter diesen Teppichen tauchte hier und da der Kopf einer vornehmen Römerin auf.

Bei einem vom Zeremonienmeister gegebenen Zeichen trat die Königin in den Saal, in der entgegengesetzten Tür erschien der Papst nach wenigen Augenblicken. Nach erfolgter Begrüssung wollte Monsignore Maggiordomo dem hl. Vater die Serviette reichen, aber die Königin übergab sie selbst dem Papst. Höflichkeiten wurden auf der einen und andern Seite ausgetauscht, denen der Papst damit ein Ende machte, dass er die Königin aufforderte, Platz zu nehmen, aber sie wartete, bis der Papst sich auf seinen Thron niederliess. Endlich begann man zu essen; hinter dem Papst stand sein Nepot Don Vincenzo Rospigliosi, der Kommandant der päpstlichen Galeeren, in seiner Nähe Monsignore Maggiordomo, zwei geheime Kameriere und Monsignore Giambattista Spinola, der spätere Kardinal, als Mundschenk. Sein Amt unter Klemens IX. war rein nominell, weder Papst noch Mundschenk tranken Wein. Da der Papst nach dem Zeremoniell Wein trinken musste, servierte ihm Spinola rotgefärbte Limonade. Hinter dem Stuhl der Königin standen zwei Nepoten, Don Tommaso Rospigliosi, der Kastellan der Engelsburg, und Don Giambattista, der General der Armee des Kirchenstaates, als Ehrenassistent. Speisen und Getränke reichten ihr ihre eigenen Hofleute, und der Mundschenk kniete nieder, wenn er ihren Becher füllte, wie es beim Messedienst Brauch war.

Da der Papst und die Königin einander zu fern sassen, um ein direktes Gespräch führen zu können, stand Monsignore Febei zwischen ihnen, um den Austausch von Höflichkeiten zu erleichtern. Während des Essens stand der Papst auf, brachte die Gesundheit der Königin mit seiner Limonade aus, alle Anwesenden knieten nieder wie während der Messe, dann trank die Königin auf Klemens' IX. Wohl. Diese Gesundheiten wurden wiederholt ausgebracht, und obgleich der Papst Christine aufforderte, nicht aufzustehen, erhob sie sich jedesmal von ihrem Stuhl.

In reichen violetten Uniformen trugen die geheimen Kämmerer die Schüsseln auf; die einen bedienten den Papst, die andern die Königin. Sämtliche Fleischgerichte wurden auf einmal serviert; als der Papst

und die Königin gesättigt waren, wurden die weissen Tischtücher abgenommen, auf die seidnen Decken wurden silberne Körbe und Gefässe mit Früchten und Zuckerpyramiden, sogenannte „Trionfi", aufgestellt. Nach beendeter Essenszeremonie wurde ein zweiter Stuhl neben den päpstlichen Tisch gesetzt, darauf liess sich die Königin nieder, um sich mit Klemens zu unterhalten, diesmal ohne Vermittlung des Monsignore Febei. Die Unterhaltung währte nur kurz; Klemens IX. erhob sich, zog sich in seine Gemächer zurück, Christine begab sich durch die gegenüberliegende Tür in das für sie bestimmte Appartamento, machte von dort aus dem Papst einen kurzen Abschiedsbesuch und fuhr in der stolzen Begleitung, in der sie gekommen war, nach Hause.

Im Museum und in der königlichen Bibliothek zu Stockholm befinden sich zwei Aquarelle, auf dem einen ist das Festmahl, auf dem andern der Tisch allein, mit den Trionfi, die Klemens' IX. Wappen tragen, dargestellt. Der Franzose Pierre Sévin, der sich später als Miniaturmaler einen Namen gemacht hat, hat sie damals als Achtzehnjähriger gemalt.

Christine stand beim Papst so sehr in Gunsten, dass sie unter Klemens IX. „Padrona di Roma" genannt wurde. Sie benützte diese Gunst, um die Gesellschaft zu beleben; da sie eine besondere Vorliebe fürs Theater hatte, wünschte sie eine grosse Bühne zu begründen, um Melodramen und Komödien aufzuführen. Rom hatte bis dahin nur Privatbühnen besessen, oder ganz kleine Theater, die künstlerischen Anforderungen nicht entsprachen. Unter Alexander VII. wurde an Stelle des ehemaligen Gefängnisses Tor-di-Nona zwar ein Theater erbaut, aber es scheint an Mitteln gefehlt zu haben, um es zu Ende zu führen und auszustatten.

Graf d'Alibert, ein unternehmender Franzose, der sich vorzüglich als Theaterdirektor eignete, gehörte dem Hofstaat der Königin an.

1656 oder 1657 war d'Alibert als junger Bursche aus Paris nach Rom gekommen. Er war der Sohn des Intendanten von Gaston d'Orleans, hatte seinen Vater verloren, und da es bei den jungen Franzosen Brauch war, nach Beendigung ihrer Studien nach Rom zu fahren, um sich in der Welt umzusehen, beschloss auch d'Alibert, auf Reisen zu gehen. Vor seiner Abreise ging er, um von den Pariserinnen Abschied zu nehmen, zu den sogenannten „Dames du Marais", erzählte, dass er im Begriff sei, nach Rom zu reisen und dass Se. königliche Hoheit ihm einen Brief an den Kardinal de Retz mit verschiedenen wichtigen Auf-

trägen gegeben habe. Eine seiner Freundinnen erzählte das Gehörte einem Hofmann weiter, die Geschichte drang bis zum Kardinal Mazarin. Der Kardinal fragte den Herzog von Orleans, was an d'Aliberts Bericht wahr sei, und da Gaston leugnete, irgendwelche Beziehungen zu Retz zu haben, liess Mazarin d'Alibert ins Gefängnis werfen. Aber die Strafe für das leichtsinnige Gerede währte nicht lange; d'Alibert machte den Nachlass seines Vaters zu Gelde und fand sich mit einer Barsumme von 50000 Livre in Rom ein. Er kaufte Wagen und Pferde, engagierte vier Lakaien und einen Kammerdiener, knüpfte Beziehungen zu den ersten Familien an, verkehrte beim Konnetabel Colonna, beim Herzog von Braunschweig und hatte viele Freundinnen, die er reich beschenkte. Während des Karnevals hatte er einen der schönsten Wagen: den Parnass mit Apoll und den neun Musen, die eine Symphonie spielten und sangen. An der Spitze dieses Olymp fuhr er an Christinens Fenstern vorbei und gefiel ihr so gut, dass sie ihn kennen zu lernen wünschte. Schliesslich trat er als etwa Dreissigjähriger in den Dienst der Königin und wurde bald ihr Faktotum.

D'Alibert war der Typus des damaligen französischen Blagueur, er sprach viel, drückte sich gewandt aus, wusste um alle möglichen Klatschgeschichten, hatte bei Intrigen gern seine Hände im Spiel und suchte sich stets nützlich zu erweisen. Er wirkte wie ein Schauspieler, besonders da er seine Worte durch lebhafte, charakteristische Bewegungen unterstützte. Die Königin bediente sich seiner als Sekretär; gelegentlich waren seine Briefe sehr geschickt abgefasst, da er ganze Abschnitte aus französischen Schriftstellern, besonders Balzac und Voiture, hineinzuflechten verstand.

Die Bildnisse der schönsten Römerinnen schenkte er der Königin zum Schmuck ihres Sekretärs; um dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der sich für die romantischen Klatschgeschichten Roms besonders interessierte, eine Freude zu machen, schickte er ihm eine ähnliche Porträtsammlung und schrieb die Namen der Schönen und manch intimes Detail unter ihre Bildnisse. D'Aliberts Einfall gefiel so gut, dass der Kardinal Chigi und mehrere andere sich gleichfalls eine Schönheitsgalerie anlegten.

Dieser Franzose sollte das römische Theater neu beleben. Während er diesen Plan mit der Königin ausarbeitete, starb Klemens IX.

Das Konklave währte fünf Monate; gewählt wurde am 29. April 1670 Kardinal Emilio Altieri. D'Alibert stürzte atemlos zu Christine und

konnte kaum die Worte herausbringen: „Kardinal Altieri ist Papst!“ „Oh bene bestia,“ gab Christine ärgerlich zur Antwort, „s’attachi la carozza.“

Ihr Ärger war berechtigt; während des ganzen Konklave hatten sie und Azzolino daran gearbeitet, Altieris Wahl zu verhindern. Die Schlacht war also verloren, und Christine wollte, um ihre Niederlage zu verbergen, als erste dem Papst ihre Huldigung darbringen. Sie fuhr sofort in den Vatikan, verliess den Papst aber sehr niedergeschlagen und ärgerlich; der Empfang ist sicherlich anders ausgefallen, als sie gehofft hatte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass der Papst alt sei und nicht lange leben würde. Diese Hoffnung wurde nur dadurch getrübt, dass Klemens’ X. Vater 105 Jahre alt geworden war und dass der Papst gesund aussah und sehr mässig lebte. Klemens’ X. Regierung währte nur sechs Jahre, er starb am 22. Juli 1676.

Im übrigen war seine Regierung für Christine nicht ungünstig; die Macht hatte Kardinal Altieri, der angenommene päpstliche Nepot, der infolge des Unvermögens des alten Klemens sich fast als Papst gerierte. Damals fragte Marforio Pasquino: „Welcher Papst herrscht jetzt eigentlich?“ und bekam boshaft zur Antwort: „Sumus sub pontificatu Alterius.“ Pasquino behauptete mit Recht, Klemens X. tue nichts als „benedicere et sanctificare“, während es Sache des Kardinals Altieri sei, „regere et gubernare“. Altieri liebte glänzende Feste; es war ihm darum zu tun, schnell reich zu werden; um kirchliche Dinge kümmerte er sich wenig. Es war die Zeit prunkvoller Feste, glänzender Einzüge und grosser Empfänge bei der römischen Aristokratie.

Christine machte sich die Gesinnung des Kardinalnepoten zunutze und fuhr bald nach ihrem ersten misslungenen Besuch abermals zum Papst; sie bat um seine Zustimmung, dass während der kühleren Jahreszeit und des Karnevals im Theater Tor-di-Nona täglich Aufführungen stattfinden. Der Papst lehnte kurz ab, aber Klemens’ IX. Privileg, dass Aufführungen gegen Bezahlungen nur in diesem Theater stattfinden sollten, konnte er nicht rückgängig machen.

Die Königin begann einen geheimen Krieg gegen den Papst und fand mächtige Bundesgenossen. In weltlichen Angelegenheiten unterstützten sie ausser dem Kardinalnepoten, der zweite Nepot, Fürst Gasparo und seine Frau, die, trotzdem sie nicht die Gewandtheit der Rospigliosi hatten, ein ebenso gastfreies und offenes Haus führen wollten. Übrigens teilten die wenigsten Kardinäle die asketischen Bestrebungen des Papstes.

Das Theater lag der Königin und den Nepoten am meisten am Herzen; trotz Klemens' X. Absage beschloss Christine, Tor-di-Nona zu restaurieren und dort Aufführungen, wenn auch nur im Winter, zu veranstalten. An der Spitze des Unternehmens stand d'Alibert; bedeutende Mittel zu diesem Zwecke gab ihm die Königin, auch Don Gasparo war an der Verschwörung beteiligt. D'Alibert pachtete das Theater für ewige Zeiten von der Brüderschaft des hl. Hieronymus, der der Boden gehörte; sehr bald stand dort ein glänzend eingerichtetes Theater. Für die Königin war eine vergoldete, damastausgeschlagene, mit goldenen Fransen und Spitzen garnierte Loge für 15 Personen reserviert; zu Beginn jeder Aufführung waren fast immer, ausser Christine, zehn Kardinäle in ihrer Loge anwesend; Stammgast war Benedikt Odescalchi, der nachherige Innocenz XI.

D'Alibert liess in Tor-di-Nona Melodramen, italienische, französische und spanische Komödien aufführen; vermutlich waren die Stücke gelegentlich sehr frei, der Gouverneur der Stadt, Monsignore Pompeo Varesi, erliess schon 1671 den schriftlichen Befehl, dass die Schauspieler in Bewegungen und Ausdrücken nicht gegen die Wohlanständigkeit verstossen sollten, sonst würden sie einer Geld- oder Körperstrafe verfallen. Kurtisanen durften das Theater nicht betreten, und selbst geistlichen Personen war das Tragen von Waffen bis auf den Degen im Theater verboten.

Trotz dieser Verbote waren die Aufführungen sehr gut besucht, und d'Alibert hätte ausgezeichnete Geschäfte gemacht, wenn er nicht so leidenschaftlich Karten gespielt hätte. Aber das Spiel ruinierte ihn, er verlor immer und spielte so wild, dass er sogar seinen letzten Rock verspielt hätte. Nach einer Kartenkatastrophe machte ihm die Königin so ernste Vorstellungen, dass er die Karten eine Zeit hindurch mied; um sich finanziell zu rangieren, gab er in seiner Wohnung Marionettenaufführungen und machte in einem Hause auf der Piazza di Spagna eine Art „maison garnie“ für Fremde auf. Die Marionetten brachten nur wenig ein, der ingeniöse Franzose griff wieder zu den Karten, spielte aber nicht mehr, sondern hielt nur die Bank in seinem Hause, um anderen das Geld aus der Tasche zu locken. Da derartige Institute in Rom verboten waren, wurde in d'Aliberts Wohnung, die in Christinens Palast lag, gespielt; vermutlich wusste die Königin um dies Treiben. Um Menschen herbeizulocken, arrangierte d'Alibert häufig Konzerte, die künstlerisch in hohem Ansehen standen, da er sehr musikalisch war.

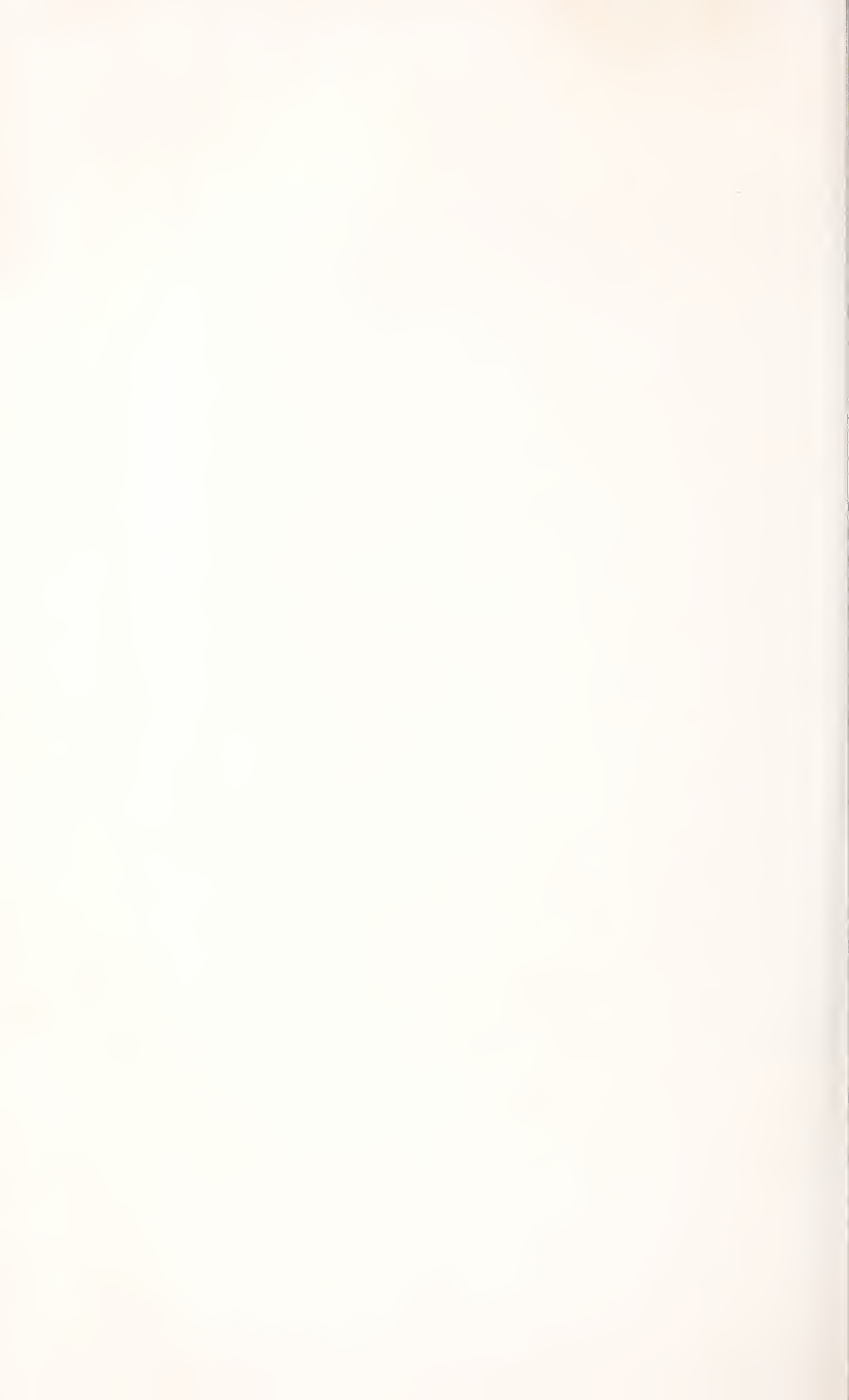
Ausserdem führte er das „jeu de paume“ in der Nähe der Piazza di Spagna ein, das auch ein gewisses Einkommen abwarf. Er suchte auf alle mögliche Weise zu Geld zu kommen, um so mehr, als er geheiratet hatte und die Mitgift kleiner ausgefallen war, als er erwartet hatte. Seine Frau war die Nichte des Obersten Orano, des Kommandanten der korsikanischen Garde, die kaum über ein Dutzend Menschen zählte. Die Mitgift sollte in korsikanischem Landbesitz bestehen, aber korsikanische Hypotheken galten damals ungefähr soviel wie Besitzungen auf dem Monde und konnten nicht zu Geld gemacht werden.

An den allgemeinen Belustigungen im Karneval nahm Christine lebhaften Anteil. Auf dem Markusplatz mietete sie einen kleinen Palast mit glasgedeckter Galerie, um von dort aus den Volksschauspielen und Rennen zuzusehen. Dieser Galerie gegenüber hatte die Fürstin Mancini Colonna ihre Loge; bei ihr fand sich die ganze vornehme römische Welt zusammen. Christine ärgerte sich darüber, um so mehr, als die Fürstin für ihre Schönheit bekannt war; sie beklagte sich beim Papst, die Herren in der Loge der Colonna erwiesen ihr nicht die ihr gebührende Ehrfurcht. Die Aristokratie war empört; der Konnetabel Colonna, Maria Mancinis Gatte, drohte, er würde das Rennen an einen andern Ort verlegen, da Volksschauspiele für die Römer und nicht für die Fremden veranstaltet werden. Der Papst war in Sorge, er wollte die römischen Herren nicht beleidigen und hätte auch Christinens Launen gern erfüllt; er erliess daher den Befehl, mit Rücksicht auf die Nähe der Königin sollten die Männer unbedeckten Hauptes in den Logen stehen. Christine, beglückt über diesen Erlass, amüsierte sich während des Karnevals so gut, dass sie sogar bereit war, Azzolino untreu zu werden. Neben ihrer Loge sah sie einen 23jährigen Jüngling, den der Verfasser der „Liebesintrigen der Königin“ Don Benigno genannt hat, und gab ihm zu verstehen, dass er ihr gefalle. Christine soll trotz ihrer 42 Jahre noch gut ausgesehen haben, und Don Benigno hätte sich nichts vergeben, wenn er sich ihr genähert hätte. Als Clairet den feurigen Blick seiner Herrin sah, versuchte er die Anknüpfung zu erleichtern und empfahl ihr Don Benignos Friseur, damit er zwischen beiden vermittle. Die Königin freute sich über die Findigkeit ihres Kammerdieners, liess sich Don Benignos Perücke bringen und bestellte eine in gleichem „blonde cendrée“ für sich.

Die Zeiten hatten sich geändert. Noch im XV. Jahrhundert diente ein Falke als Überbringer von Liebesbriefen, zwei Jahrhunderte später



NETSCHER
Maria Mancini Colonna
*Rom Galerie Colonna*



wurden Liebesgefühle durch eine Perücke vermittelt. Aber das Liebesmittel sollte sich nicht bewähren; Don Benigno, der Narziss genannt wurde, freute sich seiner Schönheit zwar, verstand sie aber nicht zu nützen. Die Königin durfte sich trösten: eine schöne, junge, römische Aristokratin erlitt eine ähnliche Enttäuschung; sie gab ihm ein Rendezvous bei Santa Sabina auf dem Aventin; zu ihrem Ärger erschien Benigno in Begleitung eines Freundes. Narziss wurde später Geistlicher.

## VII.

Die grösste Rivalin der Königin in der römischen Gesellschaft war Maria Mancini, die 1661 als Fürstin Colonna nach Rom kam. Ludwigs XIV. Jugendliebe war diese schöne Tochter Mazarins gewesen, „la meilleure et la plus folle des Mazarines", wie Saint-Simon sie nennt, aber die Königin Maria Teresa war ausserordentlich eifersüchtig und brachte es im Einvernehmen mit der Königin-Mutter und Monsignore Piccolomini, dem päpstlichen Nuntius in Paris, fertig, dass Maria Mancini mit Don Lorenzo Colonna, dem Fürsten von Sermoneta, verheiratet wurde. Er war das derzeitige Haupt „de la casa Colonna" und trug als solcher den Titel eines Konnetabel von Neapel. Diese Würde hat sich während sechzehn Generationen im Geschlecht der Colonna erhalten.

Die Mancini war sehr schön, wie zwei auf uns gekommene Bildnisse von Mignard und Netscher in der Galerie Colonna zu Rom beweisen. Sie war witzig, gewandt, anmutig und in den König verliebt; zur Ehe mit Colonna wurde sie gezwungen und kannte, als sie nach Italien ging, den ihr bestimmten Gatten nicht.

Das junge Paar traf sich in Mailand; Don Lorenzo gefiel der Französin, um so mehr, als er sich die grösste Mühe gab, sie für sich einzunehmen, aber die Mancini war in einer so traurigen Verfassung, dass nichts sie freute. Erschöpft von der Reise, unglücklich über die Trennung von Frankreich, verlangte sie nur nach Ruhe. Colonna war ungestüm, er pochte auf sein Recht und wollte, wie die Mancini in ihrem Tagebuch notiert, schon am Tage der Ankunft in Mailand die Ehe vollziehen; der Hofmeisterin, Madame de Venel, die Maria begleitete, gelang es nur mit Mühe, den leidenschaftlichen Italiener zu bewegen, mit seinen Absichten bis auf den nächsten Tag nach dem Gottesdienst zu warten.

Die Colonna blieben zehn Tage in Mailand und wurden dort sehr gefeiert. Die Mancini war leidend und erkrankte auf dem Wege nach Rom so schwer, dass sie in Loreto Station machen mussten. Zwölf Ärzte aus der Umgegend wurden berufen; sie verzweifelten daran, die Französin am Leben zu erhalten; glücklicherweise machte sie ein dreizehnter Arzt, den Colonna aus Rom berufen hatte, gesund.

Colonna wünschte sich sehnlichst einen Stammhalter; die Geburt des ersten Sohnes feierte fast ganz Rom. Die Französin wurde mit kostbaren Geschenken überhäuft; einige Wochen darauf gaben die Colonna ein glänzendes Fest, zu dem alle Kardinäle und der gesamte römische Adel kamen. Die Mancini empfing ihre Gäste auf dem Bette sitzend, in dem sie das Kind geboren hatte. Es war eine grosse Muschel aus vergoldetem Holz mit Meereswellen auf dem Postament. Die Muschel trugen vier Meerungeheuer und vier Sirenen, und zwölf Kupidos breiteten eine schwere Brokatdecke über dies wahrhaft barocke Bett.

Zu Beginn der Ehe brachte die Colonna jedes Jahr ein Kind zur Welt, bis es nach drei Jahren und drei Söhnen des Glückes zu viel war. 1665 erkrankte sie schwer in Mailand, und das Ehepaar beschloss, bis zu seinem Tode wie Bruder und Schwester zu leben. Diese passive Rolle gefiel dem Konnetabel nicht lange, er suchte sich für seine Enthaltsamkeit an anderer Stelle zu entschädigen. Zu ihrem Schmerz erfuhr die Fürstin, dass Colonna für ganze Nächte aus dem Hause verschwinde, sich mittels einer Strickleiter auf den Balkon der Marquise Murti, der ehemaligen Freundin des Kardinals Barberini, stehle, und in seinem Palast auf der Piazza S. S. Apostoli durch eine geheime Pforte zu seiner Nachbarin, der Marquise Rusca, entschlüpfe. Die Fürstin suchte Trost auf Reisen, ging nach Venedig und Mailand, aber all diese Zerstreuungen entschädigten sie für ihr entschwundenes eheliches Glück nicht. Sie war eifersüchtig, besonders da Colonna immer gleichgültiger gegen sie wurde und neue Liebesverhältnisse anknüpfte. Da begann auch sie seinem Beispiel zu folgen. Kardinal Flavio Chigi, Alexanders VII. Neffe, bemühte sich schon lange um ihre Gunst. Flavio war, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Roms bekanntester Sportsmann, er lenkte sechs Pferde und veranstaltete berühmte Jagden in seinen Wäldern in den Abruzzen, auf denen Hunderte von Wildschweinen und Damhirschen erlegt wurden. Der Kardinal sah sehr gut aus, er war ein kräftiger Mann mit rabenschwarzem lockigem Haar und vollem Gesicht. Nur der olivfarbene Teint und seine zu grossen, vorstehenden Augen

entstellten ihn. An den Jagden in den Abruzzen nahmen auch Colonna und die Fürstin teil; in Zelten wurde im Walde gegessen und geschlafen. Der Kardinal wurde der unzertrennliche Freund der Colonna, sehr bald sah man sie nur noch in seiner Gesellschaft. Der Konnetabel war häufig auf seinen Schlössern, aber der Kardinal verbrachte ganze Tage bei der Fürstin. Colonna schien übrigens nicht eifersüchtig zu sein, wahrscheinlich weil er in die Fürstin Chigi, die Schwägerin des Kardinals, verliebt und froh war, dass die Mancini seine Untreue nachsichtig beurteilte.

Man unterhielt sich ausgezeichnet. Eines Morgens, als Flavio noch im Bette lag, erschien die Mancini in seinem Zimmer in Kardinalsgewändern, um ihm Audienz zu erteilen. Die Rollen hatten gewechselt.

Die Colonna führten ein grosses Haus, was Christinens Neid erweckte. In ihren Salons verkehrte die gesamte römische Frauenwelt; im Palast der Königin traf man, abgesehen von den grossen Konzerten, nur Männer. Ausserdem verkehrten bei den Colonna sämtliche Fremden von Bedeutung, und die geschickte Französin hatte Empfänge mit Tanz nach Pariser Art eingeführt, während dieser Brauch bis dahin in Rom unbekannt war. Das Theater war beinahe die einzige grössere Zerstreuung der Römerinnen.

Jeden Abend besuchte die schöne Fürstin Hortense Mazarin ihre Schwester. Sie war im August 1668 nach Italien gekommen, hatte sich auf der Reise mit dem Stallmeister des Prinzen de Rohan so weit eingelassen, dass die Folgen dieses Romanes bald offenbar wurden. Die Familie war verzweifelt, um so mehr, als bald das boshafte Spottgedicht auf Hortense zirkulierte:

> Du chevalier
> Aimable duchesse
> Du chevalier
> Prendre l'écuyer,
> Ce n'est pas d'une beauté fière
> Si votre coeur va toujours en arrière,
> Helas! Helas!
> A quoi bon tant d'appas.

Mazarin und der Papst erfuhren diesen peinlichen Vorfall; Hortense wurde ins Kloster auf dem Campo Marzo, dem ihre Tante vorstand, relegiert. Die lebenslustige Frau konnte es in den Klostermauern nicht aushalten; die Fürstin Colonna, die Mitleid mit ihrer Schwester hatte,

wollte sie unter Christinens Schutz stellen, die einen Pavillon in ihrem Garten hatte und Hortense unterbringen und vor neugierigen Blicken verschonen konnte. Die Colonna glaubte, dass die Königin ihren Wunsch erfüllen würde, aber als Hortense zur Übersiedlung in den Palazzo Riario bereit war, erklärte Christine ziemlich scharf, sie könne die Kranke weder bei sich aufnehmen, noch sich um sie sorgen.

Die Beziehungen zwischen den Colonna und der Königin waren um so kühler, als Chigi Azzolinos Gegner im hl. Kollegium war. Aus diesem Grunde hatte sich die Königin auch geweigert, Hortense unter ihren Schutz zu nehmen.

Hortense flüchtete aus dem Kloster in den Palazzo Mancini und tanzte bei den von ihrer Schwester veranstalteten Bällen, so lange ihr Zustand es gestattete. Man spielte dort auch leidenschaftlich Karten, und der braunschweigische Herzog und Bischof von Osnabrück verlor, um sich dem Konnetabel für seinen Empfang erkenntlich zu erweisen, im Spiel an die Hausfrau 30000 Taler.

Die Rivalität zwischen Christine und Maria Mancini erstreckte sich bis aufs Theater. Wenn die Königin den Regisseur von Tor-di-Nona besonders protegierte, so hatte die Colonna ihren Hofdichter Filippo Acciajoli, der Libretti zu Melodramen und Lustspiele verfasste, die ihr gewidmet waren. Acciajoli durfte sich der Freundschaft des Konnetabel rühmen und war eine der einnehmendsten Persönlichkeiten Roms. Stolz auf seine Abstammung behauptete er, seine Vorfahren hätten eine Zeitlang in Athen und im Peloponnes geherrscht. Da er von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen geerbt hatte, konnte er seiner Reiseleidenschaft frönen; er bereiste Italien, Deutschland, Böhmen, Ungarn, Holland, Frankreich, England, Spanien und war selbst in Afrika, Asien und Amerika. Er verstand, sehr interessant von seinen Reisen zu erzählen und war ein gebildeter, phantasiebegabter Mensch. 1670 scheint sein ausgezeichnetes drama musicale burlesco „Girello" zum erstenmal aufgeführt worden zu sein. Es wurde auf allen italienischen Bühnen gegeben. Die Musik war von Jacopo Melani; der Verfasser des Libretto schrieb aber später unter dem Pseudonym Francesco Antonio Pistocchima selbst die Musik dazu; den Prolog hatte Alessandro Stradella in Musik gesetzt, er trug den ehrenvollen Beinamen „Il primo Apollo della musica".

Filippo Acciajoli hat neben seinen Melodramen auch ein vervollkommnetes Marionettentheater erfunden. Sein „Consiglio delle streghe",

eine Marionettenkomödie, die im Hause des Konnetabel aufgeführt wurde, wurde dank dem vorzüglichen Mechanismus und den grotesk-komischen Bewegungen der kleinen Gestalten sehr bewundert. Das berühmteste Marionettentheater „Teatro di burattini", das aus 120 Figuren und 24 verschiedenen Dekorationen bestand, schenkte Acciajoli dem Grossfürsten Ferdinand von Toskana. Bei den ersten Aufführungen in Florenz sprach Acciajoli die Rollen der Marionetten; der Grossfürst war von seinen Burattini so begeistert, dass er Künstler aus Rom kommen liess, um die Puppen aufzuziehen und, hinter einer Wand versteckt, zu sprechen. Enrico de Noris, der der Aufführung beigewohnt hat, berichtet einem Professor in Pisa, es gäbe nichts praktischeres, als ein derartiges Theater; die Marionetten bedürfen weder Speise, Trank noch Toilette, und als Wohnung genüge ihnen die Schatulle, in der sie aus Rom gekommen sind. Acciajoli komponierte auch die Musik zu einigen seiner Marionettenkomödien und ersann ein Melodrama, in dem die Holzfigürchen den Mund öffneten, während die Künstler, hinter Kulissen versteckt, ihre Rollen sangen.

„Gran burattinajo" scheint jedoch seine melancholischen Augenblicke gehabt zu haben; in einem stillen Bergnest bei Spoleto baute er sich eine Einsiedelei. Asketische Übungen vorschützend, zog er sich zweimal im Jahre dahin zurück, ohne seinen Aufenthaltsort in Rom zu verraten. Seine Freunde glaubten ihm die Askese nicht recht. Vielleicht wollte Acciajoli gelegentlich im Gebirge von dem allzu lauten gesellschaftlichen Treiben ausruhen. Er starb im Beginn des Jahres 1700; sein künstlerischer Geschmack ist für die Epoche, in der er gelebt hat, charakteristisch. Er hat einmal halb im Scherz gesagt, der Tragödie ziehe er die Komödie vor, der Komödie die Farce, der Farce die Pantomime, aber lieber als alles seien ihm Marionetten.

Aber zurück zur Fürstin Colonna. Unbeständigkeit hatte sie bei ihrem Gatten gelernt. Flavio Chigis überdrüssig, fand sie einen andern. Der „chevalier de Lorraine", der Sohn Heinrichs von Lothringen und der Marguerite Cambout kam nach Rom; in verschiedenen Tagebüchern kann man lesen, dass er „schön war wie ein Engel". Ludwig XIV. hatte ihn aus Frankreich verbannt, da dieser Adonis schuld daran war, dass Philipp von Orleans, der Bruder des Königs, seine ehelichen Pflichten gegen seine reizende Gemahlin Henriette von England nicht erfüllte. Der schöne Franzose versuchte in Rom sein Glück erst bei der Fürstin Mazarin; da er dort nur eine kühle Aufnahme fand — die Fürstin in-

teressierte sich damals für einen ihrer Höflinge, Monsieur de Courbeville —, hielt er sich an ihre Schwester, die Colonna. Er schenkte ihr einen ausserordentlich originellen Jagdwagen nebst den dazugehörigen, mit bunten Bändern geschmückten Pferden; das Pferdegeschirr soll 1000 Pistolen gekostet haben. Da Lorraine Chigi in jeder Beziehung überlegen war, war es nicht schwer, diesen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, und bald sprach ganz Rom vom Verhältnis der Mancini mit dem Fremden. Der Konnetabel begann eifersüchtig zu werden und fand einen Genossen im Kardinal, dessen Freundschaft für die Fürstin sich in Hass umkehrte. Colonna wollte erst durch vernünftige Vorstellungen auf seine Gemahlin einwirken und schickte einen vertrauten Mönch zu ihr, der ihr riet, ein ihrer unwürdiges Verhältnis zu lösen; anstatt jeder Antwort warf die Fürstin den Mönch zur Tür hinaus, da er es gewagt habe, sie eines Vergehens zu bezichtigen, das ihrer Stellung nicht entsprach.

Trotz der Eifersucht des Gatten und des Freundes wurde Lorraine der unzertrennliche Gefährte der Mancini. Die Herzogin pflegte im Tiber zu baden und hatte sich vor der Porta del Popolo ein kleines Badehäuschen errichten lassen. Sie fuhr gewöhnlich in Lorraines Gesellschaft hin und liess sich eines Tages von ihm im Badeanzug oder ohne dieser Hülle malen. Colonna war aufs äusserste empört, trotzdem die Fürstin sich zu rechtfertigen suchte: Lorraine habe sie gebeten, ihm Modell zu stehen, da er nie eine so schöne Gestalt wie die ihre gesehen habe, aber dieses Äusserste habe sie gar nicht getan, sondern sich ihm nur in einem Gazehemd, das bis an die Knöchel reichte, gezeigt.

Der Konnetabel begann jedem Schritt der Fürstin nachzuspüren. Er mietete zu diesem Zweck einen alten Juden aus dem Ghetto, der sich gewöhnlich auf der Strasse herumtrieb, aber die Mancini kam bald dahinter, dass er ihr nachspüre, und im Augenblick, wo sie seiner ansichtig wurde, gab sie dem Pferde die Sporen und entschwand ihm. Colonna benützte einen anderen Spion. Als die Fürstin eines Tages vor der Porta Ripa Grande mit Lorraine spazieren ging, sah sie der Paulskirche gegenüber einen Beamten ihres Mannes, der jedenfalls nicht aus eigenem Antriebe dort stand. Schnell entschlossen, liess sie sich mit ihrem Freund auf das andere Ufer des Flusses übersetzen. Der neugierige Diener konnte nur beobachten, wie das verliebte Paar davonfuhr.

Als der Chevalier de Lorraine 1672 nach Paris zurückging, konnte der Konnetabel befreit aufatmen. Philipps Gemahlin war gestorben, und

trotz des Gerüchtes, dass Lorraine sie durch seinen vertrauten Diener Morelli habe vergiften lassen, gestattete der König ihm die Rückkehr in die Heimat.

Aber das Verhältnis zwischen Colonna und der Fürstin war so erschüttert, dass von einem friedlichen Zusammenleben nicht mehr die Rede sein konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach beschloss Colonna, sich seiner Gattin durch Gift zu entledigen.

Noch während Lorraines Aufenthalt in Rom im Frühjahr 1671 erkrankte die Fürstin sehr schwer. Sie ahnte, dass sie vergiftet sei, benützte sofort ein Gegenmittel, und das hat ihr das Leben gerettet. Die ihr sehr zugetane Dienerin Morena, eine Mulattin, fing einen an den Konnetabel gerichteten Brief auf, der ein fast sicherer Beweis ist, dass ein Anschlag auf die Fürstin geplant war. Angesichts der ihr drohenden Gefahr beschloss die Mancini, nach Frankreich zu fliehen. Ihre Schwester Hortense unterstützte sie in diesem Vorhaben, und beide Frauen warteten auf einen geeigneten Augenblick, um Italien heimlich zu verlassen. Als sich Colonna im Mai 1672 auf seine Güter in die Abruzzen begab, hielten sie den Augenblick für gekommen. Am 29. verliessen sie Rom unter dem Vorwand, nach Frascati in die Sommerfrische zu gehen. Die treue Morena begleitete sie, und Hortenses zuverlässiger Diener erwartete sie in einer gemieteten Barke in einem kleinen Fischerdorf, um sie nach Marseille zu bringen. Die Fürstin hatte, um jeden Verdacht zu vermeiden, nur wenig Gepäck, sie hatte nur 700 Pistolen, ihre Perlen und eine kleine Schatulle mit Edelsteinen an sich genommen. Die Flucht war reich an dramatischen Zwischenfällen. Maria wie Hortense hatten, ehe sie die Barken bestiegen, Männerkleider angezogen, um unerkannt zu bleiben; der Besitzer des Schiffes, ein schlauer Neapolitaner, erkannte sofort, mit wem er es zu tun habe und fragte scherzend, weshalb sie es denn so eilig hätten, ob sie den Papst ermordet hätten? Er liess sich tüchtig bezahlen, verstand es aber, vierzehn Boten zu entgehen, die Colonna der Fürstin nachgeschickt hatte und versteckte seine Barke auch in der Nähe des Ufers vor der gesamten toskanischen Flotte, die die Flüchtlinge auf dem offenen Meer suchte.

Nach zehn Tagen furchtbarer Ungewissheit und körperlicher Qualen landete die Mancini in Frankreich; sie glaubte in Ludwig XIV. einen Beschützer zu finden, aber ihre Hoffnungen hatten sie getäuscht. Der König war sehr kühl gegen sie und sah sie ungern in Frankreich; die Fürstin führte Jahre hindurch eine unsichere Wanderexistenz, suchte

Schutz in Savoyen, Brüssel und Antwerpen, stets in Furcht, ihrem Manne ausgeliefert zu werden; schliesslich fand sie einen Zufluchtsort bei den Dominikanerinnen in Madrid. Erst nach dem Tode ihres Gatten (1689) fühlte sie sich sicher und ging sogar für eine Zeit hindurch nach Rom zurück. Sie starb 1706 in Pisa und wurde in S. Sepolcro begraben. Einer ihrer Söhne war damals bereits Kardinal.

Die Fürstin interessierte sich, ebenso wie Christine, für Astrologie und arbeitete viel mit dem Physiker Terti. Zwischen 1670—1682 gab sie sogar drei Bände heraus mit Vorschriften, Anagrammen und Berechnungen, die sämtlich auf dem Einfluss der Sterne beruhen. Ihr schweres Schicksal war ihr aber von den Astrologen nicht prophezeit worden.

Maria Mancini hinterliess im Leben der römischen Gesellschaft unvertilgbare Spuren. Als erste hatte sie französische Sitten eingeführt und die Fesseln der Römerin gelöst, die damals gewissermassen als Sklavin neben ihrem Mann lebte. Ihr Vorgehen hat sich nicht immer mit den Anschauungen einer strengen Moral gedeckt, aber soweit die eheliche Treue in Frage kommt, haben sich die Römerinnen auch vor ihrem Auftreten nicht immer durch allzu strenge Grundsätze ausgezeichnet.

## VIII.

Auch die Fürstin Rossano, die immer noch schöne Olympia Aldobrandini, war eine Rivalin der Königin. Die Fürstin intrigierte mit den Kardinälen, die Innocenz X., der Oheim ihres Mannes ernannt hatte, und hätte die Königin gern aus ihrer Position im „Squadrone volante“ hinausgedrängt; sie glaubte dazu ein gewisses Recht zu haben, da sie, wie es heisst, Azzolinos erste Liebe war. Der Kardinal hatte ihr zu Ehren Sonette verfasst, während es seiner Muse bereits an Feuer gebrach, als er Christine kennen lernte. Trost für ihre gesellschaftlichen Misserfolge suchte die Königin in einer noch intensiveren Beschäftigung mit der Alchimie. Stunden hindurch sass sie im Laboratorium mit ihrem neuen Chemiker Bandiera, den Azzolino ihr empfohlen hatte. Bandiera war der Sohn eines Apothekers aus einem kleinen Städtchen in der Romagna und hatte die Königin durch Schmeicheleien für sich gewonnen. Das hinderte sie nicht, ihm, so oft seine Versuche misslangen, alles an den Kopf zu werfen, was sie gerade in der Hand hatte, oder ihn sogar mit dem Stock zu prügeln. Der Alchimist liess alles willig über sich ergehen; er verstand es, seine Herrin immer wieder zu be-

sänftigen und sich bei ihr so einzuschmeicheln, dass er gelegentlich sogar über Azzolino triumphierte; die Königin folgte seinen Ratschlägen häufiger als der Ansicht des Freundes.

Da tauchte ein englischer Goldmacher in Rom auf, der eine Zeitlang sogar Bandiera in Christinens Gunst verdrängte. Der Engländer behauptete, ein Lebensverlängerungsmittel erfunden zu haben; die Königin hat ihm dies Geheimnis für eine sehr hohe Summe abgekauft, man munkelte von 10000 Talern. Eine Zeit hindurch rühmte sie sich, sie würde über 100 Jahre alt werden, aber die alleinige Wirkung der englischen Pillen war eine schwere Erkrankung. Trotzdem glaubte sie an das Geheimnis des Engländers, und wurde sehr ärgerlich, als Kardinal Ricci ihr vorhielt, sie ässe zu schnell und würde dadurch ihr Leben verkürzen. Ricci starb bald darauf und Christine triumphierte: „Der alte Dummkopf ist tot, trotzdem er langsam gegessen hat, ich aber werde leben, obgleich ich die Speisen schnell verschlinge.“ Als Azzolino sah, dass der Engländer die Königin zu sehr ausnützte, veranlasste er ihn, gegen eine entsprechende Summe Rom zu verlassen.

Der Glaube an die Kraft ungewöhnlicher Heilmittel wurzelte tief in den damaligen Menschen; auch Azzolino bezahlte während einer Krankheit 2000 Taler für eine Wunderpille, die ihn wieder gesund machen sollte.

Um 1674 interessierte Christine sich wieder lebhaft für die einst von hr begründete Akademie. Einige hervorragende Gelehrte haben ihr ngehört: Angelo de la Noce, Erzbischof von Rossano, und der Jesuit Niccolo Pallavicini. Angelo della Noces Einkommen war zu gering, um hm in der Stadt ein standesgemässes Auftreten zu ermöglichen, die Königin setzte ihm eine Pension aus und stellte ihm ihren Wagen zur Verfügung. Pallavicini schrieb eine lange Abhandlung über die Vor-eile, die der katholischen Kirche durch Christinens Übertritt erwach-en seien; aber diese Abhandlung konnte nicht gedruckt werden, da lie Inquisition 54 Ketzereien darin entdeckt hatte. Einem andern Je-uiten, dem Portugiesen Antoni Vieyra, der der Akademie der Königin ngehörte, musste Klemens X. ein Empfehlungsschreiben an die Inqui-itoren in Lissabon geben, um ihn vor Verfolgungen zu schützen.

Den kostbaren Sammlungen, die Christine teils aus Stockholm mit-ebracht, teils in Rom vergrössert hatte, liess sie stets ihr besonderes nteresse angedeihen. Am bedeutendsten waren ihre Medaillensamm-ung und ihre Bibliothek. Zum Kustos ernannte Christine Francesco

Camelli, ein Mitglied der von ihr begründeten Akademie, der einen von Numismatikern sehr geschätzten Katalog ihrer Sammlung verfasst hat. Auf der Suche nach alten Münzen liess die Königin in Roms Umgebung mit grossem Erfolg graben. In allen antiquarischen und künstlerischen Fragen war Giovanni Pietro Bellori, der Verfasser des bekannten Werkes „Libro dei Pittori", ihr Berater. Für Gelehrte, Dichter und junge Künstler hatte sie zu Azzolinos geheimem Kummer jederzeit eine offene Hand. Der Sitte gemäss legten sich die Mitglieder der Akademie besondere Namen zu: die Königin hiess „Basilissa"; nach Christinens Tod nannte die Akademie sich „Arcadia"; sie wurde eine der bekanntesten Gelehrtenvereinigungen Italiens und hatte ihre „Kolonien" in den bedeutendsten Städten der Halbinsel. Der Arcadia gehörte später auch die polnische Königin Maria Casimira an; sie wurde dort „Amirisia Telea" genannt. Die Arcadia betrachtete Basilissa als ihre Gründerin und entwickelte sich in einem solchen Masse, dass sie 1711 bereits 1197 verstorbene Mitglieder besass.

Unter den Gelehrten bevorzugte die Königin Mathematiker und Astrologen, was sich aus ihrer Vorliebe für Alchimie ohne weiteres ergibt. In ihrem Dienst standen zwei Astrologen, Cassini und Giordani. Nächte hindurch beobachtete sie mit Cassini den Sternenhimmel, und als 1664 der Gelehrte in ihrer Gegenwart einen neuen Kometen vom Observatorium des Palazzo Chigi entdeckte, war die Freude gross! Zur Erinnerung an diesen Augenblick liess sie eine Medaille prägen: auf dem Avers ihr Kopf, auf dem Revers eine Sonne mit der Inschrift: „Non sit tamen inde minor." Dies sollte bedeuten, dass, so wenig die Sonne durch ihre Entfernung von der Erde etwas von ihrer Grösse einbüsst, die Königin etwas von ihrem Ruhm verliert, da sie ihrer Heimat fern lebt, sie steht vielmehr so hoch, dass sie nicht höher steigen kann.

## IX.

Unter Klemens X. hat Christine ihre ruhigsten Jahre in Rom verlebt. Der Papst und seine gesamte Umgebung waren voller Rücksichten für die Königin, und ihre despotischen Gelüste wurden milde übersehen. Das Blatt wandte sich unter Klemens' Nachfolger. Die Königin und Azzolino hatten ihr möglichstes getan, um Carlo Contis Wahl durchzusetzen. Ein Bruder des Kardinals, Fürst Poli, war Maggiordomo der Königin, seine Schwester, die Fürstin Muti, ihre erste Ehrendame.

Azzolino, der während des Konklave in seiner Zelle eingeschlossen war, schrieb häufig an die Königin und begann sich sogar nach ihr zu sehnen. Als er infolge einer heftigen Erkältung seine Zelle nicht verlassen durfte, setzte er an die Spitze seines Briefes zwei Buchstaben: S. M., die für beide eine Liebesbedeutung hatten. Für den Uneingeweihten konnte es „Sa Majesté“ heissen, ihnen aber waren diese Buchstaben ein Symbol ihrer vergangenen heissen Liebe; die Königin war so glücklich darüber, dass sie dem Freund enthusiastisch dankt, er erinnere sie „an ein vergangenes Glück, diese Buchstaben seien ihr teurer als die Herrschaft über die ganze Welt“. Christine muss, trotzdem sie gelegentlich einen andern Eindruck macht, eine Frau in der vollsten Bedeutung dieses Wortes gewesen sein. Die Erinnerung an das Glück, das sie mit Azzolino genossen, schätzt sie höher ein als Zepter und Krone. Die Freude der Königin scheint Azzolino geschmeichelt zu haben, seitdem fehlen diese beiden Buchstaben selten auf seinen Briefen an Christine, sie sind das Zeichen eines dreissigjährigen Verhältnisses.

Christinens und Azzolinos Intrigen während des Konklave waren umsonst: am 21. September 1676 wurde Benedikt Odescalchi, der von Frankreich unterstützte Kandidat, zum Papst gewählt; er nahm den Namen Innocenz XI. an.

Der Papst entstammte einer Bankierfamilie in Como; als Fünfundzwanzigjähriger war er, mit den Waffen an der Seite, nach Rom gekommen, um sein Glück zu suchen. Als Soldat konnte er es nicht finden; dem Rat seiner Freunde folgend, trat er in die geistliche Armee ein und hat es dort weit gebracht.

Der neue Papst verstand nichts so gut wie die Regelung finanzieller Fragen; gerade ein solcher Papst war nötig, da das Budget der apostolischen Kammer in einem beklagenswerten Zustand war: das jährliche Defizit betrug bis zu 170000 Skudi und der Bankerott stand bevor. Innocenz XI., der unerhört sparsam war, gestattete nicht, mehr als einen halben Taler täglich für seinen eigenen Unterhalt auszugeben, ausserdem schaffte er alle überflüssigen Ämter ab, die die Nepoten unter den letzten Päpsten eingenommen hatten. Seinem Neffen war er sehr zugetan, liess ihm aber nichts aus der päpstlichen Kasse zufliessen. Wenn seine Verwandten ihm mit den verschiedensten Bitten und Forderungen kamen, wurde er zornig und gab im Mailändischen Dialekt zur Antwort: „‚Minga‘, ich gestatte es nicht.“ Aus diesem Anlass bekam er den Spitznamen „Mingone“.

Theologie und kirchliche Dinge waren Innocenz' schwache Seite, in einem solchen Grade, dass er sich als Kardinal von einem Geistlichen unterweisen lassen musste, wie er sich bei kirchlichen Zeremonien zu verhalten habe; dagegen war er darauf bedacht, das sittliche Niveau der römischen Gesellschaft zu heben. Er glaubte Rom in eine Hauptstadt der Tugend umwandeln und dort jegliches Verbrechen ausrotten zu können. Daraus ergaben sich häufige Erlässe, mit denen der Pasquino sehr zufrieden war. Unter seinem Vorgänger hatten die Römerinnen der französischen Mode, Hals und Arme zu entblössen, gefrönt. Innocenz empörte sich über diese „Unanständigkeit“ so sehr, dass er, um ihr ein Ende zu machen, bei sämtlichen Wäscherinnen ausgeschnittene Frauenhemden konfiszieren liess. Eines Tages war die Mehrzahl der Römerinnen hemdenlos.

Christine verspottete den hl. Vater, weil er in seinen alten Tagen sogar an einem entblössten Frauenhals Anstoss nehme; als sie zu einer Audienz ging, empfahl sie der Landini, sie genügend zu verhüllen, „damit Mingone nicht Schaden an seiner Seele nehme“. Ein andermal, als sie in den Quirinal fuhr, liess sie die sie begleitenden Donzellen lange schwarze, auf der Erde schleppende Gewänder anziehen, die unter dem Kinn geschlossen waren und deren Ärmel fast die ganze Hand bedeckten; als einziges Schmuckstück durften sie nur eine Perlenkette um den Hals tragen. Diese von Christine erdachten Kleider wurden im Scherz „Innocentianea“ genannt; die Römerinnen fürchteten, der Papst könne sie ihnen als ständige Tracht vorschreiben, aber die Königin tröstete sie und behauptete, selbst im Beguinenkleid würden die Frauen Mittel finden, um den Männern zu gefallen.

Der Papst wurde der Attila der römischen Theater genannt; er hatte allen Theaterunternehmungen den Krieg erklärt, nahm an der Bühne Ärgernis, obgleich er vor seiner Wahl zu jenen Kardinälen gehört hatte, die sich gern amüsierten und beständiger Gast in Christinens Loge gewesen war. Unter seinem Vorgänger waren in Tor-di-Nona 74 Schauspielerinnen aufgetreten, damit war Sixtus' V. Verbot durchbrochen. Das Theater hatte sich entwickelt, und Christine und die Mancini Colonna, die am meisten dazu beigetragen hatten, triumphierten laut. Auch Pasquino freute sich, er hatte stets darüber gespottet, dass es Frauen verboten war, auf der Bühne aufzutreten und boshaft gesagt „Laudate pueri Dominum.“

D'Alibert bemühte sich um die schönsten Sängerinnen, „qui char-

moient les oreilles par la ducieur de leurs voix et les yeux par les agrémens de leurs personnes et par la magnificence de leur habit", wie ein Zeitgenosse berichtet.

Plötzlich, angesichts dieser Entwicklung des Theaters, verbot Innocenz XI. Frauen, selbst auf Privatbühnen, aufzutreten, ausserdem untersagte er Aufführungen gegen Eintrittsgeld; diese Strenge war in der Hauptsache gegen Tor-di-Nona gerichtet. Innocenz wollte das Theater zerstören und drohte aus diesem Grunde den Theatersängern mit dem Bann, wenn sie es wagen würden, in der Kirche zu singen. Die ganze Stadt war über diese Verfügungen empört. Man nahm Anstoss daran, dass der Papst Rom in ein Kloster verwandeln wolle, fürchtete, dass der Fremdenzustrom aufhören würde; der arme d'Alibert zitterte für sein Geld, das in Theaterunternehmungen steckte. Christine schäumte vor Wut.

Der Hauptberater des Papstes in theatralischen Dingen war sein Beichtvater. Dieser heilige Mann berichtete dem Papst, in dem einen Theater seien die Logen untereinander durch Türen verbunden, und diese Verbindung errege allgemeines Ärgernis. Was dort vorgehe, sei unbekannt; genug, der Papst befahl, die geheime Tür zu schliessen; als dieser Befehl nicht sofort erfüllt wurde, schickte er zwei Geistliche und einen Notar, um seinen Willen unter Androhung des Bannes gegen Unternehmer und Publikum durchzusetzen. Schliesslich erklärte man dem Papst, die Verbindung der Logen untereinander sei kein so gefährliches Verbrechen wie der Beichtvater glaube, und so blieb alles beim alten.

Die drakonischen Vorschriften des Papstes und seines Beichtvaters wurden in Rom, soweit es ging, umgangen. Innocenz musste zu seinem Schmerz erfahren, dass während des Karnevals im Jahre 1678 in 130 Privathäusern Liebhaberaufführungen stattfanden und dass im Palazzo des Konnetabel Colonna sogar Frauen auf der Bühne auftraten. Als der Gouverneur meldete, dass sich auch die Gattin des Konnetabel an den Aufführungen beteilige und die Nepoten zu den begeistertsten Zuschauern gehören, musste der Papst wieder Nachsicht üben. In diesen grossen und kleinen Theatern ging wohl so manches drüber und drunter, denn selbst die „Avvisi di Roma" apostrophieren einmal den Papst mit den Worten: „Santo Pontefice Innocenzo XI., tanto zelante dell' onor di Dio, e nemico de' scancali, e dove sei?"

## X.

Bei Innocenz XI. waren die Jesuiten schlecht angeschrieben, dagegen unterstützte er die Jansenisten, nicht etwa weil er ihren Grundsätzen, mit denen er sich nie auseinandergesetzt hatte, huldigte, sondern mit Rücksicht auf Ludwig XIV., der es mit den Jansenisten hielt. Es hiess sogar, die Jesuiten hätten die Inquisition veranlasst, eine Kommission in den Quirinal zu schicken, um den Papst in seinen religiösen Grundsätzen zu prüfen, nicht als Haupt der Kirche, sondern als Benedikt Odescalchi; solange die Frage nach Innocenz' Überzeugung nicht geklärt war, sollte das Konsistorium den Generalvikar zum Verwalter der Kirche einsetzen. Diesem Plan hat sich die Mehrzahl der Kardinäle, darunter auch Azzolino, widersetzt; auch Christine war über diese Anmassung der Jesuiten und der Inquisition empört und machte ihren ganzen Einfluss geltend, um den Sturm im Schosse des hl. Kollegiums nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Auf diese Weise machte sie sich viele Feinde unter den Jesuiten und Inquisitoren, und diese Feindschaft nahm bald drohende Formen an. Christinens Beichtvater war Miquel Molinos, ein spanischer Laiengeistlicher, der seit 20 Jahren in Rom lebte und der Liebling der dortigen Aristokratie war. Molinos kam stets am Montag zur Königin, unterhielt sich drei Stunden mit ihr und verstand es, ihre Gunst zu gewinnen. Seine Feinde behaupteten, er sei ein heimlicher Jude, habe den Glauben an die Dreieinigkeit zerstören wollen, bekenne sich zu den Grundsätzen der Ikonoklasten, wolle kirchliche Bilder als Götzendienst verbrennen und sei ein Mann von schlechten Sitten. Als einziger wahrer Kern bleibt übrig, das Molinos lehrte, der Mensch müsse nach dem grössten seelischen Gleichgewicht und innerem Frieden streben. Nichts verstiess darin gegen die Vorschriften der Kirche, und seine Schüler nannten sich Quietisten. Sie behaupteten, Molinos grösstes Verbrechen bestehe darin, dass er als Beichtvater sehr bekannter Persönlichkeiten den Jesuiten ihren Einfluss auf einen grossen Teil der Gesellschaft geraubt habe.

Im Jahre 1679 verbreitete sich in Rom plötzlich die Nachricht, die Inquisition habe Molinos gefangen genommen; es geschah ohne Azzolinos Wissen, aus Furcht, der Kardinal würde ihm zur Flucht verhelfen. Der Papst war dagegen gewesen, aber die Inquisition, von einigen Kardinälen unterstützt, hatte gesiegt. Christine war ausser sich vor Zorn,

sie sagte laut, die Inquisition habe sich in den Dienst der Jesuiten gestellt und schickte ihren ehemaligen Beichtvater Essen ins Gefängnis. Als einige kühnere Menschen sahen, dass der Papst dem Gefangenen gewogen war, übten auch sie sehr strenge Kritik, und Pasquino schrieb: „Se parliamo, in galere; se scrivemo, impiccato; se stiamo in quiete, all Sant Officio, e che bisogna fare?" Die letzte Bemerkung bezog sich auf den Quietismus, den Molinos propagierte.

Um Molinos zu helfen, schrieb Christine auch an den Erzbischof von Palermo, bei dem er sehr gut angeschrieben war, damit er sich für den Unglücklichen in Rom verwende. Sie nannte Molinos einen Heiligen, um freilich in einem Postskriptum hinzuzufügen, „sie glaube nicht an Heilige, die essen und trinken".

Aber weder Christine noch Pasquino vermochten den Quietisten zu retten.

Mit ihren Hofleuten hatte Christine damals viel Sorge. Der Anführer ihrer Garde war Horace de Bourbon, Marquis Delmonte, ein seltsamer, vor keinem Verbrechen zurückscheuender Mensch. Er stammte von einer Seitenlinie der Bourbons ab, die sich seit längerer Zeit in Italien an der Grenze der Fürstentümer Urbino, Toskana und der Romagna angesiedelt hatte. Karl V. hatte ihnen das Marchesat Delmonte als Lehen für ihre Verdienste im Kriege übertragen. Aber das Marchesat warf sehr wenig ab, während das Geschlecht sich sehr schnell vermehrte; infolgedessen machten die Marquis mit den umwohnenden Banditen gemeinsame Sache, gewährten ihnen Schutz und verlangten ihren Teil vom Raube. Es hiess, Horaces Vater und dessen Brüder hätten mehr Menschen ermordet, als die berühmtesten neapolitanischen Räuber. Christine lernte Horace vor ihrer zweiten Reise nach Hamburg kennen und fand an seiner martialischen Gestalt Gefallen. Er war gross, kräftig, hatte ein knochiges Gesicht, tiefliegende Augen und dichtes, schon mit Silberfäden durchzogenes Haar. Ihn entstellten nur seine sichelförmig gebogenen Beine, die er dem Umstand dankte, dass er mehr als die Hälfte seines Lebens zu Pferde verbracht hatte. Die Gunst der Frauen verstand er durch seine Festigkeit zu gewinnen; gelegentlich beherrschte er die Königin so sehr, dass sie seinen Willen blind erfüllte. Das verdiente er in gar keiner Weise: er hatte keinen Glauben, ging aber trotzdem, um es mit der Königin nicht zu verderben, zur Beichte und nahm das Abendmahl wie die anderen; er spielte leidenschaftlich Karten und betrog, wo er nur konnte; gegen Frauen, die er erobern

wollte, war er ausserordentlich grossmütig, aber auf Kosten der Kaufleute, bei denen er seine Geschenke erwarb, ohne sie je zu bezahlen. Er war ein raffinierter Feinschmecker, ass aber nur Gerichte, die Kraft geben, vertilgte ungeheure Quantitäten von Trüffeln, Pilzen, Sellerie, Artischocken und ass nach Tisch noch drei geschmorte Nüsse zur Beförderung der Verdauung, dazu trank er den stärksten griechischen Wein, der in Rom zu haben war.

Die Exterritorialität der Königin waren für ihn eine unerschöpfliche Einnahme. „Palastfreiheit" war ein altes Privileg der Gesandten der auswärtigen Monarchen; dieses Privileg reichte soweit, dass die päpstliche Regierung keinen einzigen Verbrecher gefangen nehmen konnte, der sich auf das Territorium eines Gesandten flüchtete und dem dieser seinen Schutz angedeihen liess. Die päpstliche Polizei hatte infolgedessen die grössten Schwierigkeiten, Missetäter zu ergreifen, und die Gerichte konnten sehr häufig einen Urteilsspruch nicht ausführen. Auch Christine besass das Recht der „Franchigia", und Delmonte hat als Befehlshaber ihrer Truppen streng über diesem Privileg gewacht. Er verstand es, seine Stelle auszunützen, indem er Missetäter oder leichtfertige Frauenzimmer gegen Bezahlung unter seinen Schutz nahm. Seine Aufgabe bestand darin, den Missetäter, wenn auch nur für kurze Zeit, auf dem Territorium der Königin vor der Polizei zu verbergen und dann dessen Flucht aus Rom zu fördern.

Die Päpste versuchten, dies Privileg aufzuheben, aber die fremden Gesandten bestanden auf ihrem Recht, und erst Innocenz XI. begann einen diplomatischen Krieg, in dem er doch manchen Sieg erfocht. Dieser Kampf währte lange und Christine nahm sehr energisch Anteil daran. Sie machte mit dem französischen Gesandten gemeinsame Sache und ärgerte den Papst soviel sie konnte. Da Innocenz, auf Roms Moral bedacht, nächtliche Vergnügungen und Gesang untersagte, arrangierte sie nachts in ihren Gärten Serenaden. Im Jasminpark, neben Delmontes Haus, liess sie ein Amphitheater errichten, lud sehr viel Menschen ein, und zwei Hofsängerinnen, Angelica und die Tochter der Pariser Landini, sangen, von Musikinstrumenten begleitet. Namentlich gefiel Angelicas Lied mit dem Refrain „Flon! flon!" den alle Zuhörer begeistert mitsangen. Als die schöne Sängerin die erste Strophe anstimmte:

La zelante Angelica
Col suo cimbalon

Per la sua regina
Vuol cantar la canzon, flon! flon!

wollte der Beifall nicht enden.

Delmonte leitete das Fest, hat aber wohl zu viel gegessen und getrunken, am nächsten Tag fand man ihn tot im Bett. Das Volk behauptete, der Teufel habe ihn als Strafe für seinen Ungehorsam gegen den Papst erwürgt.

Den neu nach Rom gekommenen Gesandten gestand Innocenz XI. das Recht auf territoriale Freiheit nicht mehr zu, er anerkannte weder den polnischen Gesandten, Fürsten Radziwill (1680), noch den englischen Gesandten, den Grafen de Castelmaine (1686) als Vertreter ihrer Könige, bis sie auf die Franchigia verzichtet hatten. Schliesslich streckte auch Christine die Waffen, nur der französische Gesandte bestand auf seinem Recht. Ehe es jedoch zu diesem Verzicht kam, war die kampflustige Christine bereit, sich dem Papst mit den Waffen zu widersetzen. In ihren Dienst nahm sie den Bravo Merula, der vom päpstlichen Gericht zu Tode verurteilt war, weil er einen römischen Polizisten erschlagen hatte. Der Papst war so zornig, dass er Christine mit dem Bann bestrafen wollte; die Kardinäle verhinderten dies zwar, aber er überfiel das Gebiet der Königin, um Merula mit Gewalt zu rauben. Christine traf ernsthafte Vorbereitungen zum Kampf, bewaffnete ihren ganzen Hofstaat und vergrösserte ihre „Armee" durch Tagediebe, die nichts Besseres zu tun hatten; im Verlauf weniger Tage hatte sie 500 Bewaffnete. Im Quirinal besann man sich; man wollte es nicht bis zu diesem Äussersten kommen lassen und die bis vor kurzem geliebteste Tochter der Kirche mit Krieg überziehen. Dem Kardinal Albani gelang es allmählich, Innocenz und die zornige Königin zu besänftigen, Friede wurde unter Bedingungen geschlossen, die keiner der Parteien zu nahe traten.

Nach Delmontes plötzlichem Tode ernannte Christine den Grafen Wasenau, den bisherigen Anführer ihrer Schweizer Garde, zum Kapitän ihrer Truppen. Er war der uneheliche Sohn des Königs Ladislaus IV. mit Jadwiga Luszczkowska, der „Venus aus Mereczei", wie Waclaw Potocki sie in seinem „Jovialitates" genannt hat.

Der junge Königssohn war, früh auf eignen Füssen stehend, in die Welt gegangen, um sein Glück zu suchen. In England war er bei Karl II. gut angeschrieben, aber infolge eines blutigen Zwischenfalles musste er nach Holland flüchten. Da er auch dort sein Glück nicht

fand, ging er nach Spanien. Wasenau war ein kräftiger, kühner, rechtlicher Mensch von angenehmen Umgangsformen. Seine ritterlichen Tugenden wurden in Madrid höher als im Norden geschätzt; in der besten spanischen Gesellschaft war er gern gesehen, bei Don Juan d' Austria stand er in hohen Gunsten und hatte eine glänzende militärische Zukunft vor sich. Die Liebe machte seine Zukunftspläne zunichte. Er verliebte sich in die schöne Gattin seines Obersten, des Fürsten de Chalais und gewann ihre Gegenliebe. Der Roman wurde entdeckt, Wasenau musste flüchten und der Fürst schickte seine Frau in ein Marienkloster auf der Lungara in Rom. Ladislaus' IV. Sohn suchte Schutz in Frankreich bei König Johann Casimir, der ihn in seine Dienste nahm und ihn vom französischen Parlament als seinen Neffen legitimieren lassen wollte. Während dieser Unterhandlungen starb Johann Casimir in seiner Abtei in Saint Germain-des-Près, Wasenau musste nach einem neuen Unterkommen suchen und wurde darin vom Prince de Condé unterstützt, der ihm ein kleines Erbteil aus dem Nachlass des verstorbenen Königs überwies. Mit geringen Geldmitteln versehen, begab sich Wasenau nach Rom, um sich der Fürstin de Chalais zu nähern und sich Christine als einen Nachkommen aus dem Hause Wasa vorzustellen. Christine anerkannte die Verwandtschaft und ernannte ihn zum Kapitän ihrer Garde. In Rom fand der romantische Ritter Mittel, um die Fürstin wissen zu lassen, dass er ihr nahe sei. Er irrte oft nachts vor dem Kloster; beim Klang einer bestimmten Arie zündete die Fürstin ein Licht im Gartenfenster an und gab ihm Zeichen. Aber Gitter trennten die Verliebten, und eine solche Liebe genügte dem Soldaten nicht.

Wasenau war häufig im Hause des Duca de Poli, der ihm sehr gewogen war; sie hatten sogar ein Bündnis geschlossen, um sich gegenseitig bei der Königin gegen den ihnen feindlich gesinnten Azzolino zu unterstützen. Die Tochter des Duca de Poli, die mit dem Fürsten d'Acqua-Sparta verheiratet war, galt als eine der schönsten Frauen Roms. Sie war 20 Jahre alt, mittelgross, hatte einen schönen Teint, dunkle Augen und glänzendes, kastanienfarbenes Haar. Sie sang, spielte die verschiedensten Instrumente und machte auf Wasenau einen sehr starken Eindruck, doch wagte er fürs erste nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Damaliger Sitte gemäss anvertraute er sein Geheimnis dem Schneider der Fürstin, um auf diesem Umwege zu erfahren, ob er auf Gegenliebe hoffen dürfe. Der Schneider, ein kluger, geschickter Mann,

verstand sich seines Auftrages gut zu entledigen; die Fürstin machte Wasenau Hoffnung, warnte ihn aber gleichzeitig vor ihrem eifersüchtigen Gatten, der jeden ihrer Schritte bewache. Gelegenheit zu einem Rendezvous zu finden, war nicht leicht; geschickter als Wasenau war der in die Fürstin verliebte französische Gesandte Duc d'Estrées. Er verstand die Dinge so zu arrangieren, dass er das Kind eines französischen Buchhändlers in Rom mit ihr zur Taufe hielt; während der Zeremonie gestand er der Fürstin seine Liebe. Aber das Geständnis nützte wenig; sie stand nicht allein unter dem Schutz des Gatten, auch die Verwandten, namentlich die Fürstin de Carbognano und der Kardinal Borromeo bewachten sie. Der Kardinal muss den Fürsten d'Acqua-Sparta gewarnt haben, die Fürstin wurde plötzlich aufs Land geschickt. Unterdessen war Wasenau in Christinens Auftrag 1676 nach Schweden gegangen und bewährte sich dort vorzüglich. Die Königin versuchte damals, ihn in einem Briefe zu überreden, ins Kloster zu gehen. Den unmittelbaren Anlass dieses Briefes kennen wir nicht; Christine weist ihn darauf hin, dass er bei Hofe keine Aussichten habe, da er zu arm sei, um seiner Geburt entsprechend auftreten zu können und ihr Vermögen nicht lange, um seine Zukunft zu sichern. „In den Augen der Welt," schreibt sie, „bin ich noch ärmer als du, denn ich stehe höher und bin nicht so glücklich, einen ähnlichen Entschluss fassen zu können. Überall, im Frieden oder im Krieg, sind die an dich gestellten Anforderungen zu gross, und ohne Geld kannst du dir nicht helfen. Nur Gott kann man sich ohne grosse materielle Mittel widmen und ohne zu befürchten, gegen die Ehre zu fehlen."

Wasenau hatte keine Lust, sich in Klostermauern einzuschliessen und kam nach Rom an den Hof der Königin zurück.

Christine war bei der Begrüssung so zornig, dass sie ihm die ärgsten Schimpfworte an den Kopf warf und ihn drei- oder viermal mit dem Stock schlug. Wasenau nahm sich das nicht sehr zu Herzen, er wusste, dass die Königin schon so manchen ihrer Höflinge in dieser Weise behandelt hatte: auch ein Freund des Kardinals war von ihr mit dem Stock begrüsst worden. Intrigen von neidischen Höflingen trugen an allem Schuld. Die Missverständnisse wurden beigelegt, Christine schloss Frieden mit Wasenau, der immer mehr in ihrer Gunst stieg. Sie stellte ihm einen Wagen zur Verfügung und vermehrte die Zahl seiner Diener und Pferde.

Das Hoffräulein Ottavia Passaglia, die Tochter eines Barbiers aus

S. Agata, einem Dörfchen in der Nähe Pesaros, war bei der Königin so gut angeschrieben, dass Christine sie Giustiniani nannte, um ihre Familie zu adeln. Ottavia war hübsch und Wasenau stand bald in zärtlichen Beziehungen zu ihr. Dieser Roman beunruhigte Azzolino, er fürchtete, Wasenau würde durch Ottavia doppelten Einfluss auf Christine gewinnen. Er beschloss, dem vorzubeugen und verheiratete Ottavia mit dem Marquis Capponi, einem armen Edelmann. Geholfen hatten ihm bei diesem Gewaltstreich die Nonne Maria Candida und Monsignore Cabannes, ein Höfling des Kardinals Altieri. Da Altieri mit Capponi verwandt war, gab Azzolino dem Kardinal 10000 Taler Mitgift für Ottavia, um den Anschein zu erwecken, dass Altieri und nicht er, das Mädchen ausstatte. Auf diese Weise verlor Wasenau eine Freundin in der nächsten Umgebung der Königin, und Azzolino wachte streng darüber, dass der Kapitän der Garde nicht zuviel Einfluss an Christinens Hof gewinne. Wahrscheinlich fürchtete der Kardinal, Christine könne ihr Vermögen Wasenau, ihrem Verwandten, vermachen.

1680 kam der polnische Gesandte, Fürst Radziwill, Vizekanzler und Unterfeldherr von Litauen, mit seiner Gattin, Caterina Sobieska, der Schwester des Königs Johann III., nach Rom. Sie wurden von der Königin sehr liebenswürdig empfangen, besonders zeichnete sie die Fürstin als Verwandte des polnischen Königs aus. Wasenau diente als Dolmetsch, Radziwill empfahl ihn der Königin angelegentlichst und wollte ihm einen Teil der sogenannten neapolitanischen Einkünfte aus dem Nachlass der Königin Bona sichern. Christine versprach, in dieser Angelegenheit an den Fürsten Medina-Celi, den ersten Minister des katholischen Königs, und an den Marquis de los Velez, den neapolitanischen Vizekönig, zu schreiben. Bei Hofe hiess es, sie habe sich dieser Sache wenig angenommen, vermutlich infolge von Azzolinos Intrigen.

Nach Ottaviens Verlust suchte Wasenau bei der Fürstin Salviati, Federigo Cesarini Sforzas Schwester, Trost. Er erstreckte sein Interesse auch auf ihren kleinen Sohn, und es fiel in Rom auf, dass man die Fürstin nicht anders als in Begleitung ihres Sohnes und des Grafen Wasenau, zu beiden Seiten der Kutsche sehe. Die Fürstin wurde von ihrer Mutter, der Schwester des Kardinals Cybò, einer strengen Frau, scharf bewacht. Als junge Frau hatte die Cybò ein hübsches Mädchen, das ihr Gatte aushielt, töten lassen und dem Manne den Kopf auf einer Schüssel geschickt. Nach diesem Drama zog sie sich in ein Kloster in Florenz zurück und kam erst nach dem Tode ihres Mannes nach Rom.




W. Wasenaus Grabdenkmal

*Rom San Francesco delle stimmate*



Diese zweite Herodias gab dem Grafen Wasenau zu verstehen, dass sie seine vertrauten Beziehungen zur Fürstin Salviati nicht dulden wolle, wahrscheinlich drohte sie ihm mit einem Machtspruch des Papstes, er wurde vorsichtig und war nicht mehr als steter Begleiter der Fürstin zu sehen.

Wasenau wurde nach einer ziemlich stürmischen Jugend sehr fromm und blieb bis zu Christinens Tod an ihrem Hof. Die Königin vermachte ihm eine lebenslängliche Rente von 500 Talern, die Azzolino resp. seine Erben auszuzahlen hatten. Alexander VIII. ernannte Wasenau zum Kammerherrn und sein Nachfolger Innocenz XII. bestätigte dies Amt.

Am 19. März 1698 starb Wasenau, zu seinem Erben hatte er Giovan Francesco Albani ernannt, den späteren Klemens XI., dem er an Christinens Hof nähergetreten war. Der Kardinal liess ihm eine Grabplatte in der Kirche S. Francesco delle Stimmate zu Rom setzen, sie ist neben der Sakristeitür eingemauert. Die Grabplatte aus verschiedenfarbigem Marmor birgt in der Mitte die Büste des Verstorbenen, darunter den untenstehenden Text*). Dass der Name Wasenau zu „Wasenhof" wurde, ist nicht weiter verwunderlich, da ausländische Namen auf römischen Denkmälern häufig verändert wurden.

## XI.

In den letzten Jahren trat eine Entfremdung zwischen Azzolino und der Königin ein. Vielleicht verdächtigte Christine den Kardinal, dass seine Freundschaft durch die Hoffnung, sie zu beerben, gefärbt wurde, sie fasste nämlich den Entschluss, Rom zu verlassen und in das verhasste Deutschland zurückzugehen. Sie stand in geheimen Unterhandlungen

*) D. O. M.
Vladislao Constantino Wasa
comiti de Wasenhoff
Vladislai IV. Poloniae Regis F.
Huius archiconfraternitatis sodali
Viro honestatis cultu animi candore
Morum svavitate omnibus accepto atque probato
Die XIX Martii MDCX CVIII Romae e vivis erepto
Joannes Franciscus S. R. E. Cardinalis Albanus
ex testamento haeres
Amoris et desiderii M. P.

mit dem Kurfürsten von Brandenburg und versprach, ihn zu ihrem Haupterben einzusetzen, vorausgesetzt, dass er ihr die Einkünfte aus der Magdeburger und Halberstädter Provinz zusichere. Während diese Unterhandlungen schwebten, erkrankte Christine ernsthaft im Februar 1689, im März hatte sie sich wieder erholt.

Während dieser Krankheit spielte sich im Palast der Königin ein Ereignis ab, von dem in ganz Rom gesprochen wurde. Monsignore Vannini, der die schöne Angelica, von der bereits die Rede war, schon lange begehrte, wollte die Krankheit der Königin benützen, um das Mädchen im Einverständnis mit der Mutter, die er bestochen hatte, zu entführen. Der Anschlag misslang: ein Hausgenosse und Freund der Angelica, packte den Missetäter an der Kehle, erwürgte ihn beinahe und warf ihn auf die Strasse; die Mutter des Mädchens entfloh. Christine hörte den Lärm und fragte, was geschehen sei, die Diener gaben, um sie zu beruhigen, eine ausweichende Antwort. Als sie nach ihrer Genesung den Vorfall erfuhr, befahl sie Merula, Vannini zu töten und setzte auf dessen Kopf eine glänzende Belohnung. Der Monsignore ahnte die Gefahr, entfloh im Wagen des Kardinals Barberini ins Benediktinerkloster nach Subiaco und von dort aus in die neapolitanischen Abruzzen. Man verdächtigt Merula, dass er von Vanninis Protektoren bestochen, die Flucht begünstigt habe. Das unliebsame Aufsehen, das die Rache der Königin hervorgerufen hätte, sollte vermieden werden. Als Merula Christine Vanninis Flucht meldete, geriet sie in solchen Zorn, dass sie ihn, masslos fluchend, mit der Faust bearbeitete; nach diesem Zornesausbruch erkrankte sie abermals an starkem Fieber. Diesmal war der Anfall so heftig, dass sie ihm nach einigen Tagen erlag. Sie starb am 19. April 1689. Dem Tode nah, liess sie Kardinal Albani, den Sekretär des Papstes, den nachmaligen Klemens XI., kommen und flehte ihn, die Verzeihung des Papstes für sie zu erbitten, falls sie ihn durch ihre lebhafte Art oder durch unpassende Ausdrücke beleidigt habe. Ihre Hofleute stellte sie unter den Schutz Sr. Heiligkeit. Der Papst nahm die Zerknirschung der Königin gnädig auf, schickte ihr die letzte Ölung und liess ihr sagen, er wäre selbst gekommen, um sie zu segnen, wenn seine Kräfte es gestattet hätten. Der bekannte Pater Slavata, der Karmelitergeneral, ein Böhme, bereitete die Königin für den Tod vor und machte sich ihr auf lateinisch, deutsch und französisch verständlich.

Christine hatte, ihren Tod ahnend, schon vor sechs Monaten das Gewand bestellt, in dem sie begraben werden wollte. Es war ein weisses ge-

sticktes Brokatkleid mit goldnen Spitzen. Den Schnitt des nonnenartigen Gewandes mit Mantel hatte sie selbst angegeben; als sie es am Weihnachtsabend anprobierte, verriet sie seine Bestimmung nicht.

Während ihrer Krankheit liess Christine den Bildhauer Francesco Maria Ancenitana kommen und bestellte ihr Grabdenkmal. „Wieviel kostet ein grossartiges Mausoleum?“ fragte sie den Künstler; als er ihr 100 000 Taler als Preis nannte, gab sie unwillig zur Antwort, ihr Denkmal müsse grossartiger werden als alles bisher Dagewesene und dürfe eine Million kosten. Zur Ausführung dieses phantastischen Wunsches kam es nicht.

Azzolino, Christinens Haupterbe, sorgte für das Begräbnis; die Königin wurde auf einem prachtvollen Katafalk in der „Chiesa nuova“ des hl. Filippo de Neri aufgebahrt, mit Krone auf dem Haupt und Zepter in der Hand; 300 weisse Wachskerzen brannten. Von dort aus wurde sie in die Peterskirche überführt; Graf Warwich, Graf Wasenau und zwei andere Herren trugen die vier Enden des Leichentuches. Die Königin wurde in der Nähe von Hadrian IV. und Paul II. beigesetzt.

Innocenz XII. liess Christine ein Grabdenkmal am ersten Pfeiler des Seitenschiffes rechts vom Eingang neben dem Mausoleum der Markgräfin Matilde errichten, und knüpfte damit gewissermassen ein Band um diese beiden um die Kirche verdienten Frauen. Carlo Fontana hat den Entwurf für das Denkmal gemacht, das erst 1702 unter Klemens XI. aufgestellt wurde. Der Königin zu Ehren liess Klemens eine Medaille prägen.

Eine Frau, die sich Sibylle nannte, hatte den Tod der Königin prophezeit; Azzolino hatte sie, um Wasenaus Einfluss zu steuern, an den Hof gebracht. Sibylle kannte die Zukunft und sprach lateinisch; unglücklicherweise prophezeite sie auch dem Papst ein kurzes Leben und wurde zur Strafe in der Engelsburg eingesperrt; erst nach seinem Tode erlangte sie die Freiheit.

Angelica, die den Tod der Königin unfreiwillig beschleunigt hatte, sollte auf Innocenz' XI. Wunsch ins Kloster, um Rom durch ihre Schönheit nicht abermals zu beunruhigen; aber das Mädchen, das diesen Plan rechtzeitig erfuhr, flüchtete in die spanische Gesandtschaft und stellte sich unter den Schutz des Fürsten Medina Celi. Sie machte dort einen so günstigen Eindruck, dass die Frau des Gesandten sie in ihren Dienst nahm. Gonzaga, der Herzog von Mantua, hatte schon vor längerer Zeit ein Auge auf das Mädchen geworfen und wollte sie entführen. Da Christine

das Mädchen beschützte, war es ihm nicht gelungen. Nach dem Tode der Königin erschien der Herzog in Rom, um seinen Plan auszuführen, aber das Mädchen war bereits in der spanischen Gesandtschaft in Sicherheit, und der Herzog musste unverrichteter Sache fortgehen.

Angelica Giorgina sollte noch politischen Einfluss gewinnen. Es gelang ihr, den Fürsten Medina Celi so sehr zu umgarnen, dass er sie, als er Vizekönig von Neapel wurde, als Hoffräulein seiner Gemahlin mitnahm. Diese bescheidene Stellung genügte ihr nicht; da der Vizekönig ganz unter ihrem Einfluss stand, wollte sie reich werden und es den Damen der neapolitanischen Aristokratie gleich tun. Allmählich begann sie, sich in öffentliche Angelegenheiten einzumischen; der Marquis de Saint-Philippe berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, ihr Anteil an der Regierung sei so gross gewesen, dass man nur durch ihre Vermittlung Ämter, Vergünstigungen, ja selbst Anstellungen erhalten konnte. Der Fürst, ihr gegenüber machtlos, billigte Ungerechtigkeiten, um ihre Wünsche zu erfüllen, und überschüttete sie mit Geld aus dem königlichen Schatz. Sie brachte auch ihre Schwester Barbara an den Hof, und beide Frauen machten sich so verhasst, dass sie nicht wenig zur Revolution von 1701 beitrugen. Mehrere Adlige beschlossen, unter Gaetano Gambacortas, Carlo di Sangros und Carafas Anführung den Vizekönig am 21. September 1701 zu ermorden. Die Verschwörung wurde zwar entdeckt, aber die Spanier vermochten den Aufstand nur durch furchtbare Grausamkeiten zu unterdrücken. Philipp V. ernannte einen neuen Vizekönig, und Medina Celi wurde Präsident des indischen Rates in Madrid. Über Giorginens weiteres Schicksal wissen wir nichts.

Während ihres Zerwürfnisses mit Azzolino hat Christine ihr in Hamburg aufgesetztes Testament vernichtet; als sie sich dem Tode nahe fühlte, machte sie am 1. März 1689 abermals ein Testament, in dem sie Azzolino zu ihrem Haupterben einsetzte „wegen seiner unvergleichlichen Vorzüge und Tugenden, und in Anerkennung der guten Dienste, die er ihr im Laufe vieler Jahre erwiesen habe“. Dem Papst vermachte die Königin eine Christusstatue von Bernini zum Andenken; die Art, wie sie für ihr Seelenheil sorgte, entsprach ihrem phantastischen Wesen. Sie liess 20000 Messen lesen und stellte in S. Peter drei neue Geistliche ein, die täglich für ihre Seele beten mussten. 20000 Messen scheinen damals der höchste Traum der grossen römischen Sünderinnen gewesen zu sein; Olympia Maidalchini hat es nur bis zu 2000 gebracht.

Kardinal Azzolino hat die Erbschaft, um derentwillen er Christinens Launen geduldig ertragen hat, nicht mehr genossen, er starb zwei Monate nach der Königin, ehe die Erbschaft geregelt war. Sein gesamtes Vermögen vermachte er seinem Neffen Pompeo Azzolino, aber auch der hatte nicht viel Freude vom königlichen Nachlass. Die aus der Erbschaft erzielte Barsumme reichte gerade, um Christinens Schulden zu bezahlen; der Rest des Vermögens, der in kostbaren Möbeln bestand, wurde von mehreren Römern auf Kredit erworben, und man musste lange mit ihnen prozessieren, um wenigstens einen Teil des Kaufpreises herauszubekommen. Die unerhört kostbare, an Handschriften reiche Bibliothek erwarb Papst Alexander VIII., Ottoboni, für den Spottpreis von 8000 Talern. 900 Manuskripte einverleibte er der vatikanischen Bibliothek, den Rest schenkte er seinem Nepoten. Die aus Christinens Nachlass stammenden Bücher tragen, den Verfügungen des Papstes gemäss, bis auf den heutigen Tag den Namen „alessandrinische Bibliothek".

Das Medaillenkabinett der Königin, das auch mehrere Statuen, Bilder und andere Kunstwerke enthielt, erwarb Don Livio Odescalchi, Innocenz' XI. Nepote, für 150000 Taler. Dieser Preis galt als ausserordentlich niedrig. 150 Bilder der Galerie kamen, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen sind, in den Besitz der Familie von Orleans. Der Prinzregent kaufte sie für 90000 Taler und brachte sie 1722 nach Paris, wo sie im Palais Royal untergebracht wurden.

## XII.

Im XVII. Jahrhundert gehörte Christine zu jenen Persönlichkeiten, von denen am meisten gesprochen wurde und für die man sich am meisten interessierte. Ihr Charakter, ihre Sonderbarkeiten, ihre Schicksale, alles trug dazu bei, sie zu einer ungewöhnlichen, wahrhaft barocken Gestalt werden zu lassen. Im Alter ging die Königin so gebückt, dass sie fast verwachsen aussah, nur ihre Augen und Zähne hatten den alten Glanz. Ihr lebhaftes Temperament behielt sie bis zu ihrem Tode: sie war heftig und leidenschaftlich, und es kam ihr nicht darauf an, ihren Stock auch gegen einen Kardinal zu erheben. In Rom wusste man um diese Schwäche der Königin und verzieh ihr infolgedessen viel; die nordische Despotin durfte sich so manches herausnehmen, das Ludwigs XIV. Vertreter verboten war.

Als sie 60 Jahre alt war, besuchte sie der Bischof Bournet*); er schildert sie als eine kleine, fette Frau, mit männlichen Zügen, einer grossen Nase, grossen blauen Augen, hellen Wimpern, einem Doppelkinn, aus dem hier und da lange Haare herausragen, einer vorstehenden Unterlippe und männlicher Stimme. Sie hatte noch braunes, kurzes, gepudertes, aber wirres Haar. Sie empfing ihren Gast mit grosser Liebenswürdigkeit. Sie war fast wie ein Mann angezogen; ein schwarzer, bis an die Knie reichender, vorn geknöpfter Atlaskaftan fiel über einen kurzen, schwarzen Rock, aus dem Männerstiefel heraussahen. Um den Hals trug sie einen Knoten aus schwarzem Band, und die Jacke war so tief gegürtet, dass die Königin wie ein fetter Klosterbruder aussah.

Sie war unerhört hochmütig und egoistisch. Keinen Augenblick vergass sie, dass sie Gustav Adolfs Tochter war, und hatte in hohem Grade die Fähigkeit, ihre Königswürde hervorzukehren. Dass sie auch Schwedens Tochter war, kam ihr nie zum Bewusstsein, und in keiner ihrer Handlungen ist eine Spur von Patriotismus zu entdecken. Schweden existierte in ihrer Vorstellung nur, um der Dynastie zu huldigen, das Schicksal der Bevölkerung interessierte sie nicht; in den Provinzen, aus denen ihre Einnahmen flossen, kümmerte sie sich um nichts, als um ihren persönlichen Vorteil. Es entsprach dies der Auffassung der meisten Herrscher, aber diese Vorstellungen waren bei ihr besonders stark ausgebildet. Sie war von ihrer Ausnahmestellung im Leben durchdrungen, zwar gelegentlich bereit, wenn ihre Laune danach war, zu gewöhnlichen Sterblichen hinunterzusteigen; wenn aber jemand wagte, sich mit ihr auch nur im Scherz zu vergleichen, so erhob sie drohend die Faust. Mit den Höflingen und den Dienstboten war sie gelegentlich sehr intim, aber gegen die Damen der römischen Aristokratie von einem unerträglichen Hochmut und stets bereit, selbst eine Mancini-Colonna aufs empfindlichste zu verletzen. Für einige ihrer Leibgardisten hatte sie eine solche Schwäche und benahm sich ihnen gegenüber so kollegial, dass die Diener daran Anstoss nahmen und glaubten, sie müsse doch ein verkappter Mann sein. Dies Gerede empörte sie sehr, und sie konnte es dem römischen Volk nicht verzeihen, dass es sie für eine Hermaphrodite hielt. Als sie einst im Palastgarten kutschierte, sprang sie aus einem niedrigen Wagen heraus, fiel auf den Rasen und blieb mit aufgehobenen Röcken liegen. Sie rief um Hilfe; als ihre Diener kamen, um sie aufzurichten, verhüllte sie sich nicht, sondern rief:

*) Bournet: Mission voïage, Bd. II, S. 141.

„Schämt euch nicht, kommt nur und überzeugt euch, dass ich keine Hermaphrodite bin.“

Die Ehe hatte sie schon als junges Mädchen gehasst; ihr Widerwille gegen diese Form weiblicher Sklaverei war so stark, dass sie zu Beginn ihres römischen Aufenthaltes verheiratete Leute nicht in ihrem Dienst litt. Als die Landini ein Kind erwartete, wollte Christine sie nicht mehr sehen, und gab verheirateten Frauen Beinamen, die sich nicht wiederholen lassen. Sie wollte stets als Mädchen gelten, und die Dienerschaft, die diese Schwäche kannte, verhielt sich ihr gegenüber so, als wenn die Königin ein Myrtenkränzchen auf dem Kopf trüge.

Im Essen war sie unmässig; daraus resultierten viele ihre Krankheiten; besonders wenn sie Kraut und gekochte Kastanien vor sich hatte, konnte sie nicht widerstehen. Als der Arzt ihr eine diesbezügliche Bemerkung machte, nannte sie ihn einen Trunkenbold und ein Vieh. Da sie selbst nur Wasser trank, war sie mit der Bezeichnung „Trunkenbold“ sehr freigebig. Bemerkungen über ihr Verhalten waren ihr verhasst. Als der Schneider sie bei einer Anprobe bat, sich nicht anzustrengen und den Arm, an dem sie kürzlich zur Ader gelassen worden war, nicht zu heben, schlug sie ihn ins Gesicht zum Beweis, dass ihre Hand gesund und kräftig sei.

In ihren letzten Lebensjahren hat sie aus Furcht vor dem Tode alle religiösen Vorschriften streng beobachtet. Aber über Papst und Kardinäle machte sie stets ihre Glossen. Zum Bischof Bournet sagte sie, der Heilige Geist scheine doch das Schicksal der Kirche zu bestimmen, sie habe bereits vier Päpste erlebt und könne beschwören, dass keiner von ihnen gesunden Menschenverstand gehabt habe. Sie könne bezeugen, dass sie buchstäblich die ersten und letzten unter den Menschen gewesen seien*). Diese Worte sind zu boshaft, um wahr zu sein. Männer wie Alexander VII. und Klemens IX. stehen weit über dem Durchschnitt.

In Rom begann Christine ihre Erinnerungen niederzuschreiben, führte sie jedoch nicht einmal bis zum Verzicht auf den Thron. Diese Lebensgeschichte ist einer der interessantesten Beweise für ihre grenzenlose Einbildung und ihren Hochmut, der fast an Wahnsinn grenzt. Ihr Buch „Histoire de la Reine Christine, dédiée à Dieu“ ist Gott gewidmet, da auf Erden niemand dessen würdig ist; sie spricht zum Schöpfer wie im Gebet. Ihres Wertes bewusst, schreibt sie gleich zu Beginn: „Je suis par Votre grace celle de toutes Vos Créatures, que Vous avez le plus favo-

*) Bournet: Histoire de son temps ad. ann. 1687.

risée“, dann gesteht sie Gott, er habe sie so gross geschaffen, dass sie sich, selbst wenn er ihr die Herrschaft über die ganze Welt übertragen hätte, nicht glücklich fühlen würde. Niemand als Gott könne ihr genügen, alle irdischen Wesen empfinde sie als unter ihr stehend. Denselben Gedanken äussert sie in einem ihrer Briefe an den Gelehrten Filicaia in Florenz; auch dort erklärt sie, grösser zu sein, als irgendein Sterblicher.

Die Königin kennt ihre Fehler; sie gesteht Gott, dass Hochmut und Ehrgeiz sie hindern, sich jemand zu unterwerfen, ihr alles verachtender Stolz sie davor behüte, zu sinken. „Ich war verdriesslich, heftig, hochmütig und ungeduldig,“ schreibt sie, „habe die Menschen verachtet und verspottet, und mit zunehmendem Alter sind diese Fehler schlimmer geworden.“ Sie versichert jedoch, sie sei trotz ihres leidenschaftlichen Temperaments und trotzdem sie dem Abgrund oft nahe war, nicht gefallen; alles, was über sie gesagt werde, sei Verleumdung. Sie habe selbst auf die unschuldigsten Freuden verzichtet und sei ihrer eingeborenen Abneigung gegen die Ehe treu geblieben.

Diese Bekenntnisse sind nicht absolut zuverlässig, sie waren für das Publikum bestimmt und wurden im Augenblick geschrieben, wo sich ganz Rom für ihr Verhältnis zu Azzolino interessiert hat. Sie wollte sich und den Freund verteidigen, und hat nicht geahnt, dass ein de Bildt nach 300 Jahren ihre in Azzolinos Familienarchiv ruhenden Briefe veröffentlichen würde und selbst die in Geheimschrift geschriebenen Absätze lesen könnte. Azzolino war vorsichtiger, er hat seine Briefe verbrannt, hat aber seiner Freundin nicht den gleichen Liebesdienst erwiesen. Christine hat übrigens den Gerüchten über ihre Liebesverhältnisse stets energisch widersprochen und schreibt sogar einmal an Bourdelet: „Me calomnier, c'est attaquer le soleil!

De Bildt glaubt, dass Christine ein leidenschaftliches Herz hatte, aber träg reagierende Sinne. Er geht von der Annahme aus, dass sie schon in frühester Jugend hysterisch war. Die Frage lässt sich nicht ohne weiteres entscheiden, um so weniger, als die Bekenntnisse der Königin in ihrem Tagebuch so gut wie an anderer Stelle doch auch nicht absolut unglaubwürdig sind. Andererseits stehen ihre Briefe an Azzolino, die Aussagen des Kardinals, ihrer Höflinge, die öffentliche Meinung in Schweden und in Rom im schroffsten Gegensatz zu ihren Geständnissen. Wie die Dinge tatsächlich gelegen haben, wissen wir nicht, jedenfalls wäre uns Christine, die sich, einem Naturgesetz fol-

gend, der Liebe hingibt, viel sympathischer als diese Königin ohne Thron, die ihre Gefühle zwar leidenschaftlich äussert, aber stets am Rande des Abgrundes bleibt, ohne die Kraft oder den Mut zu haben, hineinzuspringen, und ihre Leidenschaft dadurch los wird, dass sie ihre Diener oder Freunde mit dem Stock behandelt oder als schon alte Frau wie eine Rasende tanzt.

Abgesehen von ihrem Gott geweihten Tagebuch schrieb Christine noch Abhandlungen über Cyrus, Alexander den Grossen und Cäsar, über historische Persönlichkeiten, die sie der königlichen Feder als würdig empfand. Der Wert dieser Abhandlungen besteht nur darin, dass sie ein Streiflicht auf den Charakter der Königin werfen. Die nahe geistige Verwandtschaft zwischen diesen antiken Helden und sich selbst hat sie gern betont und sogar behauptet, einem Cyrus, Alexander und den Scipionen näher zu stehen als ihrem eignen Vater. Alexander erschien ihr als der grösste Mensch, der je gelebt hat. Ihr bedeutendstes und für uns interessantestes literarisch-philosophisches Werk sind ihre „Pensées". Die Menschen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hatten eine besondere Vorliebe für Gedanken, Sentenzen, Maximen in aphoristischer Form, besonders die Franzosen haben diese Literaturgattung, die übrigens bis auf den König Salomo zurückgeht, gepflegt. Die Sentenzen eines Pascal, La Rochefoucauld und Vauvenargues sind bekannt, und Pascal ist immer noch das Schatzkästlein für Menschen, die billig zu Lebenserfahrungen kommen und sich ihrer rühmen wollen. Pascal stand mit Christine in Korrespondenz und hat ihr sogar seine „klügste" Erfindung, die „machine de la roulette" geschickt. Höher als Pascal hat die Königin La Rochefoucauld geschätzt, sie hat sich zwei Abschriften seiner „Reflexions Morales" machen lassen, um sie mit ihren eignen Anmerkungen zu versehen. Das Beispiel der französischen Moralisten spornte sie zur Nachahmung an, — es war dies um so leichter, als in der von der Königin 1674 begründeten „Accademia Reale" die verschiedensten moralischen Themen besprochen wurden. Besonders beliebt waren z. B. Abhandlungen darüber, dass man nicht schlecht sein könne, ohne dumm zu sein, dass wahre Liebe bis an den Tod dauert, dass die Vollkommenheit eines Menschen darin bestehe, gut zu denken, zu sprechen, zu handeln usw. Zu vielen ihrer „Gedanken" wurde Christine durch die akademischen Sitzungen angeregt; sie hat es allmählich zu einer grossen Sammlung von Beobachtungen gebracht, die in zwei Hälften zerfällt. Die erste „L'ouvrage du Loisir" enthält

in 1139 Sentenzen, allgemeine, dem Alltag angepasste Wahrheiten; die zweite unter dem Titel „Sentiments" ist ein philosophischer Führer für jene, die eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, besonders für Fürsten. Diese Sentenzen geben das deutlichste Bild von Christinens Wesen und ihren Empfindungen. Die katholische Religion hält sie für die beste unter den bestehenden, sie verachtet die Ehe und ist der Überzeugung, dass man nur einmal in seinem Leben wirklich liebt. Christinens Sentenzen wirken, als wenn sie für einen bestimmten Menschen, für Azzolino, geschrieben wären. Auch im Alter ist sie treu, und ihre plötzliche Absicht, nach Deutschland zu übersiedeln, findet ihre Erklärung in ihrer Ansicht, „der Wechsel sei eine Arznei gegen viele Schmerzen". Die Ursache ihrer Schmerzen war eben das Erkalten von Azzolinos Gefühlen. Nur Männer in der Vollkraft des Lebens sollten auf dem apostolischen Stuhl sitzen, und sie klagt darüber, dass man unfähige Greise wähle, „qui ne sont plus bons à rien".

Gelegentlich findet man in den „Sentiments" Ansichten, die man Christine am wenigsten zugetraut hätte. So sagt die Königin, „eine vornehme, edle Abstammung ist ein sehr geringes Kapital, wenn man sonst nichts auf die Welt bringt". All ihre Beobachtungen entbehren der Originalität im höchsten Grade; sie sind gewissermassen das Echo der verschiedensten Grundsätze, die schon in anderer Form geäussert wurden, aber das ist nicht weiter verwunderlich. So gut wie das Strafgesetzbuch eine begrenzte Zahl von Strafen und Übertretungen enthält, die der Menschheit seit Jahrhunderten bekannt sind und die man nicht willkürlich vergrössern kann, so enthält auch ein Kodex menschlicher Moral und guter Sitte längst bekannte Grundsätze, denen man eine mehr oder weniger geistreiche Form geben kann, die sich aber im wesentlichen gleich bleiben. Menschliche Weisheit birgt stets ein gewisses Gleichmass geistigen Gehaltes, ebenso wie der Ozean eine sich gleichbleibende Menge von Materie umfasst. Der Unterschied besteht nur in Ebbe und Flut, und ebenso wie uns das Meer gelegentlich grösser oder kleiner erscheint, so geht auch die Menschheit durch Zeiten, wo die Vernunft verschwunden scheint und die Dummheit auf die Oberfläche kommt. Das XVII. Jahrhundert zeichnet sich trotz der Moralprinzipien eines Pascal und selbst einer Christine durch einen solchen Zufluss an Dummheit aus, dass die Vernunft unter dem Anprall dieser Wogen gelegentlich vollkommen verschwindet.

Eines der unschuldigsten Wahrzeichen des Mangels an Vernunft war




KÖNIGIN CHRISTINE

in vorgerücktem Alter

*Kupferstich*



vielleicht die masslose Eitelkeit, und zu ihren Besonderheiten gehört es, dass Dinge, die an sich keine historische Bedeutung haben, durch Medaillen aus Gold, Silber oder Bronze verewigt wurden. Christine teilte diese Leidenschaft und hat die Geschichte ihres Lebens gewissermassen in Medaillen darzustellen versucht. Der Aufschwung dieses Kunstzweiges in Rom kam ihr entgegen, sie beschäftigte die bedeutendsten dortigen Künstler: Alberto Hamerani, dessen Sohn Giovanni und G. F. Travani. Die Königin versuchte, ebenso wie die Päpste und ihre übrigen Zeitgenossen, auf den Medaillen Devisen anzubringen, die ihre momentane Stimmung zum Ausdruck brachten oder Geheimnisse ihrer Seele offenbarten. Mit besonderer Vorliebe hat sie den Phönix, der in die Sonne sieht, verwendet. Ovid wurde damals viel gelesen, und darum beherrschte auch die Geschichte vom Vogel Phönix den Tagesgeschmack. Unmittelbar nach ihrer ersten Ankunft in Rom und der Begründung der Akademie bestellte Christine bei Alberto Hamerani und einige Jahre später bei Travani eine Medaille mit ihrem Bildnis, als der nordischen Minerva auf dem Avers, und dem Vogel Phönix auf dem Revers. Über dem mythischen Vogel stand in griechischen Lettern die Inschrift „Makelös“. Die römischen Gelehrten zerbrachen sich den Kopf über die Bedeutung dieses, im Griechischen nicht existierenden Wortes, besonders wollte der gelehrte Archäologe Kircher nicht zugeben, dass er das Wort nicht kenne und versuchte die verschiedensten Deutungen. Schliesslich löste die Königin das Rätsel, da ihr das Spiel keinen Spass mehr machte. „Makelös“ war zwar in griechischen Lettern geschrieben, bedeutete aber tatsächlich im Schwedischen „Unvergleichlich“.

Christine musste auch ihre lange Liebe zu Azzolino durch eine Medaille verherrlichen. Dem Kardinal durfte die Inschrift genügen: auf der einen Seite war die Erdkugel mit der Devise „non sufficit“, auf der andern der Himmel mit Azzolinos Wappen als Stern, eingefasst vom Worte „sufficit“. Die Königin hatte auch die Absicht, eine ganze Serie von Medaillen prägen zu lassen, die die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens verherrlichen sollten. Aber zur Ausführung kam es nicht. Die Chronik aus Metall blieb ungeschrieben; die zu Ehren Azzolinos geprägte Medaille offenbart aber die schönste Seite des Charakters dieser seltsamen Frau: eine grosse, starke Liebe.

## DREIZEHNTES KAPITEL

# BERNINI

### I.

Um die Zeit, da Paul V. seine stolze Kapelle in S. Maria Maggiore bauen liess, war der neapolitanische Bildhauer Pietro Bernini in Mittel- und Süditalien sehr berühmt. Borghese, der das Gedächtnis seines Vorgängers und Protektors, Klemens VIII., ehrte, beschloss, ihm ein seiner würdiges Grabdenkmal in der Kapelle Borghese setzen zu lassen. Er bat den Vizekönig von Neapel, den Grafen de Lemos um die Erlaubnis, einige Arbeiten von Bernini ausführen zu lassen. Der Vizekönig erfüllte den Wunsch des Papstes. Pietro Bernini kam mit Frau und Sohn nach Rom, und da es ihm nicht an Bestellungen fehlte, blieb er dort bis an sein Lebensende.

Pietro war Florentiner von Geburt, er war jung nach Neapel gekommen und wurde, da er gewandt und unternehmend war, gewissermassen Hofkünstler des Vizekönigs. Mehrere Skulpturen und Grabdenkmäler in neapolitanischen Kirchen werden Bernini zugeschrieben; wie weit dies mit Recht geschieht, bleibe dahingestellt, da dieser vielseitige Künstler keine so ausgeprägte Persönlichkeit war, dass jedes seiner Werke seinen besonderen Stempel trüge.

Pietro begann mit einem Relief, der Krönung Klemens' VIII., das am Grabmal des Papstes angebracht ist, dann entstand die „Assunta“ in der Sakristei der Basilika. Während das Relief ziemlich schwach ist, offenbart sich in der Assunta ein Künstler, der den Meissel mit grosser Leichtigkeit handhabt. Pietro hat den Stein mit einer solchen Sicherheit bearbeitet, dass ein Zeitgenosse sah, wie er aus einem Marmorblock ohne weiteres drei für einen Brunnen bestimmte Figuren herausschlug, die er nur mit wenigen Kohlenstrichen angedeutet hatte.

In Rom galt er als Künstler und als Mensch so viel, dass die Mitglieder der Akademie S. Lucca ihn 1605 zu ihrem Präsidenten ernannten. In den Räumen dieses berühmten Instituts wird sein Bildnis, das einzige, das auf uns gekommen ist, bis auf den heutigen Tag aufbewahrt.

In Neapel hatte Pietro ein Liebesverhältnis mit Angelica Goranti, die ihm am 7. Dezember 1598 einen Sohn Gian Lorenzo geboren hat. Ein Jahr nach der Geburt des Knaben heiratete Pietro Angelica und hatte noch mehrere Kinder mit ihr.

Als Pietro nach Rom kam, war Gian Lorenzo kaum sechs Jahre alt. Neapolitaner von Geburt, erhielt er doch erst in Rom entscheidende Eindrücke von der Aussenwelt. In der Botteglia des Vaters bekam er sehr jung seine ersten Unterweisungen und brachte es schon früh zu einer grossen Meisterschaft.

Mehr als das Allergröbste konnte er beim alten Pietro nicht lernen, aber in Rom arbeitete der damals berühmteste italienische Künstler Annibale Caracci, ein Fünfziger, der aus Bologna gekommen war, um die Fresken in der Galerie des Palazzo Farnese zu malen. Annibale besuchte Pietro Bernini; von Gian Lorenzos Geschicklichkeit überrascht, erklärte er, dieser halbwüchsige Knabe sei manchem alten Künstler an Können überlegen. Annibale war in seinen Fresken im Palazzo Farnese ein halber Plastiker, zum mindesten ein einem Bildhauer nachstrebender Maler. Seine Pilaster in „Chiaroscuro", seine Medaillons aus Bronze, seine Köpfe im Relief unterhalb der Decke schienen sich von der Wand abzuheben und wirkten wie Bildhauerarbeit. Annibale war von Raffaels Farnesinafresken erfüllt, wohnte in der Nähe der Farnesina in der Villa Riario auf der Lungara und träumte davon, die Malerei zu einer neuen Blüte zu bringen und sie des Meisters von Urbino würdig zu gestalten. Über seinen Werken lag ein Abglanz der Renaissanceepoche, aber nur ein Abglanz. Die Zeiten waren anders, schwerer, jene Heiterkeit, die aus der Farnesina, aus dem zarten Roman der Psyche sprach, vermochte Annibale nicht mehr auszudrücken. Caracci starb 1609 in Rom; an seinem Katafalk wurde eines seiner Bilder aufgestellt, um auch darin Raffael nicht nachzustehen; er wurde im Pantheon neben Raffael beigesetzt als letzter Vertreter der Renaissanceepoche, der er nachgestrebt hat.

Der junge Bernini versuchte den gleichen Weg zu gehen und sich an Kunstwerken der Vergangenheit zu inspirieren; aber die Welt hatte sich in den letzten 50 Jahren verändert, und der junge Künstler konnte sich den neuen Geistesströmungen nicht verschliessen. Die Ge-

sellschaft hatte ihr Gleichgewicht verloren: auf der einen Seite ein Sichloslösen von der Wirklichkeit, ein Überhandnehmen von Mystik, auf der anderen ein Schwelgen in Luxus und Selbstsucht. Charakteristisch genug für die neue Zeit ist ein Jugendwerk von Bernini, zwei Idealbüsten: l'anima beata e l'anima dannata. Das banale Gesicht eines jungen Mädchens, mit geöffneten Lippen, nach oben gerichtetem Blick und Blumen im Haar und daneben der Kopf eines von Michelangelos ornamentalen Masken angeregten Mannes, daraus spricht Berninis Sinn für Karikatur, der erst später zutage trat. Kein Renaissancekünstler wäre je auf den Einfall gekommen, die „Seele" darzustellen.

Lorenzo schuf damals in der Hauptsache Grabdenkmäler und Büsten, die die allgemeine Aufmerksamkeit erregten; er wirkte wie ein Künstler, dessen Ausgangspunkt die Natur ist. Paul V. bestellte dem jungen Bildhauer seine Büste. Das Werk fand seinen Beifall; es ist die bereits erwähnte Büste in der Galerie Borghese. Später kopierte sie der Künstler in grösserem Massstab, sie blieb lange im Besitz der Familie und wurde dann, vermutlich während des finanziellen Niederganges der Borghese, nach Amerika verkauft.

Die Büste des Papstes steht am Beginn von Lorenzos Erfolgen. Der Kardinalnepot Scipio Borghese baute damals sein „Cassino" vor der Porta Pinciana und den dazugehörigen Garten aus. Er gewann Bernini für sich, und der junge Künstler arbeitete fast ausschliesslich für ihn. Der Kardinal erwarb mehrere, zum Teil sehr beschädigte antike Statuen. Lorenzos Aufgabe bestand darin, diese Statuen zu restaurieren, die fehlenden Teile zu ergänzen. Es war eine ausgezeichnete Gelegenheit für den Künstler, sich mit dem Geist und der Technik der antiken Bildhauer vertraut zu machen. Die Arbeiten entsprachen den Anforderungen des Kardinals, und er bestellte Bernini grosse Marmorgruppen, die in den Eichen- und Lorbeerhainen des schon grünenden Parkes aufgestellt werden sollten. Die Wahl der Motive war dem Künstler überlassen; als erstes wählte Borghese Gestalten aus der Aeneis: Aeneas und Anchises, die aus dem brennenden Troja flüchten und nichts als die Bilder der Hausgötter gerettet haben. Die Gesellschaft stand noch so stark im Bann der Antike, dass es weder dem Künstler noch dem Kardinal einfiel, aus anderen Quellen als aus den alten Autoren oder der Bibel zu schöpfen. Die erste Gruppe gefiel dem Kardinal so gut, dass weitere folgten: der Raub der Proserpina, Apoll und Daphne und der biblische David.

Unter jenen vier Marmorwerken stehen der David und Apoll und Daphne am höchsten. Welche Leidenschaft im David, welche Muskelanspannung, um den Gegner zu Fall zu bringen! Jeder Nerv spielt in diesem Körper, der angespannte Wille offenbart sich in den fest aufeinandergepressten Lippen, dem intensiven Blick, der gerunzelten Stirn. Donatellos David ist ein ritterlicher, stolzer Knabe, Michelangelos ein Kraftmensch, der Goliath mit der Faust niederstrecken könnte, Berninis ein leidenschaftlicher Bravo, der seinen Zorn lange unterdrückt hat und Rache üben will.

Einen ganz anderen Gefühlskomplex offenbart die Gruppe Apoll und Daphne. Ein antikes Thema, aber moderne Menschen, trotzdem Bernini versucht hat, Apoll klassische Züge zu geben. Das Schmachtende, Leichte dieser beiden Gestalten hat weder die Antike noch die Renaissance so gekannt. Im Jacobsen-Museum zu Kopenhagen befindet sich eine griechische Daphne, die zum Lorbeer wird, sie hat weder Kopf noch Hände, aber die ganze Gestalt atmet soviel Ruhe, selbst Starre, als wenn sich der Körper des jungen Mädchens bereits in einen Baum verwandelt hätte. Diese Daphne befand sich einst in der Galerie des Kardinals Scipio Borghese, und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie Bernini zu seiner Gruppe angeregt hat. Ein Jahrtausend menschlicher Kultur liegt zwischen diesen beiden Statuen; Bernini vermochte dem Stein Leben einzuflössen, was in diesem Masse ausserhalb des Wollens der Antike lag. Ganz Rom war beim Anblick von Berninis Statue begeistert, und Matteo Barberini, der spätere Urban VIII., tröstete Apoll und einen jeden, der nach dem Trugbild der Schönheit greifen wollte, durch den Zweizeiler:

Quisquis amans sequitur fugitivae gaudia formae,
Fronde manus implet, baccas seu carpit amaras.

Bernini hat seine Daphne als Neunzehnjähriger geschaffen; als er sie 20 Jahre später zusammen mit dem Kardinal Antonio Barberini betrachtete, sagte er traurig, er habe seit seiner Jugend nichts mehr dazu gelernt und sich nicht weiter entwickelt.

Vielleicht hat er sich nicht weiter entwickelt, jedenfalls aber wurde er ein anderer, indem er dem Einfluss der Umgebung und dem Zeitgeist immer mehr erlag. Er machte sich das Beste zu eigen, das seine Zeit ihm übermitteln konnte; ein Gefühl religiöser Sinnlichkeit, das vielleicht keine wirkliche Religiosität war, aber über dem ein Hauch ungreifbarer Schönheit lag, ein Sichloslösen von der Erde, ein Schwe-

ben in erträumten Welten. Die Menschen krankten am zweiten Gesicht, an einer religiösen Zerrissenheit, aber da die Krankheit einen edlen Keim barg, trat immer noch ein Hauch von Schönheit zutage.

Die Verhältnisse haben Bernini dazu gedrängt, diese Empfindungen in seiner Plastik auszudrücken. Rom war damals das Zentrum, zu dem alles strebte, er brauchte die Eindrücke nur mit offener Seele und offenen Sinnen aufzunehmen.

## II.

Als Matteo Barberini unter dem Namen Urban VIII. den apostolischen Stuhl bestieg (am 6. August 1623), begann die glänzendste Epoche in Berninis Leben. Der Papst kannte und liebte Lorenzo, und als der Bildhauer kam, um ihm die Hand zu küssen, begrüsste Urban ihn mit den Worten: „Es mag ein grosses Glück für den Künstler sein, dass Barberini Papst geworden, aber es ist ein noch grösseres für Barberini, dass Lorenzo während seines Pontifikats lebt.“ Diese Worte waren kein leeres Versprechen, der Papst überschüttete Bernini mit Gnadenbeweisen, ernannte ihn zum Chef der Giesserei in der Engelsburg mit einem monatlichen Einkommen von zehn Skudi und zählte ihn zu seinen nächsten und vertrautesten Hausgenossen. Bernini wurde der fast unzertrennliche Gefährte des Papstes und musste, wie Lorenzos Sohn, Domenico, in seiner Biographie des Vaters berichtet, den Papst jeden Abend ins Schlafzimmer geleiten und die Jalousien schliessen; er durfte sich erst entfernen, nachdem er den Greis zu Bett gebracht hatte.

Der Künstler muss es verstanden haben, mit Menschen umzugehen, wenn der Papst ihn so lieb gewann. Wir besitzen mehrere Porträts von Bernini. Das eine, ein Jugendbildnis, befindet sich in der Nationalgalerie zu Rom. Es ist ein Selbstbildnis in Kreide. Ein kräftig gebauter Kopf, langes, rabenschwarzes Haar, ein spärlicher Schnurrbart, er sieht wie ein Handwerker oder Bauer aus, nur das Auge verrät einen verträumten Menschen von höherer Intelligenz. Bernini war mittelgross und hatte ein dunkelgebräuntes Gesicht. Auf allen Bildern fällt sein dunkles, feuriges Auge auf. Er hatte das lebhafte, leidenschaftliche, gelegentlich gewaltsame Temperament des Südländers und konnte toben wie ein Mann aus dem Volke. Trotzdem er Weiber, Trinkgelage und ausgelassene Gesellschaft liebte, konnte er plötzlich schwermütig werden, sich einschliessen und kein Wort sprechen. Dieser Zustand währte nicht




**BERNINI**

David

*Rom Galerie Borghese*



lange, seine Lebhaftigkeit ergriff die Oberhand, und wieder stand er dem Leben eindrucksfähig, mit offenen Sinnen gegenüber. Er war ziemlich kritisch veranlagt, neigte zum Sarkasmus, selbst zur Bosheit. Sein scharfer Blick erfasste nicht nur seine nächste Umgebung, er kannte ganz Rom, wusste von allen Klatschgeschichten; daraus erhellt vielleicht auch, weshalb Urban VIII. von ihm zu Bett gebracht werden wollte.

Die Gelage mit Weibern hinterliessen eine tiefere Spur in seinem Leben; er verliebte sich in Costanza Buonarelli, eine junge, lebhafte, ziemlich gewöhnliche Schöne, die Frau seines begabtesten Schülers Matteo di Lucca. Das Verhältnis war von ziemlich langer Dauer; der Künstler malte seine Geliebte; auf einem zweiten Bild stellte er sich neben ihr dar und machte ihre Marmorbüste. Als er von Costanzens Untreue erfuhr, war er so empört, dass er ihr durch seinen Diener öffentlich eine empfindliche Beleidigung zufügen liess und das Doppelbild in zwei Hälften zerschnitt, um nicht zusammen mit ihr auf die Nachwelt zu kommen. Nachdem er seine Rache am Bild geübt, war sein Zorn verraucht, die Marmorbüste blieb unbeschädigt in seinem Atelier; als er 1634 zu heiraten im Begriff war, schenkte er sie Monsignore Bentivoglio, der sie dem Herzog von Modena abtrat; sie befindet sich heute im Museo Nazionale zu Florenz.

Die Costanza zugefügte Beleidigung machte in Rom viel Lärm und drang sogar bis zum Papst. Bernini ging straffrei aus, aber sein Diener, der seinen Willen ausgeführt hatte, wurde aus Rom ausgewiesen.

Die realistisch behandelte Büste zeigt die sinnlichen Züge einer jungen Frau, mit leicht wie zum Kuss geöffneten Lippen, entblössten Armen und Schultern.

Diese Büste war gewissermassen ein künstlerischer Seitensprung: Bernini arbeitete damals in Urbans Auftrag an einer Statue der hl. Bibiana für die Kirche gleichen Namens. Es galt, die Märtyrerin durch eine Statue zu ehren, da man ihre Gebeine „ad Ursum pileatum" gefunden hatte. Es ist dies eine kleine, alte Kirche in der Nähe der Porta S. Lorenzo, die im Laufe der Jahrhunderte wiederholt umgebaut wurde. Ihre heutige Form stammt von Bernini, es war dies sein erster architektonischer Versuch. Die Statue gehört zu seinen gelungensten Werken: die Heilige lehnt mit dem rechten Arm gegen eine bescheidene Marmorsäule, in der linken Hand hält sie die Märtyrerpalme, das erhobene Antlitz atmet Frieden. Auch die Details: die Hände und die unter dem

langen, weich fallenden Gewand heraussehenden Füsse sind sehr schön; zu ihren Füssen liegt ein Lorbeerzweig. Die hl. Bibiana hat noch nichts von dieser religiösen Ekstase, die bei Berninis späteren Frauengestalten durchbricht.

In der Petersbasilika stand seit jeher über dem Grab des Apostels ein Altar, den Paul V. mit einem bescheidenen, von fünf Engeln getragenen Baldachin hatte versehen lassen. Der Baldachin war mit Lambrequins und Festons, die Stoff nachahmen sollten, versehen; allmählich schien er den späteren Päpsten zu ärmlich, 1624 bestellte Urban VIII. Bernini einen der Heiligkeit des Ortes und dem Glanz der Kirche gemässeren. Der Entwurf fand Urbans Beifall, aber die Kardinäle begannen zu zweifeln, ob man unterhalb der Säulen, die den Baldachin zu tragen hatten, Fundamente legen könne. Man fürchtete, man könne entweder so tief kommen, dass man den Apostel in seiner Ruhe störte, oder was viel schlimmer wäre, die Überzeugung gewinnen, dass die Gebeine des Heiligen fehlen. Das würde eine uralte christliche Tradition erschüttern und auf die Religiosität der Bevölkerung höchst ungünstig einwirken. Der Papst bestand jedoch auf seiner Absicht; er befahl Bernini, dem Tabernakel eine grössere Ausdehnung zu geben, so dass die Fundamente in einer beträchtlichen Entfernung vom Grabe des hl. Petrus gelegt werden mussten. Auf diese Weise würde der Reliquie nichts geschehen und man würde die heikle Frage umgehen, ob sie sich überhaupt dort befindet. Bernini traf dementsprechende Änderungen und vergrösserte seinen Entwurf bedeutend. Damit wuchsen auch die Kosten. Urban hatte kein Barvermögen, und die politischen Verhältnisse hatten sich so zugespitzt, dass auch der Kirchenstaat gerüstet sein musste. Der Papst wollte seine Neutralität wahren, aus diesem Grunde musste die Armee vergrössert, die sehr vernachlässigten Festungen ausserhalb Roms verstärkt und die Engelsburg befestigt werden. Die Kasse war leer. Urban musste neue Steuern ausschreiben; darüber entstand grosse Unzufriedenheit im Kirchenstaat, die Bevölkerung murrte, gab dem Papst den Spitznamen „Papa Gabello“ und Pasquino spottete, dass der Papst trotz des so einträglichen Jubiläums der Bevölkerung neue Lasten auferlege.

„Papa Urbano dalla barba bella,
Dopo il Giubbileo mette la gabella.“

Aber die Steuern reichten nicht, besonders da der Papst auf dem Tabernakel bestand, um sich im grössten Heiligtum der Christenheit

ein Denkmal zu setzen, ausserdem hatte er die Absicht, den Palast auf dem Monte Cavallo zu vergrössern. Für den Tabernakel und die Geschütze bedurfte man Unmengen von Bronze. Das edle Metall wurde von überallher herbeigeschleppt, Bleisäulen als Ersatz aufgerichtet, aber als auch das nicht langte, musste das grossartigste antike Gebäude, das einzige, das von den Barbaren verschont worden war, herhalten. Der Bronzeschmuck des Pantheon wurde abgerissen. Damals prägte Pasquino jenes kurze, bekannte Wort, das wie ein Schandflecken auf dem Barberini-Papst lastet: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini."

Der Papst fuhr nach Castel Gandolfo, um dem allgemeinen Unwillen zu entgehen; das Volk konnte sich nicht darüber beruhigen, dass das Pantheon, dieses grandiose Denkmal des antiken Rom, zerstört werde. Mit der barbarischen Arbeit wurde im Oktober 1625 begonnen, und aus der gewonnenen Menge edelster, mit Gold und Silber gemischter Bronze wurden 80 Geschütze gegossen, der Rest, 8372 Pfund, wurde Bernini für die Säulen zur Verfügung gestellt. Die Arbeit währte neun Jahre; die Kosten für den Guss der beiden ersten Säulen betrugen allein 6000 Skudi; die ganze Konstruktion des Bronzetabernakels über dem Petrusgrab wiegt 186 392 Pfund und hat 200 000 Skudi gekostet. Am 29. Juni 1633, am Peter- und Paulstag, wurde das gewaltige Werk enthüllt, und die in der Kirche versammelte Menschenmenge brach in einen lauten Beifallssturm aus. Die Dichter haben Urbans Ruhm verkündet, und Monsignore Lelio Guidiccione hat den Tabernakel gepriesen als „Haus der Apostel, des himmlischen Schatzes würdig, einen Bau, der Jahrhunderte überdauern wird, die Zufluchtsstätte des Gebets"; ein ganzer Gedichtband wurde zu Ehren dieses „ausserordentlichen Werkes" veröffentlicht. Das Kardinalkollegium liess Bernini, angesichts seiner Verdienste, 10 000 Skudi auszahlen, abgesehen von den ihm kontraktlich zustehenden Summen. Diese Schenkung war nicht im Sinne aller Kardinäle, und als der Papst während des Konsistoriums die Frage aufwarf, wie der Künstler für dieses grossartige Werk belohnt werden solle, beantragte einer der Kardinäle, ihm eine goldene Kette im Werte von 500 Skudi zu schenken; der Papst gab zur Antwort, dem Künstler gebühre das Gold und die Kette dem, der diesen Antrag gestellt. Am Werk soll Bernini 34 000 Skudi verdient haben, ausserdem erhielt er für seinen Bruder Vincenzo das Kanonikat bei S. Giovanni Laterano, und für seinen zweiten Bruder Domenico eine Pfründe bei S. Peter. Ganz Rom war von Berninis Ruhm erfüllt.

Haben die folgenden Jahrhunderte dies Entzücken geteilt? Nicht ganz, namentlich in den letzten Jahrzehnten wurde der Tabernakel scharf kritisiert. Mit Recht, es ist der Ausfluss der Barockphantasie, geschaffen unter dem Einfluss einer unruhigen Mystik, gewissermassen im Fieber. Da aber der also Träumende ein sehr begabter Künstler war, fehlt seinen Arbeiten, auch den im Fieber erzeugten, das Gepräge des Bedeutenden nie. Das Seltsame der Konzeption bedingt die widersprechendsten Urteile. Die einen spüren in diesem Werk des Architekten und Bildhauers nur den grossen Zug und übersehen die barocken Einzelheiten; die anderen empfinden nur die Seltsamkeiten, an denen der Tabernakel reich ist und geben nicht zu, dass auch darin etwas ist, das von Berninis Grösse zeugt. Sonderbar genug ist es, dass dieser Mensch von ungewöhnlicher künstlerischer Energie der Antike das vielleicht unschönste Motiv entlehnt hat: Lorbeerumwundene Säulen und von seinem Vorgänger nur das Verunglückteste übernommen hat, jene Lambrequins, die naturgemäss, wenn überhaupt zulässig, nur aus weicher Seide, aber nicht aus Metall ausgeführt werden können. Berninis Tabernakel macht einen unruhigen Eindruck, steht mit der Kirche in gar keinem Zusammenhang und war gerade für die Zukunft von folgenschwerster Bedeutung.

Aber der Künstler fand, wie erwähnt, allgemeine Bewunderung, denn er lieh den Empfindungen der damaligen Gesellschaft, die so wenig auf Vernunft und Einfachheit eingestellt war, Ausdruck. In einigen Kirchen Roms und ausserhalb der päpstlichen Hauptstadt wurde Berninis Werk in kleineren Dimensionen kopiert, selbst S. Maria Maggiore erhielt einen ähnlichen Tabernakel.

Berninis Ruhm musste den Neid der Künstler erwecken. Zuerst konnten sie keinen Punkt entdecken, von dem aus sie das Werk hätten angreifen können, aber 1636 wurden Sprünge in der Peterskuppel sichtbar, und sofort wurde Lärm geschlagen, die Kuppel sei durch die unvorsichtigen Fundierungen des Tabernakels erschüttert worden, und durch Berninis Schuld würde Michelangelos grosses Werk einstürzen. Mehrere Architekten richteten eine Eingabe an den Papst und wiesen auf die der Kuppel drohende Gefahr hin, sie könne einstürzen und würde die Kirche, vielleicht sogar den päpstlichen Palast beschädigen. Dann folgte eine wahre Sturmflut von Satiren und boshaften Gedichten, um Bernini in den Augen des Papstes zu erniedrigen, besonders Ferrante Carli, ein Feind des Künstlers, reizte die Geister gegen ihn auf,

„um ihn zu vernichten". Die Vernünftigeren in Urbans VIII. Umgebung waren sich darüber klar, dass die Furcht um die Kuppel der Peterskirche durchaus unbegründet, und dass Bernini an den Rissen, die an sich unbedeutend und zu restaurieren waren, unschuldig sei. Bernini fürchtete weder seine Feinde noch ihre Satire, er war klug genug, um ihre Angriffe mit gleicher Waffe zurückschlagen zu können.

Bernini handhabte die Feder mit Leichtigkeit. Er hatte eine Vorliebe fürs Theater und versuchte sogar, Komödien zu schreiben, er benützte den Karneval des Jahres 1637, um eine Farce, in der er seine Gegner blutig verhöhnte, aufführen zu lassen. Auch die Studenten di Capranica verletzte er aus einem uns unbekannten Grund aufs empfindlichste und machte sich durch seine Witze viel Feinde. Die Studenten warteten den folgenden Karneval ab, um sich zu rächen. Sie verfassten eine gegen Bernini gerichtete Komödie, zerrten verschiedene Vorkommnisse aus seinem Privatleben ans Tageslicht, auch Michelangelos Kuppel sollte krank und bandagiert auf der Bühne erscheinen. Als der Künstler dies erfuhr, erschrak er heftig; er liess die Studenten durch einen Freund bitten, das Stück nicht aufzuführen, und als dies nichts fruchtete, wandte er sich an seinen Protektor, den Kardinal Barberini, um die Aufführung zu inhibieren. Der Kardinal erfüllte den Wunsch des Künstlers, den Studenten wurde die Aufführung unter Androhung strengster Strafe untersagt, und damit war die Sache beigelegt.

Als die Risse in der Kuppel einigermassen vergessen waren, machte man sich in der Peterskirche an die Ausschmückung der ungeheuren Pilaster, auf denen die Kuppel ruhte. Die Kardinalkongregation, der die „fabrica" von S. Peter unterstand, beschloss, in den Pfeilern die kostbarsten Reliquien der Kirche unterzubringen: das Schweisstuch der Veronika, einen Splitter vom hl. Kreuz, die Lanze und den Kopf des hl. Andreas. Bernini legte einen Entwurf vor, der allgemeinen Beifall fand: in den Nischen sollten die Statuen der hl. Veronika, Helena, des hl. Andreas und Longinus in grössten Dimensionen angebracht werden, darüber, etwa in der Höhe des ersten Stockwerks, Vertiefungen mit Balkons für die Reliquien. In der Form der Nischen sah Bernini von allen Barockeinfällen ab, vermutlich um sich mit der Renaissancearchitektur der Basilika nicht in Widerspruch zu setzen. Nur der Longinus, den er selbst aufführte, gebärdet sich in so theatralischer Weise, dass die Nische für diese ausladenden Bewegungen zu klein erscheint. Francesco Duquesnoy im Andreas, Francesco Mocchi in der

Veronika, und Andrea Bolgi in der Helena haben den gleichen Fehler begangen; sie haben Bernini in wilden Bewegungen zwar nicht überboten, aber bereits den Gipfelpunkt barocker Leidenschaft erreicht.

Während der Verschönerungsarbeiten an S. Peter muss Urban es als Vorwurf empfunden haben, dass er den Pantheon so barbarisch beraubt hat; um sein Unrecht einigermassen gutzumachen, beauftragte er Bernini, ohne grosse Kosten für den Ausbau des antiken Gebäudes zu sorgen. Bernini ersann zwei niedrige quadratische Türmchen über dem Portikus, die Urban der VIII. selbst Eselsohren nannte. Obgleich sie zum Stil des Pantheon in striktestem Widerspruch standen, haben sie einige Jahrhunderte überdauert, und erst Guido Bacelli, der Kultusminister des einigen Königreichs Italien, hat sie im Jahre 1882 abtragen lassen.

Der Zug der Zeit trieb Bernini immer weiter; die Phantasie des Künstlers, die sich aus Predigten über Höllenqualen, die Vergänglichkeit des Lebens und aus den flammenden Scheiterhaufen der Inquisition ihre Nahrung holte, griff zu mittelalterlichen Vorstellungen, dem tanzenden Skelett zurück. Der Künstler ersann für den „huomo di corte“ Alessandro Valbrini, der 1639 starb, eine Grabplatte, die alles Bisherige übertraf. Ein geflügeltes Skelett hebt das Bildnis des Toten in ovalem Rahmen in die Luft. Als Hintergrund für das schneeweisse Skelett dient eine schwarze Marmordraperie. Die Grabplatte befindet sich in der Kirche S. Lorenzo in Damaso und scheint so gut gefallen zu haben, dass Bernini noch zwei ähnliche ausgeführt hat und Hunderte von Nachahmern in und ausserhalb Italiens fand.

Gelegentlich hat der gute Geschmack gesiegt. In der Kirche S. Maria Aracoeli befindet sich ein Grabdenkmal aus der gleichen Epoche von ganz anderem Charakter. Es ist Carlo Barberini, dem Bruder des Papstes, gesetzt. Auf der Kante der Gedächtnistafel, die mit dem Wappen des Toten versehen ist, sitzen zwei allegorische ritterliche Gestalten; sie sind Michelangelos „Tag“ und „Nacht“ verwandt, tragen aber doch einen anderen Charakter. Unterhalb der Tafel fehlt der Totenkopf in Pflanzenornament nicht, er drängt sich aber nicht so auf, wie auf Valbrinis Grabplatte.

Auf dem Kapitol steht Carlo Barberinis Statue, die gewöhnlich Bernini zugeschrieben wird. Nicht ganz mit Recht: die Gestalt in römischem Panzer stammt von Algardi, der nach Bernini als grösster Bildhauer in Rom galt, den im Verhältnis zum Körper etwas zu kleinen, aber sehr

charakteristischen Kopf hat Bernini im Auftrag des Papstes selbst ausgeführt.

Obgleich es Urban an Geld für Geschütze und den Tabernakel über dem Petrusgrab fehlte, hatte er genug, um seinen Nepoten Paläste zu bauen. Während das Pantheon geplündert wurde, liess der Papst von Carlo Maderna den Plan für den Palast der Barberini auf dem Quirinalshügel entwerfen. Borromini begann das Gebäude nach Madernas Plan, aber die Arbeit scheint dem Papst nicht gefallen zu haben, da er Bernini beauftragte, die Fassade zu ändern und die Arbeit weiterzuführen. Der Palast wurde um 1627 begonnen und war 1630 schon fertig, so eilig hatte es der Papst. Die Fassade mit ihrer harmonischen Linienführung beweist die Schmiegsamkeit von Berninis Begabung; trotz der Seltsamkeiten der neuen Richtung vermochte er etwas so Schönes zu schaffen.

Ausser der Förderung der Nepoten lag Urban die Peterskirche am meisten am Herzen; die Wände waren ihm zu leer, er wollte sie mit Denkmälern schmücken. Das Denkmal der Gräfin Mathilde sollte das erste sein. Der Papst beschloss, wie bereits erwähnt, ihr Gedächtnis zu ehren, und Bernini sollte das Werk ausführen. Aber Bernini entwarf nur den Gesamtplan und führte den Kopf der kriegerischen Gräfin eigenhändig aus, alles übrige ist Werkstattarbeit. Mathilde, die Beschützerin der Kirche, hält in der rechten Hand den Zepter, in der linken Schlüssel und Tiara, die Wahrzeichen des Papsttums. Der ausdruckslose Kopf ist zu allgemein gehalten und römischen Statuen zu ähnlich, und die stehende Gestalt lastet auf dem niedrigen Postament zu sehr.

## III.

Nach den traurigen Erfahrungen mit Costanza Buonarelli und mehreren anderen flüchtigen Liebesverhältnissen beschloss der bereits 41jährige Lorenzo 1639, zu heiraten. Es heisst, der Papst habe ihn gedrängt, sein allzu freies Leben aufzugeben, um so mehr, als sich eine gute Gelegenheit zur Ehe bot, da eine Bekannte Lorenzos sich für ihn als Gattin zu eignen schien. Aber der Künstler hat es sich wohl zu lange überlegt und jene Frau hat seinen Bruder Lodovico geheiratet, den Bildhauer und Mechaniker, der mehrere nicht unbedeutende Erfindungen innerhalb seines Gebietes gemacht hat. Lorenzo erklärte, er

müsse seiner Schwägerin zum Trotz jetzt das schönste Mädchen in Rom zum Altar führen. Diese Schönste war die 22jährige Caterina, die Tochter des römischen Prokurators Paolo Tizio; um ihre Hand bewarb sich Bernini. Er war diesmal glücklicher, und Caterina war eine so gute, wirtschaftliche, angenehme Frau, dass „man kühn behaupten kann, der Himmel habe sie für einen grossen Menschen aufgespart". Da Caterina kein Vermögen hatte, überwies ihr Bernini vor der Hochzeit eine Mitgift von 2000 Skudi „in forma segretissima".

Die Ehe war sehr glücklich. Lorenzo hat 34 Jahre mit Caterina Tizio zusammengelebt und elf Kinder mit ihr gehabt. Der jüngste der Geschwister, Stefano Domenico, wurde Jesuit; aber des ruhigen Lebens müde, trat er aus dem Orden aus, heiratete und hatte zwei Töchter und einen Sohn, dessen Nachkommen noch in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nachweisbar waren. Domenico hat einige Bücher geschrieben und sich der Nachwelt am meisten durch die Biographie seines Vaters „Vita di Gianlorenzo Bernini" verdient gemacht.

Als Bernini heiratete, war er bereits in ganz Europa berühmt; Abbildungen seiner Werke gingen von Hand zu Hand, und beinahe jeder Monarch wollte sich von ihm modellieren lassen. Karl II. von England bestellte ihm seine Marmorstatue nach einem Bilde von van Dyck. Als Lord Coning die Büste des Königs sah, fuhr er nach Rom, um sich von Bernini modellieren zu lassen. 1638 folgte Richelieu dem Beispiel des englischen Monarchen, und Berninis Werk gefiel ihm so gut, dass er ihn mit einem kostbaren goldnen Schmuckstück mit 33 Diamanten beschenkte. Ludwig XIII. versuchte vergebens, Bernini nach Frankreich zu locken; dem Künstler ging es in Rom so gut, dass er sich keinem ungewissen Schicksal aussetzen wollte, ausserdem hatte er es bereits zu Geld gebracht und war, als er heiratete, im Besitz von 100000 Skudi.

In Rom war Bernini nicht nur päpstlicher Architekt, Bildhauer und Minister der bildenden Künste, sondern auch Hofkünstler der ganzen Familie Barberini. Urban VIII. hat ihn so geschätzt, dass er den kranken Künstler sogar in seinem Hause besucht hat. Die Nepoten haben viel gebaut, Kardinal Francesco Kunstwerke gesammelt und bei jedem Kauf Lorenzos Rat eingeholt.

Urban VIII. war sehr eitel; er hat seine Büste unzähligemal bei Bernini bestellt und überall sein Wappen anbringen lassen: an Kirchen, Denkmälern, Palästen, Fahnen, Fresken, Glasfenstern; selbst auf den Anzügen seines Hausgesindes wurde das Wappen in Gold und kostbaren



**BERNINI**

Urbans VIII. Grabdenkmal

*Rom S. Peter*



Steinen eingestickt. Ein boshafter Statistiker hat nachgerechnet, dass es dem Papst gelungen ist, 10000 Bienen in Rom anzubringen, trotzdem er nur drei Bienen im Wappen geführt hat. Tempesta malte, um dem Papst zu schmeicheln, eine Festung, die Bienen vor dem Feind verteidigen. Noch heute fallen in Rom die Bienen der Barberini und die Tauben der Pamfili mit dem Ölzweig im Schnabel auf.

Der Senat der Stadt bestellte als Huldigung für den Papst Urbans Statue bei Bernini, mit der Absicht, sie auf dem Kapitol aufzustellen. Stimmen wurden laut, dass man nach altem Beschluss dem lebenden Papst kein Denkmal setzen dürfe; Urban VIII. erklärte, dass sich ein solches Verbot nicht auf einen Papst wie ihn beziehen könne. Dabei war er damals bei der Bevölkerung so verhasst, dass man Berninis Statue in der Nacht des 24. Juni 1640 aus dem Atelier aufs Kapitol bringen musste, um Beschädigungen seitens des Strassenpöbels zu vermeiden. Das Denkmal steht bis auf den heutigen Tag auf dem Kapitol und zeigt den Papst in der Tiara, die Rechte zum Segen erhoben. Es ist ein konventionelles, aber doch ungewöhnliches Werk; das charakteristische Gesicht des Papstes atmet tiefe Ruhe. Das Werk dankt seine Rettung nur einem Zufall: unmittelbar nach dem Tode des Papstes lief das Volk aufs Kapitol mit der Absicht, die Statue des verhassten Urban in Stücke zu schlagen. An der Spitze des Pöbels war der Geistliche Monsignore Cesarini, der den Toten beschimpfte und die Menge aufforderte, die Statue zu stürzen, um jede Spur des Tyrannen zu verwischen. Colonna, der diesen Überfall auf das Denkmal voraussah, hatte, als der Papst im Sterben lag, Bewaffnete geschickt, um diesen Akt des Vandalismus zu verhindern. Als Cesarini sah, dass ihm der Zugang zum Kapitol verschlossen war, forderte er das Volk auf, ins Collegio Romano zu gehen, im Hof stand Urbans Statue aus Gips. Die Jesuiten leisteten dem anstürmenden Pöbel keinen Widerstand und die Statue lag sofort zertrümmert am Boden. Die Römer hatten mit ihrer Rache nicht lange gewartet, der Papst war am Vormittag um $^{1}/_{4}12$ gestorben und um zwölf Uhr existierte die Statue nicht mehr.

Sein Grabdenkmal in S. Peter hatte Urban VIII. noch zu Lebzeiten bestellt; als er starb, war das Werk beinahe fertig. Es wurde jedoch erst unter Innocenz X. im Februar 1647 enthüllt. Es ist ein sehr prunkhaftes Monumentalwerk, für die Epoche des triumphierenden Barock durchaus bezeichnend. Der Papst in Bronze, auf erhöhtem Standpunkt thronend, ist der kapitolinischen Statue verwandt; zu den Füssen des Thrones

sitzen allegorische Gestalten, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, beide an Urbans Mausoleum so unangebracht wie nur möglich. Die Gerechtigkeit in theatralischer Stellung, während die Barmherzigkeit vielleicht die gelungenste Gestalt des ganzen Denkmals ist. Das Skelett, das den Namen des Papstes schreibt, fehlt nicht, und als geschickter Hofmann hat der Künstler auch hier und da Bronzebienen angebracht. Ein Witzbold hat erklärt, Bernini habe in den kriechenden Insekten wohl das Geschlecht der Barberini, das sich nach dem Tode des Papstes zerstreut hat, symbolisch darstellen wollen. Pasquino hatte eine andere Deutung:

„Pauca haec Urbani sint verba incisa sepulcro:
Quam bene pavit apes, tam male pavit oves."

Weniger gut als unter Urban, erging es Bernini unter dem folgenden Papst. Innocenz X., Pamfili, hat seinen Vorgänger gehasst und diesen Hass auch auf Bernini, den Günstling des Papstes, übertragen. Um den Künstler zu verletzen, hat er die von Bernini begonnene Restaurierungsarbeit an der Basilika S. Giovanni in Laterano und den Bau der Kirche der hl. Agnes auf der Piazza Navona, Francesco Borromini, Berninis Schüler und Nebenbuhler, übertragen. Auch den Bau des Palastes „di Propaganda Fide" hat der Papst Bernini genommen, um Borromini damit zu betrauen; um Borromini, den neuen Stern, sammelten sich jetzt Berninis Feinde und überschütteten den alten Künstler mit boshaften Gedichten.

Es sollte noch schlimmer kommen. Urban hatte in den letzten Jahren seiner Regierung beschlossen, zwei Glockentürme für S. Peter zu bauen und die Modelle dazu bei Bernini bestellt. Bernini hat zwei leichte, durchsichtige, nicht sehr hohe Modelle gemacht, die, soweit man aus den Zeichnungen schliessen kann, jedenfalls den heutigen vorzuziehen sind. Der Bau des ersten Kampanile wurde begonnen, aber Berninis Feinde stiessen wieder ins alte Horn: Michelangelos Kuppel würde mit Sicherheit einstürzen, und brachten es dazu, dass die erschrockene Kongregation den Bau inhibierte. Der Papst befragte Fachmänner, die „Capimastri muratori" erklärten, dass der Bau der Glockentürme die Kuppel in keiner Weise bedrohe, trotzdem liess die Kongregation Berninis Bau niederreissen und beratschlagte darüber, ob man ihn nicht zur Erstattung der Kosten verurteilen solle. Diese waren unterdessen auf 150000 Skudi für den Bau und 10000 für das Niederreissen des Glockenturmes angewachsen.

Aber Bernini kannte Olympia Maidalchini und ihren Einfluss auf Innocenz X. Er fand Mittel, um ihr 1000 Goldgulden zu schenken,

und da er die Familie Pamfili gewinnen wollte, schenkte er dem Kardinal Pamfili einen Diamanten im Werte von 6000 Skudi, den er von der englischen Königin erhalten hatte. Unglücklicherweise waren die Geschenke vergebens; der Kardinal war Berninis ausgesprochener Gegner in der Kampanilefrage und auch Olympia brauchte ihren Einfluss zugunsten des Künstlers nicht. Die apostolische Kammer belegte Lorenzos Einkommen mit Beschlag, und die Marmorblöcke des Kampanile wurden für andere Kirchenbauten verwendet. Bernini scheint jedoch nicht den ganzen Betrag bezahlt zu haben, er war später bei Olympia sehr gut angeschrieben, und die noch rückständigen Gelder wurden ihm erlassen.

Als das ungerechte Urteil gefällt wurde, war Bernini im höchsten Grade mit sich und der Welt zerfallen; damals kam ihm der Plan einer grossen Marmorgruppe „Verità scoperta dal Tempo". Eine geflügelte männliche Gestalt mit einer Sense sollte einen Teppich aufheben, hinter dem eine nackte Frau mit der Sonne in der rechten Hand auftauchte. Von der geplanten Gruppe hat Bernini nur die „Wahrheit" ausgeführt und ihr einen etwas süsslich banalen Gesichtsausdruck gegeben. Bernini hing an dieser Figur, die ihn an die schwersten Stunden seines Lebens erinnerte, so sehr, dass er sie seinem ältesten Sohn vermachte mit der Weisung, die Statue solle im Besitz der Familie bleiben als Mahnung, dass die Wahrheit, die Tugend der Tugenden, früher oder später zutage kommt. Da Berninis Nachkommen noch leben, sind sie nach den Testamentsbestimmungen verpflichtet, die Statue zu behalten, obgleich ihnen bereits eine beträchtliche Summe dafür geboten wurde. Sie steht verstaubt und unbeachtet hinter einem Gitter im Korridor eines Hauses auf dem Corso Umberto.

## IV.

Im Jahre 1644 wollte der Venezianer Kardinal Federico Cornaro eine Kapelle in der Kirche S. Maria della Vittoria von Bernini schmücken lassen. Diese nicht grosse aber hübsche Kirche war vom Kardinal Scipio Borghese zur Erinnerung an den Sieg der Katholiken über die Hussiten am Weissen Berge erbaut worden. Über dem Altar sollte die Statue der hl. Teresa, die damals alle frommen Gemüter beschäftigte und an Popularität Loyola gleichkam, stehen. Als 1622 fünf um die Kirche verdiente Persönlichkeiten kanonisiert wurden: S. Isidor, Loyola,

Francesco Xaver, Teresa und Filippo di Neri, entstand ein Streit, in welcher Reihenfolge die Namen genannt werden sollten; dieser Streit ist für das Jahrhundert, in dem Fragen nach dem Vorrang von solcher Bedeutung waren, ausserordentlich bezeichnend. Ein Teil der Kardinäle war der Ansicht, dass die hl. Teresa vor Loyola genannt werden müsse; die Jesuiten haben jedoch in diesem Kampf zu Ehren ihres Stifters gesiegt.

Die hl. Teresa war in der Tat eine aussergewöhnliche Persönlichkeit und unterschied sich wesentlich von den vielen damaligen Nonnen, die Beten, Fasten und Kasteien als alleiniges Mittel betrachten, um den Himmel zu erringen; Nonnen, wie z. B. die Feuillantines, haben sich, vom Geist der Askese ergriffen, so gegeisselt, dass im Laufe einer Woche ihrer vierzehn an Erschöpfung starben und der Papst eine Milderung der Ordensregel anordnen musste. Teresa, die den Karmeliterinnenorden in Spanien reformierte, führte ein belebendes Element in die Klöster ein: die Arbeit. Sie war der Ansicht, der untätige Mensch sei nicht imstande, Wege zum Schöpfer zu finden. Auf ihr Geheiss mussten sich die Nonnen mit wirtschaftlichen Dingen und Handarbeiten beschäftigen. Ihre Reformen fanden in der gesamten katholischen Welt einen enthusiastischen Widerhall: der Geistliche Pierre Berulle ging nach Spanien, um die reformierten Karmeliterinnenorden zu studieren, und die hl. Teresa wurde das Ideal der in Gott lebenden Frauen.

Bernini hat die Autobiographie der hl. Teresa gelesen und wohl im Einvernehmen mit dem Besteller und anderen Verehrern der Heiligen Teresens Vision für seine Gruppe gewählt: „Unmittelbar links neben mir sah ich einen Engel in vollkommen körperlicher Gestalt, wie er mir oft in meinen Visionen erschienen ist . . . Der Engel war eher klein als gross, sehr schön, und sein Antlitz leuchtete in solchem Glanz, dass er zu jenen Engeln gehören musste, die ganz vom Feuer göttlicher Liebe durchleuchtet sind — einer von jenen, die man Seraph nennt . . . In der Hand des Engels sah ich einen langen goldenen Pfeil; es schien mir, als würde er ihn mehrmals in mein Herz stossen, und ich fühlte, wie das Eisen mein Innerstes durchdrang. Und als er ihn herauszog, nahm er mein Herz mit und ich blieb erfüllt von flammender Liebe zu Gott. Der Schmerz war so stark, dass ich aufschrie; zugleich empfand ich aber eine so unendliche Süsse, dass ich dem Schmerz eine ewige Dauer wünschte . . . Es war kein körperlicher, sondern ein seelischer Schmerz, trotzdem er bis zu einem gewissen Grade auch auf den

Körper gewirkt hat. Es war die süsseste Liebkosung, die der Seele von Gott werden kann" *).

Berninis Werk entspricht dieser Vision durchaus. Teresa in langem, faltigem Nonnengewand hat beinahe das Bewusstsein verloren; sie bricht auf Wolken zusammen, und ihre körperliche Ohnmacht ist so gross, dass ihre linke Hand und ihr linker Fuss schlaff herunterhängen. Ein jugendlicher geflügelter Seraph fasst mit der Linken einen Gewandzipfel der Heiligen, hält den Pfeil in der Rechten und zielt nach ihrem Herzen. Das schöne, verhärmte Gesicht der hl. Teresa drückt Schmerz und Freude zugleich aus; ihr halb geöffneter Mund und die gesenkten Lider verstärken diesen Ausdruck; Freude darüber, dass sie in den Himmel eingeht, Schmerz, weil dieses Glück durch Leiden erkauft wird. Die Gruppe hebt sich von einem aus Strahlen gebildeten Hintergrund ab.

Bernini hat unter all seinen Werken diese Gruppe am höchsten gegeschätzt. In der Wiedergabe menschlicher Empfindungen und im Spiel von Licht und Schatten hat er hier innerhalb der Barockskulptur einen Höhepunkt erreicht. Berninis Aufgabe war um so schwieriger, als er, gebunden durch die strengen Vorschriften der Kirche, bekleidete Gestalten wählen musste und das Gesicht allein zum Träger des Ausdrucks machen konnte. An Stelle des Körpers tritt das Gewand; es wird all-

*) Die von Teresa beschriebene Vision lautet im Originaltext folgendermassen: Las Obras de la S. Madre Teresa de Jesus, Anveres Emprenta Platiniana 1630. Bd. I. Cap. 29. S. 288. „Via un Angel cabe mi hazia el lado yzquierdo en forma corporal, lo que no suelo ver; sino por malauilla, aunque muchas vezes se me representan Angelles, es sin verlos, sino como la visia passada, que dixe primo. En esta vision quiso el Sennor le viesse ansi: no era grande, sino pequenno, hermoso mucho, el rostro tan encendido, que parecia de los Angelos muy subidos, que parecen todos se abrasan. Deuen ser los que llaman Seraphimes, que los nombres no me los dizen, mas bien veo, que en cielo ay tanta differencia de unos Angelos à otros y de otros à otros, que no lo sabria dezir. Viale en las manos un dardo de oro largo, y el fin del hierro me parecia meter por el cora con algunas vezes, y que me llegaua à las entrannas, al sacar me, parecia las lleuaua coosigo, y me dexaua toda abrasada en amor de Dio: Era tan grande el dolor que me hazia dar aquellos quexidos, y ten excessiua la suavidad que me pone este grandissimo dolor, que no ay desscar que se quite, ni se contenta el alma con menos que Dios. No es dolor, corporal, sino espiritual, aunque no dexa de participar al cuerpo algo, y aun harto. Es un riquiebro tan suaue que passa entra el alma y Dios, que suplico yo à su bondad lo dè à gustar a quien pensare que miento."

mählich zum bestimmenden Faktor in der Plastik jener Zeit. Wo der Ausdruck des Gesichtes nicht reicht, um Gefühle wiederzugeben, glaubt man alles durch wehende Falten korrigieren zu können.

Die Gruppe der hl. Teresa hat die widersprechendsten Wertungen erfahren; der Weg von Stendhal, den „diese göttliche Kunst“ begeistert und der Berninis Werk für den vollendetsten Ausdruck der Ekstase hält, bis zu Burckhardt, dem es als „empörende Degradation des Übernatürlichen“ erscheint, ist weit.

Mit Bernini steigt die Skulptur vom Olymp herab und gibt sich mit Wollust menschlichem Elend und den Leiden des Körpers und Geistes hin. Den Bildhauern eröffnet sich ein neues Wirkungsfeld, aber es ist nicht mehr der heitere griechische Himmel, sondern es sind irdische Niederungen, erfüllt mit Gestalten von krankhafter Nervosität und Phantasie.

Ähnlich wie in der erwähnten Gruppe hat Bernini später religiöse Ekstase in seiner Albertona in der Kirche San Francesco a Ripa zu Rom zum Ausdruck gebracht. Albertona, liegend, in langem, faltigem Gewand, greift konvulsivisch nach ihrer Brust und presst die Knie krampfhaft zusammen. Der geöffnete Mund, die gesenkten Lider verstärken den Eindruck seelisch-körperlichen Schmerzes, fast seelischer Agonie.

## V.

Brunnen sind ein charakteristisches Merkmal in Roms Stadtbild; in keiner Stadt haben sie eine solche Bedeutung, nirgends erfreuen sie das Auge in dem Masse und wirken nirgends gleich phantastisch. Jedem Fremden bleibt die Fontana Trevi oder die phantastische Monumentalität der Piazza Navona unvergesslich. Bernini ist es, der Rom durch Brunnen verschönt und aus Wasserstrahlen Kunstwerke geschaffen hat.

Als Bernini seinen ersten Brunnen in Urbans VIII. Auftrag für die Piazza di Spagna entworfen, galt es nur, auf das Wasser Rücksicht zu nehmen. Der Strahl war so schwach, dass er nicht springen wollte. Der Künstler war der Ansicht, man müsse den Brunnen dem Wasser und nicht das Wasser dem Brunnen anpassen, und ersann eine flache Barke mit kleinen Geschützen. Das Wasser strömte aus den Öffnungen der Geschütze, und „La Barcaccia“ wurde das beliebteste künstlerische Spielzeug der römischen Bevölkerung.

Urban gefiel der Einfall des Bildhauers so gut, dass er, als die Barcaccia zum erstenmal sprang, das Distichon verfasste:

Bellica pontificum non fundit machina flammas,
Sed dulcem belli, qua perit ignis, aquam.

Darauf folgte die boshafte Antwort:

Carminibus fontem, non fonti carmina fecit
Urbanus vates; sic sibi quisque placet.

Nach diesem glücklichen Anfang wollte Urban auch einen Brunnen im Vatikan haben. Der Künstler hat sich dem Platze angepasst und einen kleinen, gegen die Wand lehnenden Brunnen geschaffen. Bienen kriechen zwischen Pflanzen hervor und dünne Wasserstrahlen quellen aus ihrem Rüssel. Über dem Brunnen hat der Künstler eine Tafel angebracht, auf der das Distichon des Papstes zu lesen war:

Quid miraris apem, quae mel de floribus haurit,
Si tibi mellitam gutture fundit aquam?

Da es im Vatikan noch nicht Bienen genug gab, mussten sie auch in der Nähe des Palastes der päpstlichen Familie angebracht werden. Auf der Piazza Barberini, an der Ecke der Via Sistina, schuf Bernini einen Brunnen in Form einer grossen Muschel, mit kriechenden Bienen und springenden Wasserstrahlen. Diese Fontäne stand bis zum Jahre 1870 auf der Piazza Barberini; um die Via Sistina zu regulieren, musste sie entfernt werden und wurde seitdem nicht wieder aufgestellt, obgleich dieser Plan besteht.

Berninis Brunnen gefielen so gut, dass er zahlreiche Aufträge von Privatpersonen erhielt, die diesen Schmuck in ihrem Park nicht entbehren wollten. Die meisten dieser Brunnen sind untergegangen, so z. B. die phantastische Anlage der Villa Mattei sul Celio mit einem grossen Adler, oder die sehr verfallene Fontäne im Hofe des Palazzo Antamoro.

Die grossartigste dieser Anlagen ist die 1640 auf der Piazza Barberini aufgestellte Fontana del Tritone. Auf den Schwänzen dreier Delphine, die Wasser in ein grosses Bassin speien, ruht eine grosse Muschel, in der ein blasender Triton sitzt. Die Bienen der Barberini sind auch hier nicht vergessen, sie kriechen, heute kaum noch sichtbar, auf dem zwischen den Delphinen angebrachten Schild. Der ganze sehr phantastische, seltsame Brunnen hat doch eine in sich geschlossene Silhouette.

Diese Anlagen haben schliesslich Innocenz X. mit Bernini versöhnt.

Die Brücke zwischen dem launischen Papst und dem Künstler hat Donna Olympia geschlagen, die Berninis Geldgeschenk nicht vergessen hat.

Olympiens Palast auf der Piazza Navona gegenüber stand ein noch unter Gregor XIII. errichteter einfacher Brunnen. Der genügte ihr nicht, sie wollte einen sehr viel grossartigeren haben. Es war nicht schwer, Innocenz zu überreden, sich in jener damals verkehrreichsten Strasse ein Denkmal zu setzen. Der Papst forderte einige Künstler, darunter auch Borromini, auf, Pläne für einen Monumentalbrunnen in Verbindung mit dem ägyptischen Obelisken einzureichen. Innocenz wollte Sixtus V. bis zu einem gewissen Grade kopieren. Keiner der eingereichten Entwürfe gefiel dem Papst und seiner Familie. Da schickte Olympia Niccolo Ludovisi heimlich zu Bernini, damit er in aller Stille das Modell eines Brunnens im Sinne des Papstes mache. Bernini liess es sich nicht zweimal sagen, und Olympia stellte das Modell aus Holz und Gips in ihrem Salon an Camillo Pamfilis Hochzeitstag auf. Das Modell gefiel Innocenz so gut, dass er es in Silber kopieren liess und sofort mit dem Künstler in Unterhandlungen trat.

Bernini begann 1647 den Brunnen der vier Flüsse, nahm mehrere Künstler in seinen Dienst und beendete das Werk 1651. Sein Anteil daran bestand in den Modellen und in der Überwachung des Ganzen, die bildhauerischen Arbeiten wurden von jüngeren Künstlern ausgeführt. Die Mitte des monumentalen Brunnens bildet der ägyptische Obelisk, auf künstlichen Felsen stehend, dagegen lehnen vier grosse Flüsse: Nil, Ganges, Donau und Rio della Plata. Unterhalb dieser Riesen entspringen vier Wasserstrahlen, die in ein grosses Bassin münden. Die vier Flussgötter sind von der Flora und Fauna fremder Länder umgeben, Palmen und Kakteen schiessen in die Höhe, Schlangen und Ungeheuer tauchen aus der Tiefe auf. Eine kühne Phantasie hat alles bisher Gewesene über den Haufen geworfen, Leben und Bewegung steigern den Eindruck des springenden Wassers. Wenn huschende Sonnenstrahlen Höhlen und Brüche im Felsgestein bilden, scheinen sich die Ungeheuer lauernd auf den Beschauer stürzen zu wollen.

Am 8. Juni 1651 wollte der Papst, der an der Fronleichnamsprozession in S. Pietro a Monte Cavallo teilgenommen hatte, Berninis fast fertiges Werk ansehen. Innocenz betrachtete die Statuen genau, äusserte seine Zufriedenheit, aber da er wusste, dass Bernini grosse Schwierigkeiten gehabt hatte, um das Wasser zu beschaffen, wandte er sich mit der ironischen Bemerkung an ihn: „Das ist alles sehr schön, aber wir

sind gekommen, um einen Brunnen zu betrachten und sehen kein Wasser." Der Künstler erklärte, die Arbeit sei noch nicht fertig; als jedoch der Papst zu gehen im Begriffe war, schloss Bernini das Wasserwerk auf, und im selben Augenblick begann es zu Innocenz' grosser Überraschung von allen Seiten zu rauschen und zu springen.

Innocenz versöhnte sich mit Bernini und liess eine Medaille zur Erinnerung an den Bau des Brunnens prägen, darauf war nur sein Bild und nicht das des Künstlers angebracht. Bernini erhielt 5000 Skudi ausgezahlt, ausserdem wurde seinem ältesten Sohne die Domherrnwürde übertragen.

Unmittelbar nachdem der Brunnen aufgestellt war, gab es einen furchtbaren Sturm in Rom; die Feinde des Künstlers machten sich das zunutze, um das Gerücht auszusprengen, dass der Obelisk einstürze. Das Volk versammelte sich auf der Piazza Navona und wartete auf den Augenblick, wo der stürzende Obelisk Berninis Werk zerschmettern würde. Der Künstler fuhr sofort zur Piazza Navona, nahm einige Arbeiter mit, und als er unter dem Publikum einige Nörgler beobachtete, denen die Katastrophe nicht schnell genug kam, liess er den Obelisken mit dünnen Fäden an den umstehenden Häusern festbinden. Das Publikum begriff Berninis Absicht erst nicht; als es erkannte, dass es ihm nur darauf ankam, seine Feinde zu verspotten, gab es allgemeines Gelächter und Evviva-Rufe. Bernini wusste, dass alles gut ablaufen würde; der Obelisk steht heute noch auf seinem Platz, trotz des ziemlich heftigen Erdbebens am 2. Februar 1703, das sich auch auf der Piazza Navona bemerkbar machte.

Zur feierlichen Enthüllung des Brunnens kam Bernini in einem Wagen mit seltsamen Masken aus vergoldeter Bronze; seit Raffael hatte sich kein Künstler in Rom mit soviel Glanz umgeben wie der Barockmeister. Er hat dem Collegio di Propaganda fide gegenüber gewohnt; kürzlich wurde an seinem Wohnhaus eine Gedenktafel angebracht. Unter Urban VIII. hat Bernini das Collegio umgebaut. Mit der weiteren Durchführung der Arbeiten hatte Innocenz Borromini betraut, der, um seinen Gegner zu verspotten, Eselsohren an der Kapelle anbringen liess. Bernini hat mit gleicher Münze bezahlt und auf dem Balkon seines Hauses einen Priapas angebracht — der Gipfel schlechten Geschmackes.

Francesco Borromini war von Geburt Komaske, ein Steinarbeiter aus der Gegend der italienischen Seen; aber seine Gewaltsamkeit und Leidenschaftlichkeit ging noch über die des Neapolitaners. In Rom hatte

er erst bei seinem Vetter Carlo Maderna gelernt, nach dessen Tod kam er in Berninis Werkstatt und bildete sich dort nicht nur zum Bildhauer, sondern auch zum Architekten aus. Lorenzo hatte ihn gern, verschaffte ihm Beschäftigung beim neuen Palast der Barberini, aber die beiden Künstler konnten nicht lange friedlich nebeneinander leben. Wegen einer Geldsache kamen sie in Streit; Borromini verliess Bernini und begann auf eigene Hand zu bauen. Reich begabt, voll kühner Einfälle, fand er Arbeit genug und wurde auch im Vatikan sehr geschätzt. Er baute einige Kirchen: San Carlo alle quattro Fontane mit einem besonders gelungenen „Chiostro", Chiesa nuova und S. Agnese an der Piazza Navona, die Familienkirche der Pamfili. Innocenz X. hat ihn besonders geschätzt und ihn sogar 1652 zum Cavaliere des Christusordens ernannt. Borromini wollte in seiner dekorativen Ausschmückung über Bernini hinaus, er wollte in allem originell sein, und hat dies Bestreben auch auf seine Toilette ausgedehnt, indem er sich anders anzog als die übrigen Künstler: er trug einen spanischen Mantel und merkwürdig verzierte Strümpfe.

Seine Gewaltsamkeit kannte keine Grenzen. Während er die Restautation von S. Giovanni in Laterano leitete, schlich sich ein Kleriker, Marco Antonio Bossoni, in die Kirche ein. Von Borrominis Gegnern angestachelt, zerschlug und verdarb er ihm alle einzumauernden Marmorreile. Als Borromini dahinter kam, liess er den boshaften Missetäter in der Kirche aufgreifen und so grausam schlagen, dass Bossoni tot am Platze blieb. Borromini kam ins Gefängnis, aber Innocenz, der ihn damals protegierte, schickte ihn zur Strafe nur für einige Monate nach Orvieto in die Verbannung.

Auch in seinem späteren Alter war Borromini von solchen Zornausbrüchen nicht frei, namentlich frass der Neid über Berninis Erfolgen an ihm. Unter Innocenz X. hatte er geglaubt, seinen Rivalen besiegt zu haben und sich allein der päpstlichen Gunst zu erfreuen. Als der Brunnen auf der Piazza Navona stand und Bernini wieder der Held des Tages war, konnte Borromini diese Demütigung nicht ertragen und beschloss zu sterben. Er machte sein Testament, legte sich zu Bett, schlief die ganze Nacht und stiess sich am Morgen einen Dolch, der unter geweihten Kerzen an der Wand hing, mit solcher Wucht in die Seite, dass das Eisen tief in den Körper drang. Sein Gehilfe Francesco stürzte herzu, rief die anderen, sie zogen ihm den Dolch aus der Wunde, aber er war zu tief eingedrungen, der Künstler starb nach kurzem Kampf.



BERNINI

Die heilige Teresa

*Rom S. Maria della Vittoria*





BERNINI

Kopf der heiligen Teresa (Detail)

*Rom S. Maria della Vittoria*



Zur Feier der Entüllung des Brunnens auf der Piazza Navona regnete es wieder Gedichte, übertrieben in ihren Lobpreisungen, seltsam in ihren Vergleichen und Einfällen. Emilio Meli verfasste sogar eine Komödie „La Fontana Pamfilia", die während des Karnevals 1652 aufgeführt wurde, eine Flut von Schmeicheleien über den Fürsten Giambattista Pamfili ergiesst und eine Fülle von Ungereimtheiten enthält.

Olympia genügte der Brunnen auf der Mitte des Platzes nicht, sie wollte unmittelbar vor ihrem Fenster einen Springbrunnen von Bernini haben. Dem Palazzo Pamfili gegenüber stand ein unter Gregor XV. errichteter Brunnen: eine grosse, nach Berninis Angaben geformte Muschel, aus der ein bescheidener Wasserstrahl sprang; Olympia wollte etwas Grossartiges haben, infolgedessen schenkte ihr der Papst die Muschel, die sich bis auf den heutigen Tag im Garten der Villa Pamfili vor dem Pankratiustor befindet und bestellte Bernini einen neuen Springbrunnen. Berninis Modell wurde von einigen anderen Bildhauern ausgeführt. Auf einer grossen Muschel steht ein ungeheurer Kerl, der einen wasserspeienden Delphin am Schwanz hält. Da das Gesicht des Riesen negerartige Züge hat, wurde die Gestalt „il Moro" benannt. Berninis Schüler, Giovan Antonio Mari, ein Römer, hat sie ausgeführt. Im Bassin schwimmen vier Tritonen, die, aus Leibeskräften in ihre Instrumente stossend, Wasser springen lassen. Da die Tritonen im Laufe der Jahrhunderte vom Wasser sehr beschädigt wurden, hat der Bildhauer Amici sie kürzlich nach den alten Modellen durch neue ersetzt. Das Bassin ist mit sehr interessanten Ornamenten verziert, die Bernini spielend ersann. Sämtliche Renaissancekünstler zusammen haben nicht soviel neue Ornamente und phantastische Details geschaffen, wie Bernini allein. Die tief eingewurzelte Gewohnheit, die Antike zu kopieren, hat wohl eine gewisse Trägheit und Gebundenheit der Phantasie zur Folge gehabt.

Zu erwähnen wäre noch der grossartigste und von den Römern und Fremden meistbewunderte Brunnen Fontana Trevi aus dem XVIII. Jahrhundert, der als Werk Niccolo Salvis gilt, eines ziemlich unbedeutenden Bildhauers unter Benedikt XIII. und Klemens XII. Ein italienischer Kunstforscher hat bereits vor mehreren Jahren erwähnt, dieser Brunnen trüge das Gepräge des XVII. und nicht des XVIII. Jahrhunderts, und sein Ursprung müsse viel früher als seine Ausführung angesetzt werden. So verhält es sich in der Tat. Berninis neuester Biograph, Fraschetti, fand unter Zeichnungen und Aquarellen beim Für-

sten Doria Berninis Projekt zur Neptungruppe als Mittelstück der Fontana Trevi; aus einer Reihe anderer Zeugnisse geht hervor, dass Urban VIII. Bernini an Stelle des bescheidenen, unter Pius IV. errichteten Brunnens aus dem XVI. Jahrhundert eine monumentale Fontäne bestellt hat als Abschluss der Acqua Vergine. Da der alte Brunnen aus einem grossen Becken, in das drei Wasserstrahlen einmündeten, bestand, wurde er „Trivio" genannt; daraus entstand später „Trevi", und der Name hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Vermutlich hatten weder Urban VIII. noch die späteren Päpste Geld genug, um Berninis Plan ausführen zu lassen, erst Benedikt XIII. liess 1728 den Brunnen von Paolo Banaglia in Angriff nehmen. Banaglia so gut wie sein Nachfolger Sanvitelli haben an Berninis Entwurf viel geändert. Klemens XII. wollte Sanvitellis Zeichnungen nicht bestätigen und übertrug Niccolo Salvi die Ausführung des ursprünglichen Entwurfes. Aber in der päpstlichen Kasse gab es kein Geld für die Fontana Trevi, und sehr bald konnte man auf den zu ihrem Aufbau bestimmten Marmorblöcken die Worte lesen: „Elemósina per la fabbrica"; man hoffte durch reichlich fliessende Spenden den Weiterbau des Brunnens zu ermöglichen. Infolge fehlender Gelder blieb der Brunnen unvollendet; Salvis junger Nachfolger legte die letzte Hand an das Werk, das 1762 fertig war. Fraschetti ist der Ansicht, dass Salvi, der sich in den Hauptzügen an Berninis Entwurf gehalten, viel Details durch banale Dinge ersetzt, und dem Brunnen dadurch am empfindlichsten geschadet hat, dass er an Stelle von Berninis Neptun eine posierende, theatralische Gestalt gesetzt hat.

Nach den Arbeiten auf der Piazza Navona stand Bernini beim Papst in höchster Gunst; er übertrug ihm 1647 auch die Dekoration der Pilaster in S. Peter und bestellte ihm mehrere Büsten, die in den Kapellen aufgestellt werden sollten. Bernini liess seiner Vorliebe für farbigen Marmor freien Lauf, setzte wohlgenährte Engelknaben und fette Tauben mit Ölzweigen im Schnabel an die Wände und drückte seine Heiterkeit in Ornamenten aus. Selbst die ehrwürdigen, vom Altar mitgenommenen Papstbildnisse tragen so ausgelassene Engelchen, dass ein Strahl ihres jugendlichen Frohsinns auf die vergrämten Gesichter fällt.

Berninis Engelchen sind allmählich in alle Jesuitenkirchen gedrungen; unter den Händen der späteren Bildhauer haben sie ihre Form verändert und sehen aus, als wenn sie aus Baumwolle ausgestopft wären. So kann man bei Carducci lesen:



BERNINI UND GIOVAN ANTONIO MARI

Fontana del Moro

*Rom*



Che nelle chiese del Gesù stuccate
Su le nubi s'adagia,
Su le nubi dorate e inargentate
Che paion di bambagia.

Innocenz X. bestellte Bernini auch wiederholt seine eigne Büste; der Künstler verstand, seinem neuen Protektor zu schmeicheln und hat den Kopf stark idealisiert. Eine Marmorbüste befindet sich in der Galerie Doria neben Velasquez' Porträt, zwei Bronzebüsten in den weiteren Räumen des gleichen Palastes.

1650 wollte der Herzog von Modena, Francesco I. d'Este, seine Büste von Bernini machen lassen und bat seinen Bruder, den Kardinal Rinaldo in Rom, mit dem Künstler zu unterhandeln. Da Bernini nicht zum Herzog reisen konnte, schickte Francesco ihm sein von Sustermans gemaltes Bildnis, der damals die ganze herzogliche Familie porträtierte. Die Büste gelang vorzüglich, aber der Künstler soll gesagt haben, dass er nie wieder nach einem Bilde arbeiten würde, da die Mühe der Übersetzung zu gross sei. Die Büste, die 1000 Pfund wog, wurde im November 1651 in einem vierspännigen, mit Matratzen gepolsterten Wagen in Form einer kleinen Sänfte an ihren Bestimmungsort von einem Diener des Künstlers gebracht.

Berninis Werk entzückte den Herzog, und man kann sich kaum vorstellen, dass irgendein Künstler Francescos Charakter besser erfasst hätte. Er war ein hochmütiger Mensch, der sich wie ein Pfau aufblähte, liess sich Altezza nennen, obgleich ihm nur der Titel Eccellenza gebührte, bewegte sich nur in Gesellschaft von Fürsten, die über ihm standen und sah auf die unter ihm stehenden mit Verachtung herab. Berninis Büste befindet sich heute noch in der Galerie zu Modena und verkörpert gewissermassen das Ideal des Barockfürsten. Eine gewaltige Perücke und ein kleiner Verstand, die Lippen schürzt Verachtung vor der gemeinen Welt, es ist der Typus des damaligen Herrschers, der Tage hindurch mit seinen Ministern über die wichtige Frage verhandelt, ob einem Gast ein Fauteuil oder ein Taburett gebührt. Bernini hat Francesco in dem damals überflüssigen Panzer dargestellt, über den Panzer fällt der Mantel, dessen reicher Faltenfluss eine Einheit mit den Locken der Perücke bildet. Borboni, ein Kritiker des XVII. Jahrhunderts, erzählte witzig, der Duca Francesco bewundere wie ein zweiter Narziss seine Schönheit in Berninis Marmor; verliebt in seine Gestalt, unterhalte er sich mit ihr wie ein zweiter Pygmalion.

Die Zeitgenossen haben Francescos Büste sehr bewundert, und die Este haben Bernini Entwürfe für Springbrunnen und Ornamente zur Dekoration ihres Palastes bestellt; ihre Versuche, Bernini nach Modena zu locken, waren ergebnislos, der Künstler war zu sehr an Rom gefesselt, um die Stadt auch nur für kurze Zeit verlassen zu können.

## VI.

Im römischen Kaiserreich pflegte man das Volk durch Brot und Festspiele zu beruhigen; im XVII. Jahrhundert hat man zwar am Brot gespart, aber die Plebs durfte sich an kirchlichen und weltlichen Prozessionen, an Einzügen von fremden Gesandten und an Theateraufführungen erlustigen. Der Gesamtwunsch der vermögenden Klassen scheint sich im Verlangen, Glanz und Macht zu entfalten, erschöpft zu haben. Die Kirche wollte die Gesellschaft durch farbige Prozessionen, durch prunkvollen Gottesdienst blenden, dem Beispiel der Kirche folgten die päpstlichen Nepoten, die auswärtigen Gesandten und die römischen Magnaten. Zum Teil folgten sie gedankenlos, nur vom Verlangen getrieben, fremden Glanz nachzuahmen, zum Teil aus dem aristokratischen Prinzip, ihre Sonderstellung durch Glanz und Luxus zu manifestieren. Im Vatikan wurde darüber nachgedacht, wie man auf die Phantasie des Volkes wirken könne; abgesehen von jenen Tagen, in denen sich der Papst in der vollen Glorie des Statthalters Christi auf Erden zeigte, benützte man die Thronbesteigung eines neuen Papstes, die Ernennung eines Kardinals, Begräbnisse, Jubiläen, die Einzüge fremder Gesandten, die Kanonisation neuer Heiliger, um die glänzendsten Feste zu veranstalten und der Welt zu zeigen, wie gross und prächtig dieses neue sieghafte Rom sei.

Dem Volk war der Anlass dieser Feste mehr oder weniger gleichgültig, ob es ein päpstliches Possesso war, die Heiligsprechung einer verdienten Persönlichkeit, der Einzug der schwedischen Königin, eine Maskerade, — es freute sich der reichen Kostüme, zählte die Wagen und Pferde und wartete mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo die Brunnen Wein spendeten und Brot oder Silbergeld verteilt wurde.

Bernini war der grösste und berühmteste Regisseur der römischen Spiele im XVII. Jahrhundert; unerschöpflich in seinen Einfällen, hatte er auch auf die Geschmacksrichtungen der späteren Zeit einen sehr starken Einfluss. Ob ein Katafalk für einen toten Kardinal errichtet,

eine Kirche zu Ehren der Kanonisation eines Heiligen geschmückt oder Theater in den Salons der Colonna gespielt wurde, überall begehrte man Gianlorenzos Hilfe. So errichtete er im Februar des Jahres 1625 das „Teatro“ in der Petersbasilika, um die Kanonisation der portugiesischen Königin Elisabeth zu verherrlichen, ein andermal war er der Regisseur der Prozession „della natione della Marca“, mit der der Kardinal Pallotta seine Landsleute aus der Umgegend von Ancona ehren wollte. Es war ein unvergleichliches Schauspiel, das um des grösseren Eindrucks willen nachts veranstaltet wurde; über 600 Fackeln tauchten die Strasse in rötlichen Glanz, in den Fenstern brannten Tausende von Lichtern. Ein grosser Kruzifixus wurde vorangetragen und am Ende des Zuges schoben Fachini eine Holzkapelle auf Rädern, nach dem Muster der S. Casa di Loreto gebaut, die Engel durchs Meer getragen hatten; die Illusion war so gross, dass die Bevölkerung glaubte, Wellen vor sich zu sehen. Auf der Kapelle spielten Musikanten Hymnen zu Ehren der Mutter Gottes. 1659 unter Alexander VIII. brannte Bernini am Peterstage künstliches Feuerwerk auf der Kuppel der Basilika ab, aber dieser Spass hatte ein unglückliches Nachspiel, da infolge der starken Hitze das Blei der Kuppel zu schmelzen begann und der Schaden 4—5000 Skudi betrug. Der Papst war auf Bernini sehr ärgerlich, um so mehr, als dieser Vorfall allgemein als böse Prophezeiung aufgefasst wurde.

Einen der glänzendsten Katafalke, den Rom je gesehen hatte, errichtete Bernini im Jahre 1669 in der Kirche S. Maria d' Aracoeli beim Trauergottesdienst für den Fürsten de Beaufort, den französischen Admiral, der im Kampf mit den Türken bei Kreta gefallen war. Auf Klemens' IX. Bitte hatte Ludwig XIV. seine Flotte geschickt, der Papst wollte sich wenigstens durch eine grossartige Trauerzeremonie zu Ehren des gefallenen Helden dem französischen König erkenntlich zeigen. In Form einer Pyramide wurde der Katafalk aus Geschossen, Fahnen und anderen kriegerischen Abzeichen errichtet: geflügelte Skelette trugen den Oberbau, an höchster Stelle stand eine allegorische Gestalt, neben ihr zwei Engel, die Beauforts Ruhm mit Trompetenstössen verkündeten. Nach Art römischer Säulen war die Pyramide mit kriegerischen Reliefs verkleidet; in diesen schweren Zeiten, wo man Geld für die Türkenkriege nötig hatte, hatte man dafür 10 000 Skudi ausgegeben.

Ausserdem inszenierte Bernini auch lustige Maskeraden und Theateraufführungen. Im Karneval des Jahres 1658 stellte er im Auftrag von

Agostino Chigi einen glänzenden Maskenzug, trotzdem eine Hungersnot und tiefer Kummer in Rom herrschte, da eine soeben stattgehabte Seuche viel Opfer verschlungen hatte. Der Glanzpunkt des Maskenzuges war ein vierspänniger Wagen, darauf sassen vier Gestalten, die die befreiten Künste verkörperten, über ihnen thronte „La Virtù“ und Don Agostino selbst, mit einem Stern auf dem Kopf und einem Eichenzweig in der Hand. Die befreiten Künste wurden von Chigis Freunden gegeben: dem Marquis Patrizi, dem Grafen Gado d'Elci, Paolo Francesco Falconieri und Filippo Acciaioli. Vor dem Wagen schritt der „Ruhm“, umgeben von Flöte und Trompete blasenden Masken, und an der Spitze des ganzen Zuges ging die „Zeit“ in kostbaren Gewändern. Nach der Maskerade wurde Theater gespielt; eine Kurtisane behielt eine fatale Erinnerung an diesen Abend zurück, da die Polizei sie hatte mit Ruten peitschen lassen, weil sie es gewagt hatte, sich in Männerkleidern auf der Strasse zu zeigen.

Theater war die Leidenschaft jener Zeit: in Privatpalästen und auf öffentlichen Bühnen wurde Theater gespielt, dabei war der Inhalt der Stücke literarisch ganz wertlos. Alle angesehenen Familien hatten ihre eigenen Bühnen, auf denen Komödien, Melodramen und Tragödien aufgeführt wurden. Die meisten Komödien, die sehr schlüpfrigen Inhalts waren, lockten durch ihre flachen Witze und plumpen Scherze, die deutlich auf irgendeine in Rom wohlbekannte Persönlichkeit abzielten. Urban VIII. hatte eine Vorliebe für lustige Komödien; die Schauspieler waren zumeist Dilettanten, die ihre Kunst zu einer grossen Vollkommenheit gebracht hatten, so dass viel Fremde zum Karneval nach Rom kamen um den Aufführungen beizuwohnen. Selbst Fremde riss diese Theaterleidenschaft mit; 1644 arrangierten die Franzosen eine Bühne auf der Piazza Navona und führten eine Farce vor grossem Publikum auf. Auch in den Klöstern wurden Lustspiele gegeben, und als ein strenger Beichtvater den Nonnen im Kloster S. Sylvester auf dem Campo Marzio Theateraufführungen untersagte, brach eine blutige Revolution aus. Die Nonnen zerfielen in zwei Lager, die einen forderten zum Gehorsam auf, die anderen verteidigten das alte Recht auf Theateraufführungen leidenschaftlich. Es kam so weit, berichtet Gigli in seinem Diario, dass die Klosterschwestern zum Messer griffen, eine Nonne töteten und in den Brunnen warfen und einer zweiten so schwere Wunden zufügten dass sie einige Tage darauf starb. Infolge dieser und ähnlicher Vorkommnisse verbot Innocenz X. in Rom Theateraufführungen, aber die Theater



BERNINI

Francesco I. d'Este

*Modena Galerie Estense*



enthusiasten verstanden den Befehl zu umgehen und haben in Frascati Komödie gespielt.

Bernini hat auch selbst Lustspiele geschrieben, in der Hauptsache aber Theaterdekorationen gemalt und die verschiedensten Bühneneffekte mit Hilfe von Maschinen erdacht. Seine Lustspiele wurden „Komödien mit Maschinen" genannt, und man amüsierte sich dabei vortrefflich. In seinen Stücken haben stadtbekannte Persönlichkeiten eine grosse Rolle gespielt, oder er hat den Hofstaat des Papstes verspottet. Im Karneval des Jahres 1633 liess er ein Stück aufführen, das verschiedene der Anwesenden so empfindlich verletzte, dass die Zuschauer starr sitzen blieben, die Frechheit unbegreiflich fanden und der Überzeugung waren, der Verfasser habe das ganze Stück mit Wissen des Barberinipapstes geschrieben.

Im Karneval des Jahres 1634 liess Bernini eine Burleske aufführen, in der er den Kardinal Borgia verspottete, den der Papst hasste und „un bue nell armi" genannt hatte. Auf der Bühne erschien ein Stier, das Wappentier der Borgia, das zur grossen Belustigung des Publikums mit Stöcken geschlagen wurde, dann verprügelte ein römischer Facchino einen Spanier. Als Borgia von dieser Komödie erfuhr, erklärte er tief beleidigt, er würde sich diesen Hohn um so weniger gefallen lassen, als er auch für den spanischen König und sein Volk kränkend sei.

Berninis berühmteste Komödie wurde im Karneval 1637 aufgeführt und trug den Titel „Due teatri l' uno a specchio dell' altro". Maximilian Montecucoli hat dem Herzog von Modena den Inhalt brieflich geschildert. Als der Vorhang hoch hing, sah man sehr viel Menschen auf der Bühne, es waren teils lebende, teils gemalte Gestalten, die durchaus jenen glichen, die den Saal füllten. Mitten unter ihnen standen zwei Spottvögel, die Papier und Kreide in der Hand hielten und zu zeichnen vorgaben, der eine das wirkliche, der andere das gemalte Publikum. Nach einigen Augenblicken unterbrach der eine die Stille und machte seinen Gefährten, den er gut zu kennen schien, darauf aufmerksam, dass er durch seine Art, zu stehen, ein nicht gerade gutes Benehmen verrate. „Warum?" fragte der zweite Coviello. „Weil du dem Publikum den Rücken zuwendest," gab der erste zur Antwort. „Auch du beleidigst die Zuhörer," verteidigte sich der Angegriffene und verwies seinen Gefährten auf die gemalten Zuschauer. Sie gerieten in grosse Verlegenheit und wussten nicht, wie sie sich hinstellen sollten, um weder dem einen noch dem andern Teil des Publikums zu nahe zu

treten; nach längerem Hin und Her einigten sie sich dahin, eine Leinwand mitten durch die Bühne zu ziehen, damit jeder vor seinen Zuhörern spiele. So geschah es, jeder deklamierte einen Monolog für sich, und nach einer Weile fanden sie sich wieder vor der Bühne und teilten sich die Eindrücke mit, die ihr Spiel dem Publikum gemacht hatte. „Zeige mir, womit du deine Hörer amüsiert hast?“ sagte der erste Coviello. Da gab der zweite der Regie ein Zeichen und dem wirklichen Publikum zeigte sich ein prachtvoller Anblick: Nacht, der Mond am sternenübersäten Himmel, eilende Wolken, dann brach der Morgen an; eine wundervolle Gegend voller Frühlingsgrün, mit Gärten, Häusern und Palästen tauchte auf. Auf der Bühne erschienen singende und tanzende Landmädchen, Herren zu Pferde, Damen in sechsspännigen Wagen und Sänften, und das Publikum konnte in den Vorbeiziehenden das Ebenbild jener erkennen, die die Ränge und Logen füllten. Da damals nichts ohne Seltsamkeiten abging, erschienen zum Schluss Pagen in Trauerkleidern mit brennenden schwarzen Fackeln. Ihnen folgte der Tod auf einem ausgemergelten Klepper, mit der Sense in der Rechten; er schritt dreimal über die Bühne. Erschrocken über diesen Anblick, wandte sich einer der beiden Hanswürste an das Publikum und erklärte, der Tod zerschneide den Faden jeder Komödie und zerstöre die Lust an allen weltlichen Vergnügungen. Mit dieser Apostrophe schloss die Aufführung, der vierzehn Kardinäle und eine Unzahl von Prälaten und römischen Berühmtheiten beigewohnt hatte.

Echtestes Barock!

Der Einfall des Theaters im Theater war nicht neu; etwas Ähnliches bestand bereits in den sogenannten „sacre rappresentazioni“ und in englischen Theatern; nach Shakespeare haben viele dramatische Dichter diesen Trick gern benützt.

Im Karneval des Jahres 1638 hat Bernini seine berühmte zweite Komödie „Inondazione del Tevere“ im Palazzo Barberini aufführen lassen. Sie knüpfte an die jüngsten Vorkommnisse an, da Rom das Jahr zuvor unter einer grossen Tiberüberschwemmung gelitten hatte. Wieder begann die Vorstellung mit glänzenden Dekorationen. Als der Vorhang hochging, sah man in der Ferne S. Peter, die Engelsburg und andere Gebäude jenseits des Flusses, im Vordergrund rauschte der Tiber, dessen Wellen immer höher stiegen. Um die Illusion zu steigern, hatte Bernini den dem Publikum nächstgelegenen Teil des Flussbettes mit Wasser gefüllt, darauf fuhren Kähne mit lebenden Men-

schen, auf beiden Ufern waren Beamte tätig, um die Wallanlagen zu befestigen, damit das Wasser nicht aus dem Bett trete. Aber das Unglück liess sich nicht abwehren, der Damm zerriss und die Wellen stürzten dem Publikum mit einer solchen Wucht entgegen, dass es die Flucht ergriff. Die Aufregung legte sich schnell, man überzeugte sich, dass Bernini alles gut berechnet hatte, das Wasser hielt unmittelbar vor dem Publikum auf.

Diese dekorativen Herrlichkeiten genügten dem Verfasser nicht; im Verlaufe des Lustspiels sah man auf der Bühne eine Strasse mit Wagen, Pferden und Menschen, die stehen blieben, um die Musik zu hören; schliesslich ging die Sonne unter und tiefes Dunkel, nur durch flimmernde Sterne und fahles Mondlicht erhellt, beherrschte die Bühne.

Das Lustspiel hatte eine ziemlich stark aufgetragene äusserliche Moral; Bernini wollte beweisen, geheuchelte Güte und geheucheltes Mitleid seien nur Sünde und haben als solche Gottes Strafe im Gefolge. Zwei Covielli vermochten die Menschen zu betrügen, aber Gott erkannte ihre Missetaten und hat ihre Heuchelei grausam bestraft. Ihr Haus ist über ihnen zusammengestürzt und hat sie unter seinen Trümmern begraben. „Es gab genug zu sehen," erzählt Montecucoli: auf der Bühne lagen Balken, Steine und Kalk, man hat die Körper Erschlagener fortgeschleppt, die Szene war der Bewunderung der Welt würdig." Fast jedes einzelne Motiv bezog sich auf irgendein wirkliches Vorkommnis, war eine grausame Satire auf lebende Persönlichkeiten, enthielt eine Menge von Witzen, Zweideutigkeiten und Bosheiten, die, obgleich sie sich unter Allgemeinheiten verbargen, jene schwer trafen, denen sie galten. In einer Szene wurde eine geheime Pforte erwähnt, die in den Vatikan führte; wüsste man, wer nachts durch diese Pforte ein- und ausgeht, so wäre man starr vor Überraschung. Der Kardinal Antonio Barberini schien den Schlüssel zu diesem Rätsel zu besitzen; da er bei der Vorstellung zugegen war, war er wohl von diesem Hinweis auf die Geheimnisse des vatikanischen Pförtchens nicht gerade erbaut.

Am Schluss des Abends verkleidete sich Bernini als altes florentinisches Bürgerweib, und obgleich er darlegte, dass Florenz grösser und glänzender sei als Rom, ersparte er den Florentinern keine boshafte Bemerkung.

Bernini gründete ein eigenes kleines Theater auf dem Corso und trat dort gelegentlich mit seinen Freunden auf. Sein Lustspiel „La

Fiera", in dem er selbst mitwirkte, machte Lärm genug. Auf der Bühne erschien ein stolzer Karnevalwagen, von Maskierten mit brennenden Fackeln in den Händen umgeben. Die Kulissen gerieten auf der einen Seite in Brand; die Frauen und die Prälaten begannen davonzulaufen, aber bei einem gegebenen Zeichen erloschen die Flammen, die Bühne verwandelte sich in einen Garten, wo ein feister Esel ruhig graste. Augenscheinlich waren die damaligen Menschen weniger nervös, und der Regisseur glaubte, durch Überraschungen dieser Art das Publikum zu amüsieren.

Berninis Bühnenvorrichtungen, die man bis dahin nicht gekannt hatte, waren in Europa so berühmt, dass Ludwig XIII. den Künstler durch Richelieu bitten liess, ihm die Vorrichtungen zu seinem Lustspiel „La marine" mit dem prachtvollen Sonnenaufgang zu überlassen. Bernini schickte die Modelle, zweifelte aber, ob man die Sachen in Paris gut aufführen würde. Die Vorführung, sagte er, würde nur gelingen, wenn er dem König seine Hände und seinen Kopf schicken könnte.

Donna Olympia, die es den Colonna und Barberini gleichmachen wollte, arrangierte gleichfalls Theateraufführungen in ihrem Palast. Einigemal führte Bernini dort ein selbstverfasstes Lustspiel auf, moralischen Inhalts, aber von Zweideutigkeiten und hässlichen Episoden so durchsetzt, dass die Gäste daran Anstoss nahmen; besonders Kardinal Carafa fand es unbegreiflich, dass man ein solches Stück im Hause einer Verwandten des Papstes spielte. Es galt, einige Persönlichkeiten in diesem Stück zu verspotten; Bernini spielte die Rolle des Doktor Graziano und verhöhnte den Marchese Mario Frangipani, Innocenz' X. Berater. Sein Bruder Luigi trat als Kardinal Francesco Barberini auf und heuchelte Tugend und Frömmigkeit; man hat es dem Künstler sehr verübelt, dass er die „Bienen" vor der „Taube" erniedrigt habe. Die höfische Atmosphäre schien auf Bernini nicht gerade günstig einzuwirken, er richtete sich nach dem Wind, der vom Vatikan her wehte, und da die Pamfili am Ruder war, gestattete er sich, die Barberini zu verspotten. Das wurde ihm allgemein übelgenommen, da er den Barberini viel zu danken hatte. Bernini scheint aber stets bereit gewesen zu sein, alles für einen Witz und den Augenblicksbeifall zu opfern; als dies Lustspiel zum zweitenmal aufgeführt wurde, fehlte es nicht an boshaften Anspielungen auf Donna Olympia, die Frau des Hauses, über deren Geiz man sich mokierte. Francesco Mantovani, der sienem Fürsten über diese Vorstellung berichtet, äussert seine Ver-

wunderung, dass man Bernini um dieser Bosheiten willen nicht auf die Galeeren geschickt habe.

Als Gegner des Theaters gestattete Innocenz XI. nur noch Marionettenaufführungen; Bernini allein erhielt gelegentlich die Erlaubnis, in seinem eignen Theater ein Lustspiel aufzuführen. Die Töchter und Söhne des Künstlers wuchsen heran, er führte damals ein grosses Haus und Aufführuugen auf der eignen Bühne sollten der Jugend Gelegenheit bieten, sich kennen zu lernen und eheliche Bande anzuknüpfen. Bernini hatte hochfliegende Pläne; für seinen Sohn Paolo erwarb er ein Fideikommiss, um ihn mit der Tochter des Marchese del Monte zu verheiraten, und seine Tochter Maria Maddalena verheiratete er mit dem Marchese Locatelli aus Bologna. Berninis zweiter Sohn, Monsignore Pietro Filippo, veranstaltete auf eigne Kosten im Jahre 1676 Aufführungen auf der väterlichen Bühne, zu denen er Roms vornehme Gesellschaft einlud. Selbst die Königin von Schweden kam mit ihrem Gefolge.

## VII.

Mit Alexander VII., Chigi, der nach dem Ruhm eines Kunstmäzen strebte und seine Nepoten zur Höhe der Barberini und Pamfili erheben wollte, beginnt eine neue Epoche in Berninis Wirksamkeit.

Eines der grössten Feste unter Alexanders Regierung war der Einzug der Königin Christine, von dem bereits in anderem Zusammenhang die Rede war.

Bernini riet dem Papst, die Porta del Popolo zu verschönern. Sie war ursprünglich von Michelangelo erbaut worden, aber in dieser Zeit überladenen Glanzes erschienen die harmonischen Linien der Renaissance als etwas allzu Bescheidenes. Bernini fügte dem Tor den grossen Stern und die wappenartigen Berge hinzu, deren Masse schwer auf dem Triumphbogen des päpstlichen Roms lastet.

Die kleine Kapelle, die Agostino Chigi, der Ahnherr des Papstes, in S. Maria del Popolo erbaut hatte, erschien dem Papst zu bescheiden; Bernini schuf dort zwei Marmorgruppen: Daniel in der Löwengrube und den Propheten Habakuk mit dem Engel, die mit ihren ausladenden Bewegungen ein charakteristisches Dokument des Barock sind. Auf Agostino und Sigismondo Chigis Gräber hat Bernini Pyramiden gesetzt, auf denen sich die angeblichen Porträts der Verstorbenen befinden

sollen. Wir kennen kein authentisches Bildnis von Sigismondo Chigi; Agostinos Medaillon auf dem Denkmal gleicht dem Kopf der ihm zu Ehren geschlagenen Medaille keineswegs. Ob Bernini selbst oder einer seiner Schüler diese Medaillons ausgeführt hat, ist unbekannt.

Alexander VII. wollte, als Spross eines sienesischen Geschlechts, auch in der Kapelle der Chigi im Dom zu Siena ein künstlerisches Dokument stiften. Er bestellte zu diesem Zwecke vier Statuen bei Bernini, jedoch nur zwei: Girolamo und Maria Maddalena sind Berninis Werk. Es sind ziemlich schwache Arbeiten, die ebensoviel schmachtende Sentimentalität atmen wie sein Daniel in S. Maria del popolo. Gianlorenzo hat auch einige Büsten von Alexander VII. gemacht, die kraftlos und müde wirken. Auf anderen Porträts sieht Alexander mit seinem Wallensteinbart nicht so farblos und apathisch aus wie auf Berninis Büsten. Nur auf einer Bronzebüste von Bernini in der Bibliothek der Chigi hat Alexander energische Züge.

Der Palazzo Chigi bewahrt noch zwei Arbeiten von Bernini; auf einem Marmorkissen liegt ein gutgenährtes Kind, als Gegenstück ist ein Totenkopf gebildet: es sind die Allegorien von Leben und Tod. Skelett und Totenkopf gehören zu den beliebten Motiven der Barockskulptur.

Je älter Bernini wurde, desto mehr traten architektonische Aufgaben für ihn in den Vordergrund. Mit geringen Ausnahmen sind seine späteren plastischen Arbeiten in ihren Bewegungen übertrieben und im Empfinden sentimental, oder voll von Reminiszenzen an eigne Jugendwerke. Dagegen gehören seine grössten architektonischen Schöpfungen seiner Spätzeit an. Für Alexander VII. hat er auf der Piazza SS. Apostoli einen Palast von harmonischem Linienfluss erbaut (heute im Besitz der Odescalchi), und in Ariccia eine Kirche mit grosser Kuppel errichtet; sie ist bis zu einem gewissen Grade eine Miniaturausgabe von S. Peter, entbehrt jedoch der Originalität nicht. Der päpstliche Sommerpalast in Castel Gandolfo, der unter Urban VIII. erbaut wurde, erschien Alexander zu bescheiden, er liess ihn von Bernini erweitern und verschönern. Der Künstler gab dem Palast eine neue Fassade und eine Galerie; beides wurde später so ruiniert, dass man Berninis Absichten heute nicht mehr erkennen kann. Dagegen hat die Kapelle in Castel Gandolfo Berninis Gepräge rein bewahrt. Ein ähnliches Schicksal wie der Palast in Castel Gandolfo haben Berninis Arbeiten beim Quirinal erlitten, sie sind unter baulichen Veränderungen, die unter Klemens XII.,

Klemens XIII. und Pius VII. vorgenommen wurden, beinahe vollkommen verschwunden.

Um 1665 wurde im Gärtchen der Dominikanerkirche della Minerva ein kleiner ägyptischer Obelisk gefunden, den Bernini im Auftrag des Papstes vor der Kirche aufstellen sollte. Acht Skizzenblätter in der Chigi-Bibliothek enthalten Versuche über die Placierung des Obelisken. Auf dem vielleicht charakteristischsten Entwurfe steht ein Riese auf einer Felsengruppe, die aus dem Bassin herausragt, es hält den Obelisken in seinen Armen, als wenn er die Absicht hätte, ihn ins Meer zu schleudern. Der Ausführung dieses kühnen Projektes standen wohl grosse technische Schwierigkeiten im Wege, Bernini hat es verworfen und sich durch eine Zeichnung im berühmten Buch des Dominikaners Francesco Colonna „Hypnerotomachia Poliphili", wo ein Elefant einen Obelisken trägt, zu einer ähnlichen Aufstellung anregen lassen. Der Entwurf gefiel dem Papst, der Künstler machte ein Modell, das sich bis auf den heutigen Tag im Palazzo Barberini befindet, und übertrug die Ausführung seinem Schüler Ercole Ferrata, der jedoch im Elefanten nicht jene Weichheiten wiederzugeben vermochte, die für Bernini bezeichnend sind.

Die Kolonnade auf dem Petersplatz wurde gleichfalls unter Alexander VII. begonnen. Nur zwei Bauwerke des neueren Italiens können sich mit den grossartigen Überresten der Antike messen: Michelangelos Peterskuppel und Berninis Kolonnaden.

Alexander VII. wollte durch gewaltige Gebäude der apostolischen Hauptstadt sein Siegel aufprägen. Infolgedessen wurde im Jahre 1656 der Kongregation von S. Peter der Plan vorgelegt, den Platz vor der Kirche, der durch Privathäuser eingeengt und nur mit Sixtus' V. Obelisk geschmückt war, zu erweitern und ihm einen monumentalen Charakter zu geben, der dem Ansehen der vornehmsten Kirche der Christenheit entspräche. Der Antrag fand sehr wenig Zustimmung, selbst der Kardinal Pallotta widersetzte sich energisch und hob hervor, dass es in Zeiten allgemeiner Not nicht angemessen sei, Gebäude aufzuführen, die allein dem Pomp dienen. Ein solches Vorhaben müsste auch den Fremden einen schlechten Eindruck machen. Ausserdem sei in Rom stets, wenn man grosse Gebäude errichtet und die Erde um der Fundamente willen aufgewühlt habe, eine Seuche ausgebrochen; man müsste auch einige zur Kirche gehörige und absolut ihre Bestimmung erfüllenden Gebäude niederreissen, um den Platz den Intentionen des Papstes

entsprechend auszugestalten. Trotz dieser Einwände beschloss die Kongregation im Juli 1656, um Alexander zu Willen zu sein, mit den Verbreiterungsarbeiten auf dem Petersplatz zu beginnen und das Projekt von Bernini ausarbeiten zu lassen.

Der Künstler machte sich so energisch ans Werk, dass der Papst bereits am 28. August des gleichen Jahres den Grundstein legen konnte. Aus den vorhandenen Skizzen kann man das allmähliche Werden des Planes verfolgen. Die menschliche Gestalt war Berninis Ausgangspunkt, die Peterskirche sollte gewissermassen der Kopf sein, von dem die Kolonnaden als Arme ausstrahlen, um die ganze christliche Menschheit zu umfassen. Über den Entwürfen liegt etwas von Lionardo da Vincis grüblerischem Geist. Auf dem ersten Projekt sehen wir eine eingeschossige Kolonnade, die fast mit der Peterskirche zusammengeht, die Einheit bleibt in der Fassade gewahrt. Damit jedoch der päpstliche Palast, der rechts zu hoch hinausragt, nicht die Gesamtharmonie zerstöre, wollte Bernini links von der Kirche, jenseits der Kolonnaden, ein ebenso hohes, dem Vatikan ähnliches Gebäude errichten. Das Projekt der zweigeschossigen Anlage, das naturgemäss die Wucht der Säulen beeinträchtigte, wurde bald verworfen und Bernini machte anstatt dessen einen Entwurf, der der heutigen Kolonnade gleicht: dorische Säulen mit 96 Statuen. Dieser gewaltige, auf 284 Säulen und 88 grossen Pilastern ruhende Kreuzgang wurde etwas abgewandelt, da Bernini ihm beim Eingang auf den Petersplatz noch eine dritte Kolonnade als Abschluss vorsetzen wollte, so dass das Ganze einen gewaltigen Kreis beschrieben hätte. Dieser Kreis sollte an zwei Stellen durch Tore unterbrochen werden, die den Zugang zu dem ungeheuren Platz bilden sollten. Der Künstler verwarf jedoch das dritte Glied in dem grossartigen Kranz, denn dieser Portikus hätte den Ausblick auf den Borgo verengt, dagegen wollte er an Stelle der elenden Häuser, die fast unmittelbar an die Kolonnaden stiessen, Gebäude errichten, die sich durch ihre Grösse und Architektur dem Platze würdig anreihten. Dieser Wunsch des Künstlers blieb infolge der ungeheuren Kosten, die er erfordert hätte, unerfüllt, aber das Entstandene genügt, um Bernini für alle Zeiten einen Platz unter den grössten Architekten der Welt zu sichern.

Gleichzeitig wurde im Auftrage des Papstes die Scala regia, die in das Innere der vatikanischen Gemächer führt, erweitert und ausgestaltet. Die ursprüngliche Treppe war eng, schmucklos und entsprach der Grösse der päpstlichen Residenz nicht. Die baulichen Schwierig-

keiten waren unerhört, da die Scala regia und die Capella Paolina zum Teil auf den Mauern der alten Stiegen ruhten, es galt während des Umbaues die Last dieser beiden Räume auf provisorische Stützen zu verteilen. Bernini überwand all diese technischen Schwierigkeiten und schuf den grossartigen Eingang in den Vatikan, die prachtvolle Treppe, von imponierender Fernwirkung, deren Gewölbe auf einer ganzen Reihe von Säulen ruht.

Auch das Gedächtnis Konstantins des Grossen, dessen angebliche Verschreibungen ebenso wie die späteren der Gräfin Mathilde die weltliche Grundlage der päpstlichen Macht waren, wollte der Papst im Vatikan verherrlichen. Aus einem gewaltigen Marmorblock hat Bernini die Gestalt des Kaisers zu Pferde ausgehauen, eine unruhige Barockgestalt, die vom Sturm ergriffen scheint. Der Kaiser, mit wildem Gesicht und einer barbarischen Krone auf dem Kopf, sieht nach oben und sitzt fast ängstlich auf einem sich bäumenden apokalyptischen Pferd, dessen Schwanz und Mähne nach Art der damaligen Perücken in Locken herunterwallen. Erst 1670 unter Klemens X. wurde dies Denkmal auf der Scala regia aufgestellt; die Kritik stürzte sich sofort unbarmherzig darüber. Es hiess, der Kaiser gleiche mit den Hörnern seiner Krone eher einem Satyr als einem grossen Monarchen: seine Haare seien ungekämmt, seine Füsse zu kurz und der Rumpf des Pferdes zu lang. Schliesslich witzelte man, dieses Pferd, das der Wirklichkeit so fern steht, diene einigen Geistlichen als Pegasus; man freute sich, endlich einmal Bernini all die Bosheiten, mit denen er andere Künstler nicht verschont hatte, reichlich bezahlen zu können.

Alexander VII. genügte die Kolonnade, die königliche Treppe, das Denkmal Konstantins des Grossen nicht, ihn verlangte nach einem kostbar ausgestatteten Saal, der Sala regia. Er gelang nicht ganz; die Gipsvorhänge sind so schwer, dass die sie haltenden kleinen Engel fast unter ihrer Last erliegen. Bernini schien sich in grossen Werken erschöpft zu haben, für dekorative Arbeiten blieb ihm keine Kraft mehr übrig. Er bewies bald, dass er noch Phantasie genug habe, aber es war eine masslos überhitzte Phantasie.

Zu den kostbarsten Andenken aus dem Beginn des Christentums gehört der Thron des grossen Apostels in der Peterskirche, die sogenannte „Cattedra sacra di San Pietro". Der Legende nach ist es ein kurulischer Stuhl, den der Senator Pudentius Petrus geschenkt hat, als der Apostel Gast in seinem Hause war. Der Archäologe Rossi, der sich mit diesem

Stuhl eingehend beschäftigt hat, nimmt jedoch an, dass er einer späteren Zeit, der Epoche Karls des Grossen, angehört und keineswegs ein antikes Gerät ist.

Im Beginn des XVII. Jahrhunderts stand diese Reliquie in einer der Kapellen der Basilika, später erhielt sie eine Art Samtfutteral und wurde in eine grosse Bronzekiste eingeschlossen. 1656 beschloss Alexander VII., dieses kostbare Gerät im Hauptschiff der Basilika aufzustellen und ihm eine glänzendere Hülle zu geben. Er wandte sich wieder an Bernini, und dessen Werk erfüllte das Ideal des losgelassenen Barock. Es hat gewaltige Dimensionen, hat 191 383 Pfund Bronze und Gold verschlungen und schimmert und strahlt schon aus der Ferne. Kräftige Büffel haben dieses Monument aus der Werkstatt des Künstlers nach S. Peter gebracht, und zur Aufstellung musste Bernini besondere eiserne Vorrichtungen erfinden.

Auf einer Basis aus sizilianischem kostbarem Stein stehen vier Bronzeheilige, die je fünf Meter hoch sind: Ambrosius, Atanasius, Augustin und Johann Chrysostomos. Es sind unruhige Gestalten mit langen Bärten, in deren Mänteln sich der Sturm verfängt, wahrhafte Ausgeburten einer kranken Phantasie, die Söhne eines Riesen, der sie im Fieber gezeugt hat. Diese Gestalten halten ein Futteral in Form eines grossen Fauteuils, mit unschönen Reliefs versehen; darin ist die Sacra cattedra eingeschlossen. An diese geschmacklose Schachtel lehnen zwei reizvolle Engelchen und stehen gewissermassen Wache vor der Reliquie; über diesen Gestalten liegt ein Hauch von Renaissanceschönheit. Oberhalb des Thrones ist ein Chaos in Pyramidenform aus Wolken, Engeln, Aureolen und Strahlen. Vieles vermag das Auge nicht ohne weiteres zu entwirren, man glaubt wie im Märchen lauteres Gold zu sehen. Im Chaos strahlt die mystische Taube, darum kreist ein wahnsinniger Reigen von Engeln und in Bronze verwandelter Elemente. Wenn man sich an dieser Ausgeburt des Barocks sattgesehen hat, empfindet man es als Wohltat, das Auge auf dem Renaissancedenkmal Pauls III. ausruhen zu lassen.

Ludwig XIV. hatte das Verlangen nach einer prachtvollen Residenz in Paris, um damit seine Herrschaft zu verherrlichen. Der Hofarchitekt Claude Perrault legte dem König einen Plan für den Umbau des damals bescheidenen Louvre vor, auch andere französische Architekten versuchten, die kühnen Absichten des Monarchen zu erraten; all diese Entwürfe genügten den Vorstellungen des Königs nicht, den es nach etwas

Aussergewöhnlichem, noch nicht Dagewesenem verlangte. Da wandte sich Colbert, in der Erkenntnis, dass in Frankreich ein solches Gebäude nicht erdacht werden könne, nach Italien und liess Borromini, Landiani, Pietro di Cortona und Rainaldi die französischen Pläne vorlegen, damit sie auf dieser Grundlage etwas Grossartigeres ersännen. Auch die italienischen Pläne gefielen in Paris nicht; man fand dort, sie seien „fort bizarres et n'avoient aucun gout de la belle et sage architecture“.

Colbert scheint von Berninis Existenz und Ruhm nichts gewusst zu haben, erst der Abt Elpidio Benedetti, der ehemalige Hofmarschall des Kardinals Mazarin, riet ihm, sich an den päpstlichen Hofkünstler zu wenden. Aber auch der von Bernini eingereichte Plan gefiel dem König nicht. Gianlorenzo wurden neue Direktiven gegeben, er wurde auf bestimmte Wünsche des Königs aufmerksam gemacht und gebeten, sie in seinen Zeichnungen zu berücksichtigen. Bernini passte sich den Pariser Wünschen an, arbeitete ein neues Projekt aus, das bei den französischen Künstlern zwar lebhafte Opposition hervorrief, aber Ludwig XIV. einigermassen befriedigte. Der Monarch erkannte, dass in der Kritik der Neid keine geringe Rolle spielte, forderte Bernini auf, nach Paris zu kommen und bat den Papst, den Künstler für längere Zeit zu beurlauben.

Als der Brief des Königs nach Rom kam, übergab der französische Gesandte an der Spitze einer prachtvollen Kavalkade dem Künstler das Schreiben. Le Roi soleil äusserte den Wunsch, „de connoitre une personne aussi illustre“, wie den päpstlichen Architekten. Die Nachricht von Berninis eventueller Abreise erweckte in Rom lebhaften Unwillen. Die Stadt war auf ihren Künstler eifersüchtig. Der Papst war jedoch damit einverstanden, dass Bernini für drei Monate nach Paris gehe, und Gianlorenzo nahm diesen ehrenvollen Vorschlag an, besonders da der französische Gesandte ihm im Namen des Königs 10 000 Skudi als Reisegeld ausgehändigt hatte.

Am 29. April 1655 fuhr Bernini ab; in seiner Gesellschaft befanden sich sein 18jähriger Sohn Paolo, seine Schüler Matteo de' Rossi und Giulio Cartari; ausserdem nahm er Cosima Scarlatti als Hausmarschallin und drei Dienstboten mit. Die Reise war für Gianlorenzo ein wahrer Triumphzug; der Grossherzog Ferdinand von Toskana schickte ihm nach Siena Hofwagen und den Hofmarschall Marchese di Rivalta entgegen, der den Künstler in Florenz in seinem eignen Palast an der Via Valfonda unterbrachte. Ferdinand schenkte Bernini eine Sänfte, damit er die Reise bequemer zurücklegen könne, und der be-

glückte Künstler sagte zu seinen Reisegefährten: „che viaggiava l'elefante", womit er ausdrücken wollte, er reise so bequem wie auf einem Elefanten. Auch Karl Emanuel von Piemont hat den Künstler sehr geehrt und ihn zwei Tage bei sich behalten; von der französischen Grenze an fuhr Bernini nicht mehr wie ein indischer Nabob, sondern wie ein europäischer Herrscher. Gleich im ersten Städtchen Frankreichs, in Pont-de-Beauvoisin, begrüssten ihn die Ältesten der Gemeinde und machten ihm Geschenke, die Bernini wie ein Monarch unter die Armen der Stadt verteilen liess. Ein noch grossartigerer Empfang wurde ihm in Lyon; dort empfingen ihn ganze Prozessionen städtischer Innungen, und die Ältesten hielten blumenreiche Ansprachen. Vierzig Meilen vor Paris erwartete ihn der königliche Hofmeister, um ihn in Ludwigs XIV. Auftrag in die Hauptstadt zu geleiten. Der Hofmeister kannte Bernini aus Rom und sprach gut italienisch; so gestaltete sich der Einzug nach Paris für den Künstler zu einem sehr angenehmen und ehrenvollen Ereignis. Er bekam eine Wohnung in der Nähe des Louvre, die mit Möbeln aus dem königlichen Palast ausgestattet war. Am folgenden Tag, den 4. Juni 1665, stellte sich Bernini dem König vor; er machte den Eindruck „d'une honnete hardiesse" und gefiel dem Monarchen sehr gut.

Bernini sah sich, da es keine Zeit zu verlieren galt, sofort den Louvre an und legte dem König ein Memorial vor. Er erklärte darin in schmeichelhaften Ausdrücken, Ludwig XIV. müsse als der mächtigste Monarch, der durch Verstand und Kraft alle überrage, das grossartigste Schloss besitzen, wenn man zu diesem Zwecke auch einen grossen Teil von Paris dem Erdboden gleichmachen sollte. Diese Worte deckten sich mit Ludwigs eigner Ansicht, er stellte es dem Architekten frei, den alten Palast und die umliegenden Häuser nach Gutdünken niederzureissen, soweit dies für das neue Gebäude erforderlich wäre.

Bernini machte sich sofort energisch an die Arbeit; seine Pläne blieben geheim, von Fremden empfing er nur Colbert und noch einige französische Berühmtheiten. Aber das Geheimnis der Zeichnungen wurde verraten. Der Bruder des königlichen Architekten, Charles Perrault, dessen Pläne verworfen worden waren, erkaufte Berninis Diener, einen Franzosen, und mit seiner Hilfe drang er ins Atelier, als keiner der Italiener zugegen war; er betrachtete die angefangenen Arbeiten und erstattete Colbert darüber Bericht. Perrault kritisierte Berninis Pläne scharf und fand, er begehe dieselben Fehler, die man den französischen Architekten vorgeworfen habe. Die eifersüchtigen Franzosen begannen

auf dieser Unterlage den Hof und den König gegen Bernini einzunehmen, namentlich die drei Pariser Künstler Lebrun, Le Vau und Monsart versuchten gemeinsam den Eindringling unschädlich zu machen, gleichzeitig entwarfen sie einen neuen Plan für den Louvre und legten ihn Colbert vor. Ausserdem suchten sie Bernini beim König anzuschwärzen; sie bedienten sich dabei einflussreicher Persönlichkeiten, besonders des Marschalls Grammont, und erklärten, der Italiener respektiere den Monarchen nicht genügend, sei über alle Massen hochmütig und eingebildet und blicke auf die Franzosen mit Verachtung herab.

Trotz aller Intrigen und Hindernisse beendete Bernini seinen Plan im Juni 1665 und legte ihn dem König sogleich vor. Dieser Entwurf, der aus Jean Varins grosser Medaille bekannt ist, zeigt einen ziemlich schweren massigen Bau, die Fassade hat Anklänge an den Palazzo Odescalchi zu Rom, ist reich mit Statuen versehen und enthält kein einziges neues Motiv. Trotzdem Berninis Projekt niemand besonders gefiel, liess der König die Fundamente graben und war bei der Grundsteinlegung persönlich zugegen. Den Arbeitern warf Ludwig eine Handvoll Geld hin, unter ihnen entstand infolgedessen eine solche Prügelei, dass man die Soldaten requirieren musste, um Ordnung zu schaffen.

Gleichzeitig entstand eine Büste des Königs. Bernini hatte keine guten Marmorblöcke, sie waren voller Fehler, erst der dritte erwies sich als brauchbar. Die Büste wirkt trotz der veränderten Züge in Anlage und Auffassung fast als Wiederholung jener Francesco d'Estes, auch durfte die Spitzenkrause beim Roi soleil nicht fehlen. Während der Sitzungen haben der König und der Künstler sich in schönen und geistreichen Ausdrücken zu überbieten gesucht. Als die Locken der Perücke dem König zu tief in die Augen fielen, bat Bernini um die Erlaubnis, eine Abteilung zu machen, da Se. königliche Hoheit bedeutend genug sei, um der ganzen Welt die Stirn zu zeigen. Die Frisur mit Scheitel wurde Mode und hiess „alla Bernina". Nach dem ursprünglichen Entwurf sollte die Büste auf einer kupfernen, blau emaillierten, vergoldeten Kugel stehen, als Symbol der Weltkugel: „Un globe de cuivre émaillé de bleu." Es war die höchste Schmeichelei, die man dem König darbringen konnte; aus unbekannten Gründen blieb dieser Plan unausgeführt. Berninis Einfall machte den Höflingen Eindruck, und zwei Monsignori versuchten durch Madrigale, die der Situation angemessen waren, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken. Der Abt Butti verfasste folgenden Vierzeiler:

Entro el Bernin' in un pensier profondo
Per far' al Regio Busto un bel sostegno,
E disse, non travandone alcun degno
Piccola base a un tel Monarca è il Mondo.

Darauf gab ihm der Abt Bourzé zur Antwort:

Mai mi sovenne quel pensier profondo
Per far di Rè si grande appaggio degno:
Van sarebbe il pensier, che di sostegno
Non hà bisogno, gli sostiene il Mondo.

Wahrhaft barocke Höflichkeiten!

Die Büste gefiel ausserordentlich; man bewunderte die Ähnlichkeit, die Leichtigkeit in der Behandlung des Haares, den Kragen „en point de Venise", der soeben unter der Hand der geschicktesten Spitzenarbeiterin hervorgegangen schien, und jenen Ausdruck des Hochmuts, der den Zeitgenossen am meisten im Gesicht des Königs imponierte. Francesco d'Estes Büste steht als Berninis erster Entwurf künstlerisch höher; Ludwigs XIV. Brustbild ist nur eine Kopie der Arbeit in Modena. Die Büste steht heute im Saal der Diana zu Versailles auf einem mit Bronzetrophäen geschmückten Sockel; zwei geflügelte Putti sind im Begriff, dem König eine goldene Krone aufzusetzen.

Als Frucht von Berninis Aufenthalt in Paris ist nur dieses Werk übrig geblieben. Perrault und die übrigen französischen Architekten haben den Künstler gequält und immer neue Fehler an seinem Louvre-Projekt zu entdecken versucht, bis er in seiner leidenschaftlichen Art, eine solche Behandlung nicht gewohnt, zu Colbert ging und ihm erklärte, er habe in Paris gemacht, was er konnte und wolle jetzt nach Rom zurückgehen. Der Minister, hinter dem Perrault stand, widersetzte sich der Abreise keineswegs; auch der König war damit einverstanden und entlohnte Bernini und seine Gefährten mit der ihm üblichen Grossmut. Vor seiner Abreise versprach der Künstler, eine grosse Reiterstatue des Königs in Rom zu machen, was Ludwig XIV. sehr wünschte.

Nach Berninis Abreise suchten die französischen Architekten die Spuren des verhassten Italieners möglichst schnell zu verwischen; sie brachten es tatsächlich so weit, dass der König zwei Jahre später die Fundamente zerstören liess, die Bernini für den neuen Palast gelegt hatte. Die Pläne des italienischen Meisters gerieten in Vergessenheit.

In Italien wurde Bernini wie ein Triumphator empfangen; man

hatte gefürchtet, er würde in Paris bleiben. Der Künstler begann, durch sein Versprechen gebunden, sofort mit der Reiterstatue des allerchristlichsten Königs. Er war damals zwar schon 70 Jahre alt, fühlte sich aber noch so elastisch, dass er vor einem Werk, das eine Arbeit von acht Jahren erforderte, nicht zurückschreckte. Er stellte den König auf einem ungezäumten Pferd dar, das im Begriff war, den Hügel des Ruhmes zu erklimmen. Einem ihn besuchenden Franzosen erklärte er, er habe Ludwig XIV. nicht als Heerführer bilden wollen, denn so könne man ungefähr jeden Monarchen darstellen, er habe sich den grossen König, der seine Feinde in so viel Schlachten geschlagen, vorgestellt im Begriff, den Gipfel eines idealen Berges, den nur er erreichen konnte, zu erklimmen. Das Werk erinnert an Konstantins des Grossen Statue. Es ist im höchsten Grade seltsam, besitzt aber noch den letzten Vorzug, den Bernini sich erhalten hat, die ausserordentliche Weichheit in der Behandlung des Marmors. Als man Bernini ein diesbezügliches Kompliment machte und hervorhob, wie dünn die Mähne des Pferdes sei, gab er zur Antwort, es sei ihm gelungen, die Härte des Marmors zu überwinden, und er betrachte es als sein Verdienst, bis zu einem gewissen Grade Malerei und Plastik verbunden zu haben. Das Publikum war damals von Barockidealen so durchdrungen, dass es Ludwigs XIV. Denkmal viel höher einschätzte als die Werke der Antike.

Die französischen Künstler schienen den günstigen Eindruck zu fürchten, den Berninis Statue in Paris machen könnte und schoben die Abnahme des Werkes unter den nichtigsten Vorwänden immer wieder hinaus. Erst nach Berninis Tod beschloss man, die Statue nach Frankreich zu schaffen. Die Transportschwierigkeiten waren so gross, dass die auf ein holländisches Schiff verladene Statue über Gibraltar nach Hâvre ging, um von dort aus auf der Seine nach Paris verschifft zu werden. Als Ludwig XIV. die Statue sah, liess er den Kopf entfernen, der ihm nicht gefiel und bestellte bei dem französischen Bildhauer François Girardon einen neuen. Der Franzose erfüllte den königlichen Auftrag nur zum Teil, indem er dem vorhandenen Kopf einen Helm aufsetzte; dafür meisselte er auf den Hügel marmorne Flammen, die dartun sollten, dass Ludwig XIV. sich als neuer Curtius für das Vaterland geopfert habe. Die so verunzierte Statue befindet sich heute in Versailles und hat durch Regen und Wetterunbill ein noch seltsameres Aussehen bekommen.

## VIII.

Bernini hatte Glück mit den Päpsten; abgesehen von dem einen, dessen Regierung nur kurz war, hatte jeder das Bestreben, Rom zu schmücken, und zog den Künstler zu Arbeiten heran, die Jahrhunderte überdauern sollten.

Nach Alexander VII., der 1667 gestorben war, wurde Giulio Rospigliosi als Klemens IX. Papst. Der neue Papst hatte trotz seiner 67 Jahre noch Energie genug, um mit der Hilfe des von ihm geschätzten Bernini neue Pläne zur Verschönerung der Hauptstadt der Christenheit zu entwerfen. Es war ihm hauptsächlich um die Engelsbrücke zu tun, die schon zwei Päpste auszuschmücken versucht hatten, ohne dass ihre Pläne sich verwirklicht hätten. Schon unter Klemens VII. hatte man auf dieser monumentalen Brücke die Marmorstatuen von Petrus und Paulus aufgestellt, und Paul III. hatte zum Empfang Karls V. die Brücke mit 14 Gipsstatuen von Rafaello da Montelupo versehen lassen. Diese Statuen sind sicherlich untergegangen, da später nie mehr die Rede von ihnen ist; übrig blieben nur die beiden Marmorapostel, und auch die in sehr beschädigtem Zustand, da man sie, ebenso wie den Pasquino, mit Epigrammen zu bekleben pflegte.

Bernini unterbreitete dem Papst den Plan, die Brücke mit einer Balustrade zu versehen, darauf sollten mehrere Engel mit den Passionswerkzeugen stehen; die beiden Renaissanceapostel behielten ihren alten Platz. Der Plan fand die Zustimmung des Papstes; Bernini entwarf die Modelle der ungeheuren Statuen und führte zwei sogar eigenhändig aus: den Engel mit dem Kreuz und den mit der Dornenkrone. Dem Papst gefielen diese beiden Statuen so gut, dass er sie nicht auf der Brücke, wo sie der Unbill des Wetters ausgesetzt waren, aufstellen wollte, sondern ihre Placierung in einer Kirche vorzog. Längere Zeit blieben sie im Atelier des Künstlers; erst Prospero, Berninis Neffe, schenkte sie der Kirche S. Andrea delle Fratte, wo sie sich bis auf den heutigen Tag befinden. Kopien der beiden Statuen wurden auf der Brücke aufgestellt.

Durch diese gewaltigen Marmorstatuen erhielt die ganze Engelsbrücke einen andern Charakter; von den Engeln in faltigen Gewändern und sentimentalem Gesichtsausdruck weht der Geist des Barock und hebt sich scharf von den beiden strengen Renaissanceaposteln ab.

Für den Papst entwarf Bernini noch Pläne für die Villa di Spicchio in Lamporecchio bei Pistoja und für die Rospigliosikapelle der Gesùkirche in Pistoja; sein grösstes Werk aus jener Zeit, das ihm auch den meisten Ruhm brachte, ist die Tribuna in S. Maria Maggiore, die aber nur zum Teil nach seinen Entwürfen ausgeführt wurde. Sein Plan war, die Basilika so zu vergrössern, dass sie fast bis zum Obelisken auf dem Platz vor der Kirche gereicht hätte. Der neuerbaute Teil sollte durch drei prachtvolle Kuppeln überwölbt werden. 1669 begann die Arbeit an der Tribuna, trotzdem die Verwandten des Papstes ihr möglichstes getan hatten, um den Bau zu hintertreiben; sie fürchteten, dass sie nach dem Tode des Papstes die Lasten dieses teuren Baues, der sicherlich unter Klemens' Herrschaft nicht fertig werden würde, zu tragen hätten.

Nach Berninis Plänen, die sich im Archiv des Kapitels von S. Maria Maggiore befinden, hätte die Tribuna glänzend ausfallen können; sie sollte auf einem Säulenhalbkreis ruhen, der auf einer Erhöhung mit monumentaler Treppe vorgesehen war. Als man die Fundamente für dies Gebäude legte, fand man den Schädel eines Mannes, dessen Haar unversehrt geblieben war, trotzdem er dort bereits 100 Jahre lag. Dies wurde als günstige Vorbedeutung betrachtet, da man bei den Fundamenten unterhalb des Kapitols seinerzeit gleichfalls einen Schädel fand und nach „caput“ den Komplex „Capitolium“ genannt hat. Trotz dieser günstigen Prophezeiung stiess Berninis Bau auf grosse Opposition. Das Volk schimpfte, Bernini wolle beim Umbau der Apsis der Basilika Sixtus' III. kostbare Mosaiken auf eine andere Stelle übertragen; auch der Papst wurde in seinen Entschlüssen wankend, da die Kosten immer grösser wurden. Während eine besondere Kommission unter Kardinal Azzolino über die Kosten für die Deckung des Baus beriet, starb Klemens IX. Ende des Jahres 1669; sein Nachfolger Klemens X., Altieri, war ein Feind aller unnützen Ausgaben für architektonische Zwecke, und da er Bernini nicht liebte, pensionierte er ihn als Baumeister der Apostolischen Kammer und ernannte an seiner Stelle Carlo Fontana, Berninis grössten Feind.

Eine Zeit hindurch ruhte die Arbeit völlig, dann forderte Klemens X. Rainaldi auf, ihm Pläne für den Umbau der Basilika vorzulegen, die weniger kosteten als Berninis gigantisches Projekt. Nach Rainaldis Zeichnungen wurde die Kirche aufgeführt und trägt heute die Signatur dieses Architekten.

Bernini fand trotz der päpstlichen Ungnade Protektoren genug, die sich gern mit Bestellungen an ihn wandten. Klemens IX. hatte die Absicht, in der von Bernini zu erbauenden Tribuna sein eigenes Grabdenkmal und das Alexanders VII. aufzustellen. Nach Klemens' Tod beschloss der Kardinal Chigi, die Absicht des toten Papstes, wenigstens soweit das Grabdenkmal seines Ahnen in Frage kam, zu verwirklichen und bestellte ein Modell bei Bernini. Da die Erweiterung der Basilika von S. Maria Maggiore unterblieb, beabsichtigte der Kardinal, Alexanders Denkmal in der Peterskirche aufzustellen.

Aus dem Schatz seiner bildhauerischen Erfahrungen schöpfte Bernini alles, was Alexanders VII. Mausoleum verherrlichen konnte: Gold, Bronze, farbigen Marmor, selbst Gipsornamente; seiner Phantasie liess er freien Spielraum und vereinigte in diesem Werk die seltsamsten Einfälle, die er je gehabt hat. Es fehlt weder an wollüstigen Frauen, am üblichen Skelett, an Marmordraperien, noch an den Sternen der Chigi unter Lorbeerblättern, mit einem Wort, alle Barockmotive haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Nur der Papst, der über diesem barocken Paradies kniet, zeichnet sich durch eine würdige Ruhe aus und erinnert an Berninis beste Zeit.

Bernini selbst hat nur das Modell des Denkmals und den Kopf des Papstes ausgeführt, die weiblichen Allegorien und die Ornamente sind von seinen Gehilfen und Schülern gemacht worden. Am auffallendsten ist die Verità, die ursprünglich ganz nackt war und die der sittenstrenge Innocenz XI. mit einem weiss angestrichenen Bronzehemd bekleiden liess. Ein gleiches Schicksal hatte die angebliche Giulia Farnese auf Pauls III. Denkmal zu erleiden. Das Modell zu dieser Wahrheit, deren üppige Fülle nur mangelhaft vom Bronzehemd verdeckt wird, entwarf Giuseppe Mazzoli, während Giulio Cartari die Statue ausgeführt hat. Mazzolis Werk ist die an körperlichen Reizen ebenso reiche Carità, die ein Kind in Rubensschen Formen auf den Armen hält. Trotzdem das Denkmal unseren heutigen Schönheitsbegriffen nicht entspricht, spürt man ein zuckend Lebendiges und Bewegtes.

Der alte Künstler schuf noch ein Ziborium für die Peterskirche. Schon Urban VIII. hatte ihm diese Arbeit aufgetragen; nach dem Tode des Papstes geriet die Angelegenheit in Vergessenheit, erst unter Klemens X. kam sie in Fluss, nach zweijähriger Arbeit war das Ziborium in seiner ernsten Pracht fertig. Bramantes' „Tempietto“ im Kloster di S. Pietro in Montorio hat Bernini zu seinem „Tabernacolo“ angeregt; das

hat ihn vor Übertreibungen gerettet, trotzdem er im Reichtum des Materials dem Geist der Zeit seinen Tribut entrichtet hat. Gold, Lapislazuli, Bronze, farbiger Marmor tragen dazu bei, aus dem Ziborium ein Strahlendes, Schimmerndes, ein Kleinod in gewaltigen Dimensionen zu machen. Zwei grosse bewegte Engel knien zu beiden Seiten des Tempietto, der linke rührt von Bernini selbst her, während der unruhige, eckige, rechte jedenfalls eine spätere Zutat ist.

Die kleine Kirche S. Andrea sul Quirinale, eines seiner letzten Werke, das auf Kosten des Kardinals Camillo Pamfili erbaut wurde, lässt in seinen originellen, phantastischen Einfällen nichts von nahendem Alter und Ermüdung spüren. Die harmonische Fassade ist mit einem Giebel versehen, über dem das grosse Wappen der Pamfili unter stolzen Girlanden hängt. Auch das Innere der Kirche ist sehr originell. In dem ovalen, von korinthischen Säulen getragenen Bau steht über dem Hochaltar die ungeheure Gestalt des hl. Andreas in Marmor, die fast die ganze Kirche beherrscht. Der Heilige steht auf Wolken und will mit den nach oben gerichteten Händen gewissermassen den Himmel umfassen. Zwei, den Ruhm personifizierende Gestalten blasen in ihre Trompeten und weisen auf eine grosse Kartusche beim Fenster hin, die von der Grossmut des Kardinals und Stifters berichtet; über dem Hauptaltar tummeln sich Engelchen, überall Leben und phantastisches Spiel.

Bernini galt diese Kirche als eines seiner besten Bauwerke. Einst traf ihn sein Sohn Domenico dort in Gedanken versunken und fragte, worüber der Vater grüble. Bernini gab zur Antwort, er sei hergekommen, um auszuruhen und sich nach getaner Arbeit der Musse zu freuen, da von all seinen Bauwerken ihm dieses allein wahre Freude bereite.

## IX.

Bernini wollte sich auch als Maler betätigen, hat aber in der Malerei viel weniger als in der Plastik oder Architektur geleistet. Er soll etwa 200 Bilder geschaffen haben, ausserdem hat er unzählige Zeichnungen gemacht, die bei Kunstfreunden sehr gesucht waren. Einer seiner Diener erkannte den Wert dieser Skizzen und hat ihrer heimlich so viel verkauft, dass er noch 20 Jahre, nachdem er Bernini verlassen, sich selbst und seine Familie vom Erlös dieser Zeichnungen erhalten hat. Heute

besitzen wir kaum einige Bilder, die Bernini mit Sicherheit zugeschrieben werden können, dagegen gibt es eine stattliche Anzahl von Kreideskizzen. Vielleicht verdanken wir sie jenem Diener.

In der vatikanischen Mosaikgalerie befindet sich ein grosses Bild von Bernini: eine Episode aus dem Leben des hl. Mauritius, das ursprünglich für den Altar der Kapelle del Sacramento in S. Peter bestimmt war. Die Komposition ist ziemlich unübersichtlich und die Färbung so grell gelbrot, als wenn sie von bengalischem Feuer beleuchtet wäre. Derselbe Künstler, der in der Architektur, um den Eindruck zu steigern, sehr geschickt mit Licht und Schatten zu operieren verstand, hat sich in der Malerei so übertriebener Farben bedient, dass sie allen Grundsätzen der Farbenharmonie Hohn zu sprechen scheinen. Sein bestes Bild befindet sich in der Galerie Doria, es ist ein hl. Bruno, der unter einem grossen Baum rastet und dem zwei Engelsköpfe in den Wolken erscheinen. Das Bild ist bis jetzt Francesco Mola zugeschrieben worden, während Fraschetti es für Bernini in Anspruch nimmt.

Als alter Mann hat Bernini die Predigten des Jesuitenpaters Oliva illustriert; seine Illustrationen wirken so modern, dass sie in manchem Dorés Bibelillustrationen gleichen.

Bernini hat auch gute Karikaturen gemacht; mit wenigen Kreidestrichen verstand er seine Typen so scharf zu umreissen, dass sie uns heute noch eine klare Vorstellung von gewissen Persönlichkeiten geben. In der Nationalgalerie zu Rom befinden sich einige dieser Karikaturen, darunter ein vorzügliches Porträt des stolzen Kardinals Antonio Barberini, mit ungeheurer Nase und kleiner Stirn. Zu den charakteristischsten Blättern gehört auch das Abbild eines französischen Edelmannes, bei dem ein liebenswürdiges Lächeln und ein schöner Spitzenkragen alle fehlenden guten Eigenschaften zu vertreten scheinen.

Cavaliere Bernini, wie er allgemein genannt wurde, wurde mit 80 Jahren Mystiker und wollte seine künstlerische Begabung ausschliesslich in den Dienst der religiösen Beglückung der Menschheit stellen. Damals entstand ein seltsames Bild, das Ergebnis einer überhitzten Phantasie. Aus blutigen Meereswellen ragt das Kreuz mit dem sterbenden Christus, aus dessen Wunden Ströme von Blut fliessen. Auf Wolken unter dem Kreuze steht Maria mit erhobenen Händen, nach oben blikkend, als wenn sie ihren Sohn Gottvater, der in den Wolken erschienen ist, darbringen würde. Gottvater, ein stürmischer Greis, mit wehendem Bart- und Kopfhaar, geöffneten Armen, flatterndem Mantel, scheint

den Gekreuzigten umfassen und in den Himmel heben zu wollen. Schwebende Engel assistieren. Das Bild atmet so viel Bewegung, Leidenschaft und elementare Kraft, dass man es einem Achtzigjährigen kaum zutraut. Bernini liess sein Werk durch Kupferstiche vervielfältigen und erklärte sein Leben mit der Verherrlichung des Opfers beschliessen zu wollen, das dem Ewigen Vater durch das Blut seines Sohnes dargebracht wurde; in dieses Meer von Blut wollte er die Sünden seines Lebens, von denen er sich nicht auf andere Weise freikaufen könne, versenken. Dieses Bild sollte den Ruhm von Christi Blut „Gloria del sangue di Christo“ in die fernsten Länder tragen. Die Gedanken des Greises verloren sich in die Unendlichkeit. In der Nationalgalerie zu Rom befindet sich aus dieser Zeit auch die Skizze zu einem Bilde des hl. Andreas: eine herkulische, halbnackte Gestalt, auf dem Kreuze sitzend, das Engel in den Lüften halten. Diese Gruppe ist trotz ihrer Grösse mit einer solchen Leichtigkeit gezeichnet, dass man eine vollkommene Illusion des Aufstiegs hat.

1680 liess Innocenz XI. verschiedene Änderungen im Palazzo der Cancellaria von Bernini vornehmen. Der Künstler holte sich bei der Beaufsichtignng der Arbeiten eine starke Erkältung, er fühlte sein Ende nahe und liess in seinem Schlafzimmer eine Art Altar für die „Gloria del sangue di Christo“ errichten. In seinen letzten Lebensjahren war Bernini wiederholt für Christine von Schweden tätig. Überzeugt, dass die Königin infolge ihres Übertrittes zum Katholizismus im Himmel besonders gut angeschrieben sei, bat er den Kardinal Azzolino dringend, sich für ihn bei der Königin zu verwenden. Durch Christinens Protektion im Himmel hoffte er das ewige Heil zu erringen.

Christine liess dem Greis sagen, sie würde sich die grösste Mühe geben, um seinen Wunsch zu erfüllen, bitte ihn aber seinerseits, für sie und den Kardinal Azzolino zu beten, damit alle drei einst dort zusammentreffen, wo man in Ewigkeit ungetrübtes Glück geniessen könne.

Bernini sah dem Tode ruhig entgegen, nachdem er sich eine so wirksame Protektion gesichert hatte; selbst in den letzten Augenblicken verliess ihn der Humor nicht, als seine rechte Hand kraftlos wurde, sagte er scherzend, sie habe so viel im Leben gearbeitet, dass ihr schon vor dem Tode mit Recht Ruhe gebühre.

Er starb am 28. November 1680, 82 Jahre alt. Sein Körper wurde um zwei Uhr nachts in die Basilika S. Maria Maggiore überführt und dort feierlichst aufgebahrt. Von allen Seiten drängte sich das Volk, um

das Antlitz des Menschen, der ganz Rom umgebaut und verschönert hatte, noch einmal zu sehen.

In den Fussboden der Basilika wurde ein Stein mit der Inschrift eingelassen: Nobilis familia Bernini
hic
Resucrectionem exspectat.

Bernini hatte sich ein prunkvolles Begräbnis verbeten, dafür liess er 1000 Messen für seine Seele lesen; über sein Vermögen, das einige Millionen betrug, hat er sehr eingehende Verfügungen getroffen. Im Atelier und in der Wohnung gab es viel Kunstwerke. Bernini hat nichts vergessen, und van Dycks Porträt des Königs von England u. a. seinem Bruder Luigi vermacht. Mit seiner Frau, die 1673 gestorben war, stritt er noch in seinem Testament um ein unbedeutendes Legat. Signora Bernini hatte ihrer ältesten Tochter Angelica 8500 Skudi mehr vermacht, als ihr ihrer Mitgift nach zustanden. Der Alte ärgerte sich darüber, da er fand, dass mit diesem Beschluss den anderen Kindern Unrecht geschehen sei und zahlte der Tochter den ausgesetzten Betrag nicht aus. Aus Furcht, Angelica könne nach seinem Tode auf gerichtlichem Wege ihr Recht suchen, vermachte er ihr eine Rente von sechs Skudi monatlich, liess ihr aber das Kapital nicht aushändigen. Er wollte seiner Frau nicht recht geben.

## X.

Der Künstler hatte sich seit jenen Tagen, wo er sich in Urbans VIII. Schlafzimmer nützlich machte, sehr verändert. Erfolg und Vermögen hatten sein Selbstbewusstsein erhöht, er verstand es, jedem die Stirn zu bieten, der ihm zu nahe trat. Bis in sein hohes Alter hat er sich eine unerhörte geistige Regsamkeit bewahrt, sein Gedächtnis verliess ihn nicht, und er hat im Leben so viel Anekdoten, Sentenzen und Vergleiche gesammelt, dass er bei jeder Gelegenheit etwas Amüsantes, wenn auch nicht immer Liebenswürdiges zu sagen wusste. Als ihn Ludwigs XIV. Hofdamen einmal fragten, worin sich die Französinnen von den Italienerinnen unterscheiden, gab er zur Antwort, beide seien sehr reizvoll, aber in den Adern der Italienerinnen fliesse Blut, in den schönen Körpern der Französinnen nur Milch. Die Bildnisse des alten Bernini, namentlich ein Porträt, das sich in der Nationalgalerie zu Rom befindet, zeigen so feurige schwarze Augen, dass man der grauen Haare des berühmten Mannes vollkommen vergisst.

In seiner Jugend war Michelangelo sein höchstes Ideal in der Kunst; später hat er zwar Ehrfurcht vor seinem grossen Vorgänger empfunden und häufig wiederholt: „Siccome diceva il Michel Angelo Buonarotta“, aber das war eine blosse Phrase, denn der alte Bernini war auf ein ganz anderes Schönheitsideal eingestellt.

Der Verkehr mit Geistlichen, namentlich mit Jesuiten, mit denen er sehr befreundet war, hat eine vollständige Umwandlung in seinen Vorstellungen bewirkt und alle Überbleibsel der Renaissancekultur in ihm verwischt. Welcher Unterschied zwischen seinem David in der Galerie Borghese, diesem leidenschaftlich agierenden Menschen und Konstantin dem Grossen, der apokalyptischen, in Fieberträumen erdachten Gestalt! Skelette hat Michelangelo nicht geschaffen, aber auch nicht sinnliche Frauen mit geschwelltem Busen, diese neuen Liebesgöttinnen unterhalb der Denkmäler, diese halbwüchsigen Engel, in denen schon das Blut der Leidenschaft spielt. Je mehr man im XVII. Jahrhundert die gesunde Sinnlichkeit knebeln wollte, desto mehr verwandelte sie sich in eine krankhafte Leidenschaft, die sich in den verschiedensten Formen manifestiert. Sinnlichkeit hat ihre Existenzberechtigung, durch Leidenschaft erneuert sich die Menschheit; gewaltsame Eindämmungen eines natürlichen Triebes bewirken nur Katastrophen. Je mehr die Geistlichkeit im XVII. Jahrhundert darauf ausging, die Nacktheit der Statuen zu bedecken, desto mehr suchten die Künstler nach Möglichkeiten, auch in bekleideten Gestalten den Eindruck sinnlicher Leidenschaft zu erwecken. Vergleicht man die lieblich-bescheidenen Madonnen eines Filippino Lippi, Botticelli, Ghirlandajo und selbst die eines Perugino und Raffael mit den Marien des Barock, oder die Heiligengestalten in den Nischen in Or S. Michele zu Florenz mit jenen von S. Peter, so überkommt einem das Empfinden, dass die Barockkünstler ihre Gestalten im Rausch und in künstlicher Steigerung geschaffen haben. Den Geist edler Frömmigkeit finden wir im XVII. Jahrhundert nicht mehr, Skelette und ausgelassene Weiber herrschen.

Seltsamerweise war aber nie soviel von Natürlichkeit in der Kunst die Rede wie im XVII. Jahrhundert; „naturalezza“ war das Losungswort der Künstler, die unter dem Einfluss der Kirche standen. Der Jesuit Ottonelli gab unter dem Pseudonym Odomenico Lelonotti zusammen mit dem Maler Barettini aus Cortona 1652 einen Traktat über Malerei und Plastik heraus, in dem er ausdrücklich vorschreibt, dass kirchliche Bilder „Le sacre imagini“ sich nach Möglichkeit der Natur

angliedern müssen. Man beruft sich fortwährend auf die Natur mit der Absicht, dem Volke die unsichtbare religiöse Welt zu versinnlichen. Die Kirche hat diesem Ziel schon lange nachgestrebt. Berühmte Prediger haben religiöse Begriffe so dargestellt, dass man sie mit den Sinnen erfassen konnte. Der hl. Franz von Assisi hat die religiöse Bildlichkeit in hohem Grade dichterisch umschrieben und gedeutet; der hl. Bernhardin von Siena, der in seinen Ausdrücken und Vergleichen häufig sehr irdisch ist, hat Himmel und Hölle so deutlich beschrieben, als wenn er dort gewesen wäre und gesehen hätte, wie die Engel im Chor singen und die Teufel die Menschen in den Höllenpfuhl hineinstossen. All diese Vergleiche und Beschreibungen haben den Geist gewissermassen materialisiert, aber sie waren nicht subtil genug, um die Masse zu durchdringen. Erst die Jesuiten haben die schwierige Aufgabe unternommen, die menschliche Phantasie systematisch so zu gestalten, dass sie sich die abstraktesten Vorstellungen verkörpern könne, und man darf sagen, dass die Gruppe der hl. Teresa das Ideal dieser Richtung in der Kunst verkörpert. Es bedurfte des Talentes eines Bernini, um nicht in Übertreibung zu verfallen. „Naturalezza“ mit einem von vornherein festgelegten Ziel religiöser Bildung, als Teil religiöser Pädagogik, „naturalezza“ mit einer Reihe von Einschränkungen bezüglich der Moralität und Wohlanständigkeit des Themas hatte nicht die Natur zum Vorbild, sondern sie war das Ergebnis einer gewissen Verderbtheit und sprach jedem Realismus in der Kunst Hohn.

Der Kardinal Gabriel Paleotti erliess den strengen Befehl, in den Kirchen die religiösen Bilder daraufhin zu prüfen, ob sie moralisch genug seien; falls sie den neuen Forderungen nicht entsprächen, sollten sie übermalt oder aus der Kirche entfernt werden. Paleottis Vorschriften erstreckten sich sogar auf Privathäuser und belegten die Künstler, die unanständige Bilder malten, mit Strafen. Als Kardinal Bellarmino bei einem seiner Bekannten nackte Marmorstatuen sah, die noch an die „bescheidenen“ Zeiten der Renaissance erinnerten, bemerkte er scherzend, diese Statuen müssten frieren. Der Besitzer verstand die Bemerkung und liess die Schamteile der Steine mit Gipsverbänden versehen. Die spanische Inquisition begnügte sich mit der Kontrolle über die Wohlanständigkeit der Bilder nicht, sondern erstreckte sie auch auf kleine Gegenstände wie Tabakdosen, Spiegel, Fächer und ernannte Inspektoren der Wohlanständigkeit. Zu diesen gehörte auch Fr. Pacheco, Velasquez' Schwiegervater und Lehrer.

Das spätere Barock nannte man den Jesuitenstil, und diese Bezeichnung hat viel für sich. Ebenso wie sich der Franziskanerorden zu Beginn der Renaissance entwickelt und Kirchen gebaut hat, breitete sich in der zweiten Hälfte des XVI. und im XVII. Jahrhundert die Gesellschaft Jesu aus und nahm schnell an Macht und Reichtum zu. Jesuitenkirchen entstanden in jeder grösseren Stadt, der Orden bedurfte ganzer Legionen von Baumeistern, Malern und Bilderhauern. Haben aber die früheren Orden die Künstler wenig oder gar nicht beeinflusst, und war die Kunst in ihrer Hand noch kein Mittel, um auf die Geister zu wirken, so sahen die Jesuiten in ihr ein Werkzeug für ihre Ziele. Künstlerische Zwecke galten ihnen nicht, sie wollten nur durch effektvolle Bilder, durch Glanz, Gold und kostbare Steine auf die Phantasie wirken und den Instinkt der Massen für sich gewinnen. Das Bildnis des Ordensgründers Ignatius Loyola, der in bescheidener Kutte nach Rom gekommen war, um die Bestätigung seines Ordens zu erbitten, begann man in goldne und silberne, mit kostbaren Steinen versehene Rahmen einzufassen, so dass das Gesicht des berühmten Mannes unter diesem Prunk fast verschwand.

Der alternde Bernini erlag dem Einfluss seiner Umgebung und der von den Jesuiten ausgehenden Geistesrichtung. Natürlich unterwarf er sich der herrschenden Richtung nicht sklavisch, sondern drückte Plastik und Architektur den Stempel seines Talentes auf und gab seiner Epoche ihr charakteristisches Gepräge.

Zum Reichtum und zur Fülle der Barockornamente trugen neben den religiösen auch die aristokratischen Tendenzen des XVII. Jahrhunderts bei. Die damalige Aristokratie glich der späteren englischen, die nicht nach aussen glänzen wollte, keineswegs, sie suchte durch ihre Villen und Wappenschilder, durch Wagen und seltsame Livreen aufzufallen und zu blenden. Überall falscher Schein, in der Kirche, im Palast, auf der Strasse, und hinter diesem falschen Schein verbargen sich zum Teil Elend und Dummheit der unteren Klassen.

Nur ausnahmsweise gelang es einigen Künstlern, sich von diesem Fieber freizumachen und Wege zu gehen, die das Barock in seinem Beginn eingeschlagen hat, als es die Fesseln des Klassizismus sprengte und nach Wahrheit suchte. Hier und da begegnen wir einem Werk, das aus einem starken Gefühl für Wahrheit erwachsen ist. So Madernas Cecilia in Trastevere, Houdons hl. Bruno in S. Maria degli Angeli oder dem Sebastian in der gleichnamigen Kirche an der Via Appia, von Bernini entworfen und von Antonio Giorgetti ausgeführt.

VIERZEHNTES KAPITEL

# SALVATOR ROSA

## I.

Salvator Rosa, der stürmische Neapolitaner, von düsterer Phantasie, ein Maler und Satiriker von ungewöhnlicher Begabung, ist einer der seltsamsten Menschen. Wäre im XVII. Jahrhundert der Ausdruck „Snob“ bereits gebräuchlich für einen eitlen Menschen der höheren Gesellschaftsklassen, der stets bereit ist, innere Ruhe kleinlichem Ehrgeiz zu opfern, so müsste Rosa so genannt werden. Eitelkeit war seine Haupteigenschaft, und da er ein leidenschaftlicher Mensch war, empfand er es schmerzlich, wenn seiner Eitelkeit zu nahe getreten wurde; in solchen Augenblicken nährte er tiefen Hass gegen Welt und Menschen. Dieser Bitterkeit verdanken wir Salvators Satiren, die zu den besten Erzeugnissen dieser Art im Italien des XVII. Jahrhunderts gehören.

Rosa ist 1615 in Neapel geboren, er war der Sohn eines Baumeisters, der sich jedoch mehr mit den Ausmessungen von Grund und Boden beschäftigte, als mit Architektur; durch Protektion kam der Knabe in das Kollegium der Somasken-Kongregation; dort eignete er sich ein oberflächliches Wissen an, das sein Schatz für sein ganzes Leben bleiben sollte. Die Familie zählte zwei Maler unter ihren Mitgliedern: Salvators Onkel, Domenico Greco und den 20jährigen Francesco Fracanzani, der mit Giovanna Rosa verheiratet war. Nach dem Tode des alten Baumeisters musste Salvator Rosa seine Studien aufgeben und half, um der ärgsten Not zu steuern, seinem Schwager im Atelier. Ohne Lehrer lernte er malen, wie der Star das Singen. An Mut fehlte es ihm nicht, mit zwanzig Jahren machte er sich bereits an zwei grosse Bilder: Hagar in der Wüste und eine Konstantinsschlacht. Sie waren so flott gemalt, dass sie bald einen Liebhaber fanden. Landschaften, Schlachten, Ge-

witter, Blitz lockten Salvator. Der berühmteste Schlachtenmaler Italiens war damals Antonio Tempesta, neben ihm wurde auch Aniello Falcone viel genannt, den man in echt italienischer Übertreibung „l' oracolo delle battaglie" nannte. Die Bilder dieser beiden Maler haben Salvator wohl zu seinen Schlachtenbildern angeregt, um so mehr, als Motive dieser Art seinem Temperament entsprachen.

Kühn, wie immer, verliess er bald Neapel, um sich einen grösseren Wirkungskreis zu schaffen. In Rom hatte er einen Bekannten, Girolamo Mercuri, den Hofmarschall des Kardinals Brancacci; zu ihm, der gleichfalls Neapolitaner war, begab er sich im Jahre 1635 und lernte dort Roms künstlerische Strömungen kennen.

Um die Akademie S. Lucca gruppierten sich die älteren Künstler, die sich ihre Anregungen nicht allein in Renaissancefresken, sondern auch bei antiken Sarkophagen holten. Ihr Meister war Pietro Berettini di Cortona, der, wie bereits erwähnt, in Olympia Maidalchinis Palast gemalt hat; neben ihm wurde der Römer Andrea Sacchi viel genannt. Aber diese alten Maler interessierten den jungen Salvator Rosa nicht, ihn lockten Künstler, die sich an die Natur hielten, wie Caravaggio, Ribera und Bernardo Strozzi. Mit diesen Malern begann eine neue Epoche der Genremalerei, die in den Augen der Akademiker keine Kunst, ja nicht einmal Artistik war. Das Publikum urteilte anders, und die Bilder dieser „Veristen" fanden grossen Anklang. Unseren Neapolitaner interessierten Callots und des Spaniers Teodoro di Liango oder richtiger di Llanos Kupferstiche am meisten; der Spanier hatte soeben in Rom eine Skizzenserie von Kriegskostümen veröffentlicht. Kupferstiche dieser Art nannte man zuerst verächtlich „Bamboccie" oder „Caprici", aber diese künstlerischen Einfälle hatten allmählich einen grossen Erfolg.

Der Kardinal Brancacci, der Bischof von Viterbo war, musste 1637 in seine Hauptstadt übersiedeln, da das Tridentiner Konzil den Bischöfen vorschrieb, sich um ihre Diözesen zu kümmern. Der Kardinal fuhr mit seinem ganzen Hofstaat nach Viterbo, auch Salvator Rosa ging mit als Mercuris Gast. In Viterbo lernte er Antonio Abbati, einen humoristischen Dichter und Satiriker kennen, dessen Verse im XVII. Jahrhundert sehr gut gefielen. Abbati war später während dreier Jahre der Hofdichter des Erzherzogs Leopold von Österreich, mit dem er nach Flandern ging. Nach dem Beispiel des Freundes begann auch Salvator Satiren zu schreiben und ging darin über seinen Meister hinaus.

In Rom erkrankte der Künstler so schwer am Fieber, dass er wäh-

rend eines halben Jahres das Bett hüten musste; er ging dann nach Neapel zurück, um an der See zu gesunden. Von dort aus schickte er einige Bilder zur Ausstellung nach Rom, da die Mitglieder der Akademie „di S. Giuseppe di terra santa" seit einigen Jahren am 19. März eine Ausstellung im Atrium des Pantheon veranstalteten. Dieser Brauch fand so viel Beifall, dass es später auch ähnliche Ausstellungen am 29. August im „Chiostro di S. Giovanni Decollato" gab, ausserdem gelegentlich im Cortile di S. Bartolomeo dei Bergamaschi.

1639 war Salvator abermals in Rom; da er wenig verkaufte und in Geldnot war, verfiel er auf einen Reklametrick, der der heutigen Amerikaner würdig wäre. Er verkleidete sich als komische Figur aus der „Commedia dell' arte", als sogenannter „Pascariello Formica" und amüsierte das Publikum auf der Strasse durch Scherze verschiedenster Art. Während des Karnevals mietete er einen grossen Wagen und fuhr mit einigen Freunden durch die Strassen, indem er den Passanten die verschiedensten Arzneien anbot, darunter auch ein damals allgemein verbreitetes Mittel, um die schlechte Laune zu vertreiben, mit dem Molière seinen Arzt unsterblich gemacht hat. Im Sommer beschloss Salvator, Komödien fürs Volk unter freiem Himmel aufzuführen und arrangierte zu diesem Zwecke eine Bühne in der Villa Mignatelli vor der Porta del popolo. Malerkollegen agierten als Schauspieler.

Diesem ganzen Kreis noch nicht angekommener Maler war Bernini als Kunstdiktator in Rom, von den Päpsten protegiert und die grössten Ehren einheimsend, ein Dorn im Auge. Bernini veranstaltete damals bereits Theateraufführungen; in einem Lustspiel im Palazzo Sforza brachte er, um einen frühen Morgen in Rom möglichst naturgetreu zu schildern, Wasserträger und Hirten auf die Bühne. Das hielten die Kritiker für eine schwere Verfehlung gegen die Regeln der dramatischen Kunst, die nur jene Personen auf der Bühne als zulässig empfand, die im Lustspiel etwas zu sagen hatten. Als Bernini zur zweiten Aufführung in der Villa Mignatelli erschien und sich mit seinen Freunden, den Malern Gianfrancesco Romanelli, Guidobaldo Abbatini und Ottaviano Castelli, auf einer Bank niederliess, begann Salvator ihn zu verhöhnen. Im Kostüm des Formica trat er auf die Bühne und verwahrte sich im Prolog dagegen, dass sein Theater die Absicht habe, sich mit Komödien „gewisser Leute" zu brüsten, die die Witze von Wasserträgern und Hirten auf die Bühne bringen. Bernini nahm Salvator Rosas boshafte Spitzen äusserlich ruhig auf, aber er war viel zu sehr Italiener, um nicht

auf Vendetta zu sinnen. Als er bald darauf das Lustspiel „Zwei Theater“ aufführen liess, liess er einen Schauspieler als Formica, Salvator kopierend, auftreten. An diesen Formica trat auf der Bühne ein Chiromant mit hoher Mütze und langer schwarzer Toga, auf der seltsame Sterne und Drachen gemalt waren, heran und prophezeite ihm aus den Linien seiner Hand seine Zukunft und sein weiteres Schicksal. Dies sollte Salvator Rosas Lebenslauf sein, enthielt aber so viel beschimpfende Details, dass es selbst dem Publikum, das Salvator als ehrlichen Menschen kannte, der Verleumdungen zuviel waren. Vielleicht empfand auch Bernini, dass der Impresario und die Schauspieler in ihren Beleidigungen übertrieben, denn er verliess ostentativ mit einigen Freunden den Saal, um zu bezeugen, dass er für die Einfälle der Künstler keine Verantwortung übernehme.

Trotzdem gab es keinen Frieden mehr zwischen Bernini und Salvator Rosa, und beide Künstler suchten sich, wo immer sie konnten, gemeinsam durch boshafte Scherze zu erniedrigen.

Salvator führte ein lustiges Leben in Rom; als Neapolitaner konnte er musizieren und singen und machte auch Gedichte in neapolitanischem Dialekt; erst während seines späteren Aufenthaltes in Toskana hat er ein reines Italienisch schreiben und sprechen gelernt. Diese poetisch-musikalischen Erzeugnisse erwiesen sich als ebenso fruchtlos, wie die gelegentlich zur Schau getragene Heiterkeit; der Künstler konnte sich in Rom nicht halten, da er den allvermögenden Bernini und die höhere Geistlichkeit, die Bilder bestellte, zu Feinden hatte.

Glücklicherweise brauchte Matteo de' Medici aus Florenz einen Maler und bot diese Stelle Salvator an. Der Neapolitaner war mit Freuden bereit, Rom zu verlassen; 1640 ging er nach Toskana und blieb zehn Jahre dort. Rosa kannte weder Welt noch Menschen. Als Ferdinand II. ihn freundlich empfing und ihm ein anständiges Gehalt aussetzte, hielt er sich bereits für einen grossen Herrn. Er mietete sich eine schöne Wohnung, richtete sich künstlerisch ein und begann in der höfischen Gesellschaft zu verkehren. Er lud die florentinische Aristokratie ein und veranstaltete Banketts, die 30 bis 40 Skudi kosteten. Allmählich jedoch beobachtete er, dass die Herren, denen er den besten Wein und die besten Fische vorsetzte, ihn auf der Strasse nicht einmal erkannten und sich genierten, ihn zu grüssen. Er verzichtete darauf, die Patrizier einzuladen, nahm sich aber diese Erfahrung so zu Herzen, dass er zum Trost nach Rom ging; dort bewirtete er seine ehemaligen Künst-

lerfreunde in der Trattoria „al giardino di Navicella“ aufs glänzendste und ging dann schleunigst nach Florenz zurück, um sich die Gunst der Medici nicht zu verscherzen.

Mit den vornehmen Herren wollte er sich nicht mehr einlassen, sondern beschloss, sich einen Freundeskreis zu schaffen, der seinem Stand und seinen Anschauungen angemessen war. Seine Veranlagung gestattete ihm nicht, sich im Atelier einzuschliessen und seine Einnahmen nur für sich zu geniessen. Er lud Literaten, Künstler und Gelehrte in sein Haus, und ihre Zahl war im damaligen Florenz nicht gering. Im Winter empfing er im ersten Stock in hübsch eingerichteten Zimmern vor prasselndem Kaminfeuer, im Sommer im Parterre; sämtliche Räume waren so reich mit Grün und Blumen geschmückt, dass sie wie ein Garten wirkten. Allmählich nahmen, dem Geist der Zeit entsprechend, diese Versammlungen den Charakter einer Akademie an. Akademien gab es in Florenz bereits genug; zu den wichtigsten gehörte „L'Accademia degli Umidi“, „della Crusca“, „del Cimento“, die letztere hatte Galilei gegründet. Rosa nannte die sich bei ihm versammelnde Gesellschaft „L'Accademia de' Percossi“; zu den fröhlichen Zusammenkünften kamen der berühmte Mathematiker Evangelista Torricelli, der Kunstkritiker Carlo Dati, der Verfasser von Libretti, Gian Filippo Apollini, und viele andere.

Rosa verstand es ausgezeichnet, Empfänge zu veranstalten und verschönte jedes Bankett durch originelle Einfälle. Einmal liess er auf jeden Tisch verschiedene Speisen aufstellen, auf den einen Suppen und Minestren, auf den zweiten Pasteten, auf den dritten Gebratenes usw. Ob sich die Gäste von einem Tisch zum andern setzten, um die Speisen in der richtigen Reihenfolge zu verzehren, wissen wir nicht; die Chronisten haben nur als besondere Höflichkeit des Wirtes verzeichnet, dass es für den zahnlosen Francesco Maria Agli stets Gehacktes gab. Namentlich war es Salvator um die Güte und Verschiedenartigkeit der Gerichte zu tun: für jeden Abend erdachte er irgendeine neue Sauce. Bei den Banketts fehlten witzige Ansprachen und Deklamationen von Gelegenheitsgedichten nicht. An seinem Geburtstag rezitierte Rosa ein sehr amüsantes Gedicht, in dem er schilderte, auf welche Weise er zur Welt gekommen war. Die freundschaftlichen Zusammenkünfte genügten ihm nicht, ihn verlangte nach dem Beifall eines grössern Publikums, und er begann Vorstellungen improvisierter Farcen und Komödien zu veranstalten. Der Kardinal von Toskana, Gian Carlo, stellte seinen

Palast, das Kasino da S. Marco, für diese Aufführungen zur Verfügung. Rosa trat, wie in Rom, als Pascariello auf und amüsierte die ganze Gesellschaft durch seinen unerschöpflichen Witz. Am meisten half ihm der 70jährige zahnlose Francesco Maria Agli, der Kaufmann in Bologna war und mit solcher Leidenschaft Theater spielte, dass er für drei Wintermonate seine Bottega zumachte und nach Florenz kam, um als Doktor Graciano aufzutreten. Er und Salvator Rosa bildeten ein überaus lustiges Paar, und wenn die beiden sich gegenseitig mit ihren Einfällen überboten, amüsierte sich das Publikum Stunden hindurch vorzüglich. Ein um seine Gesundheit besorgter Zuschauer fürchtete sich, den Aufführungen beizuwohnen, um nicht vor Lachen zu „platzen". Ausserordentlich amüsant waren auch Francesco Cordini, der einen durchtriebenen Diener gab, Dottor Pier Luigi Lasagnini und Giovanni Marucelli als Hofdamen.

Der leichtsinnige Salvator war ein guter, zuverlässiger Freund. Sehr befreundet war er mit Lorenzo Lippi, dem Maler, humoristischen Dichter und Verfasser des Gedichtes „Il Malmantile racquistato", das mehrere Auflagen erlebt hat. Im Sommer gingen beide zusammen nach Mugnone, um die „Antipoden" zu sehen, d. h. Menschen, die mit den Füssen nach oben schwammen. In seiner Flucht nach Ägypten hat Salvator Motive der Landschaft aus Mugnone benützt. Lippi hat Rosa zu Satiren angeregt, und es ist wohl sein Verdienst, dass der Künstler mit dem Dichten „Ernst machte".

Lippi hat in seinem „Il Malmantile" dem Freund eine Ottave gewidmet:

E suo amico ed è pur seco adesso,
Salva Rosada, un uom della suà tacca
Perrochè anch'ei s' abbevarà in Permesso:
E, Pittor, passa chiunque tele imbiacca:
Tratta d' ogni scienza, ut ex professo;
E in palco fa si ben Coviel-Patacca,
Che sempre ch'ei si muove o ch'ei favella
Fa proprio sgangherarti la mascella.

(C. IV. ott. 14.)

Im Leben des Maler-Dichters hat das Modell eine grosse Rolle gespielt. Zu Beginn seines Aufenthaltes in Florenz hat Lucrezia, die Tochter einer armen Witwe, Salvator als Modell gedient. Es war ein schlankes Mädchen mit gut geschnittenem Kopf, schwarzen Augen, dunklem Haar,

einem verträumten Blick und einem kleinen, lieblichen Mund. Lucrezia war keine klassische, edle Schönheit, aber das Feuer und die Leidenschaft der Südländerin gaben ihr gelegentlich etwas fast Dämonisches. Lucrezia hat Salvator sehr geliebt; als der Künstler nach Rom ging und ihr während 16 Tagen kein Lebenszeichen gab, schrieb sie ihm einen kurzen, aber so herzlichen Brief, dass Rosa auf der Stelle zurückkam. Er hatte drei Kinder mit ihr, hat sie aber erst als älterer Mann geheiratet.

Zu Salvators berühmtesten Freunden in Florenz haben die Brüder Maffei aus der vornehmen Familie in Volterra gehört. Er war häufig bei ihnen in den Villen Barbaiano und Monterufoli im Toskanischen; Motive aus der dortigen Gegend klingen gelegentlich in seinen Landschaften an. Felsen, Bergströme, Schluchten, Bäume aus der Umgegend von Volterra finden sich romantisch gruppiert, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, auf vielen seiner Bilder. Diese wilde Gegend, namentlich Monte Rufoli, erwähnt Salvator häufig und nennt sie seine „geliebte Thebais“.

## II.

Während seines Aufenthaltes bei den Maffei schrieb Salvator seine drei ersten Satiren gegen Musiker, Maler und Dichter, trotzdem er selbst spielte, malte und dichtete. Schon in Rom hatte er sich darüber geärgert, dass die Musiker die Günstlinge der höheren Gesellschaftsklassen waren, dass man Flöte spielen musste, um bei den Kardinälen gut angeschrieben zu sein und zu Geld und Einfluss zu kommen. Er geht mit den Musikern nicht sanft um und klagt, „die ganze Welt (die römische) sei voll von dieser Kanaille, die eine Schande der Höfe und Paläste sei und die Fürsten verdumme“. Die Sängerin Licisca, die sich auf der Harfe begleitet, übt mehr Anziehungskraft aus, als das Glöckchen der „Sapienza“. Die heutigen Musiker tun der Kunst Schimpf an, sie „sind ein schmutziger Misthaufen der Zügellosigkeit“, erniedrigen die „virtù“, indem sie sie ihrem Gesang anpassen. Um dies Gesindel zu belohnen, wird ein Vermögen verschwendet, das Volk und die Vasallen müssen bluten, und man vergisst der Elenden, die sich nackt und bettelnd auf der Landstrasse schleppen. Mit vollen Händen streut man zügellosen Künstlerinnen und kastrierten Tenoren Gold, den Hungernden und Frierenden wird aber jeder Quatrino missgönnt!

Aber nicht Musik allein verdirbt die Sitten, drei Dinge haben wie eine Seuche das ganze Jahrhundert vergiftet: Bosheit, Dummheit und eine ihrer Ziele uneingedenke Dichtung. Anstatt zu belehren und zu erfreuen, erwecken die Dichter nur hässliche Leidenschaften. Rosa kannte die Schwächen der damaligen Poesie ausgezeichnet, ihre Neigung zu Übertreibungen und törichten Vergleichen; er warf den Verfassern knechtisches Wesen und Sinnlichkeit vor und verspottete die devoten Dedikationen, die auf Geld oder die Protektion einer einflussreichen Persönlichkeit abzielten. Er verhöhnte die Gedichte, die anlässlich von Geburten, Taufen und Eheschliessungen entstanden, und die verlogenen Genealogien in den Epen. Salvator hat damit nichts Neues gesagt, aber mit Nachdruck und Humor auf Bestehendes hingewiesen.

Sehr interessant ist seine dritte Satire gegen die Maler, schon aus dem Grunde, weil der Verfasser darin seine Anschauungen über die zeitgenössische Malerei entwickelt. Er geht nicht gerade freundschaftlich mit seinen Kollegen um, kaum vier oder fünf Maler können lesen, infolge ihrer Unwissenheit sind sie nicht imstande, ernsthafte Gegenstände zu behandeln, daran liegt die Armut ihrer Einfälle. Trotzdem überschwemmen Bilder die ganze Welt, namentlich Rom ist überflutet, „di squadri, di speranze e baciamani“. Salvator wendet sich gegen gemeine Bildermotive und wundert sich, dass reiche Leute Bilder kaufen, auf denen nichts anderes zu sehen ist als Schlachter, Facchini, Strassengesindel und schmutzige Osterien. Er vergisst, dass auch er zu Beginn seiner Laufbahn Seeleute oder Bettler gemalt hat und tritt jetzt energisch gegen Bambocciaten auf, er möchte Akademiker werden. Nachahmung der Natur erscheint ihm als der grösste Fehler, er verspottet die Veristen und führt in seine Satire einen Affen ein, der neben dem Maler sitzt und ihm weise Ratschläge gibt. Er verachtet Alltagsdinge in einem solchen Masse, dass er Raffael vorwirft, seinem Adam eine Schaufel gegeben zu haben.

Salvators Moralpredigten entspringen einer momentanen Stimmung, es lag ihm ganz fern, sich nach seinen Schlüssen zu richten. Er selbst hat Bambocciaten gemalt und auch in seinem späteren Alter Genrebilder geschaffen, wie seine „Stregonerie“ in der Galerie Corsini zu Florenz beweisen.

Aber er wirft den Malern nicht allein ihre Bilder vor, er eifert auch gegen ihr häusliches Leben und ihre Missachtung der Kunst. Er empört sich gegen die Fälscher, gegen jene, die mit Kopien nach Meisterwerken,

die sie als Originale ausgeben, die Galerien füllen und sie Deutschen und Engländern verkaufen.

> Affumicar le tele ed il colore
> Empir le gallerie de' tuoi capricci
> Ficcandoli per man' di grand autore,
> Smaltir per il Tizian cento impastricci,
> Imbracciar gl' Inglesi e gli Alemani
> Con il vino non già ma coi pasticci.

Daraus erfahren wir, in welchem Grade damals Bilder von Malern mit berühmtem Namen gefälscht wurden.

Seine vierte Satire, den „Krieg", schrieb Salvator unter dem Eindruck von Masaniellos Aufstand gegen die Spanier in Neapel. Die Annahme, dass er persönlich daran teilgenommen hat, ist verkehrt; er hat nur auf Papier und Leinwand gekämpft. Ausserdem war er zur Zeit des Aufstandes in Toskana. In dieser Satire, der schwächsten von allen, beklagt der Dichter das Schicksal der Soldaten, die für eine fremde Sache kämpfen, häufig nicht einmal wissen, wofür sie sterben; er denkt dabei an die im spanischen Heer dienenden Italiener.

> Per gli interessi altrui, l' altrui chimere
> Gire a morir senza saper perchè.

Salvators Verse haben sehr viel Lärm gemacht, eine ganze Legion Neider stand gegen ihn auf, die behauptete, er habe diese Gedichte gar nicht gemacht, sondern seinen Namen unter fremde Erzeugnisse gesetzt. In eigner Sache veröffentlichte Rosa eine fünfte Satire „L' Invidia", und einige Jahre später noch eine sechste „La Babilonia", die sich namentlich gegen die Verderbnis in Rom wendet. Die siebente und letzte der Satiren, in der er unter dem Pseudonym Tirrenus trauert, dass seine Mahnung zur Tugend ungehört verklang, wendet sich wieder gegen seine persönlichen Feinde und ist voller Übertreibungen und Bosheiten.

Aus all diesen Satiren spricht der Neid, dass es glücklichere Menschen gibt als er selbst, verletzte Eitelkeit und Unehrlichkeit; dort, wo der Dichter echte Herzenstöne findet, erliegt er dem Einfluss des Augenblicks und einer nervösen Reizbarkeit. Die gegen die Gesellschaft erhobenen Vorwürfe waren nicht neu, wir finden sie auch bei anderen, was sich aus der Entwicklung der satirischen Poesie im XVII. Jahrhundert erklärt. Die Gesellschaft, der soviel Lächerliches und Törichtes anhaftete, forderte zu einer scharfen Kritik heraus.

Salvator litt darunter, dass mässige Begabungen schneller weiter kom-

men als Menschen von grossen Fähigkeiten und wirklichem Verdienst; aber das ist keine besondere Eigenheit des XVII. Jahrhunderts, sondern ein für alle Zeiten geltendes Vorkommnis. Ohne schlechte Gedichte und schlechte Bilder wäre nach Rosas Ansicht die Welt schöner; wessen Gehirn am leersten ist, dem geht's am besten.

Credete al vostro Rosa
Che senza versi e quadri il mondo e bello:
E la più sana cosa
In questi tempi e'l non aver cervello.

## III.

In pekuniärer Beziehung ging es Salvator in Florenz sehr gut. Abgesehen von seinem festen Einkommen beim Hofe, erwarb er 10 000 Skudi durch Bilderverkäufe und war, trotzdem er erst einige dreissig Jahre alt war, bereits ein in ganz Europa bekannter Maler. Dieser Ruhm hat ihn wahrscheinlich veranlasst, nach Rom zu übersiedeln, um ein grösseres Wirkungsfeld zu haben. In Toskana hat er all seine Ersparnisse ausgegeben; 1649 waren ihm von 10 000 Skudi nur noch 300 übriggeblieben, so dass er bei Giulio Maffei Schulden machen musste, um die Reise nach Rom unternehmen zu können. Das hinderte ihn nicht, in Rom sofort als Grand Seigneur aufzutreten. Er mietete ein Haus auf Trinità de' Monti für 80 Skudi, begann auf grossem Fuss zu leben und sehr hohe Preise für seine Bilder zu fordern. Seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen, die Bilder verkauften sich langsam, so dass er in einem seiner Briefe seufzt: „Ach, wenn ich doch einmal wieder den Kopf hochheben könnte!" Er tröstete sich damit, dass er Gedichte machte; erst Ende 1649 begann es ihm besser zu gehen. Mit einem gewissen Stolz schreibt er Maffei, dass er ihm, falls Maffei das Geld brauche, den geliehenen Betrag zurückschicken würde, „und selbst mehr". Er rühmt sich, Schulden in Höhe von 150 Skudi bereits zurückgezahlt und sogar etwa 100 Skudi zurückgelegt zu haben. Um sich dem Freunde erkenntlich zu zeigen, lud er dessen ganze Familie in sein Haus während des Jubiläums ein.

Salvators Ruhm stieg so sehr, dass der kaiserliche Marschall Ottavio Piccolomini ihn im Namen des Monarchen aufforderte, Wien als Wohnsitz zu wählen. Rosa nahm die Einladung nicht an; in Rom begann es ihm gut zu gehen, und wahrscheinlich wollte er sich auch nicht von

Lucrezia trennen. Er fühlte sich bereits so sehr als Herr der Situation, dass er es einer berühmten Persönlichkeit abschlug, in ihrem Hause als Schauspieler aufzutreten. Er begann, selbst auf Bernini herabzusehen und kaufte sich für 100 Dukaten ein ausserordentlich schönes, silbernes Gefäss, das ihm zu den gewöhnlichsten Zwecken diente.

Dieser Wohlstand scheint nur kurze Zeit gewährt zu haben; als Lucrezia 1651 einen Sohn und zwei Jahre später eine Tochter zur Welt brachte, schickte Salvator beide Kinder ins Findelhaus und entschuldigte sein Vorgehen in einem Briefe an Maffei: „Per colpa di quella Fortuna che forsamente vuol cosi". Es fiel ihm schwer genug, Lucrezia zu beruhigen, aber schliesslich musste auch sie sich dareinfinden, um ihre Lage nicht zu verschlimmern. Den ältesten Sohn Rosalvo behielt er im Haus und wollte ihn Maler werden lassen.

Den Menschen des XVII. Jahrhunderts fehlte es an einem tieferen Verantwortlichkeitsgefühl. Galilei hat seine Töchter von vornherein fürs Kloster bestimmt, und Salvator Rosa schickt seine Kinder ohne äusserste Notwendigkeit ins Findelhaus. Und doch wollte er als Weiser im Sinne der antiken Moralisten gelten, als Mensch ein Philosoph und als Maler ein Klassiker sein.

Das Jahr 1652 war ein Glanzpunkt in Rosas künstlerischer Wirksamkeit. Damals bestellte ihm der zum apostolischen Nuntius in Paris ernannte Monsignore Corsini ein grosses Schlachtenbild als Geschenk für den französischen König. Der Nuntius musste Rom schleunigst verlassen, der Künstler malte seine „Battaglia" in 40 Tagen während der ärgsten Augusthitze. Wegen des Preises hat Corsini „ein Auge zugedrückt", wie Salvator berichtet; der vom Künstler geforderte Preis von 200 Dublonen wurde ihm anstandslos bezahlt. Auf dem ersten Plan befindet sich eine Gruppe Kämpfender, rechts ein antiker Portikus, im Hintergrund eine Ebene, die von felsigem Gelände begrenzt wird, links das Meer und brennende Schiffe. Das Bild ist der Höhepunkt klassischer Malerei nach damaligen Begriffen; gegen den Willen der Künstler sind Motive aus der Genremalerei in die klassische übergegangen. Der Einfluss der Holländer, der damals bereits in Italien überwog, ist auch hier sichtbar: die wilde, felsige, „romantische" Waldlandschaft, wie sie später genannt wurde, entbehrt des nordischen Elementes nicht. Nach dieser „Battaglia", die sich heute im Louvre befindet, wollte Rosa kein Schlachtenbild mehr malen, „es sei denn, dass es ihm bezahlt werde, wie einem Raffael oder Tizian". Rosa mag empfunden haben,

dass er in dieser Art nichts Besseres schaffen würde, zudem erforderten solche Bilder unerhört viel Arbeit.

„Die Battaglia Corsini“ erweckte unerhörten Neid unter den römischen Malern, einmal wegen der Qualitäten des Bildes, dann wegen des dafür erzielten Preises. Man begann zu kritisieren, suchte nach Rosas Schwächen, fand, dass er über seine Verhältnisse lebe und dem Luxus fröne. Wieder wurden Zweifel laut, ob er wirklich der Verfasser der Satiren sei, die unter seinem Namen erschienen waren, da er, wie es hiess, absolut ungebildet und nicht imstande sei, das Tedeum aus dem Lateinischen ins Italienische zu übersetzen. Damals verfasste Rosa die bereits erwähnte Satire „L' Invidia“ und stellte im Pantheon eine Landschaft aus, zu der er einen poetischen Kommentar unter dem Titel „An den Neid“ verfasste.

Rosas Satire erregte einen Entrüstungssturm unter seinen Feinden; sein grösster Gegner war Monsignore Agostino Favoriti, der Kanonikus der Basilika S. Maria Maggiore, den Salvator persönlich beleidigt hatte. Aus Rache wollte der Kanonikus der Inquisition Rosas Zusammenleben mit Lucrezia denunzieren; mit Mühe gelang es Salvators Freund, dem Advokaten Serroni, den Monsignore zu beruhigen. Rosa beklagte sich bei Maffei, er müsse bei all diesen Angriffen so gleichgültig scheinen, als wenn er aus Stein wäre, trotzdem alles in ihm koche, da er ganz aus Feuer und Galle bestehe. „Schliesslich,“ fügt er hinzu, „wenn ich nicht an Ärger sterbe, so wird wohl kein Mensch aus diesem Anlass zugrunde gehen.“

Unglücklicherweise verlor Rosa bald darauf seinen besten Freund, Giulio Maffei, und 1657 starb sein 17jähriger Sohn Rosalvo in Neapel an einer Seuche. Damals scheint der Künstler seinen zweiten Sohn August, der im Findelhaus aufwuchs, zu sich genommen zu haben.

Einige Jahre später, 1662, unternahm er eine Pilgerfahrt nach Loreto, die Umgegend von Assisi, Terni und Ancona machte ihm einen tiefen Eindruck und fand einen Niederschlag in seinen Bildern. Er war im Mai dort; die Beleuchtung der Berge gefiel ihm weit besser als die Färbung der Landschaft in Toskana. Diese Reise stand wohl mit Salvators angegriffener Gesundheit im Zusammenhang, er beklagt sich um jene Zeit, er werde immer schwächer und seine Sehkraft nehme ab, so dass er für seine Bilder leicht übersehbare Motive mit wenig Figuren wählen müsse. Der bewegliche Südländer ist schwerfällig geworden, sein Kopf brennt wie Feuer und seine Füsse sind er-

starrt. Er, der leidenschaftlich und temperamentvoll war, spricht jetzt Tage hindurch kein Wort, und seine Gedanken kreisen nur um ein warmes Kaminfeuer, Pelzhandschuhe, wollne Strümpfe, eine wattierte Mütze und ähnliches. Glücklicherweise war seine Zukunft materiell gesichert. Sein Freund, der Bankier Carlo de' Rossi, hatte sämtliche im Atelier befindliche Bilder für eine lebenslängliche Rente von 200 Skudi monatlich erworben.

Trotz seiner Klagen über das Nachlassen seiner Sehkraft und seine Schwerfälligkeit malte Rosa viel und stellte im Pantheon und in S. Giovanni Decollato aus. Die Schar seiner Verehrer wuchs, und er wurde mit Tizian, Veronese und Correggio verglichen. Salvator war eine in Rom so bekannte Persönlichkeit, dass, wenn er am Abend nach Trinità de' Monti ging, Literaten, Musiker und Sänger sich um ihn scharten, denen es schmeichelte, sich in Gesellschaft einer solchen Berühmtheit zu befinden.

Infolge seiner verschiedenen Leiden zeichnete er nicht mehr nach der Natur, sondern half sich mit seinem ausgezeichneten Gedächtnis, da ihm alles klar vor Augen stand, was er je gesehen hatte. War er wegen irgendeiner Bewegung im Zweifel, so diente er sich selbst als Modell vor dem Spiegel. Bilder verkaufte er nie ohne Rahmen und legte auf die künstlerische Aufmachung seiner Werke grosses Gewicht. Für die Rahmen machte er sehr detaillierte Zeichnungen; die Modelle haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Eine besondere Ehrung erlebte der Künstler im Jahre 1668, als unter Klemens IX. der Bruder des Papstes, Don Camillo Rospigliosi, am Johannistag zum erstenmal eine „retrospektive" Ausstellung in Rom veranstaltete. Nur die Bilder alter Meister aus Privatbesitz sollten gezeigt werden. Salvator missfiel es gründlich, dass eine künstlerische Veranstaltung ohne ihn begangen werden sollte, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, um neben Raffael und Tizian vertreten zu sein. Die Ausstellung hatte einen glänzenden Erfolg, die Königin von Schweden lieh ihre kostbarsten Bilder; auch Rosa hatte allen Anlass, zufrieden zu sein, da sein Bild „Saul und Pitones", das sich heute im Louvre befindet, allgemein bewundert wurde. Es gilt als das bedeutendste seiner Figurenbilder. Trotz aller Seltsamkeiten ist die Komposition eindrucksvoll, da Saul, dem Pitones Samuels Schatten zeigen will, Wucht und Grösse hat.

In Salvator lebt ein Breughelsches Element, versetzt mit Italienisch-

Akademischem. Ausgezeichnet sind auch seine Karikaturen: jeder der Dargestellten wirkt, weil das Charakteristischste der Erscheinung erfasst ist, wie ein schlagender Witz. Ein römischer Kunstmäzen hat bei Rosa eine Serie von Karikaturen der damaligen Berühmtheiten bestellt. Das Werk ist unvollendet geblieben, da Rosa im Laufe der Arbeit schwer erkrankte. Auch der Marchese Guadagni besass einige vielbewunderte Karikaturen.

Im Winter 1673 verschlechterte sich Salvators Zustand; einer seiner Freunde, Francesco Baldovini, veranlasste ihn, sich mit Signora Lucrezia trauen zu lassen, um seinen Sohn August zu legitimieren. In aller Eile wurden die nötigen Formalitäten getroffen, die Trauung fand elf Tage vor Salvators Tode statt; der Künstler starb am 15. März 1673. Er wurde in der Kirche S. Maria degli Angeli begraben, wo ihm der Sohn ein Denkmal in einer Nische der Vorhalle gesetzt hat.

Rosa hat in seinen letzten Lebensjahren in der „Gregoriana" gewohnt; das Haus hat dem Collegio S. Bonaventura gehört und ist in fast unverändertem Zustand auf uns gekommen. Er hat ein ziemlich grosses Vermögen, schöne Möbel, Bücher, Bilder und mehrere eigne, in einen grossen Band eingeklebte Zeichnungen hinterlassen. Einige Jahre nach seinem Tode hat sein Sohn das Haus in der Gregoriana erworben, und die Familie Rosa hat dort noch im Anfang des XIX. Jahrhunderts gelebt. Seit etwa 20 Jahren gehört der Palast dem Fürsten Strogonoff.

Rosa war fast Autodidakt und dankt sein Können seiner eignen Begabung. Nicht immer sicher in der Zeichnung, ersetzt die Kühnheit seines Striches und der Glanz seiner Farbe die Korrektheit der Linie und die Kenntnis der Anatomie. Seine nackten Gestalten sind gelegentlich verfehlt; in dieser Beziehung sind ihm die Akademiker manchmal überlegen. Er begann mit kleinen kirchlichen Bildern und Strassentypen, dann hat er auch Schlachten und Landschaften mit Figuren gemalt, zuletzt wollte er ein Akademiker werden, da dies seiner Eitelkeit entsprach. Seiner Veranlagung nach war er ein viel zu empfänglicher, den Reiz des Objektes erleidender Künstler, um sich selbst dort, wo er sich bewusst als Akademiker gab, einem strengen Regelzwang ganz zu fügen. Nackte Gestalten sind ihm selten gelungen. In Schlachtenbildern hat er sein Bestes geschaffen; sein leidenschaftliches, zum Eruptiven neigendes Temperament hat ihn stets mitgerissen, so dass er die Kämpfenden mit seiner eigenen Energie beseelt hat. Den Zeitgenossen galt er als Eu-

ropas erster „Battaglist“, besonders da er die Schrecken des Krieges auch in der Landschaft und durch die Farbe auszudrücken wusste.

Auch als Kupferstecher hat sich Rosa in späteren Jahren wiederholt mit Erfolg versucht. Seine Blätter sind kühn, gelegentlich etwas flüchtig. Als Kupferstecher ist er ebenso wie als Maler in der Hauptsache Impressionist, und das Spiel von Licht und Schatten bildet einen Hauptreiz seiner Zeichnungen. Bartsch verzeichnet 86 Kupferstiche von Rosa.



GALLOT
Vor der Theateraufführung
*Wien Albertina*



## FÜNFZEHNTES KAPITEL

# COMMEDIA DELL' ARTE

### I.

„Signori comici sono arrivati!" ruft der Facchino der Theatergesellschaft in den Hauptstrassen der Stadt und schlägt auf die Trommel, die ihm am Rücken hängt. Ihm folgt die schönste Künstlerin der Truppe als Mann in einem seltsamen spanischen Narrenkostüm und ladet das Publikum in höflichen Worten zu einer Komödie im Palazzo oder in der Osteria ein, wo die Wandertruppe einen Saal gemietet hat. Gelegentlich genügt eine Jahrmarktsbude als Bühne; die mit Kohle gezeichneten Dekorationen entbehren eines gewissen Prunkes nicht. Vor Beginn der Aufführung machen die Künstler als Harlekins und Pulcinelli mit Trommeln, Tamburins und Klappern einen ohrenbetäubenden Lärm, oder zwei Harlekins gebärden sich als Ritter und führen mit grossem Geschrei ein Duell auf.

Auf diese Weise begann eine laute, amüsante Revolution gegen Plautus und Terenz, die antike Komödie und die langweiligen Klassiker. Diese Bewegung hat ihren Ursprung bei der einfachen Bevölkerung und dem Bürgertum. Abgesehen von den Gelehrten, hat sich das Publikum bei der Aufführung klassischer Komödien gelangweilt. Es ist bekannt, dass die Markgräfin von Mantua sich bei der Aufführung von Plautus' Lustspielen im Jahre 1502 anlässlich der Vermählung von Lucrezia Borgia zu Ferrara „zu Tode" gelangweilt hat. Um die Zuhörer zu fesseln, wurden „Intermezzi" veranstaltet: Moresken, Ballette, Feerien, die gar keinen Zusammenhang mit dem Stück selbst hatten.

Die neuen Verfasser mussten mit dem öffentlichen Geschmack rechnen, der für Griechen und Römer keinen Sinn mehr hatte. Als Ariost

seine „Cassaria“ aufführen liess, versicherte er im Prolog, sein Stück sei etwas vollkommen Neues, ohne jede Anleihe bei den Klassikern.

Nova commedia v' appresanto, piena
Di varii giochi, che nè mai latine
Ne greche lingue recitarno in scena.

Die klassischen Feinschmecker verlangten unbedingt den Vers in der Komödie; Prosa auf der Bühne erschien ihnen als etwas den Tempel der dramatischen Kunst Entweihendes. Während Karls V. Aufenthalt in Italien bat Gonzaga von Mantua Ariost, ihm ein neues Werk zu schicken, das man im Beisein des Kaisers aufführen könne. Ariost schickte gleich vier Prosalustspiele, Gonzaga gab sie dem Dichter wieder mit der Bitte, sie in gebundene Form zu bringen. Ariost gab zur Antwort, ihm scheine Prosa den Stücken angemessener, übrigens gingen die Ansichten darüber auseinander, aber er schickte kein Lustspiel mehr.

Einige der dramatischen Dichter ahnten zwar den Umschwung, aber sie hatten nicht Mut und vielleicht auch nicht Talent genug, um mit etwas Neuem, sich von dem früheren Unterscheidenden aufzutreten. Selbst ein so begabter Mensch wie Varchi erklärte im Prolog seiner Komödie „Suocera“, sie sei nur zum Teil neu, er bediene sich zwar des italienischen Idioms, aber sein Stück beruhe auf berühmten antiken Vorbildern. Kühner war ein anderer Lustspieldichter, Cecchi, der sein Stück „Assiulo“ empfahl, indem er versicherte, „es sei völlig neu, ohne Anklänge an Terenz und Plautus und baue sich auf einen Vorfall auf, der sich kürzlich in Pisa in Gesellschaft gewisser Jünglinge und Damen zugetragen habe“. Ebenso rühmt sich ein anderer florentinischer Dramatiker Gelli vor dem Publikum, die Vorgänge seiner Komödie passierten täglich und der Schauplatz der Handlung „ist Florenz, euer Florenz“.

Zu solchen Geständnissen zwangen die Literaten vom Fach die Dramatiker der Strasse, die weder Plautus noch Terenz je gelesen hatten, die jedoch mit ihrem südlichen Temperament viel Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, fremde Lächerlichkeiten darzustellen, vereinten. Durch Witze und komische Bewegungen erschienen sie stets amüsant, wenn sie auftraten.

Verschiedene Forscher sind der Ansicht, dass einige Typen der Strassenkomödie, der Komödie „all' improviso“ im südlichen Italien antikes Erbteil sind, dass namentlich der Maccus der Osken Tausende

von Jahren überdauert hat, ehe er zum neapolitanischen Pulcinella wurde. 1727 fand man auf dem Esquilin ein kleines Bronzefigürchen mit silbernen Augen, einem doppelten Höcker auf Brust und Rücken, einer langen hängenden Nase, einem bis an die Knie reichenden Rock, in dem italienische Archäologen Maccus, Pulcinellas Urahn, entdecken wollten. Andere wollten eine dem neapolitanischen Narren verwandte Figur in pompejanischen Fresken sehen. Mommsen nennt selbst die Farcen der Osken „Pulcinellkomödien“ und leitet das Wort „Maccarones“ — Dummkopf — vom antiken Maccus ab. Den Spuren dieses Gelehrten folgend, könnte man schliessen, dass auch die neapolitanischen „Makkaroni“ nach dieser komischen Figur genannt wurden und dass man sie für das älteste italienische Gericht halten muss! Die Genealogie von Maccus-Pulcinella hat ein französischer Ägyptologe am weitesten verfolgt, der in seiner blühenden Phantasie dieses lustige Menschlein auf Reliefs aus dem alten Ägypten gefunden zu haben glaubt und behauptet, „man habe schreienden Kindern in Palästina Polichinelle-Puppen geschenkt, um sie zu trösten.“

Die neapolitanische Legende, die der witzige Abt Galiani aufgezeichnet hat, sucht die Ursprünge dieser komischen Gestalt nicht ganz so fern. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts veranstaltete eine Truppe von Jahrmarktschauspielern ihre Aufführungen in Acerra in der Campagna. Unter den gutgelaunten Zuhörern befand sich auch ein Bauer mit blassem Gesicht und langer Nase, der sehr komisch aussah. Einer der Schauspieler nahm ihn zur allgemeinen Freude aufs Korn und begann über ihn zu witzeln, aber er war auf den Richtigen gestossen. Der Bauer gab ihm so gepfefferte Antworten, dass der Schauspieler der Geschlagene war und der Bauer die Lacher auf seiner Seite hatte. Er hiess Puccio d'Aniello und nannte sich, als er auf der Bühne auftrat, Polecenella. Er hatte einen ungeheuren Erfolg, da er in seinen Bewegungen Bauer blieb und sich in seinen Witzen mit dem amüsantesten Neapolitaner messen konnte. Er wurde eine so volkstümliche Gestalt, dass nach seinem Tode ein selbstkreierter Polecenella erschien, der ihn kopierte und im gleichen Kostüm auftrat. Er trug einen leinenen Rock mit grossen Knöpfen, unterhalb des Bauches mit einem Ledergürtel zusammengehalten, weite, bis an die Knöchel reichende Hosen, einen weissen Hut mit nach oben gebogener Krempe. Da Puccio d'Aniellos Nachfolger sich nicht immer einer so grossen Nase wie das Original sie hatte, rühmen konnten, bedeckten sie die obere Hälfte des Gesichtes mit einer schwarzen Maske,

die einen sehr prominenten Vorsprung hatte. In der Hand hielt Polecenella einen so dicken knüttelartigen Stock, dass er ihm auch gegen die Räuber hätte als Schutz dienen können.

Der neapolitanische Heraldiker Scipione Ammirato stellt trotz der Beweise der Gelehrten und der Tradition eine andere Theorie über Pulcinellas Herkunft auf. Er erinnert an die Familie Polliceni, von denen unser Komiker abstammen soll, und der Chronist Riccolo Ramoglia di Saponara berichtet sogar von einem Vikar Lucio Pulcinella, der längere Zeit im Gefängnis zu Saponara eingesperrt war. Es würde sich also um einen verbreiteten neapolitanischen Namen handeln, den sich Pulcinellas Nachfolger gewissermassen als Gattungsnamen zugelegt haben.

Wir folgen lieber Mommsen, als den neapolitanischen Heraldikern; sollten auch die detaillierten Forschungen über Maccus nicht stimmen, so scheint es doch sicher, dass sich Volksvorstellungen in Italien bis zu den Etruskern und Osken verfolgen lassen, von denen die Römer die Sitte, Theater zu spielen, übernommen haben. Im heutigen Aversa, dem alten Atella, einem Städtchen zwischen Neapel und Capua, soll sich eines der ältesten Volkstheater befunden haben; nach dieser Ortschaft wurden die dort aufgeführten Farcen „Atellane“ genannt. Die Atellane waren keine geschriebenen Stücke, die Schauspieler improvisierten ihre Rollen, der Text des Stückes war nur ein ganz knapp zusammenhaltender Rahmen. Der Dialog hing ausschliesslich von der Begabung der Schauspieler ab, ebenso wie in der späteren Cómmedia dell' arte. Im Mittelalter verbot die Kirche alle weltlichen Theateraufführungen und verwandelte sie zu religiösen Schauspielen, aber die Tradition der Atellaner hat sich in Italien erhalten, und in der Renaissance wurden während des Karnevals Burlesken in der Provinz aufgeführt.

Volkskomödien haben sich jedoch erst im XVI. Jahrhundert entwickelt; damals entstanden mehr oder weniger fest umschriebene Bühnentypen; einer der ältesten ist der neapolitanische Pulcinella. Er war, soweit sein Charakter in Frage kommt, nicht einheitlich; gleich zu Beginn unterschied man zwei Typen: der eine handelt vorsichtig im Verborgenen und hört das Gras wachsen, der andere ist ein kühner, zum Kampf bereiter Abenteurer, ein Dieb und gelegentlich auch der Anführer einer Räuberbande. Dieser Bühnentypus ist gewissermassen aus dem Blut des neapolitanischen Volkes erwachsen, in ihm haben sich die Eigenheiten des Neapolitaners aufs komischste vereinigt. Ein berühm-

ter Franzose, der im vorigen Jahrhundert lange im südlichen Italien gelebt hat, kam zur Überzeugung, dass in jedem Neapolitaner etwas von Pulcinella steckt.

Dieser Neapolitaner der Volksbühne wurde der verbreitetste Typus der Commedia dell' arte und hat die verschiedensten nationalen Färbungen mit Leichtigkeit angenommen: in Frankreich hiess er später Polichinelle, in England Punch, in Deutschland Hanswurst, in Spanien wurde er zum Edelmann Don Christoval Pulchinella, und selbst Holland hatte seinen Toneelgek nach neapolitanischem Muster.

## II.

Dass Pulcinella in seiner Jugend viel geliebt hat, unterliegt keinem Zweifel; schliesslich kam er zur Überzeugung, dass es „dem Menschen auf Erden allein schlecht ergeht", besonders wenn er eine Gefährtin nicht allein im Hause, sondern auch auf der Bühne braucht. Auf einem Volksfest begegnete er dem Dienstmädchen Colombina, das ihm so gut gefiel, dass er es zum Tanz aufforderte. Während der Tarantella lernten sie sich kennen; Colombina war zwar klein, aber lebendig, „piccola ma tutta pepe", eine witzige, gelegentlich boshafte, zu jedem übermütigen Streich bereite Kokette. Pulcinella verliebte sich in sie, heiratete sie, führte sie vor den Altar und dann auf die Bühne. An ihr hatte er eine vorzügliche Gefährtin: Colombina machte das Publikum und die Kollegen toll, gelegentlich mehr als der Gatte für gut befand. Sie wurde bald der Prototyp der Bühnensoubrette, die „Fantesca". Da auch Colombina in einer Unzahl improvisierter Komödien auftrat, konnte sie nicht immer Pulcinellas Gattin bleiben und noch weniger ihm treu sein. Mit ihren Geliebten wechselte sie auch ihre Namen, hiess Argentina, Diamantina, Carmosina, behielt aber stets ihr ursprüngliches Temperament und eine Schwäche für Pulcinella, ihren ersten Geliebten. Diese Schwäche vertrug sich jedoch mit Untreue vorzüglich. In einem Lustspiel, in dem sie Carmosina heisst, will ein reicher Jüngling in nähere Beziehungen zu ihr treten und sie sogar heiraten. Sie schwört, ihren Pulcinella selbst für eine Königskrone nicht zu verlassen:

Non lasso niuno mio Polecenella
Pe no rre de corona. Vo so' schiava!

Der verliebte Jüngling schickt ihr seinen Diener Coviello, der gleichfalls ein neapolitanischer Typus und Feind von Pulcinella ist, damit er

sie überrede. Coviello schildert ihr die Zukunft in glänzenden Farben: Wagen, Pferde, seidne Kleider, moderne Hüte, mit einem Wort, alles, was sie begehrt, steht ihr zur Verfügung. Colombina besinnt sich nicht lange, wird Pulcinella untreu und der Elende seufzt nachts unter ihrem Balkon, nicht etwa aus Liebe, sondern aus Kummer darüber, dass er nun arbeiten müsse und nicht mehr auf ihre Kosten leben könne. Seine Erwägungen führen zu einem praktischen Entschluss: er sucht nach einer anderen.

Colombina hat sehr treffende Vorstellungen von Koketterie und ist der Ansicht, dass etwas Galanterie nie von Übel ist. Von ihrer Mutter hat sie gelernt, Koketterie gleiche dem Essig: zuviel, und die Sauce wird sauer und unschmackhaft, zu wenig, und sie ist reizlos und ungeniessbar; nimmt man aber das richtige Mass, so lohnt es, zu Tisch zu gehen. Ein Gleiches gilt für die Frau: steht ihre Koketterie ihrem Glück im Wege, so gehört sie in Teufels Küche; ist die Frau aber gar nicht kokett, so ist es noch schlimmer, denn die Leute halten ihre Tugend nicht für das Ergebnis ihrer Moral, sondern ihres Temperamentes. Ist sie aber hübsch, anziehend und doch nicht koketter als nötig, um zu gefallen, „dann," erklärt Colombina, „würde ich für sie in die Hölle gehen, wenn ich ein Mann wäre".

Als Argentina ist Colombina schon anderer Ansicht: sie glaubt, sie sei kokett auf die Welt gekommen, um diese Tugend im Ausmass zu geniessen. Sie ist ein wahres Teufelchen, in ihren Adern fliesst Quecksilber statt Blut. Sie betrügt Pulcinella andauernd, erlebt Romane mit einem Pagen, dem Maestro di casa und einem Marchese. Colombina ist später nach Frankreich ausgewandert und hat dabei ihren ursprünglichen Typus etwas verändert, aber in Italien war sie stets Neapolitanerin.

Die Römer, namentlich die Bewohner von Trastevere, haben sich einen eignen Pulcinella gebildet, der Meo-Pataca hiess und Marco Pepos treuer, unzertrennlicher Freund war. Das Hauptcharakteristikum dieses Trasteveraners war die hohe Meinung, die er von sich hatte, er duldete keinen Widerspruch; wenn er solch einem dreisten Menschen begegnete, bearbeitete er ihn tüchtig mit dem Stock, und nachdem er ihn verprügelt hatte, versuchte er ihn durch Gründe zu widerlegen. Im übrigen trug der schlaue, witzige Meo-Pataca die Nase hoch und spottete über die ganze Welt. Der Typ des römischen Pulcinella war so verbreitet, dass sich auch ein Dichter fand, der im heimischen Dia-

lekt in zwölf Gesängen den Ruhm dieses tüchtigsten der römischen Plebejer, vor dem ganz Trastevere zittert, pries (1685).

Meo-Pataca hasst die Türken und hat Sobieskis Sieg vor Wien würdig begangen. Am liebsten hätte er selbst mitgekämpft, konnte aber nur zehn Gefährten auftreiben. Auf den römischen Ruinen suchte er sie zur Expedition gegen die Türken anzustacheln und erklärte, er würde, wenn er 500 Tapfere fände, die kaiserliche Stadt auf der Stelle befreien. Endlich fanden sich 500 Bewaffnete, bereit, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen. Als Meo-Pataca an der Spitze seiner Getreuen den Tiber überschreiten wollte, verstellten die Gattinnen, Bräute und Geliebten der Krieger ihnen den Weg und brachen händeringend in lautes Wehklagen aus. Trotz des Schmerzes, der sein ehrliches Trasteveranerherz durchwühlte, zögerte Meo-Pataca keinen Augenblick, sondern ging weiter. Glücklicherweise kam im letzten entscheidenden Augenblick, als die Herzen der Römerinnen zu brechen drohten, ein Kurier aus dem Vatikan mit der Nachricht, Sobieski habe die Türken besiegt und die Hilfe der Römer sei überflüssig. Die Freude war grenzenlos; in der allgemeinen Vorstellung wurde Meo-Pataca und nicht der König von Polen der Held, der Wien befreit hatte. Während des zu Ehren des römischen Führers gegebenen Festmahls bemerkte einer der Anwesenden, die Juden hätten mit den Türken vor Wien gemeinsame Sache gemacht, um Sobieski Widerstand zu leisten. „Tod den Juden!" riefen die Tafelnden und stürzten ins Ghetto, um die Läden zu plündern. Damit schliesst das Gedicht von Meo-Pataca.

## III.

Neben Pulcinella war der Harlekin die wichtigste Persönlichkeit der Commedia dell' arte. Er stammte aus Bergamo und war ein Neger, wenigstens malte er sein Gesicht mit Kohle oder Russ schwarz, oder band eine schwarze Maske vor, ehe er die Bühne betrat. Seine Abstammung ist etwas dunkel, denn die Bergamasken sind weiss, und in dem schönen Bergstädtchen kommen Mohren nicht zur Welt. Wieder halfen Griechenland und das antike Rom aus; in Apulejus' Apologie finden wir die Beschreibung eines Schauspielers, der ein Kleid aus vielfarbigen Lappen trug und, wie die antiken Hofnarren, einen rasierten Kopf und ein geschwärztes Gesicht hatte, „fuligine faciem obductam". Der Harlekin hiess im Italien des XVI. und XVII. Jahrhunderts „Zanni oder

Sanni“, und da Cicero an zwei Stellen „De oratore“ und in den Briefen „Ad familiares“ von einem komischen, Sannio genannten Typus spricht, versucht Riccoboni, der Historiker des italienischen Theaters, eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Typen festzustellen. Riccoboni führt noch mehr Beweise für Harlekins Abstammung vom antiken „Sannione“ an und ist der Überzeugung, Harlekin sei neben Pulcinella die älteste Maske der Commedia dell' arte. Auf welche Weise der antike Sanni in Bergamo wieder aufgelebt ist, bleibt ziemlich dunkel.

Der Harlekin zeichnet sich durch ungewöhnliche körperliche Gewandtheit aus, er tanzt, springt, vollführt die verschiedensten Narrenspossen und ist gewissermassen der Urahn des heutigen Clowns. Sein Spiel bestand fast nur aus unvorhergesehenen Einfällen, denen er durch komische, fast katzenartige Bewegungen Nachdruck verlieh. Er war der unanständigste unter allen Schauspielern der Commedia dell' arte, überschüttete das Publikum mit sehr durchsichtigen Zweideutigkeiten und war der Schrecken aller jungen Frauen. Den ordinärsten Scherz trug er mit einer fast weiblichen Grazie vor und erzielte damit einen noch viel komischeren Eindruck. Häufig trat er als treuer Diener auf; sah er aber einen gut gebratenen Kapaun oder einen Topf mit Konfitüren, so war er ohne weiteres bereit, seinen Herrn zu verraten. Am versessensten war er aufs Essen und auf die Weiber; er wechselte seine Liebe beständig, an Colombina verlor er aber immer wieder sein Herz. Der Harlekin hatte einen Zwillingsbruder, der gleichfalls aus Bergamo stammte, es war ein Mensch von ärgeren Anlagen als Zanni. Bergamo zerfällt in zwei Stadtteile, in einen oberen und unteren; die Bewohner der oberen Stadt gelten als arbeitstüchtiger, geschickter und lebhafter als die der unteren. Ihr Vertreter wurde Brighella, während Zanni der Prototyp der tölpelhaften Bewohner des unteren Bergamo war. Im XVII. Jahrhundert verändern sich Zanni und Brighella, sie schreiten gewissermassen mit der Kultur fort, beginnen gemeinsam zu philosophieren und werden schlauer.

## IV.

„Der Sohn des Blitzes und des Erdbebens, der Bruder des Todes und Belzebubs herzlicher Freund“ ist die vierte Gestalt der Commedia dell' arte. Trotz dieser furchtbaren Abstammung und der Ver-



CALLOT

Pulcinella

*Wien Albertina*



bindung mit den Höllenbewohnern wird er gewöhnlich „Capitano“ genannt. Aber dieser Kapitän gleicht den anderen nicht; schon sein Name erweckt Furcht: einmal tritt er als Spaventa, dann wieder als Bombardon, Matamores oder Fracassa auf, und wenn er seinen Degen zieht, erbebt die Welt. Wenn jedoch dieser Held einem wirklichen Feind begegnet oder eine fremde Faust über sich fühlt, ja wenn auch nur ein Blatt plötzlich rauscht, beginnt er vor Angst zu zittern und murmelt unverständliche Worte.

Der Kapitän hat ein feistes Gesicht und einen Schnurrbart wie ein Luchs, er trägt einen Hut mit langer Feder, Sporen so gross wie die Mühlräder, an der Seite ein Rapier, mit dem man Menschenköpfe wie Ähren schneiden kann.

Wenn er sich auf den Feind wirft, schliesst er die Augen, um die Hände und Füsse, die unter seinen Stössen absplittern, nicht zu sehen. Keine Frau vermag ihm zu widerstehen, seine Romane zählen nach Tausenden. Seine Nase ist gegen Küchengerüche ausserordentlich empfindlich, unfehlbar findet er immer den Weg in das Haus, wo sich der Braten auf dem Spiess dreht.

Die Gelehrten wollen ihn von einem Plautusschen Soldaten, einem argen Prahlhans ableiten, sie behaupten, Miles gloriosus, Pyrgopolinices sei sein Urahn. Aber es hält diesmal schwer, den Archäologen zu glauben; Plautus' Held ist im Mittelalter vollkommen verschwunden, erst im XVI. Jahrhundert taucht der Capitano di ventura auf. Eine Verwandtschaft zwischen dem Capitano und Plautus' Soldaten ist nicht zu leugnen, aber diese Gestalten haben so allgemein menschliche Züge, dass sie in jeder Gesellschaft, in der antiken so gut wie in der neueren zu finden sind.

Das Urbild des italienischen Capitano waren sicherlich die Soldaten „di ventura“; dieser Typus zeichnet sich durch Grausamkeit und Habgier aus; stets zum Plündern bereit, bekommt er erst unter spanischem Einfluss eine gewisse Verwandtschaft mit Don Quichotte.

Der hispanisierte Kapitän taucht in Italien erst nach Karls V. Rückkehr aus Tunis auf. Die Italiener hatten nur zuviel Gelegenheit, spanische Hidalgos kennen zu lernen, und haben ihre komischen Seiten so stark empfunden, dass der alte Capitano keinen Eindruck mehr machte und sich etwas hispanisieren musste. Er veränderte Kostüm und Namen, hiess zumeist Matamoros oder Capitano Sangre y Fuego, Escobombardon della Papirotonda, Cocodrillo, Guerno de Cornazan, Rodomonte

usw. Den allerkompliziertesten und schwierigsten Namen bekam er in Deutschland, der unbesiegbare Kämpfer hiess dort Horribiliscribifax.

Während der Herrschaft der Spanier in Neapel und Mailand wurde der Käpitän bis zu einem gewissen Grade eine politische Gestalt: in der Marktbude übte er Kritik an der fremden Herrschaft, verspottete die neapolitanischen Vizekönige, und alles ging straffrei aus, da die spanischen Polizisten den Dialekt nicht verstanden. Matamoros konnte dem Volk sagen, was er für richtig befand, und so vertrat er allein die öffentliche Meinung gegenüber den fremden Eindringlingen und ihren Vergewaltigungen.

Venedig spielte eine zu wichtige Rolle unter den italienischen Staaten, um nicht seinen Vertreter in der Commedia dell' arte zu bekommen. Die Bühne brauchte einen ausdauernden älteren Mann als komischen Vater. Dieser wurde Pantalone und kam als Erfinder eines wichtigen Bestandteiles der männlichen Toilette auf die Nachwelt. Pantalone war stets ein venezianischer Kaufmann, ein Bürger mit all den Lächerlichkeiten, die den Bewohnern einer Handels- und Kriegsstadt anhaften. Dieser Typus wurde nach Venedigs Patron, dem hl. Pantaleone genannt, vielleicht auch nach dem Spitznamen, den das venezianische Volk seinen Patriziern gab. Die Senatoren brachten überall, wo sie Fuss fassten, ihren marmornen Löwen an, man nannte sie auch Pianta-leone.

Pantalone tritt in einer bräunlichen Maske mit langer Nase auf, er hat einen grauen Bart und rote Haare, enganschliessende Kleider und einen langen Mantel, das Kostüm der venezianischen Kaufleute. Er spielt die Rolle des Vaters, des betrogenen Gatten oder des alten Kavaliers, der immer noch gefallen will. Trotzdem er geizig und misstrauisch ist, geht er häufig jungen Frauen ins Garn. Aber der Frau, die Pantalone zu Tisch einlädt, geht es schlecht; er lässt nur eine Minestra auftragen, anstatt Wein Wasser aus dem nächsten Brunnen und hartgekochte Eier, das Gelbei isst er selbst und gibt den Rest seiner Gefährtin, indem er sie versichert, es sei nicht zuträglich, den Magen zu überladen. Harlekin ist häufig sein Diener, und dann suchen sie sich gegenseitig zu betrügen.

Gelegentlich tritt Pantalone als Apotheker auf, doch bleibt sein Charakter unverändert; seine Angestellten lässt er hungern, um sich schadlos zu halten, essen sie verschiedene unschuldige medizinische Ingredienzien auf. Wenn er einen Diener entlässt, so geschieht es immer am Morgen, um das Mittagbrot zu sparen. Seine Klienten übervorteilt er

soviel als möglich, verkauft ihnen Walnüsse anstatt Muskat und getrockneten Torf anstatt Gewürznelken.

Shakespeare schildert Pantalone als 60jährigen, ausgemergelten Alten, mit Brille auf der Nase und Seitentaschen im Rock. Die Strümpfe stammen noch aus seiner Jugend und sind jetzt für die mageren Beine zu weit. Er spricht nur noch in dünnen Fisteltönen wie ein halbwüchsiger Bengel.

Als venezianischer Kaufmann ist er reich, im Besitz prachtvoller Paläste und Villen und heisst dann Don Pantalone. Er ist der Berater des Dogen, der Mitglieder des Rates der Zehn, aber für hohe Ämter und Würden nicht sehr geeignet, denn er hat ein besonderes Talent, alle Dinge so zu verwickeln, dass daraus Streit und selbst wütende Kämpfe entstehen.

Der Venezianer wird gelegentlich zum Bolognesischen Gelehrten und Rechtsanwalt. Bologna musste, als Professorenstadt, auch ihren Vertreter im Theater haben. Pantalone-Doktor gehört natürlich der berühmten florentinischen Akademie „della crusca" an, er ist Philosoph, Astronom, Rektor und beschäftigt sich gelegentlich auch mit Kabbalistik. Vor allen Dingen ist er ein unausstehlicher Pedant, der sich einbildet, er wisse alles und habe alles gelesen, dabei ist er von einer unglaublichen Ignoranz, er liest zwar lateinische Autoren, verdreht aber alle Zitate aufs grausamste. Die Parzen werden Venus' Kammermädchen und die drei Grazien Gottheiten, die das Geschick der Menschen lenken. Als Advokat plädiert er im Tribunal so lange und so langweilig, dass die Richter einschlafen. Lateinisches und Italienisches mengt er grauenhaft durcheinander, niemand versteht ihn, bis der ungeduldige Harlekin den schwarzen Professor mit dem Stock zu bearbeiten beginnt.

Quand le docteur parle, l'on doute
Si c'est latin ou bas-breton,
Et souvent celui qui l'ecoute
L'interrompt à coups de baton.

Trotz seines hohen Alters und bedächtigen Schmerbauchs will Pantalone den Frauen noch gefallen, infolgedessen setzt er sich den amüsantesten Abenteuern aus. Die Diener benützen seine Schwäche und führen ihn aufs Glatteis, was ihnen um so leichter gelingt, als der Bolognese lange Zeit braucht, um sich zu besinnen, in welche Kabale er hineingeraten ist. Er ist immer von Kopf bis Fuss schwarz angezogen und nur eine Leinenkrause erhellt seine doktorliche Gestalt einigermassen.

Diese vier Masken: Pulcinella, Harlekin, Capitano und Pantalone bilden den eigentlichen Kern der Commedia dell' arte und haben alle übrigen Gestalten überdauert. Deren gab es nicht wenig, jeder begabte Schauspieler hatte den Ehrgeiz, die Komödie um einen Typus zu bereichern, jede Stadt wollte auf der Bühne eine ihr bekannte Gestalt sehen.

Diese Typen haben ebenso wie die Schachfiguren eine gewisse feste Einheit gebildet, aber die Züge waren unbekannt und nicht vorauszusehen. Die Schauspieler hatten sehr viel Übung im Führen des Dialogs; eine Stunde vor Beginn der Aufführung hing die Direktion einen Aushängebogen auf, der den Inhalt des Stückes mit knappen Worten umschrieb; ein Augenblick genügte den Komikern, um sich über die Art des auszuführenden Scenariums untereinander zu verständigen. Sie hatten eine grosse Anzahl von Konzepten, Sentenzen, Phrasen für Liebeserklärungen, Schmerz- oder Verzweiflungsausbrüche auf Lager und bedienten sich dieser im Bedarfsfall. Und wenn es dem einen einmal an Geistesgegenwart gebrach, so kam ihm der Harlekin sofort mit sogenannten „lazzi“ zu Hilfe, mit komischen Gesten, die die Aufmerksamkeit des Publikums für einen Augenblick von der Hauptaktion lenkten. Die pathetischste Szene zerriss der Harlekin durch eine drollige Bewegung, schlug Purzelbäume, versuchte nicht vorhandene Fliegen zu fangen, sprang über Tische, ass Kirschen aus einem leeren Hut und warf dem ernsthaften Pantalone die Kerne ins Gesicht, mit einem Wort, er verübte die seltsamsten Streiche und zwang das Publikum zum Lachen. Unterdessen ging die Handlung auf der Bühne weiter und die Komiker fuhren im angefangenen Gespräch fort. Diese Menschen waren geborene Schauspieler; der bekannte Präsident de Brosses beobachtet auf seiner Reise nach Italien (1740), dass man selbst bei den Repräsentanten der grossen Welt eine viel grössere Lebhaftigkeit und Geistesgegenwart findet, als Frankreich sie je aufbringen könnte. Er nennt die Italiener „une nation comédienne“.

## V.

Gegen Ende des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts wurde eine Komödiantengesellschaft nach der anderen gegründet. Die norditalienischen Schauspieler trafen sich zumeist in der Fastenzeit, nachdem der Karneval verrauscht war, in Bologna, dort bildeten sie neue Gesellschaften und verpflichteten sich, ein volles Jahr zusammen auf-

zutreten. Gewöhnlich machten sie ihre Tournee von Bologna nach Mailand, von Mailand nach Genua, von dort aus nach Florenz und Venedig, wo sich die Gesellschaft nach dem Karneval auflöste. Grössere Truppen gingen bis nach Rom und Neapel, aber Rom hatte seine eignen Gesellschaften; ausserdem betrachteten auch die neapolitanischen Komödianten die römische Hauptstadt als ihren Bereich.

Während des Aufschwunges dieser Wandertruppen begannen auch alle grösseren Städte Theater, gelegentlich sogar grosse und glänzende, zu bauen. Berühmte Künstler entwarfen Theaterkostüme, die ursprüngliche Einfachheit der Masken der Commedia dell' arte verschwand immer mehr, und nur die vier ältesten Typen hielten sich mehr oder weniger an die Tradition.

Die Gonzaga in Mantua zogen, um mit den Este in Ferrara rivalisieren zu können, schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Komödianten nach Mantua. Ursprünglich hatten sie eine städtische Gesellschaft jüdischer Komiker, die bei besonders wichtigen Anlässen Aufführungen veranstalteten; in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts entstanden neue Gesellschaften unter dem Patronat der Markgrafen.

Zur Entwicklung des Theaters in Mantua trug Kardinal Ercole Gonzaga, Isabella d'Estes Lieblingssohn, am meisten bei, er war ein ernsthafter Gelehrter und starb im Jahre 1563 als Präsident des Tridentiner Konzils. 1549 liess der Kardinal ein Theater von Bertoni in Mantua bauen und schuf damit ein Obdach für die Schauspieler, die ihre Aufführungen bis dahin in kleinen Sälen veranstaltet hatten. Francesco Gonzaga, der regierende Markgraf, hatte eine grosse Vorliebe fürs Theater; dazu trugen, wie wir gesehen haben, die schönen Schauspielerinnen und Sängerinnen am meisten bei. Federico Gonzaga aus Gazuolo, der eine Liebschaft mit Signora Flaminia hatte, unterstützte das Theater gleichfalls, und die Briefe der Gonzaga beweisen, bis zu welchem Grade sie sich fürs Theater interessiert haben. Als Signora Vincenza mit Flaminia um die Palme kämpfte, war ganz Mantua in zwei Lager geteilt, und in Gesellschaft wurde ein Mal über das andere gewissermassen als Feldgeschrei ausgegeben: „Jo sono della parte di Flaminia et io della Vincenza."

Bald jedoch entstand, namentlich in geistlichen Kreisen, eine lebhafte Opposition gegen das Komödiantentum. Selbst in Venedig verbot im Jahre 1567 der Rat der Zehn Theateraufführungen. Die Jesuiten hatten der Regierung gemeldet, dass in den Logen während der Aufführungen

Unziemliches passiere, „si operasse molte sceleratezze con scandalo“. Agostino Barberigo unterstützte den Antrag der Jesuiten. Dieselben Massregeln wurden auch in Mantua eingeführt. Der Bischof verbot den Mönchen den Besuch des Theaters, und dies Verbot war von beträchtlichem Einfluss auf die Kasse, da gewöhnlich etwa 25 Franziskaner und Dominikaner im Theater zu finden waren.

Die in Mantua und Norditalien meist gefeierte Komikertruppe waren die „Gelosi“, die bereits 1569 bestanden. Als Heinrich III., Valois, in Venedig war (1574), traten die Gelosi dort auf; damals entzückte den König Vittoria Piissimi aus Ferrara, die berühmteste damalige italienische Künstlerin. Auf der Bühne trug sie den Namen Fioretta. Garzoni, der Verfasser einer Art Enzyklopädie „Piazza Universale“, berichtet, die göttliche Vittoria, die „bella maga d' amore“, besitze eine ungeheure Verwandlungsfähigkeit auf der Bühne und erquicke die Herzen von Tausenden, die in sie verliebt sind, durch ihre Worte. Diese Sirene repräsentiere den Gipfelpunkt der Kunst, sie habe harmonische Bewegungen, eine weiche Stimme, selbst ihre Seufzer klingen wie Musik, mit einem Wort, sie habe alle Vorzüge einer grossen Künstlerin. Dagegen ereiferte sich der Pater Ottonelli über Vittoriens Kunst, er nennt sie eine teuflische Eingebung, sie helfe dem Satan, um Tausende von Tugendhaften zu Fall zu bringen.

Die Gelosi waren beim Hof von Mantua sehr gut angeschrieben; die Mehrzahl der Truppe wohnte in der Osteria „al Biscione“, die berühmteren Künstler in Privathäusern. Direktor der Gesellschaft war Flaminio Scala, der Liebhaberrollen unter dem Namen Flavio gab.

Als Heinrich III. nach Frankreich zurückging und das Land sich nach religiösen Kämpfen beruhigt hatte, erinnerte er sich Vittoriens und empfahl seinem venezianischen Gesandten, Herrn Du Terrier, die Gelosi nach Paris kommen zu lassen. Die Truppe konnte den Wunsch des Königs nicht gleich erfüllen und kam erst am 25. Januar 1577 nach Blois, wo alle Prinzen königlichen Blutes und der Hof versammelt waren. Die Reise der Gelosi stiess auf sehr viel Hindernisse; unterwegs überfielen sie die Hugenotten, nahmen sie gefangen und der König musste sie für eine ziemlich hohe Summe loskaufen. Die Hugenotten haben ihnen ihre Kostüme belassen, denn die Gelosi konnten bereits am Tage ihrer Ankunft in der „Salle des Estats“ auftreten. Im Frühjahr gingen sie nach Paris, wo sie solchen Erfolg hatten, dass, wie ein Augenzeuge berichtet, „die vier besten Prediger nicht soviel Hörer in

ihren Predigten fanden, wie diese italienischen Komödianten". Die Mitglieder des Parlaments teilten die Vorliebe des Königs und des Publikums für die Komödie nicht und behaupteten, „die Gelosi lehrten nur Verderben, eheliche Untreue und seien eine Schule der Zügellosigkeit für die französische Jugend beiderlei Geschlechts". Der König war jedoch anderer Ansicht und gestattete den Italienern, im Hotel de Bourbon, das an den Louvre grenzte, zu spielen.

Nach den Aufführungen in Paris trennten die Gelosi sich; der eine Teil blieb in Frankreich, der andere ging mit Drusian Martinelli nach London und veranstaltete dort Aufführungen, die den Beifall der Königin Elisabeth fanden. Ihr Hofnarr Tarleton lernte den Gelosi so viel ab, dass er später „commedie all improviso" arrangierte, die den italienischen glichen. Martinelli blieb mit seiner Truppe beinahe zwei Jahre in England und begab sich dann mit seinem Bruder Tristan, dem bekannten Harlekin, nach Spanien.

Die Gelosi hatten sich wieder aufgelöst, Vincenzo Gonzaga aus Mantua begründete die Gesellschaft 1583 auf neue, indem er die besten Künstler aus anderen Truppen mit einreihte. An die Spitze der Truppe traten Francesco Andreini und seine Frau Isabella, vielleicht die berühmteste italienische Künstlerin aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts.

Auch Andreini war eine interessante Persönlichkeit. In Pistoja um 1548 geboren, war er in jungen Jahren in die Marine eingetreten, er diente auf den toskanischen Galeeren und geriet in türkische Gefangenschaft. Acht Jahre war er bei den Ungläubigen, endlich gelang es ihm, zu entfliehen; nach Italien zurückgekehrt, wurde er Schauspieler und heiratete 1578 die junge Künstlerin Isabella aus Padua. Zuerst gab er Liebhaberrollen, dann gefiel ihm der Typus des Kapitäns besser, er legte sich die Maske des „soldatischen Prahlhanses" zu und nannte sich „Capitano Spavento della Val d' Inferno". Zu Beginn des XVII. Jahrhunderts wurde Andreini mit seiner Truppe nach Frankreich berufen und feierte dort grosse Triumphe. Er erzählte Mordsgeschichten von seinen Abenteuern im Orient, namentlich von seinem Roman „mit der Grossinfantin Paflagonia, der Tochter des Königs von Äthiopien, wo der Nil, dem Katarakt entströmend, die Einwohner 100 Meilen in der Runde betäubt". Dieser Kaiser von Äthiopien hatte eine schwarze, taube Tochter, die aber zweihundertmal schöner war, als die weisseste Europäerin. „Dieses bezaubernde Geschöpf hat sich für mich interessiert," berichtet Andreini, „wir haben uns schweigend so geliebt, dass sie im Begriff war,

mich mit einem Sohn zu beschenken. Als die Eltern sahen, was geschehen war, wollten sie mich zur Ehe zwingen, und um mir Mut zu machen, kamen sie in mein Zimmer mit dem Schatzmeister, der in zwei Säcken die Mitgift von 60000 Zechinen trug. Ich erkannte ihre Absichten und mich ergriff ein furchtbarer Zorn bei der Vorstellung, eine schwarze Frau zum Altar zu führen. Mein Blut begann in den Adern zu kochen, der ganze Körper, alle Nerven, selbst die Knochen spannten sich, mein Gesicht verfinsterte sich wie der Himmel bei anziehendem Gewitter, meine Haare, meine Augenbrauen standen wie Lanzen, die Augen rollten wie Mühlsteine, die Lippen pressten sich aufeinander, der Hals straffte sich, die Hand wurde wild, die ganze Gestalt dehnte sich, ich schäumte und brüllte, meine Stimme glich dem Echo des Donners, der sich gegen die Wände eines tiefen Abgrundes bricht. Und was geschah? — die schwarzen Machthaber entflohen aus Furcht und das arme Mädchen brachte vor der Zeit einen kleinen König zur Welt, der auf dem Throne sass, ein Zepter in seinem Händchen hielt und eine Krone auf dem Kopfe trug."

Berühmter noch als ihr Mann war Isabella. Sie besass alle Vorzüge eines erstklassigen Theatersternes, zeichnete sich durch grosse Schönheit aus, war sehr gebildet, von vornehmer Denkungsart und eine ungewöhnliche Sängerin.

Seit 1587 trat Isabella auf der Bühne auf, in ihren freien Augenblicken machte sie Gedichte, die 1601 in Mailand unter dem Titel „Canzoniere" erschienen. Ihr Hauptwerk ist ein Hirtengedicht „La Mirtilla" *), das sie „Comica gelosa" gezeichnet hat. Die Akademie der „Intenti" zu Pavia ernannte sie zum Mitglied; dort trug sie den Namen „Accesa" (die Verliebte). In Rom wurde sie beinahe zur Dichterin gekrönt, auf einem ihr zu Ehren vom Kardinal Aldobrandini veranstalteten Bankett wurde ihr Bildnis zwischen Tassos und Petrarcas Porträts aufgestellt. Auf sie bezog man Ariosts Worte, die der Dichter im 29. Gesang des Orlando dem Schöpfer in den Mund legt: „Ich will, dass in Zukunft alle Frauen, die den Namen Isabella tragen, edlen Geistes seien, voller Schönheit, Anmut und Verstand, damit sie auf dem Parnass und Helikon berühmt seien, und der Name immer einen schönen Klang habe: Isabella, Isabella."

Die zeitgenössischen Dichter Tasso, Marino, Chiabrera priesen ihre Kunst und ihre Reize, selbst die boshaftesten Menschen fanden keinen An-

*) La Mirtilla. Favola pastorale, Verona 1588.



CAPITANO

*Kupferstich*



lass, sie anzuschwärzen; Isabella wurde mit einer Glorie reinster Poesie umgeben. Sie hatte auch keinen Grund, es den übrigen Schauspielerinnen gleich zu tun, sie hat ihren Gatten geliebt und hatte sieben Kinder mit ihm, darunter vier Töchter. Die eine wurde Hofdame der Grossherzogin von Toskana, die zweite bei den Gonzaga in Mantua erzogen, der älteste Sohn war ein bekannter Schauspieler und hat unter dem Namen Lelio mehrere Lustspiele veröffentlicht, die auf italienischen Bühnen im XVII. Jahrhundert aufgeführt wurden. Andreini sagte, seine Gattin, die er sehr verehrt hat, sei „bella di nome, bella di corpo e bellissima d' animo". Er nannte sie „monarchessa delle donne belle e virtuose".

Die grössten Triumphe haben Isabella und ihrer ganzen Gesellschaft in Frankreich geblüht. Nach schwerer Krankheit kam Heinrich IV. nach Fontainebleau, die italienischen Komödianten haben ihn zerstreut und der ganze Hof war begeistert. Vom Dezember 1603 bis zum April 1604 arrangierten die Gelosi Theateraufführungen in Paris und fanden auch dort grössten Beifall. Isabella war so beliebt, dass man Lustspiele mit ihrem Namen in Verbindung brachte, um ihnen mehr Zugkraft zu geben: „La fortuna Izabella", „Izabella astrologa," „Le burle d'Izabella", „La gelosa Izabella", „La pazzia d'Izabella" usw. Gelegenheitsdichter feierten die italienische Künstlerin, und bei Isaak de Reyer heisst es:

Je ne crois point qu'Isabelle
Soit une femme mortelle,
C'est plutôt quelqu'un des Dieux
Qui s'est déguisé en femme
Afin de nous ravir l'âme
Par l'oreille et par les yeux.

Im April des Jahres 1604 gestattete der König den Gelosi, wieder nach Italien zurückzugehen, und die Königin empfahl Isabella der Herzogin von Mantua in einem besondern Brief angelegentlichst. Die noch junge Künstlerin hatte keine Gelegenheit mehr, diese Empfehlung zu nützen und sich in ihrem Vaterland des Ruhmes zu erfreuen, den sie in Frankreich gewonnen hatte. Unterwegs erkrankte sie und starb in Lyon am 11. Juni 1604. Die ganze Stadt nahm am Begräbnis Anteil, und der Bischof liess sogar in der Kreuzkirche ihr zu Ehren eine Gedächtnistafel anbringen. Ins Kirchenbuch wurde eingetragen: „Hier wurde Elisabetta (Isabella) Andreini begraben, eine Künstlerin, die als eine der seltensten Frauen der Welt geachtet wurde, sowohl wegen ihrer Gelehrsamkeit, als auch wegen ihrer Kenntnis verschiedener Sprachen."

Zu Ehren der Toten wurde eine Medaille mit ihrem Bildnis und der Aufschrift „Aeterna Fama“ geprägt.

Francesco Andreini litt so schwer unter dem Tod der geliebten Gefährtin, dass er sich von der Bühne zurückzog und sich nur noch mit dem Ausarbeiten der Scenarien beschäftigte; sein Buch „Le bravure del capitano Spavento“ wurde wiederholt aufgelegt. Eine üppige Phantasie spricht daraus. So gelingt es Spavento im Laufe einer einzigen Nacht, mit 200 Frauen Kinder zu erzeugen; sein Degen ist von Vulkan selbst geschmiedet, der ihn dem Grossen Schicksal geschenkt hat. Aus der Hand des Grossen Schicksals ist die kostbare Waffe in die Hände eines Xerxes, Cyrus, Darius und anderer Machthaber übergegangen. Zuletzt hat Cäsar sie im Kampf geführt.

Da Andreini versagte, machte sich Herzog Wilhelm von Mantua selbst daran, eine neue Theatergesellschaft zu organisieren, er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, dass die „Komödianten des Herzogs von Mantua“ ihrem Ruf treu blieben.

Als Heinrich IV. von Frankreich und Maria de' Medici wieder italienische Schauspieler begehrten, schickte der Herzog von Mantua eine neue ausgezeichnete Truppe nach Paris, die sich fast mit den „Gelosi“ messen konnte. Die Unterhandlungen des französischen Hofes mit den Gonzaga dauerten fast zwei Jahre; endlich kamen die Schauspieler 1608 nach Paris. Es war nicht so leicht, die Künstler zu dieser weiten Reise zu veranlassen, man stiess namentlich bei einigen Künstlerinnen auf energischen Widerstand; die einen fürchteten die Unbequemlichkeiten der weiten Reise, die anderen waren im Begriff, die Schauspielerwelt um neue Sprösslinge zu bereichern, ausserdem fehlte ein guter Harlekin. Schliesslich konnte Vincenzo, „durch Gottes Gnade Herzog von Mantua und Montferrat“, Heinrich IV. schreiben, „es sei ihm nach grosser Mühe gelungen, eine Schauspielertruppe unter Fritellino und seiner Gattin, der Signora Flaminia, zusammenzubekommen, die sich nicht allein in Italien, sondern auch beim kaiserlichen Hofe ausgezeichnet habe“. Diese Truppe trug den Namen „Comici uniti“.

Die Schauspielerinnen hatten schon ganz recht, den weiten Weg zu scheuen; die Reise fand während eines unerhört strengen Winters statt. Im Laufe eines Monats erfroren mehr Menschen, als an einer Seuche zugrunde zu gehen pflegten. Heinrich IV. liess in Paris auf der Strasse grosse Feuer anmachen, damit die Armen sich wärmen könnten. Aber die Italiener überstanden die Reise gut und veranstalteten ihre Auf-

führungen in der Fastenzeit zur grossen Zufriedenheit der königlichen Hoheiten.

Fritellino, der eigentlich Pier-Maria Cecchini hiess, stammte aus Ferrara und hatte auf Wilhelm Gonzagas Bühne gelernt. Er konnte Fernando Gonzaga schreiben, „er habe ihm mit seinem Talent schon gedient, als die Herzogin ihn noch in ihrem Schoss trug, und er hoffe, seiner erhabenen Gemahlin bei ähnlichen Gelegenheiten zu dienen". Fritellino war ein ausgezeichneter Schauspieler und dabei ein sehr gebildeter und angenehmer Gesellschafter. Als er 1613—1614 am kaiserlichen Hofe auftrat, fand er allgemeine Sympathien; der Kaiser erhob ihn sogar in den Adelsstand. Er lebte in einer weniger glücklichen Ehe als Andreini; die Signora Flaminia war unruhigen Temperamentes, launisch und knüpfte gern Verhältnisse an, die ihrem Gatten recht fatal waren. Er beklagt sich in einem seiner Briefe an die Gonzaga, er habe dank seiner Frau nicht eine Stunde „di beato". Als Schauspielerin war Orsola Cecchini vorzüglich und fand überall den grössten Beifall. 1608 erschien eine Gedichtsammlung italienischer Literaten zu Ehren der schönen Cecchini.

Fritellinos Sorgen vermehrte eine zweite Künstlerin seiner Truppe, die berühmte Baldina, in die der Harlekin Tristano Martinelli verliebt war. Zwischen Orsola und Baldina gab es einen steten Kampf um Rollen; gelegentlich wurde er mit einer solchen Leidenschaft geführt, dass die Künstlerkollegen Tätlichkeiten inhibieren mussten.

Trotz dieser häuslichen Sorgen fand Fritellino noch Musse zum Schreiben. Unter seinen Büchern hatten die „Lettere faceti e morali", die freilich mehr amüsant als moralisch waren, den grössten Erfolg.

Den Triumphen, die die mantuanische Truppe in Paris feierte, konnten der Herzog Gonzaga und sein Sohn Don Vincenzo, die 1608 nach Frankreich kamen, persönlich beiwohnen. Bis zu welchem Grade die Komödianten populär waren, beweisen die Namen am besten, mit denen sich Don Vincenzo der königlichen Garde gegenüber legitimierte: er nahm die Namen der Schauspieler „Fridolin", „Colo" oder „Stefanello" an.

Nach Heinrichs IV. Ermordung forderte die Königin Maria de' Medici als Regentin, eine andere Truppe italienischer Komödianten auf, nach Frankreich zu kommen. Unter ihnen war Tristan Martinelli, ein Künstler von europäischem Ruf. Als Mitglied von Fritellinos Truppe, war Martinelli bereits in Paris aufgetreten; als Harlekin hatte er es zu

einem solchen Ansehen gebracht, dass er sich „Dominus Arlechinorum“ unterschrieb. Seine Briefe an die Regentin adressierte er: „A la Reine ma commère, Arlechino compadre très-chretien.“ Maria de' Medici beantwortete diese Briefe ohne jegliche Empfindelei: „A Harlequin mon compère.“ Später bediente sich Martinelli einer noch frecheren Anrede und nannte die Königin in seinen Briefen „Commadre Gallina“, „Regina di Galli oltramontani“. Den Schauspielern war, wie einst den Hofnarren, alles erlaubt. Auch der Kardinal Ferdinando Gonzaga verübelte es Martinelli nicht, wenn der Komiker seine Briefe „Illustrissime signore compère“ adressierte, und Francesco Gonzaga freute sich nicht wenig, als er einen Brief vom Künstler bekam: „Cosinissimo cosin e compadre nostro carissimo.“

Martinelli sprach übrigens die Fürsten mit einem gewissen Recht als „Compère“ an; die berühmten italienischen Schauspieler und Schauspielerinnen waren die Gevattern fast sämtlicher Herrscher der Halbinsel. Bei den Herren und Damen der grossen Welt galt es als guter Ton, die Kinder der Schauspieler zur Taufe zu halten und sich ihrer anzunehmen. Malherbe, der die italienischen Schauspieler nicht liebte, notiert boshaft in seinen Eintragungen am 27. Januar 1614: „Cette après dinée le Roi et Madame ont tenu l'enfant d'Harlequin.“ Da die italienischen Schauspielerfamilien sich eines grossen Kindersegens erfreuten, waren ihre Beziehungen dieser Art zu den italienischen Fürsten sehr zahlreich.

Flaminio Scala, der Direktor der Gelosi, gab eine Sammlung von Scenarien heraus, mit kurzer Inhaltsangabe der aufgeführten Stücke und szenischem Apparat. Dies Buch enthält auch ein sehr interessantes Verzeichnis der Gegenstände, die zu jedem Stück erforderlich sind. So erfordert das eine Lustspiel Stöcke zum Prügeln, Laternen, eine lebendige Katze und einen lebendigen Hahn; für ein anderes muss man vier Jagdhunde in Bereitschaft halten und ein Gefäss, das unter dem Bett zu stehen pflegt; ein drittes erfordert einen Mond, der in der Ferne aufsteigt.

Den Inhalt fast all dieser Stücke bildet eine Liebesintrige. Liebe beherrscht die Bühne, Leidenschaft, die niemand verbirgt, über die vielmehr öffentlich und rücksichtslos gesprochen wird. Das südliche Blut kennt in dieser Beziehung keine Hemmungen, niemand schämt sich seiner Empfindungen. Beinahe ein Jahrhundert später berichtet Stendhal aus Rom, die Frauen der vornehmen Welt lassen gelegentlich



CALLOT

Pantalone

*Wien Albertina*



jeden, der sie besuchen will, vom Diener mit der Erklärung abweisen, sie empfingen nicht, da sie verliebt wären, „la Signora e innamorata". Diese schrankenlose, ja schamlose Aufrichtigkeit beherrscht die Commedia dell' arte und führt gelegentlich zu Szenen, die sich nicht wiedergeben lassen.

Der Scaramuccia genannte Schauspieler, von dem noch die Rede sein wird, gab die Hauptrolle in dem nach ihm benannten Stück „Scaramuccia Eremita". Der Hauptwitz dieses Stückes beruht darin, die Mönche, die sich als Asketen aufspielen, zu verspotten. Ein Mönch hat ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau, schleicht sich nachts mittels einer Leiter zu ihr und verschwindet hinter der Tür. Im nächsten Augenblick erscheint er auf dem Balkon und meldet dem Publikum mit entsprechender Miene, „questo e per mortificar la carne". Nachdem er sich auf diese Weise gerechtfertigt hat, steigt er die Leiter herunter und spielt weiter.

Die Gelosi haben Farcen und Burlesken voll nächtlicher Szenen, Verkleidungen, Personenverwechslungen, Zweideutigkeiten, Albernheiten und Unanständigkeiten aufgeführt. In der Komödie „Cavadente" sind Pantalone und sein Sohn Orazio in Isabella verliebt. Orazio und seine Freunde machen dem alten Pantalone, um ihn fern zu halten, weiss, er habe wegen seiner verdorbenen Zähne einen vergifteten Atem und könne sich nicht um Isabellens Hand bemühen, ehe er dieses hässliche Hindernis beseitigt habe. Pantalone ist bereit, sich die Zähne ziehen zu lassen. Als Zahnarzt Cavadente tritt der verkleidete Harlekin auf, zieht Pantalone drei gesunde Zähne; als er sich an den vierten macht, packt ihn der Patient vor Schmerz am Bart. Der angeklebte Bart bleibt in Pantalones Händen, der, den Verrat erkennend, den Harlekin verfolgt, aber der angebliche Zahnarzt rettet sich durch die Flucht. Pantalone aber ist von seiner Liebe zu Isabella gründlich geheilt.

Ebenso wie die Gelehrten und Dichter, musste auch das Theater gegen Aristoteles und die Pedanten kämpfen. Schon Giordano Bruno hatte 1592 ein Lustspiel verfasst: „Il Candelaio, commedia del Bruno Nolano, achademico di nulla achademia, detto il Fastidio." Die Hauptpersonen dieser Komödie sind Bonifazius, ein lächerlicher Liebhaber, der Alchimist Bartolommeo, ein schmutziger Geizhals und Mamfurio, ein gelehrter Dummkopf, für den es ausser Aristoteles nichts auf der Welt gibt. In sein unsinniges Geschwätz mengt Mamfurio fortwährend ein noch unsinnigeres Latein.

Seitdem verschwindet der gelehrte Pedant nicht mehr von der Bühne, und es gab keine Lustspielgesellschaft, die ihn nicht in der Gestalt des Doktors verhöhnt hätte. Selbst in der Oper tritt der Pedant auf. Er hat seine eigne Sprache, und im Melodrama „La Ferinda", in dem die Künstler sieben verdorbene Sprachen sprechen, ein schlechtes Deutsch, ein schlechtes Französisch, den venezianischen, neapolitanischen, genuesischen und ferraresischen Dialekt, zeichnet sich der Gelehrte durch sein eigentümliches pedantisches Latein aus.

Es gibt überhaupt keinen komischen Typus, dem man nicht in der Commedia dell' arte begegnete; selbst Don Quichottes und Sancho Pansas Ahnen sind in Italien über die Bretter gegangen. Der Gegensatz zwischen dem phantastischen Idealisten und dem Einfaltspinsel, der nur fetten Schinken und guten Wein kennt, wurde lange vor Cervantes von den italienischen Komikern ausgenützt. Am stärksten im Lustspiel „Affamato", dessen Hauptperson ein ewig hungriger Fresser ist. Er klagt unablässig über Hunger und Durst, auch wenn er soeben von einem üppigen Mahl kommt. Er schildert lukullische Gastereien und Festessen, während der Capitano, Don Quichottes Vorgänger, von Fahrten in ferne Länder und ausserordentlichen Ereignissen träumt und in seiner Phantasie Riesen mit einem Schlage niedermacht und Prinzessinnen von blutigen Ungeheuern und Zauberern befreit. In einem Lustspiel der Gelosi berichtet der Capitano von den Öfen in der Lombardei, die dort nach dem Maul des „Affamato" gemacht wurden und behauptet, die dicksten Knochen mit Leichtigkeit verdauen zu können. Im „Affamato" spürt man bereits Falstaff. Die Vorstellung ist die gleiche, aber die Typen haben sich je nach den herrschenden Tendenzen der Zeit und den nationalen Eigentümlichkeiten verändert.

## VI.

Molières geistiger Vater ist bis zu einem gewissen Grade Scaramuccia, einer der berühmtesten Schauspieler der Commedia dell' arte, gewesen, da er von grossem Einfluss auf die Entwicklung des französischen Dichters war.

Unter sein Porträt schrieb Scaramuccia, er sei der Sohn eines Wahnsinnigen und einer Gans, die 30 Eier gelegt habe; als man ihn einmal fragte, wie er hiesse, antwortete er ohne langes Besinnen: „Il mio nome è Scaramuzza Memeo Squaquera, de civitate Partenopenii, figlio di




H. GUERARD

Scaramuccia

*Kupferstich*



Tammero e Cotummero Cocumero Cetrulo, e de Madama Papera Trentove, e parente de messere unze, dunze, e trinze e quiraquarinze, e de nacchete Stacchete conta cadece; e de Tabuna, Tabella, Casella, Pagana, Zurfana, Minoffa, Caloffa e dece Minece" . . . . .

Abgesehen von diesem phantastisch-unsinnigen Stammbaum, wissen wir einiges über die wahre Abstammung des berühmten Komikers. Sein Vater, der geistig normal war, war Hauptmann der neapolitanischen Reiterei und musste wegen eines begangenen Mordes fliehen. Mittellos, mit zwei Kindern in der Fremde, wurde er Quacksalber und verkaufte Medizin. Scaramuccia, sein zweiter Sohn, 1608 geboren, zeichnete sich von frühester Jugend an durch ungewöhnliche Gefrässigkeit aus. Man hielt ihm zwei Ammen, da eine nicht genügte, um den Hunger des Kleinen zu stillen; als er grösser wurde, stahl er im Hause wie ein Rabe und machte alles zu Geld, um Brot und Wein zu kaufen. Der Vater jagte ihn aus dem Hause und der damals Achtzehnjährige kam hungrig nach Rom in einem seidnen Mäntelchen, als einzigem Schutz gegen die Dezemberkälte. Tabakschnupfen war damals Sitte; der ingeniöse Jüngling kam auf den Einfall, sich vor einem Tabakgeschäft aufzustellen und jeden, der aus dem Laden kam, um eine Prise zu bitten. Hielt man ihm freundlich die Tabaksdose hin, so nahm er soviel er konnte zwischen zwei Finger, dankte artig und tat seinen Raub in ein Papier. Was er tagsüber zusammengebettelt hatte, verkaufte er am Abend dem Kaufmann, vor dessen Laden er seinen Tabak geschenkt bekommen hatte. Das Vergnügen währte nicht lange, Scaramuccia griff zu tief in die Tabaksdose eines päpstlichen Schweizers, hatte eine blutige Prügelei mit ihm und musste nach Civita vecchià flüchten. Nach manchem Abenteuer, nachdem er gehungert und gefroren hatte, ging Tiberio Fiorelli, so hiess der junge Neapolitaner, nach Fano in der Romagna; da er aller Subsistenzmittel entblösst war, trat er bei den Komödianten ein, nahm den Namen Scaramuccia an und kreierte einen in Neapel bereits bekannten Typus, den des windigen, selbstüberheblichen Abenteurers, der nicht von Grundsätzen beschwert ist. Scaramuccia trat in einem schwarzen Kostüm auf, das veranlasste Molière später zum Wort: „Le ciel s'est habillé ce soir en Scaramouche."

Als die Schauspieler in Fano den Neudazugekommenen fragten, in welchem Stück er auftreten wolle, wählte er ein Lustspiel, in dem auf der Bühne gegessen wird. Anstatt des erwarteten Mittagessens gab ihm der sparsame Direktor bei der ersten Aufführung nur harte Eier; als

der neue Künstler durch seine komischen Bewegungen und seine ungewohnte Mimik viel Beifall erntete, bekam er das nächstemal einen gut gebratenen Truthahn. Seitdem ging Scaramuccia von Ort zu Ort und hatte überall ungeheuren Erfolg; in Palermo wählte er seine Lebensgefährtin, Isabella del Campo, ein junges, hübsches, aber sehr launisches Mädchen. Isabella trat unter dem Namen Marinetta als Soubrette auf; da sie ein zierliches Figürchen hatte, gefiel sie dem Publikum sehr gut.

Scaramuccia ging auch nach Rom; er hatte so viel Erfolg, dass ihm nach einer besonders gelungenen Aufführung ein reicher Principe einen sechsspännigen Wagen als Beweis seiner Zufriedenheit schenkte. In diesem Wagen brachte Marinetta ihren ersten Sohn Sylvio zur Welt, den der Kardinal Fabio Chigi, der spätere Alexander VII., zur Taufe hielt. Der geizige Kardinal hatte für den Täufling kein Geschenk. Scaramuccia fand ein Mittel, um Chigi zur Grossmut zu zwingen. Zwei Wochen nach der Taufe spielte er mit seiner Truppe bei der Königin Christine; unter den Gästen war auch der Kardinal. In einer Zwischenpause erschien Scaramuccia plötzlich auf der Bühne, wandte sich an Chigi und rief: „Miracolo, miracolo eminentissimo Signore! Euer Taufkind spricht bereits!“

„Was ist geschehen? Warum verkündigst du das so feierlich?“ fragte die Königin sofort. „Das Kind begann sich zu beklagen, dass die Eminenz ihm nichts geschenkt hat.“

Der Kardinal lachte, um nicht den Anschein zu erwecken, dass ihm dieser Vorfall unangenehm sei, zog seinen Brillantring vom Finger, gab ihn dem Schauspieler und fügte hinzu, dass sich das Kind jetzt hoffentlich beruhigen würde.

Scaramuccia verstand es, sich durch seine Witze und seine unglaublich komischen Bewegungen angenehm zu machen. Er sang, spielte alle Instrumente, schlug Purzelbäume, machte gute Gedichte und hatte ein unvergleichliches Mienenspiel. In Rom war gesagt worden: „Scaramuccia non parla e dice gran cose.“ Als er dem Grossherzog von Toskana zur Gitarre ein Lied vom verliebten Esel sang und nach jeder Strophe wie das Langohr iahte, hatte er sofort gewonnenes Spiel:

L'asinello inamorato
Cantà, è raggia a tutte l' hore.
Pare un musico affamato,
Quando narra il suo dolore,

E cantando d' amor va,
Ut re mi fa sol la.
(Schreit.)
Quando vede l' asinella
Canta, all' hor con voce acuta,
Pare un maestro di capella,
Quando batte la battuta:
E cantando d' amor va,
Ut re mi fa sol la.
(Schreit usw.)

Die Freundschaft des Grossherzogs trug ihm reichlich Früchte, er erwarb Landbesitz, eine Villa vor „Poggio imperiale" und schuf dort einen Wohnsitz für Marinetta, als sie fünf Kinder hatte und er ihrer schon überdrüssig war.

Der Kardinal Mazarin hatte eine Vorliebe für italienisches Theater; als er nach Richelieus Tode Minister wurde (1642), berief er eine Komikertruppe, die „Fedeli", denen auch Tiberio Fiorelli angehörte, nach Paris. Tiberio nahm Marinetta, die damals noch jung war, mit; in Frankreich brachte sie einen Sohn zur Welt. Mazarin und die Königin Anna von Österreich, die Regentin, hielten das Kind zur Taufe. Die Königin hatte eine besondere Vorliebe für Fiorelli Scaramuccia, die ihren Ursprung in seiner Fähigkeit, den Dauphin zu beruhigen, hatte. Der damals zweijährige Dauphin, der spätere Ludwig XIV., war ein unartiges Kind, und niemand vermochte es zur Ruhe zu bringen; man rief Scaramuccia, er nahm den Kleinen auf den Arm und schnitt so drollige Gesichter, dass das Kind guter Dinge wurde und aus lauter Übermut Scaramuccias Rock zerriss. Seitdem wurde der Schauspieler stets zitiert, wenn man sich mit dem unartigen Kinde nicht zu helfen wusste. Scaramuccia brachte seine Gitarre mit und kam in Gesellschaft von Hund, Katze, Affe und Papagei, die in sein Konzert einstimmten. Er sang „L'Asinello innamorato", „Il gatto castrato", die Königin und ihr ganzer Hofstaat lachten und der Dauphin stimmte ein.

Die „Fedeli" unterstanden Giuseppe Bianchis Direktion, der die Rolle des Kapitäns unter dem Namen „Spezzafera" gab; zur Gesellschaft gehörte auch der berühmte Trivelin, Domenico Locatelli. Ausserdem waren drei Sängerinnen dabei, da nicht nur Komödien und lyrische Stücke, sondern auch Opern aufgeführt wurden, wie es damals in Italien Sitte war. Die „Fedeli" standen nicht mehr auf der Höhe der „Gelosi". Mit

ihnen begann allmählich der Verfall der „Commedia dell' arte“, da sie Dekorationen und verschiedenen Seltsamkeiten ein zu grosses Gewicht beilegten. So führten sie unter anderem ein Stück auf, dessen erster Akt ein Lustspiel war, der zweite ein Idyll, der dritte eine Tragödie. Im Idyll traten Zentauren auf: Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Das Zentaurenelternpaar strebt danach, die Krone des Königreichs von Cypern wiederzugewinnen, die ursprünglich seiner Familie gehört hat; da es nach verschiedenen Abenteuern das ersehnte Ziel nicht erreichen kann, nimmt es sich verzweifelt das Leben und die kleine Zentaurin besteigt den Thron.

Um Sonderbarkeiten dieser Art aufzuführen, galt es, die Kunst der Dekoration bis zu einem hohen Grade zu entwickeln, und es bedurfte verschiedener Maschinen und Vorrichtungen. Die Italiener standen darin an erster Stelle; bereits in der Renaissance hat Petrucci die Grundlagen der neuzeitlichen Szenerie geschaffen und die Schüler des Meisters haben sie weiter entwickelt.

Die „Fedeli“ sind einige Jahre in Paris aufgetreten und kamen erst 1648 nach Italien zurück, als in Frankreich die Revolution der Fronde ausbrach. 1653 gingen sie wieder nach Paris und traten im Theatre Petit Bourbon zur Freude des jungen Königs, der Königin-Mutter und des gesamten Hofstaats auf. Abwechselnd hat Molière mit seiner Truppe im gleichen Theater gespielt und hatte Gelegenheit, die Lustspiele und szenischen Mittel der Italiener kennen zu lernen.

Während seines Aufenthaltes in Paris ging Scaramuccia zweimal nach Italien zurück, wohl im Auftrag der Königin, um die Truppe zu ergänzen. Das erstemal begleitete er seine Marinetta nach Florenz, sie hatte sich von der Bühne zurückgezogen; nach einigen Jahren hatte er Sehnsucht nach ihr und besuchte sie 1668. Ehe er diese weite Reise unternahm, verabschiedete er sich von seinen reichen Freunden in Paris und bat jeden, ihm für die Reise ein Paar Stiefel zu schenken. Er erhielt ihrer so viel, dass er, wie sein Biograph Mezzetin berichtet, ein ganzes Soldatenregiment damit hätte equipieren können. Er zog vor, seinen Reichtum zu verkaufen.

Die Wiedersehensfreude nach mehrjähriger Trennung dauerte nicht lange; Marinetta war launisch geworden, verstand sich nicht einzurichten, war verschwenderisch, und da Fiorelli immer geiziger wurde, gab es täglich Streit, und der Schauspieler wartete sehnlichst auf eine Gelegenheit, wieder nach Paris zu gehen. Nur zwei Jahre hielt er es zu

Hause aus, 1670 war er wieder in Frankreich; seine Ankunft wurde in Vers und Prosa gefeiert. Das Publikum strömte zu den italienischen Komödianten, Molières Truppe hatte immer weniger Einnahmen, und erst, als 1670 der „Bourgeois gentilhomme" aufgeführt wurde, begann sich die Kasse des französischen Theaters zu füllen, da das Stück einen ungeheuren Erfolg hatte.

Der 60jährige Fiorelli, der Marinetta in nicht übermässig guter Erinnerung behalten hatte, verliebte sich in Paris in eine Soubrette Anna Doffan, die ihm 1673 einen Sohn schenkte. Der alte Schauspieler scheint seine Frau verleugnet zu haben, ins Kirchenbuch wurde der kleine Tiberio Francesco als Sohn des Neapolitaners Fiorelli und „seiner Frau" Anna Doffan eingetragen. Fiorelli, unbeständig in seinen Empfindungen, verliebte sich als etwa Zweiundsiebzigjähriger in eine 22jährige Grisette Marie Duval; um, wie er sich ausdrückte, „die Waise vor einem lockeren Leben zu bewahren", nahm er sie zu sich und versprach, sie nach dem Tode der Marinetta zu heiraten. Für dies Versprechen beschenkte sie ihn mit einem Töchterchen, das in der Taufe den Namen Anna Elisabetta erhielt. Wieder wurde es eingetragen als Tochter des königlichen Offiziers und neapolitanischen Edelmannes Tiberio Fiorelli und „seiner Gattin" Marie Duval. Man muss die Kirchenbücher damals nicht übermässig genau geführt haben, wenn Fiorelli im Verlauf von sieben Jahren zwei Ehefrauen, mit denen er nicht getraut war, da seine wirkliche Gattin noch in Florenz lebte, eintragen lassen konnte.

Marie Duval war das Zusammenleben mit dem alten Geizhals bald leid, sie entfloh mit einem jüngeren Liebhaber nach England, der sie jedoch unterwegs verliess. Sehr bald kam sie zu Scaramuccia zurück „mit nicht zu leugnenden Zeichen ihrer Untreue". Trotzdem nahm der Schauspieler sie in sein Haus und heiratete sie sogar bald darauf, als Marinetta in Italien starb. Sie hat Marinetta und alle anderen Frauen, die Scaramuccia je betrogen hat, gerächt. Der unglückliche Alte musste fortwährend den Schutz des Kommissars des Stadtviertels von S. Eustache anrufen, da sein böses Weib ihn schlug, mit Zangen kniff und beschimpfte, zudem hat sie ihm 8000 Livre gestohlen und das silberne Tischservice verkauft, das im gehörte. Seine Klagen nützten ihm wenig, im August 1693 stand er wieder vor Gericht und warf seiner Frau ausser vielen anderen Gemeinheiten vor, dass sie ihm untreu sei und seit drei Jahren ein Verhältnis mit einem Herrn Lafaye habe, dem Kassierer der Kriegsabteilung. Das gemeine Weib, klagte der Alte,

hat Nachschlüssel zu meinen Koffern, nimmt all meine Kostbarkeiten fort und verkauft sie, um sich mit ihrem Geliebten zu amüsieren. Als er ihr Vorwürfe machte, begann sie zu schimpfen, solch eine alte Ruine verdiene, dass man sie vergifte, damit sie so schnell als möglich in die Hölle komme, sie würde Scaramuccia Hörner aufsetzen so hoch wie beide Türme von Notre-Dame!

Das Gericht drohte ihr, sie ins Kloster S. Geneviève de Chaillot einzusperren; dieser Drohung bedurfte es nur, um sie zur Raserei zu bringen, sie griff wieder zum Stock, prügelte den Alten so unbarmherzig, dass er ohnmächtig wurde, sie machte sich das zunutze, um ihm den Rest zu stehlen. Scaramuccia begab sich am nächsten Tage zum Kommissar und zeigte ihm seine blauen Flecken, als traurigen Beweis eines ungleichen ehelichen Kampfes. Als der Kommissar in die Wohnung kam, um den Tatort zu besichtigen, fand er Marie Duval, die alles Gerät heraustrug und behauptete, es sei ihr Eigentum. Diese ehelichen Missverständnisse drangen bis zum König und wurden damit beigelegt, dass Frau Duval ins Kloster S. Geneviève eingesperrt wurde. Sie starb, wie Mezzetin, der nicht sehr glaubwürdige Biograph Scaramuccias, berichtet, im Laufe dreier Wochen aus Kummer und Wut.

Scaramuccia war damals 86 Jahre alt und hatte sich erst seit fünf Jahren von der Bühne zurückgezogen. Er starb am 7. Dezember 1694 und hinterliess einen Sohn, dem er den grössten Teil seines Vermögens vermachte. Mezzetin berichtet unglaubliche Dinge über den Geiz des Alten, der zuletzt zur Leidenschaft ausartete. Mit dem Apotheker handelte er so lange wegen des Preises des Rezeptes, dass die vorgeschriebene Arznei unterdessen ihre Wirksamkeit verlor; dem Dienstmädchen schenkte er als Lohn für ihre treuen Dienste eine benützte Bandage, dem Arzt eine alte Gitarre und empfahl ihm, den Kranken darauf Menuette vorzuspielen, anstatt sie zur Ader zu lassen.

Als es zum Sterben kam, hatte er noch ebenso guten Appetit wie in seiner Jugend. An seinem Todestage liess er sich Minestra und eine grosse Schüssel Makkaroni mit Parmesankäse geben, als ihn der Arzt warnte, da er, wenn er weniger ässe, noch acht Tage leben könnte, fragte Fiorelli:

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Ohne Zweifel,“ bestätigte der Arzt.

„In diesem Falle,“ gab der Sterbende zur Antwort, „könnt Ihr

mir die Makkaroni ruhig geben; ich bin fast 90 Jahre alt geworden, da kommt mir's auf acht Tage nicht mehr an."

Die Makkaroni schadeten dem Kranken, der berühmteste italienische Komiker starb noch in der gleichen Nacht und wurde am 8. Dezember 1694 in der Eustachiuskirche zu Paris begraben.

Scaramuccias Biographie schrieb unmittelbar nach seinem Tode der italienische Schauspieler Angelo Costantini aus Verona, der unter dem Namen Mezzetin auftrat. Mezzetins ganz amüsantes Büchelchen enthält eine Fülle von Anekdoten, die man sich über Scaramuccia in Schauspielerkreisen erzählte.

Als die Fedeli in Paris auftraten, neideten einige junge Franzosen den Italienern ihre Erfolge und begründeten eine kleine Bühne „L'Illustre Théatre". Zu dieser Gesellschaft gehörte auch der Sohn des Tapezierers Jean Baptiste Poquelin, der sich Molière nannte. Baptiste war der Begabteste unter seinen Kollegen und erkannte bald, dass man von den Italienern viel lernen müsse, um es ihnen gleichzutun. Er befreundete sich mit Scaramuccia und begann bei ihm Pantomimeunterricht zu nehmen. Daran erinnert Boulanges de Chalussay, ein sehr unbedeutender damaliger Dichter, der von Molière sagt:

Chez le grand Scaramouche il va soir et matin,
Là, le miroir en main et ce grand homme en face,
Il n'est contorsion, posture ni grimace
Que ce grand écolier du plus grand des bouffons
Ne fasse et ne refasse en cent et cent façons.

Molière lernte von den Italienern nicht allein Mimik und szenische Methode, sondern übernahm auch eine Fülle von Einfällen, Szenen und Konzepten, die er umarbeitete, indem er ihnen einen tieferen Sinn und eine grössere Plastik gab. Die Figur des Don Juan stammt aus Spanien, von den Spaniern übernahmen sie die Italiener in ihrem Stück „Il convitato di pietra" und haben diesen Typus Molière weitergegeben. Auch den Tartuffe verdankt Molière Aretino, der lange vor ihm „Lo Ipocrito" geschrieben hat. Den Inhalt der Stücke „L'Étourdi", „Le dépit amoureux", „Don Garcie" hat er von den Gelosi übernommen und in seinen späteren Lustspielen, wie „L'École des Femmes", „L'Avare", „Fourberies de Scapin", ganze Szenen und Einfälle den Italienern entlehnt. Eine Reihe von komischen Gestalten, die von der Commedia dell' arte geschaffen worden waren, hat Molière der französischen Bühne angepasst, indem er nur die Endsilben der italienischen Namen verän-

dert hat. Mascarille, Scapin, Nerine, Dorine, Lélie, Horace, Léandre waren ursprünglich italienische, später französierte Typen. In der Pariser Bibliothek befindet sich ein Bild von Molière als Sganarella, selbst das Kostüm gleicht dem neapolitanischen Harlekin Zanni vollkommen; der französische Schauspieler hat sich sogar an die Kostüme der Italiener gern gehalten. Das Théatre français besitzt das 1671 entstandene Bild: „Farceurs français et italiens, dépuis soixante ans.“ Scaramuccia, Harlekin, Brighella, Pantalone stehen neben französischen Schauspielern in der Rolle eines Turlepin, Jodelet und anderen. Unter ihnen steht auch Molière, und unter Scaramuccias Porträt befindet sich die Inschrift:

Il fut le maître de Molière,
Et la nature fut le sien.

Scaramuccia war in Paris so beliebt, dass der königliche Kapellmeister Jean Baptiste Lulli für den jungen König ein französisch-italienisches Ballett „Amor malato“ komponiert hat, in dem Fiorelli als komische Hauptperson auftritt. Am meisten bejubelt wurde das Bild, wie elf Esel-Doktoren den zwölften Doktor des „Narrentums“ in ihren Kreis aufnehmen. Der Kandidat verteidigt die Scaramuccia gewidmeten Thesen, die erste enthält bereits das Programm der Dummheit:

Il n'est rien de plus dangéreux
Que l'étude et que la science,
Et rien ne nous rend plus heureux
Que la paresse et l'ignorence.

## VII.

Der letzte grosse Künstler der Commedia dell' arte war Domenico Biancoletti, in Frankreich unter dem Namen Dominique bekannt. Biancoletti, 1640 in Bologna geboren, war Schauspielerkind. Seine Eltern zogen in Italien von einer Bühne zur anderen, und Domenico trat schon als Kind zusammen mit ihnen als Harlekin auf. Wie Scaramuccia, erfand er über seine Herkunft und seine Eltern die komischsten Legenden. Er verfolgte seinen Stammbaum bis in die römische Kaiserzeit, sein Urahn war Sbonfadelli, ein berühmter Schlachtermeister, dessen Würste allein Nero essen wollte. Ein Nachkomme dieses Wurstmachers war Fregocola, ein bedeutender Feldhauptmann, dessen Gat-

tin, ein Fräulein Castagna, bereits zwei Monate nach der Trauung einen Sohn zur Welt brachte, das war niemand anders als Domenico.

Biancoletti trat nicht nur in Italien, sondern auch in Wien vor dem Kaiser auf; er gehörte Tabarinis Truppe an und ging mit ihr 1659 nach Paris, wo er viel Anerkennung und Ruhm fand. Ludwig XIV. lud ihn sogar zu Tische ein, was gelegentlich die königliche Kasse teuer zu stehen kam. Eines Tages sah Domenico, obgleich er sein Rebhuhn bereits verzehrt hatte, mit grosser Hartnäckigkeit auf die Schüssel. Der König bemerkte es und sagte dem Diener:

„Reiche Domenico die Schüssel."

„Auch das Rebhuhn?" fragte der Schauspieler.

„Auch das Rebhuhn," gab der König zur Antwort, der Domenico wohl verstanden hatte. Die Schüssel war nämlich aus reinem Gold.

Domenico gab auch gute Ratschläge gegen Zahnschmerzen. Befragt, ob er kein Mittel dagegen kenne, gab er zur Antwort, es sei am besten, den vierten Teil eines Apfels in den Mund zu stecken und den Kopf so lange im Ofen zu halten, bis der Apfel gebraten sei. Dann wäre der Zahnschmerz sicherlich vorüber.

Dieser „unvergleichliche" Künstler, wie er genannt wurde, veränderte den Charakter des Harlekin. Früher hat sich der Typus dieses schwarzen Bergamasken durch vollständige Unwissenheit ausgezeichnet. Der Harlekin war ein durchtriebener, unwissender Bauer. Domenico machte aus ihm einen Menschen, der eine sehr deutliche Vorstellung von der Welt hat und sich ihr anzupassen versteht; geht es ihm gut, so ist er ein arroganter Zyniker, voll amüsanter Einfälle; in bösen Zeiten wird er ein durchtriebener Spitzbube, dem es nicht darauf ankommt, Verrat zu üben. Er versteht seine Spitzbübereien hinter einer gewissen Naivität zu verstecken, die die Italiener „goffagina" nennen. Der alte Harlekin ist in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts verbraucht; in Frankreich wird der Pedrolino (Pierrot) modern, der erneuerte und aufgearbeitete Typus der alten Commedia dell' arte; in Deutschland ist der Harlekin so verhasst, dass er in Leipzig in effigie auf der Bühne verbrannt wurde, damit er nicht wieder erscheine.

Trotzdem Domenico das Publikum amüsiert und bei seinem Auftreten wahre Lachsalven hervorgerufen hat, war er seiner Veranlagung nach ein fast zur Verzweiflung neigender Melancholiker. Gegen Ende seines Lebens beherrschte ihn der Schmerz so sehr, dass er zu einem ihm unbekannten Arzt ging und um einen Rat gegen seine immer tiefergreifende

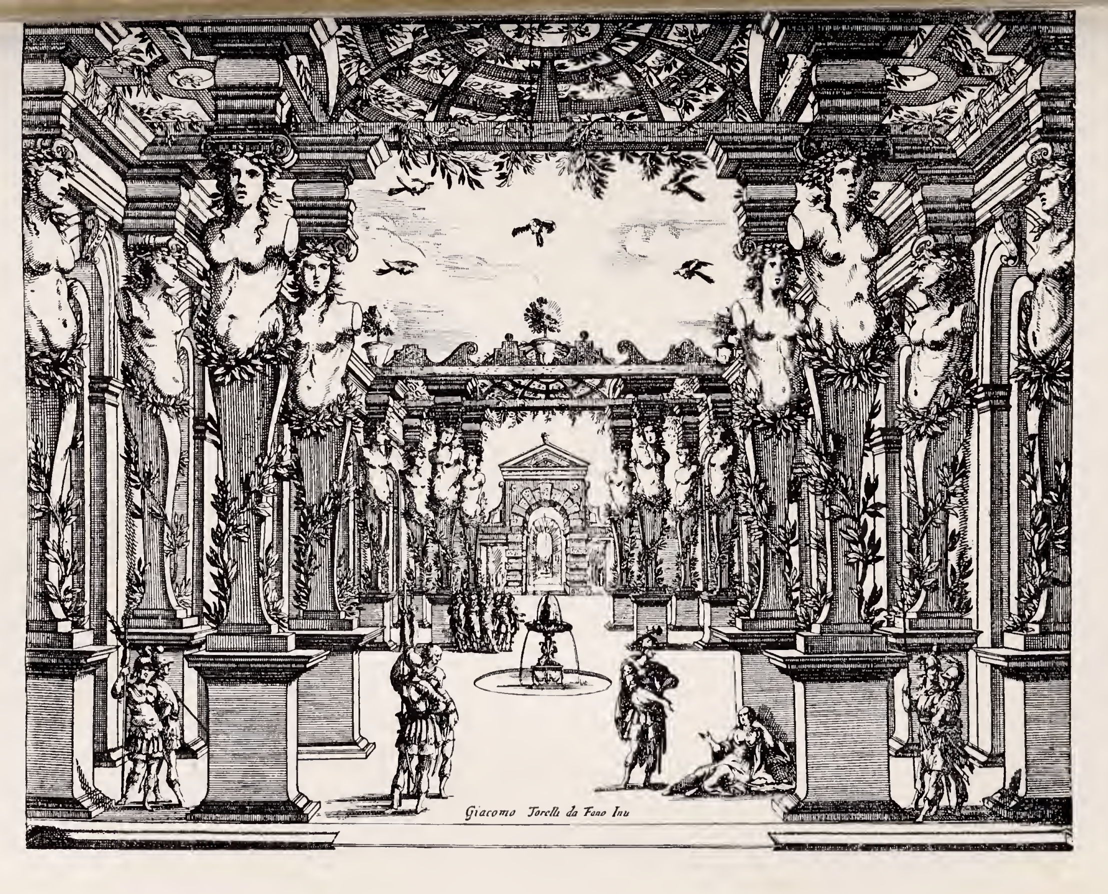
Melancholie bat. „Sieh dir die Narreteien des Harlekin an,“ gab der Arzt zur Antwort. „In diesem Falle gibt es kein Heilmittel für mich,“ sagte der traurige Schauspieler, „denn der Harlekin bin ich selbst.“

1688 trat Biancoletti in einem Ballett in Ludwigs XIV. Gegenwart auf, und da der Tanz dem König sehr gefiel, tanzte der Künstler bis zur äussersten Erschöpfung. Auf der Strasse erkältete er sich und starb acht Tage darauf an einer Lungenentzündung.

Er wurde, ebenso wie Scaramuccia, in der Kirche S. Eustache in Paris beigesetzt. Der Harlekin liegt dort in der Nähe seines Kollegen.

Nach Scaramuccias und Domenicos Tode wurden die italienischen Komödianten in Paris ganz französiert. Isabella und Colombina wurden Pariserinnen und das Theater im Hotel de Bourgogne begann Stücke pariserischen Inhalts aufzuführen. Es kam schlimmer: der Komiker Angelo Constantini, der als Mezzetin in „La fausse Prude“ auftrat, gestattete sich eine boshafte Bemerkung über Madame de Maintenon. Die allmächtige Freundin des Königs war tief verletzt und am 4. Mai 1697 inhibierte der Polizeidirektor in Ludwigs XIV. Auftrag weitere Aufführungen des italienischen Theaters. Während der Regentschaft gab es 1617 aufs neue eine italienische Bühne in Paris, aber das war nicht mehr die wirkliche Commedia dell' arte.

Angelo Constantini ging aus Paris nach Dresden, da August II. von Polen ihn aufgefordert hatte, eine neue italienische Truppe zu begründen und an seinem Hof zu spielen. Constantini, der auch in Dresden als Mezzetin auftrat, gefiel so gut, dass der König ihn zum Kammerherrn ernannte und später in den Adelstand erhob. Der glückliche Schauspieler verliebte sich in eine der Freundinnen des Königs, gestand ihr seine Liebe, und da er sie an sich fesseln wollte, begann er August ihr gegenüber zu verspotten und ihn als lächerliche Figur hinzustellen. Die Geliebte des Königs nahm fürs erste die Erklärungen des 60jährigen Schauspielers gut auf, verriet sie aber dem König, der bei Constantinis nächstem Besuch, hinter dem Vorhang verborgen, mit eignen Augen sah, wie Mezzetin ihn verspottete. Der beleidigte König verurteilte den allzu kühnen Schauspieler zu 20jähriger Haft in der Festung Königstein, aber einer anderen Frau aus der höheren Gesellschaft, die auch nähere Beziehungen zu August hatte, gelang es, dem Schauspieler die Freiheit zu erwirken. Sie veranlasste den König, die politischen Gefängnisse zu inspizieren; als August den elenden langbärtigen Constantini sah, benützte sie den Augenblick, um die Befreiung des leichtsinnigen Schauspielers zu er-




DE LA BELLA

Szene aus der Oper „La finta pazza“

*Kupferstich*



bitten. August weigerte im ersten Augenblick die Bitte, aber schliesslich erfüllte er den Wunsch von Constantinis Freundin, liess den Künstler nach einigen Monaten in Freiheit setzen mit dem ausdrücklichen Befehl, Sachsen sofort zu verlassen.

Im XVII. Jahrhundert stand, wie bereits erwähnt, das Drama mit der Comedia dell' arte in Zusammenhang. Jeder Schauspieler konnte singen, und wenn sich die Truppe durch drei Sängerinnen und einige Balletteusen ergänzte, konnten auch Melodramen aufgeführt werden. Chöre zu beschaffen, war in Italien nicht schwierig, in jeder Stadt gab es eine genügende Anzahl von Sängern und Sängerinnen, so dass man sich ihrer nach wenigen Proben für eine Aufführung bedienen konnte.

Schon die Gelosi haben Melodramen in Italien und Paris aufgeführt. Zu den berühmtesten gehören: „Rosalba, opera heroica", „L'innocente Persiana" und „La fortuna di Foresta, principessa di Moscovia."

Noch kühner als die Lustspiele, haben diese Stücke in den Bereich des Märchens und des Phantastischen eingegriffen; der Schauplatz der Handlung waren ferne Länder und Städte, die man Sparta, Marokko, Moskau oder Persien nannte, und Magie und Zauberei haben häufig den Knoten der Intrige geschürzt. In der „Orseida" z. B. hat ein verzauberter Bär die Rolle des Geliebten, Vaters und Gatten spielt.

Es waren dies bereits Stücke, zu denen man kostbare Dekorationen und ein grosses Gepränge nötig hatte. Im zweiten Akt des Melodramas „Forsennata principessa" fand ein Seekampf zwischen Räubern in Barken und Soldaten in Galeeren statt. Die siegreiche Galeere zog in den Hafen ein, das Meer wurde glänzend vorgetäuscht.

Eines der berühmtesten Melodramen war „Festa teatrale della finta pazza", ein Stück von Giulio Strozzi, mit Musik von Francesco Sacrati. 1641 wurde das Melodrama in Venedig zum erstenmal aufgeführt, einige Jahre später, am 16. Dezember 1645 in Paris, wo es einen ungeheuren Erfolg hatte. Es war eine lyrische, halb gesungene, halb deklamierte Komödie; Dekorationen und Ballette haben das Publikum in Begeisterung versetzt. Der im XVII. Jahrhundert berühmteste Theatermaschinist Giacomo Torelli da Fano hat das Ganze inszeniert. Der erste Akt schloss mit einem Ballett von Affen und Bären, im zweiten tanzten Straussvögel, die ihre langen Hälse bogen, um aus dem Bassin zu trinken, im dritten vier Truthühner und eine ganze Reihe farbiger Papageien. Die Papageien flogen im Takt nach der Musik, und die Zeitgenossen

hatten nicht Worte genug, um die Schönheit dieses Balletts zu preisen. Unter den Dekorationen gefiel der Hafen von Scyros am besten, die Schiffe bewegten sich frei wie auf der See; auch die Gärten des Königs Lykomedes, in denen ein indisches Fest stattfand, erweckten lebhafte Begeisterung.

De la Bella hat einige Szenen aus diesem Melodrama gestochen und seine Blätter der Königin Anna von Österreich gewidmet; trotz der Fortschritte in der dekorativen Kunst und der verbesserten Theatermaschinen müssen wir Torellis Kunst noch heute bewundern. Er war ein ungewöhnlicher Mensch, Mathematiker, Dichter, Maler, Architekt und Mechaniker, zugleich wandte er seine ganze Kraft daran, den szenischen Mechanismus zu verbessern. In Paris nannte man ihn „le grand sorcier"; neben italienischen Melodramen inszenierte er auch Corneilles „Andromède" und verblüffte durch den Glanz der Aufmachung.

Auch Torellis Zeitgenosse Braccio del Bianco aus Florenz war in Madrid berühmt. Die abergläubischen Spanier wollten nicht glauben, dass der schnelle Dekorationswechsel ohne Hilfe des Teufels vor sich gehen könne, sie vergifteten ihn, damit der Italiener, der sich satanischer Kräfte bediente, dem Publikum nicht länger Ärgernis bereite. Ein Italiener scheint auch den Engländern das Handhaben von Theatermaschinerie beigebracht zu haben. Bei einer Aufführung am Hofe der Königin Elisabeth erschienen märchenhafte Ungeheuer auf der Bühne und eine gewaltige Muschel, in der die Königin in Gesellschaft der Lady Bedfort, der Lady Suffolk und der Lady Darby sass. Ein andermal gab es ein fliessendes Wasser mit badenden Tritonen, alles war ausserordentlich realistisch dargestellt.

## VIII.

Die Reformatoren der römischen Kirche fanden sich in einem Punkt mit Luther und Calvin: in ihrem Abscheu gegen das Theater, in ihrem Verfolgen alles dessen, was mit der Bühne in Zusammenhang stand. Luther und Calvin waren in dieser Beziehung eifriger als die Päpste, sie warnten das Publikum vor dem Theater, „dem Höllenpfuhl des Teufels"; Tausende von protestantischen Predigern schilderten die Folgen des theatralischen Ärgernisses in schwärzesten Farben. Luther hat Throne erschüttert, Reiche vernichtet, die katholische Kirche in halb Europa besiegt, — aber dem Theater gegenüber war er machtlos.

Auch die römische Kirche hat die Hugenotten vernichtet, die Reformation in vielen Ländern unterdrückt, aber dem Theater konnte sie nichts anhaben.

Trotz des Hasses der Puritaner gegen die Bühne wurden in London zwischen 1570 und 1599 elf Theater erbaut, und einige Lords unterhielten Komödiantentruppen in ihren Schlössern. Auf dem Globetheater stand ein Herkules mit der Erdkugel in der Hand und der Inschrift: „Totus mundus agit histrionem." Um wieviel mehr galt das für Italien! Theater schossen überall wie Pilze aus der Erde, und der Kardinal Carlo Borromeo bekämpfte sie vergebens. Er war der heftigste Gegner der Schauspieler, als mailändischer Erzbischof hat er kein Mittel unversucht gelassen, um das Auftreten der Komödianten zu verhindern. Gleich im ersten Jahre seiner Kardinalwürde, 1565, berief er ein Provinzialkonzil und verbot den Geistlichen, Maskeraden, Bälle, Turniere, Theateraufführungen und Schauspiele irgendwelcher Art mitzumachen. Sollte einer der Geistlichen dies Verbot überschreiten, so würde er auf der Stelle öffentlich aus dem Theater ins Gefängnis überführt werden. Die Verfügungen des Kardinals stiessen jedoch, wenn nicht auf geheimen Widerstand, so zum mindesten auf Gleichgültigkeit bei den spanischen Gouverneuren in Mailand, die häufig wechselten. Das Publikum unterstützte die Gouverneure in dieser Beziehung. Die Spanier hatten eine zu grosse Vorliebe für Schauspiele aller Art, um sich Borromeos Willen anzupassen. Don Alvaro di Sande, der Stellvertreter des Gouverneurs, liess 1572 eine grosse Jagd auf dem Domplatz in Mailand veranstalten, ohne den Erzbischof vorher um Erlaubnis zu fragen. Borromeo, in höchstem Grade durch diesen Mangel an Ehrfurcht vor der Religion verletzt, tat den Spanier in Bann. Don Alvaro verlegte die Jagd zwar nach dem Schlossplatz, suchte aber den Kardinal bei jeder Gelegenheit zu reizen. Er liess sofort Komödianten nach Mailand kommen, arrangierte Bälle und Feste und veranlasste die Italiener, seinem Beispiel zu folgen. Borromeo beklagte sich in Rom, aber der Vatikan war nicht immer mit den strengen Massregeln der Kardinäle einverstanden, er zögerte mit der Antwort oder erliess Verfügungen, die Borromeo nicht zufriedenstellten.

Da auch der folgende Gouverneur, Don Luigi de Requesens, es mit den Komödianten hielt, belegte der Kardinal ihn wieder mit dem Bann. Aber der Gouverneur fand einen Franziskaner, der ihm Absolution erteilte, er wurde auf eine höhere Stellung nach Flandern berufen und

der Kirchenbann des mailändischen Erzbischofs machte ihm weiter keinen Eindruck.

Schliesslich verbot Gregor XIII. 1574 zur grossen Freude des Kardinals Theateraufführungen in Rom infolge eines sehr unanständigen Stückes, das in Anwesenheit einiger Kardinäle aufgeführt worden war. Die Freude währte nicht lange; der neue Gouverneur, der Marquis d'Ayamonte, hatte eine grosse Vorliebe fürs Theater und hatte junge Söhne, die die Komödiantinnen mit besonderem Eifer unterstützten. Sie verhinderten die bischöflichen Verfügungen. Es kam noch schlimmer: Borromeo erfuhr bald, dass dank Giacomo Boncompagni, dem Sohn des Papstes, eine Schauspielertruppe nach Rimini gekommen sei, der vermöge eines Patentes öffentliches Auftreten gestattet war. Ein Geistlicher hatte, ohne Rom zu fragen, es verstanden, mit ihnen auf witzige Weise fertig zu werden. Ins Städtchen kamen die „Toscani" benannten Schauspieler, der Geistliche hinderte sie nicht, eine Bude aufzuschlagen; aber als sich das Publikum dazu rüstete, der Vorstellung beizuwohnen, liess er die Glocken zur Predigt läuten. Die gehorsamen Bürger zogen in die Kirche und die Schauspieler mussten vor leeren Bänken auftreten. Da ergriffen die „Toscani" Gegenmassregeln und setzten ihre Aufführungen nachts bei Fackeln an. Aber die Fackeln kosteten sie schweres Geld, das Publikum kam nur spärlich, sie mussten die ungastliche Stadt verlassen und der „arciprete" hatte gesiegt.

Der Kardinal Borromeo führte seinen Kampf ohne grossen Erfolg. 1582 berief er eine zweite Provinzialsynode, auf der in seinem Sinne ein Beschluss gefasst wurde, der es allen Gläubigen untersagte, „Histrionen", Mimiker, Kurtisanen und alle Menschen von schlechten Sitten unter ihrem Dach zu beherbergen. Wer ihnen Obdach gab, beging eine Todsünde. In einer zweiten Schrift erklärte der Kardinal dem Statthalter, er würde das Ärgernis, das die Komödianten geben, nicht länger dulden, um so weniger, als die Schauspielerinnen wie die Geistlichen versichern, mit besonderer Vorliebe verheiratete Männer verführen. Unglücklicherweise kamen unmittelbar nach Erlass dieser strengen Beschlüsse die „Gelosi", Italiens beste Truppe, nach Mailand. Der Theaterdirektor ging zum Statthalter, der grosse Lust hatte, das Spiel der besten italienischen Truppe zu sehen, die Erlaubnis zur Aufführung jedoch nicht geben konnte, um keine Todsünde zu begehen, — es galt, sich mit dem Kardinal zu verständigen. Der Kirchenfürst war den berühmten Gelosi gegenüber einsichtsvoller, er gestattete die Aufführungen unter

der Bedingung, dass die aufzuführenden Stücke der erzbischöflichen Zensur unterständen. Die Gelosi gaben zur Antwort, sie könnten dies Verlangen nicht erfüllen, da sie „ex tempore“ spielten und ein solcher Befehl einem Verbot gleichkäme.

Mailand drohte die Gefahr, die Gelosi zu verlieren; der Sohn des Statthalters, der Graf di Camerate, der die ganze Sache eifrigst förderte, brachte eine Lösung. Er erreichte das Recht zur Aufführung unter der Bedingung, dass, wenn nicht die ganzen Stücke, so doch das Scenarium der Kardinalszensur vorgelegt würde. Man gab sich mit halben Massregeln zufrieden.

Bald nach dieser Vereinbarung starb der Kardinal Borromeo im Jahre 1584, die Komödianten spielten weiter, mussten sich aber mehr oder weniger der kirchlichen Zensur anpassen.

Ein Kampf gegen das Theater ist unmöglich. Den Menschen interessiert der Mensch am lebhaftesten, und so sieht man auf der Bühne gern einen Abglanz der Fehler, Lächerlichkeiten und Eigenschaften der Menschen, unter denen man lebt. Ausserdem lebt fast in jedem Menschen das Verlangen, eine dramatische Rolle zu spielen, seinen Leidenschaften zu leben, wenigstens für einen kurzen Augenblick ein Held zu sein. Da wir die Möglichkeit, diesen Wunsch zu erfüllen, nicht ohne weiteres haben, leben wir uns gern in Dramen und Komödien hinein, die noch dazu den Vorteil eines ganz unschuldigen Sports bieten. Wenn Romane und Erzählungen in jeder kulturellen Gemeinschaft zur notwendigen geistigen Nahrung gehören, um wieviel mehr gilt dies für Drama und Komödie, die das Leben greifbar spiegeln.

Die Commedia dell' arte verfiel nach 200jährigem Bestehen, aber sie verfiel nicht infolge des Verbotes des mailändischen Erzbischofs, sondern weil sie sich überlebt und ihre ursprüngliche Kraft eingebüsst hat. Die Typen der Harlekins und Capitani waren verknöchert, der Vorrat an Witzen, der mit diesen Masken in Zusammenhang stand, verbraucht, neue Menschen standen im Leben, denen unähnlich, die Pulcinella oder der Capitano Fracassa verspotteten. Goldoni versetzte der Commedia dell' arte den letzten Schlag, indem er eine Komödienform schuf, die den Anforderungen der italienischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts mehr entsprach. Die Masken von Harlekin und Pulcinella vegetieren noch in Neapel, aber es sind fast versteinte Überreste jener glänzenden Epoche der Commedia dell' arte, die für immer verschwunden ist.

## SECHZEHNTES KAPITEL.

# DIE SCHWESTERN DE LA TRÉMOUILLE.

### I.

Spaniens Entwicklung im XVI. Jahrhundert ist mit einem Kaktus verglichen worden, der im Süden auf Felsen wächst, eine Blüte auf hohem Stiel treibt und unmittelbar danach stirbt. Die durch den Reichtum des neuentdeckten Amerika künstlich in die Höhe getriebene spanische Kultur hat innerhalb kurzer Zeit eine reiche Literatur, und grosse Kunst gezeitigt, das französische Drama befruchtet, auf die Dichtkunst und das Drama Italiens stark eingewirkt und ist dann vertrocknet und vergilbt wie der Aloe-Stengel. Das spanische Volk ist im westlichen Europa bewundert, aber auch gleichzeitig gehasst worden. Teofil de Vian, der eine Zeit hindurch in Holland gelebt hat, schrieb damals

L'Espagne, mère de l'orgueil,
Qui préparait notre cercueil,
Et de la corde et de la roue
Et venait avec des vaisseaux
Qui portaient peintes sur la proue,
Des potences et des bourreaux!

Von Amsterdam bis nach Palermo galt der Spanier als der furchtbarste Feind. Die Völker, geblendet von Kastiliens plötzlichem Glanz, wandten sich schnell ab, als dieser Glanz verblasste. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts schüttelte man das Spaniertum ab, der Hauptbeweggrund hierfür war der Hass gegen die Grausamkeit der Hidalgos.

Die Italiener hatten Anlass genug, die spanische Kultur zurückzuweisen: neben Holland empfanden sie den Druck der durch maurisches

Blut vertierten Hidalgos am stärksten. Die Entwicklung der französischen Kultur, die unter Ludwig XIV. einen so hohen Grad erreichte, musste einen starken Reiz auf die Bevölkerung des Apennins ausüben.

Wurden spanische Sitten und Gepflogenheiten nach Italien in der Hauptsache durch Männer verpflanzt, durch Gesandte, Würdenträger der römischen Kurie, die nach Madrid gingen, Soldaten, italienische Magnaten, die bei Karl V. und Philipp II. Auszeichnungen und Gnadenbeweise suchten, Untertanen des katholischen Königs, die auf der Jagd nach dem Glück nach Italien kamen, so waren es namentlich Frauen, die französische Kultur in Rom gefördert haben. Ihnen folgte die Mode und jene tausend kleinen Dinge, die das Leben verschönern. Mit gesellschaftlicher Grazie und einem Lächeln auf den Lippen setzten die beiden Schwestern Mancini ihren Einfluss durch, die Gattinnen der französischen Gesandten wirkten im gleichen Sinn, italienische Sängerinnen und Schauspielerinnen kamen mit neuen Anschauungen aus Paris zurück, und gegen Ende des XVII. Jahrhunderts haben die beiden Schwestern de la Trémouille, die Töchter des Fürsten de Noirmoustier, der zum ältesten französischen Adel gehört, das letzte hinzugefügt.

Die ältere, Maria Anna, war die bekannte Princesse des Ursins, vielleicht die berühmteste Frau aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts, die in der spanischen Erbfolge eine ausserordentlich wichtige Rolle gespielt hat. In Paris 1642 geboren, heiratete sie jung Adrian Blaise de Talleyrand, den Fürsten de Chalais. Sie war nicht schön, fiel aber durch die Schärfe ihres Geistes, durch ihre Anmut und ihre absolute Weltgewandtheit auf. Sie war schlank, mittlerer Grösse, hatte ausdrucksvolle blaue Augen und verstand jeden für sich einzunehmen. Sehr schlagfertig, witzig und amüsant, kannte sie die gesamte Pariser, römische und Madrider vornehme Welt und war für politische Intrigen wie geschaffen. Stets sah sie das Ziel, nach dem sie strebte, klar vor sich und war in der Wahl ihrer Mittel nicht eben engherzig. Ihre Gedanken und Absichten verstand sie hinter Eleganz, gleichmässiger Stimmung, Selbstbeherrschung und Vorsicht zu verbergen.

Schon unter Heinrich IV. waren die Duelle in Frankreich zu einer wahren Seuche geworden; der König und später Richelieu erliessen ausserordentlich strenge Gesetze gegen dieses gegenseitige sich Ermorden der höheren Klassen, aber der Erfolg dieser Erlässe war gering. 1663 wurde der Duc de Beauvilliers im Zweikampf getötet, Fürst Chalais, sein Sekundant, musste flüchten. Er ging nach Spanien, die Fürstin

folgte ihm; da sie aber nicht in Madrid leben wollten, beschlossen sie, nach Rom zu gehen.

Madame de Chalais reiste voran, um das Haus einzurichten; aber kaum in der päpstlichen Hauptstadt angekommen, erhielt sie die Nachricht, ihr Mann, der nach Norditalien gegangen war, sei in der Nähe Venedigs gestorben.

Rom wimmelte damals von Franzosen, unter anderen war der Kardinal César d'Estrées da, der französische Gesandte beim Vatikan. Der Kardinal nahm sich Madame de Chalais' an, vielleicht zu sehr, wie der boshafte Duc de Saint-Simon glaubt; er erleichterte ihr die erste Zeit ihres Aufenthaltes und stiftete sogar eine Ehe zwischen der Fürstin und Flavio Orsini, dem Herzog von Bracciano und spanischen Granden. Sie war damals 33 Jahre alt, Flavio, ein kinderloser Witwer, war um 22 Jahre älter.

Bracciano, das fast 100 Jahre die Pflanzstätte des spanischen Einflusses in Italien gewesen war, öffnete seine Tore der Französin, der es ganz fern lag, mit fremder Sitte zu paktieren. Die Trauung fand im Jahre 1675 statt, der französische Hof verlieh Orsini den höchsten königlichen Orden zum Beweis seiner Zufriedenheit.

Die Herzogin öffnete ihre Salons in Rom, die bald der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Lebens wurden. Da es damals fortwährend Reibungen zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. gab, vertrat die Herzogin viel mehr als der französische Gesandte die Interessen Frankreichs in Rom.

Orsini war die Leidenschaft seiner Frau, in gesellschaftlichen und politischen Fragen die erste Geige zu spielen, sehr fatal, es erniedrigte ihn gewissermassen in seinen eignen Augen, hinter ihr zurückstehen zu müssen. Als Italiener und Haupt eines Geschlechtes, das den Päpsten fast immer ergeben war, war ihm Innocenz XI. sympathischer als der König von Frankreich. Im Gegensatz zu seiner Frau stand er auf der Seite des Papstes, er soll Ludwig XIV. sogar den ihm erteilten Orden zurückgeschickt haben.

Die Herzogin gab zuviel Geld aus, es war dies der erste Anlass zu ehelichen Missverständnissen. Orsini musste schon vor seiner Heirat mit Anna de la Trémouille fast die Hälfte seiner Güter verkaufen; auch sein Bruder Lelio trat Cervetri, seinen grossen Landbesitz, den Ruspoli ab und konnte trotzdem nicht all seine Schulden begleichen. Die alten römischen Geschlechter näherten sich ihrem Untergang. Flavio ver-

stand ausserdem nicht zu wirtschaften, in seiner Jugend hatte er arkadische Sonette, Komödien und Textbücher zu Melodramen geschrieben.

Die Ehe war nicht glücklich; es kam zwar nicht zu offener Feindschaft, aber die Herzogin, die Flavios müde war, fuhr zweimal für längere Zeit nach Paris, um sich von der häuslichen Misere zu erholen, besonders da sie mit der Marschallin de Noailles, der sie ihr Herz ausschütten wollte, sehr befreundet war. Es hiess, Orsini habe, da er keine Nachkommen hatte, das Herzogtum Bracciano Livio Odescalchi, dem päpstlichen Nepoten, mittels geheimer Verträge vermacht.

Auf das künftige Schicksal der Herzogin war ihre Freundschaft mit Portocarrero, dem Erzbischof von Toledo, einem der einflussreichsten Spanier, von grosser Bedeutung. Portocarrero war ein hochmütiger, eigensinniger Kirchenfürst von geringen Fähigkeiten, der des Glaubens war, dass ihm die erste Stelle im Lande, selbst vor dem König, gebühre; er hatte aber den grossen Vorzug, dass man sich auf seine Freundschaft verlassen konnte. Er versuchte, die Missverständnisse zwischen den Orsini beizulegen und veranlasste den Herzog sogar während einer schweren Krankheit, Bracciano seiner Gattin zu vermachen. Nach Flavios Tod (am 5. April 1698) machte jedoch Don Livio Odescalchi gegen dieses Testament seine Rechte geltend und legte Dokumente vor, die beweisen sollten, dass er vom Toten adoptiert sei. Einige dieser Dokumente erwiesen sich als gefälscht, und als Ludwig XIV. in die Angelegenheit eingriff, gestand Don Livio zwar die Illegalität seiner Papiere zu, verlangte aber, indem er sich auf andere Beweise stützte, energisch, in Bracciano als Herr eingesetzt zu werden. Das Tribunal Rotae, die oberste Instanz in dieser Angelegenheit, zog sie absichtlich in die Länge, um sich keiner der einflussreichen Persönlichkeiten missliebig zu machen; als die Herzogin und Don Livio hinter diese Schliche kamen, schlossen sie einen gemeinsamen Vertrag. Odescalchi kaufte Bracciano und den mit diesem Besitz verbundenen Herzogstitel für zwei Millionen Lire, und Orsinis Witwe nannte sich „Princesse des Ursins“; unter diesem Namen ist sie in der Geschichte bekannt. Sie hatte so grosse Schulden und der Prozess hatte so viel gekostet, dass ihr nach Begleichung aller Schulden nur 17000 Livre Rente blieben. Ludwig XIV. half der verdienten Diplomatin durch bedeutende Beträge aus, da er ihren Einfluss in der päpstlichen Hauptstadt weiter bedurfte. Sie verstand in politischen Dingen so geschickt zu operieren, dass sie selbst den ihr feindlichen französischen Gesandten in Rom, den Kardinal de Bouillon,

stürzte und an seiner Stelle den ihr freundlich gesinnten Fürsten Monaco zum Gesandten ernannte. Es war der Augenblick ihres grössten Glanzes. Der Fürst Monaco wohnte in ihrem Palast, der zur eigentlichen Gesandtschaft Ludwigs XIV. wurde. Um der ganzen Welt ihren Sieg zu zeigen, veranstaltete die Herzogin glänzende Empfänge, bei denen keine der römischen Grössen fehlte, abgesehen vom Kardinal de Bouillon, der sich krank meldete und nach Frascati reiste. Während des Banketts traten die berühmtesten Künstler auf und mehr als 20000 Menschen belagerten den Palast, um wenigstens von fern den Glanz der Wagen und Livreen zu bewundern.

Während des Aufenthaltes der Herzogin in Rom fand eine grosse Veränderung im Vatikan statt. Der letzte Papst, der die Nepoten unterstützt hatte, Alexander VIII., Pietro Ottoboni, hatte nicht ganz zwei Jahre geherrscht (1689—1691), und schon sein Nachfolger Innocenz XII., Antonio Pignatelli, gab der schädlichen Sitte des Nepotismus, der sich zu einer förmlichen Institution ausgewachsen hatte, den Todesstoss. Innocenz, ein Mensch von strengen Sitten, der Kirche absolut ergeben, erliess 1692 jene berühmte Bulle „Romanum decet Pontificem“, mittels derer er verbot, dass die Nepoten sich in Zukunft durch kirchliche Einkommen und Güter bereicherten; gleichzeitig hob er die Ämter und Würden auf, die die Nepoten bis dahin innegehabt hatten. Durch diese Reform ersparte Innocenz der päpstlichen Kasse eine Ausgabe von jährlich 80 000 Skudi und beseitigte den schädlichen Einfluss des Nepotismus. Die Kardinäle mussten, ehe sie zum Konklave zugelassen wurden, ebenso wie die erwählten Päpste, einen Schwur auf die Verordnungen der Bulle leisten.

Innocenz kämpfte einen hartnäckigen Kampf gegen die Bühne und liess das Theater Tor-di-Nona zerstören. Man kann sich vorstellen, wieviel boshafte Satiren sich auf den übereifrigen Papst ergossen. Man warf ihm sogar die Aufhebung des Nepotismus vor, der als

Splendor di Roma e base del governo

hingestellt wurde.

Pasquino nannte Innocenz XII. konstant Pulcinella, da er neapolitanischer Herkunft war, im Gegensatz zu Alexander VIII., der Papa Pantalone hiess. Monsieur de Coulanges, den wir noch näher kennen lernen werden, nahm sich Innocenz' XII. strenge Verordnungen nicht zu sehr zu Herzen, er tröstete sich damit, dass, da die Mutter des Papstes eine Carafa sei und die Pignatelli drei Töpfe im Wappen führen,

man zwar nicht ins Theater würde gehen dürfen, aber guten Wein nach Herzenslust trinken könne.

Es hiess beim Franzosen:

Notre pape est napolitain
Mais c'est un saint, ce qui s'appelle,
Qui veut de l'empire romain
Chasser à jamais la donzelle,
Bannir les jeux, les opéra,
Le carneval et caetera.
Mais au moins de boire en repos
Nous permettra-t-il le saint père
Son nom, ses armes sont de pots
Une „Caraffe" fut sa mère;
Pour moi je veux avec éclat
Célèbrer son pontificat.

Auch die Princesse d'Ursins, die die Dinge von einem ernsthafteren Standpunkt als Coulanges betrachtete, war mit Innocenz' XII. Regierung einverstanden, da der Papst den Franzosen geneigt war und ihnen Freiheit genug liess, sich in Rom so zu gebärden, als wenn sie bei sich zu Hause wären.

## II.

Die Herzogin verheiratete ihre jüngere Schwester Louise Angélique mit dem Fürsten Antonio Lanti della Rovere, einem sehr reichen Patrizier, der der französischen Partei angehörte. Ludwig XIV. hatte ihm vermutlich infolge der Bemühungen von Madame d'Ursins den Orden des Hl. Geistes verliehen, was den Herzog de Saint-Simon so geärgert hat, dass er in seinen Tagebüchern notiert: „Ces Lanti ne sont rien du tout" und die Rovere seien Bauern.

Die Fürstin Lanti liess sich nicht in politische Händel ein, sondern wollte sich amüsieren. Sie war schön, witzig, machte geschickte Gelegenheitsgedichte, hatte ihr Haus auf französische Art eingerichtet, veranstaltete Feste und hatte keine Angst, fünf bis sechs Glas Wein „de Cassapine" auszutrinken. Sie empfing fast das ganze Jahr, und die Kutscher der vornehmen römischen Gesellschaft wussten, dass man, wenn kein entgegengesetzter Befehl vorlag, am Abend zu „Madame Lanti" führe.

Damals blieb fast die ganze Gesellschaft auch im Sommer in Rom; erst im beginnenden XIX. Jahrhundert wurde es Sitte, längere Zeit auf

dem Lande zu leben. In die umliegenden Schlösser wurden zwar Ausflüge veranstaltet, aber sie währten nur kurze Zeit. Die Fürstin Lanti stand an der Spitze aller gesellschaftlichen Unternehmungen, und der aus den Briefen der Madame de Sévigné bekannte Marquis de Coulanges war ihr täglicher Gast. Coulanges muss vermögend gewesen sein, denn er war frei wie ein Vogel und amüsierte sich gern.

Un homme
Qui maître de sa liberté
Promène son oisiveté
Aux deux bouts de la terre.

Im Karneval des Jahres 1690 trug er ein ungarisches Kostüm und liess sich mit der Maske in der Hand, im Kolpak und Dolman à la hongroise porträtieren. Der Jesuit Jean Bertet, Coulanges' Freund, hat unter dies Bildnis einen Vierzeiler gesetzt, der die gute Laune und die schrankenlose französische Freiheit des Marquis beweist:

Francia mi diè il natale,
Strana veste di Roma il Carnevale
Corpo san, genio allegro, amica stella
E l' alma libertà sorte rubella.

Coulanges war einer der grössten Liebhaber italienischer Weine; aus seinen Versen erfahren wir, dass „le jus divin" aus den Weinbergen von Albano, Genzano, Marino und Frascati, „connétable" genannt, damals bereits in hohem Ansehen stand; der spanische Nektar hiess Chianti.

Coulanges' letzter Aufenthaltsort in Italien war Montefiascone, das für seinen guten Wein berühmt war. Er kniete vor Fuggers Grabmal nieder und betete für die Seele des Prälaten, der sich dort zu Tode getrunken hat. Von Fugger wird die bekannte Anekdote erzählt, dass er seinen Diener hat vorausreisen lassen, um sich zu vergewissern, ob die Qualität des Weines auch gut genug sei, um am betreffenden Ort Station zu machen. Aus Montefiascone liess der Diener seinem Herrn wissen, der Wein sei vorzüglicher Art, und Fugger schmeckte der Muskateller so gut, dass er des Guten viel zuviel tat.

Coulanges ging das Schicksal dieses Weinfreundes nahe, aber er trieb es nicht bis zum Äussersten; er ass gut in den „Grotte romane", in Österien, in denen guter Wein ausgeschenkt wurde, blieb aber stets frisch genug, um einen lustigen Vers zu machen. Das freilich etwas lang geratene Gedicht des Marquis gibt uns die beste Vorstellung vom Leben eines Bonvivants aus der damaligen vornehmen römischen Welt:

Sans vous faire un fort long discours,
Si vous voulez, je vous apprendrai comme
Nous passons à Rome
Presque tous les jours.

Nous visitons vignes, palais, églises,
Nous entendons des musiques exquises.
Nous vivons comme en France.

Chez l'ambassadeur
A plus d'une Eminence
Nous rendons honneurs.
Au cours on se salue;
Mais quand la nuit est venue
Tout retentit du cri
„Da Madama Lanti!"
Qui donc est Madama Lanti?
Ecoutez moi, je m'en vais vous le dire:
Digne d'un empire,
Elle règne ici;
Tous ses aïeux étoient gens d'importance,
Son coeur répond à sa grande naissance;
L'Hymen au bord du Tibre
A conduit ses pas.
Voulez vous être libre?
Ne la voyez pas.
Plus on la trouve aimable,
Plus elle est redoutable.
Défendez vous des feux
Qui partent de ses yeux.

Abgesehen von den Salons der Schwestern de la Trémouille gab es noch einen dritten Mittelpunkt französischer Kultur in Rom: das stets offene Haus des Fürsten de Nevers. Die Fürstin, die Nichte der Marquise de Montespan, Diane Gabriele de Damas Fanges, eine in ihrer Jugend berühmte Schönheit, war noch mit 60 Jahren eine reizvolle Frau. Der Fürst lebte abwechselnd in Rom und in Frankreich und übersiedelte mit erstaunlicher Schnelligkeit von Ort zu Ort. Gelegentlich erschien er unmittelbar nachdem er aufgestanden war, im Zimmer der Fürstin,

bat sie, sich schnell anzuziehen, stieg mit ihr in den Wagen und gab dem Kutscher Order „nach Rom", wenn sie in Paris waren, oder „nach Paris", wenn sie in Rom lebten. Überraschungen dieser Art war die Fürstin gewohnt. Nevers machte auch Gedichte, beschäftigte sich mit Literatur und Kunst, infolgedessen waren die Mahlzeiten bei ihnen im Hause stets ausserordentlich lustig; bei einem zeitgenössischen Franzosen heisst es:

Rome étoit aimable
Plaisante, agréable
Pendant le règne de Nevers,
Toujours de jolis vers,
Toujours une table
De peu de couverts.

Das Ziel der Ausfahrten der römischen Gesellschaften war seit 1692 die Porta Pia. Im Sommer fand dort ein grosser Korso statt, an dem die berühmtesten Persönlichkeiten teilnahmen. In einem kostbaren Wagen war die „herrschende Fürstin" Maria Moretti, die Gattin von Don Antonio Ottoboni, Alexanders VIII. Nepoten, zu sehen. Seine Herrschaft war nur von kurzer Dauer, da der Papst noch im gleichen Jahre starb. Auch die übrigen Mitglieder der päpstlichen Familie fehlten nicht. Da war auch der Graf Ditrichstein, der österreichische Gesandte, der die Fenster seines Wagens verhing, da er sein Inkognito wahren wollte infolge der Streitigkeiten, die er damals mit dem Vatikan bezüglich der Franchigia der Gesandten hatte. Der spanische Gesandte, der Duca di Medina Celi, hatte dagegen allen Anlass, gesehen zu werden, namentlich von der Sängerin Giorgina, mit der er ein Verhältnis unterhielt. Seine Pferde warfen schnaubend die Köpfe zurück, gelangweilt von der langen Fahrt. Mit traurigem Gesicht begleitete ihn seine Gattin, Maria de Las-Nieves, die auf die junge Rivalin eifersüchtig war. Die Schwester des Gesandten, die Frau des Konnetabel Colonna, fiel durch ihr blasses, leidendes Gesicht auf; sie litt an einer schweren Krankheit, an der sie bald starb. Eine Reihe von Wagen folgte mit den Borghese, Pamfili, Chigi, Barberini und Altieri.

Gewöhnlich fuhr man fünfzehnmal um den Platz und wieder nach Hause, wenn man genügend gesehen hatte und gesehen worden war.

Viele der alten Geschlechter hatten noch wundervolle Pferde und goldene Karossen, aber mit ihrem Vermögen ging es bergab. Der Luxus stieg, mit ihm die Schulden. Innocenz XI., Odescalchi, der sich um die alten Familien sorgte, empfahl dem Kardinal Cybò, ihre Schulden zu-

sammenzuzählen und sie zur Sparsamkeit zu zwingen. Auch den Kardinälen verbot er, Luxuskarossen zu benützen. Aber diese Vorschriften nützten wenig, unter seinem Nachfolger ging alles wieder im gewohnten Trab.

An einzelnen Tagen, besonders im Frühling, bewegte sich die ganze Wagenreihe nach einer anderen Richtung, dem Gianicolo. Dort hatte die „Arcadia“ ihren Sitz, jene Akademie, die Christine von Schweden begründet hatte. Johann V. von Portugal, auch er ein Arkadier, hatte der Akademie ein Wäldchen, Bosco Parrasio, auf dem Gianicolo geschenkt; dort hat die „Arcadia“ ihren Musensitz begründet. Es war ein kleiner Pavillon mit Garten, Lauben und zwei Amphitheatern für die Zuhörer, die sich an Poesie erfreuen wollten.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts konnte man die „Arcadia“ bereits mit einem modernen Wort eine Akademie des Flirts nennen. Die Hirten und Hirtinnen dieser Vereinigung legten sich zwar noch griechische Namen zu, aber ihr Lächeln, die Blumen, mit denen sie sich gegenseitig beschenkten und eine Reihe anderer Höflichkeiten lagen ihnen mehr am Herzen als Wissenschaft.

An bestimmten Tagen kamen die Damen der vornehmen Welt in den „Bosco“ in ihren Sänften und Portantinen, die mit Feldblumen oder Weinlaub bekränzt waren, um unter dem Deckmantel akademischer Sitzungen ein zärtliches Rendezvous abzuhalten. Ausserdem wurden Hirtengedichte rezitiert, gelegentlich traten auch Berühmtheiten dort auf. Sannazaros „Arcadia“ war das dichterische Vorbild der Akademie, allmählich war sie zu einer wichtigen nationalen Institution geworden, der berühmte Dichter wie Vincenzo Filicaja, Alessandro Guidi, Francesco Balducci und mehrere andere angehörten. Den Geist der ursprünglichen Poesie der Arkadier atmen die ausgezeichneten Gedichte eines Benedetto Menzini: „Scherzi giovanilli sopra materie appartenenti a Bacco e ad Amore“, mit der hübschen Kanzone „An den Frühling“:

O di fiori
E d' amori
Genitrice Primavera
Deh, ritorna
Tutt' adorna
Della vesta tua primiera!
Onde ornata,

Coronata
Di bei fior vermigli e gialli,
Te ne andasti
E scherzasti
Qual donzella ai nuovi balli.

Menzini war ein armer, in Toskana von den Jesuiten verfolgter Geistlicher, der in Rom bei Königin Christine Schutz suchte und dort blieb. In einer seiner heroischen Kanzonen besingt er Wiens Befreiung durch Sobieski.

## III.

Die Erfolge, die die Herzogin d'Ursins in Rom hatte, genügten ihr nicht, sie verlangte nach mehr, vielleicht war es ihr auch darum zu tun, ihr Einkommen zu vergrössern, das ihr trotz Ludwigs XIV. Unterstützung als zu klein erschien. Die Beziehungen, die sie sich durch den Erzbischof Portocarrero geschaffen hatte, lockten sie nach Spanien.

Am 1. November 1700 war der kränkliche, kinderlose Karl II. von Spanien gestorben; Ludwigs XIV. Wünschen gemäss wurde der Herzog von Anjou als Philipp V. zu seinem Nachfolger gewählt; zur Gattin nahm er, gleichfalls im Einverständnis mit dem Hofe von Versailles, Maria Lodovica von Savoyen. Klemens XI., der spanische Gesandte in Rom und mehrere einflussreiche Spanier waren gegen diese Heirat und traten für eine deutsche Fürstin ein. Die Herzogin d'Ursins verstand die französischen Interessen so gut zu wahren, dass sie bald die gesamte spanisch-römische Partei, ja sogar den Papst, für die savoyische Herzogin gewann. Sie verfolgte dabei auch persönliche Interessen. Sie wollte Oberhofmeisterin der jungen Frau werden, eine sogenannte „Camera mayor"; mit diesem Amt wurden am Hof zu Madrid Frauen der höchsten spanischen Aristokratie belehnt. Mit Portocarreros Hilfe und französischem Einfluss gelang alles. Die Princesse d'Ursins war ihres Erfolges auf ihrem neuen Posten so sicher, dass sie ihrer Freundin, Madame de Noailles, schrieb, sie würde in Madrid „la pluie et le beau temps" machen und ein Dutzend Kusinen der Marschallin in Spanien gut verheiraten.

Um von vornherein glänzend aufzutreten, traf sie umfangreiche Vorbereitungen für die Reise und die Einrichtung ihres Palastes. Vier Hofleute aus den vornehmsten spanischen und französischen Familien

und sechs Pagen so edlen Geblütes, dass sie Malteserritter werden konnten, bildeten ihre Ehrengarde; aus Rom nahm sie ihren Kaplan, einige Offiziere und zwölf Lakaien mit, liess sich einen prachtvollen Wagen ohne silberne und goldne Beschläge, einen zweiten vergoldeten für sechs Pferde bauen und zog ihren ganzen Hofstaat in grossem Stil auf. Sie war übrigens überzeugt, „zum mindesten ebensoviel seltsame Abenteuer wie Don Quichotte zu erleben", war aber kühn genug, um allem die Stirn zu bieten.

In Villefranche bei Nizza traf sie ihre zukünftige 14jährige Königin, Maria Lodovica von Savoyen und übernahm ihre Pflichten sofort. Der erste Eindruck war günstig; die Herzogin fand, Maria Lodovica würde es verstehen „faire la reine à merveille". In Villefranche verabschiedete die savoyische Prinzessin ihre italienische Umgebung; dort erwarteten sie „les furies de Madrid", empört darüber, dass eine Französin an ihrer Spitze stehe. Dass es tatsächlich Furien waren, konnte man bald nach dem Einzug in Spanien merken. In Figuières erwartete der König seine Gemahlin. Das junge Ehepaar gefiel einander; am Abend wurde die erste Mahlzeit serviert, die den Verfügungen der Hofmeisterin entsprechend zur Hälfte aus spanischen und zur Hälfte aus französischen Gerichten bestand. Die vornehmsten Spanierinnen sollten den König und die Königin bei Tisch bedienen; als es dazu kam, zerschlugen die Madrider Furien sämtliche französische Schüsseln und servierten nur die spanischen Gerichte. Der König verstummte, die Königin hielt ihre Tränen nur mit Mühe zurück; in ihrem Zimmer schluchzte sie leidenschaftlich und erklärte, sie wolle auf der Stelle nach Piemont zurückkehren. Die Orsini hatte die schwierige Aufgabe, alles ins richtige Geleise zu bringen; es war dies um so schwieriger, als Maria Lodovica aufs bestimmteste erklärte, sie würde dem König nach diesem Empfang den Zutritt zum ehelichen Bette weigern. Die spanischen Würdenträger begannen zu beraten, was zu tun sei; man beschloss, der König solle in der folgenden Nacht keinen Versuch machen, sich der Königin zu nähern und sich in seinen Zimmern einschliessen. So geschah es, und diese Enthaltsamkeit verletzte die junge Frau so sehr, dass sie in der dritten Nacht ihre Tür von selbst öffnete. Die Ehe wurde vollzogen und der ganze Hof reiste nach Madrid.

Mit unerhörter Geschicklichkeit verstand es die Herzogin, den König und die Königin für sich einzunehmen; 13 Jahre hindurch ernannte sie Minister, besetzte die wichtigsten Stellungen mit ihren Kreaturen, ja

man kann sagen, sie hat Spanien regiert. Der ganze Lebenslauf dieser allvermögenden Hofmeisterin geht leider über die diesem Buch gezogenen Grenzen hinaus. Die Art, wie diese ungewöhnliche Frau sich ihren Fall, der der Beschluss ihrer diplomatischen Laufbahn war, bereitet hat, kann jedoch nicht übergangen werden.

Die Herzogin d'Ursins hat die Jesuiten nicht geliebt, hat aber diesen Orden als das einzig wirksame Mittel betrachtet, um den für die Dynastie und das Land verderblichen Einfluss der Inquisition, die in den Händen der Dominikaner lag, zu brechen. Unter Philipp V. hat die Inquisition 1574 Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, 782 in effigie und 11730 zu Gefängnis- und anderen Strafen verurteilt. Um Philipp V. 1701 mit grossem Gepränge zu empfangen, wurde ihm zu Ehren ein Autodafé in Madrid veranstaltet, auf dem drei Ungläubige verbrannt werden sollten; einige Tage später sollten Stierkämpfe stattfinden. Philipp hat sich geweigert, „an diesen Schauspielen“ teilzunehmen; diese Absage hat die Inquisitoren empfindlich verletzt, denn bis dahin hatte jeder Monarch es als seine Pflicht betrachtet, beim Verbrennen der Ungläubigen, „diesem wichtigen religiösen Akt“, zu assistieren.

Trotz ihrer geringen Vorliebe für Loyolas Orden wollte die Orsini zu Beginn ihrer Herrschaft dem König einen Jesuiten zum Beichtvater geben. Da dies wichtige Amt bis dahin das Privileg der Dominikaner gewesen war und jeder Wechsel in dieser Beziehung auf ungeheure Schwierigkeiten gestossen hätte, musste die Herzogin ihren ursprünglichen Plan aufgeben. Schon diese Absicht nahm Spaniens mächtigsten Orden gegen sie ein, um so mehr, als die Herzogin später doch ihr Ziel erreicht hat und der Jesuitenpater Robinet Philipps V. Beichtvater wurde. Damit gab sie sich nicht zufrieden. Sie hat jahrelang daran gearbeitet, den Einfluss der Inquisition zu verringern und die Macht des Königtums zu stärken; sie wollte den Grossinquisitor zwingen, seine Demission einzureichen und an seiner Stelle einen Jesuiten ernennen, um auf diese Weise innerhalb der Inquisition Unfrieden zu stiften und ihre Macht zu brechen. Einen so schwachen, furchtsamen, schwankenden König wie Philipp V. zum Handeln zu bringen, war nicht leicht, um so mehr, als der Papst sich dem Rücktritt des Grossinquisitors widersetzte. Der Vatikan fürchtete, durch den Wechsel der Verhältnisse ein Einkommen von 200000 Talern jährlich einzubüssen, die das Tribunal der spanischen Nuntiatur ihm eintrug. Das Bestehen dieses Tribunals war ohne die Unterstützung des Grossinquisitors in Frage gestellt.

Trotz aller Hindernisse gelang es der Hofmeisterin, den Einfluss der furchtbaren geistigen Magistratur zu schwächen. Unterstützt wurde sie durch die englische Regierung, die im Namen der Protestanten forderte, dass der Gesandtschaftspalast in Mardrid Asylrecht gegenüber der Inquisition ausüben könne. Hinter den Engländern stand die Herzogin. Vor dem Scheiterhaufen konnte man in die englische Gesandtschaft flüchten.

Während des Erbfolgekrieges hatte die Oberhofmeisterin eine ungeheure Macht, sie durchkreuzte Ludwigs XIV. Pläne, der vollkommen freie Hand in Spanien haben wollte. Französische Intrigen haben die Hofmeisterin aus Madrid vertrieben, aber nach einem Jahre kam sie wieder nach Spanien und ihr Einfluss auf den König war grösser denn je.

1714 starb die Königin Maria Lodovica. Die Herzogin blieb bei Philipp V. und übte ihre Macht unumschränkt weiter aus, sie überschritt sie sogar, indem sie zwei ihrer mächtigen Gegner, Don Manuele de Sylva, den Kommandanten der Galeeren und den Statthalter Valerio d'Aspetia ins Gefängnis werfen liess. Während des Friedensschlusses zu Utrecht wollte sie sich unbedingt ein kleines Fürstentum in Luxemburg ergattern. Philipp V. unterstützte ihr Vorhaben nachdrücklich, aber alles scheiterte an Ludwigs XIV. Widerstand. Gelegentlich hatte die Herzogin eine Ahnung, dass ihre Herrschaft in Spanien ein böses Ende nehmen würde, sie glaubte jedoch nicht ganz daran und sagte einmal: „Ohne Bedauern würde sie von der Diktatur zum Pflug übergehen."

Je mehr sich die Wolken über ihr zusammenzogen, desto mehr versuchte sie, den König an sich zu fesseln, sich ihm unentbehrlich zu machen. Sie liess niemand an Philipp heran, liess sogar eine Verbindung zwischen ihrer Wohnung und den königlichen Gemächern schaffen, um jederzeit über dem König zu wachen und zu wissen, wer zu ihm kam. Boshafte Zungen begannen zu flüstern, der König habe die Absicht, die 72jährige Hofmeisterin zu heiraten. Man erzählte sich, Philipp habe seinen Beichtvater in Sorgen gefunden und ihn gefragt, was er auf dem Herzen habe. Der Pater Robinet habe geantwortet, es heisse, der König wolle Madame d'Ursins mit seiner Hand beehren. Darauf soll Philipp zornig geantwortet haben: „Sie heiraten? Nein, das nicht." Es hiess auch, dass die Herzogin, die sich Philipps in jeder Beziehung annahm, ein Fräulein D. C. besonders begünstigt und sie in das königliche Schlafzimmer geführt habe.

All diese Klatschgeschichten kamen Philipp zu Ohren und begannen ihn zu ärgern; schon dass ihm die Absicht untergeschoben wurde, die alte Oberhofmeisterin zu heiraten, hat ihn empfindlich verletzt. Da er jedoch auf ihren Rat nicht verzichten konnte und diese geschickteste Diplomatin in Europa nicht hergeben wollte, sagte er ihr offen: „Cherchez moi une femme; nos tête-à-tête scandalisent le peuple."

Die Herzogin begann, nach einer Frau für den König zu suchen; es war ihr um eine solche zu tun, die ihrer Herrschaft nicht im Wege war.

Die Inquisition wachte und brütete Rache.

Die Wahl fiel auf Elisabetta, Fürstin von Parma, die zwar einer Familie päpstlicher Bastarde entstammte, aber ihre Mutter war aus österreichischem Hause und eine Schwester der spanischen Königin-Witwe, die in Bayonne residierte. Die Fürstin konnte nach dem Tode ihres kinderlosen Oheims, des Herzogs von Parma, Spanien Piacenza, Parma und Guastalla bringen, eventuell sogar ihren alten Onkel, Gaston de' Medici, den Grossherzog von Toskana beerben und ihr neues Vaterland durch Toskana und die Insel Elba vergrössern.

Bei diesen Unterhandlungen bediente sich die Orsini des noch jungen, aber sehr geschickten Monsignore Alberoni; er war der Sohn des Gärtners am Hofe zu Parma und brachte es später bis zum Kardinal. Sie glaubte, Alberoni würde, der Protektion bedürfend, ihre Erwartungen erfüllen und sie der kommenden Königin im günstigsten Lichte schildern. Alberoni ahnte jedoch, dass der Stern der Herzogin d'Ursins verblasse und diente während der Unterhandlungen dem Vorteil des Grossinquisitors und der ihm verbundenen Königin-Witwe, die die allmächtige Oberhofmeisterin hasste.

Zum erstenmal hatte sich Madame d'Ursins verrechnet und zu sehr auf die Freundschaft des wankelmütigen Königs gebaut. Die Herzogin ahnte nicht, dass ihr Fall bereits zwischen dem Grossinquisitor, der Königin-Mutter und Philipp beschlossen war und dass die Rache der Inquisition sie schwer treffen sollte.

Elisabetta Farnese reiste über Genua und Bayonne. Die Königin-Mutter erwartete sie in Saint-Jean-Pied-de-Port und hatte sich vorher mit dem Grossinquisitor, der die ganze Intrige heimlich leitete, ins Einvernehmen gesetzt. Zwei Stunden währte die Unterredung zwischen der alten und der jungen Königin, — das genügte, um den Plan des Grossinquisitors durchzuführen. Die Farnese schickte sich zu energischem Handeln an, sie war kühn und standhaft. Es war ihr gesagt worden,

dass sie durch den Sturz der Herzogin d'Ursins ganz Spanien für sich gewinnen würde.

Die Oberhofmeisterin bereitete unterdessen alles zu Elisabettas Empfang nach eigenem Gutdünken vor. Die Trauung sollte in Guadalaxara stattfinden, einem kleinen Städtchen zwischen Burgos und Madrid; Philipp V. kam am 22. Dezember 1715 dort an, mit ihm die Herzogin, die ihm kaum von der Seite wich. Sie verbrachte den ganzen Abend mit ihm und liess niemand an ihn heran. Tags darauf fuhr sie mit einem ganz kleinen Gefolge nach Quadragué zum Empfang der Königin auf ihrem letzten Nachtquartier. Sie trug bereits grosse Hoftoilette, liess sich unmittelbar nach ihrer Ankunft bei der Königin melden, der sie, auf ihre Stellung pochend, kühn entgegentrat.

Elisabetta empfing sie kalt, fast zornig und drückte ihre Verwunderung darüber aus, dass sie es wage, ohne Erlaubnis zu ihr zu kommen. „Ich habe einen Brief vom König," gab die Herzogin zur Antwort. Aber die Farnese liess die Oberhofmeisterin nicht zu Worte kommen und äusserte ihr Erstaunen über die unpassende Toilette der d'Ursins zur Audienz bei ihrer Königin und ihr allzu kühnes Benehmen. Ohne der Herzogin die Möglichkeit zu geben, sich zu verteidigen, warf sie ihr ihr Regiment in Spanien und alle vermeintlichen Verbrechen vor, überschüttete sie mit Beleidigungen, rief die Offiziere und befahl, „dieser Verrückten" die Tür zu weisen. Gleichzeitig gab sie dem Kommandanten der Garde den Befehl, auf der Stelle die Herzogin in einem sechsspännigen Wagen über Burgos und Bayonne nach Frankreich zu bringen ohne den geringsten Aufenthalt, es sei denn, um die Pferde zu wechseln.

Der Befehl wurde ausgeführt. Die Herzogin wurde in der Toilette, in der sie zur Königin gekommen war, ohne Mantel, ohne Geld, ohne Proviant für die Reise in der Gesellschaft eines Dienstmädchens und zweier Gardeoffiziere in den Wagen gesetzt. Um sieben Uhr abends schlugen die Pferde den dunklen, schneebedeckten Weg nach Frankreich ein. Es war so kalt, dass sich der Kutscher eine Hand abfror; am Morgen machte man in einem Dorfe halt, um die Pferde zu füttern; zu essen gab es nichts als Eier und trockenes, hartes Brot. Und der Weg war weit; mit heroischer Ruhe ertrug die Herzogin alle Entbehrungen, sie klagte nicht, so dass die sie begleitenden Offiziere voller Bewunderung waren. Am 14. Januar erreichte sie Saint-Jean-de-Luz; dort fand sie ein Bett, frische Wäsche und war endlich frei. Ihre Neffen, Lanti

und Chalais, denen sie glänzende Stellungen in Madrid verschafft hatte, kamen mit einem Brief von Philipp V.; der König sprach sein Bedauern über alles Geschehene aus, er habe sich aber dem Wunsch seiner Gemahlin nicht widersetzen können.

## IV.

Die Herzogin begab sich nach Paris, von dort aus nach Versailles, kam aber sehr bald zur Überzeugung, dass sie nicht in ihrer Heimat bleiben könne. Ludwig XIV. lag im Sterben, der Herzog von Orleans, der sie hasste, sollte die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronnachfolgers übernehmen. Der König hatte ihr zwar eine lebenslängliche Pension ausgesetzt, trotzdem galt es, aus Frankreich zu fliehen. Sie dachte an Holland, dort wollte man aber die spanische Intrigantin nicht aufnehmen; sie war gezwungen, wieder nach Italien zurückzugehen und klagte in einem Brief an Madame de Maintenon bitterlich, sie wisse nicht, wo man sie in Ruhe würde sterben lassen.

Unterwegs nach Chambéry erreichte sie die Nachricht von Ludwigs XIV. Tod; Madame d'Ursins liess sich in Genua nieder, aus Furcht, dass man ihr den Aufenthalt in Rom verbieten würde. Philipp V., der Gewissensbisse hatte, weil er seine beste Freundin für dreizehn Jahre treuer und ungewöhnlicher Dienste in so furchtbarer Weise entlohnt hatte, liess ihr durch einen Gesandten in Genua sagen, er habe nichts gegen ihren Aufenthalt in Rom einzuwenden und setzte ihr sogar eine nicht unbedeutende Pension aus. Der König bediente sich Alberonis als Vermittler, der unterdessen Kardinal und allmächtiger Minister am spanischen Hof geworden war.

Die Herzogin kam 1718 nach Rom und wurde von Klemens XI. und dem ganzen heiligen Kollegium gnädig empfangen. Wenn sie gegen den spanischen Grossinquisitor noch Hass nährte, so durfte sie jetzt zufrieden sein; Alberoni stand bei Philipp V. und seiner Gemahlin in einem solchen Ansehen, dass es ihm gelungen war, in kurzer Zeit den Kardinal Giudice zu stürzen. Der Grossinquisitor musste aus Spanien fliehen und war jetzt in Rom kaiserlicher Gesandter. Auch Alberonis Triumph währte nicht lange, er wurde gestürzt und ging, aus Spanien ausgewiesen, denselben Weg wie die Herzogin. Er wandte sich nach Genua; die Republik nahm ihn nicht auf, erst in Rom fand er Schutz.

1721 befanden sich die Herzogin d'Ursins, der Kardinal Giudice und Alberoni im Vatikan.

Die Herzogin, die Leben und einen Hof um sich brauchte, befand sich wieder in ihrem Element; sie befreundete sich mit den Emigranten, den Stuart, und wurde gewissermassen ihre Ehren-Oberhofmeisterin. Wieder hatte sie ihre Hand in allen Intrigen; sie war gesund, hielt sich stramm, zog sich so glänzend wie möglich an und nahm an allen Festen und Gesellschaften teil. Ihre Verwandte, die damals junge Marquise de Créquy, sah sie in Rom und machte eine sehr boshafte Anmerkung über sie in ihrem Tagebuch. Die Herzogin erschien ihr als eine überspannte, sehr unsympathische Intrigantin. Sie hatte die Manieren einer Dame der grossen Welt, zog sich trotz ihres hohen Alters luxuriös an und liess ihren verwelkten Busen und ihre vertrockneten Arme immer noch sehen. In Gesellschaft fragte die Fürstin Mansfeld die Marquise de Créquy, wem Madame d'Ursins durch die Zurschaustellung ihrer Hässlichkeiten ein Vergnügen bereiten wolle. „Uns jungen Frauen," gab die Marquise zur Antwort, „besonders der Gräfin Fagnani." Die Gräfin war eine der schönsten Frauen der Gesellschaft.

Das Oberhofmeistertum der Herzogin am Hofe des Chevalier de St. George, der in Rom der englische König genannt wurde, hatte wenig Zweck: der Chevalier hatte ein Verhältnis mit einer Gouvernante Mrs. Hoy, die Gräfin Inverness genannt wurde, und so war sie die eigentliche Oberhofmeisterin. Dieses Verhältnis hat das Leben von Stuarts Frau, Maria Clementine Sobieska, in einem solchen Masse vergiftet, dass sie, um die Arroganz und Koketterie der Engländerin nicht mehr mit anzusehen, den Palast ihres Mannes verliess und sich ins Kloster S. Cecilia in Trastevere zurückzog. Erst als der Papst Benedikt XIII., Philipp V. von Spanien und Elisabetta Farnese die Partei der Frau ergriffen und Spanien drohte, die dem Stuart ausgesetzte Pension zu entziehen, entschloss er sich, die Gräfin Inverness zu entfernen. Diese Verhältnisse haben jedoch Maria Clementines Gesundheit vollkommen zerrüttet.

Die Herzogin d'Ursins starb nach kurzer Krankheit am 5. Dezember 1722, ehe dieses Drama seine Lösung fand.

In der lateranensischen Basilika, rechts vom Haupteingang, befindet sich die kleine verlassene Kapelle der Orsini, die sich in ihrer Armut und Verwahrlosung von den übrigen glänzenden Kapellen dieses Heiligtums seltsam unterscheidet. Ein verwischter Grabstein bezeichnet die Stelle, wo die ungewöhnliche Frau begraben liegt, die in Rom nicht wenig zur Ausbreitung der französischen Kultur beigetragen und

in Spanien dreizehn Jahre hindurch eine fast unbeschränkte Diktatur ausgeübt hat.

Die päpstliche Hauptstadt wurde die Zufluchtsstätte von Grössen, die sich überlebt hatten, von Herrschern ohne Thron oder von verwitweten Monarchinnen wie Maria Casimira. Rom begann das zu werden, was es fast während des ganzen XVIII. Jahrhunderts blieb: eine stille Stadt, der Mittelpunkt europäischer Salons, in denen die Monsignori durch ihren Witz glänzten, die Hauptstadt der Karnevalsfeste, der Ostertage und des europäischen Klatsches. Schon Madame de Rambouillet pries sich glücklich, nicht im klatschsüchtigen Rom zu leben, wo man ihr sicher irgendeinen Kardinal angehängt hätte. Eine Stadt, in der es gegen Ende des XVII. Jahrhunderts 150000 Menschen gab, darunter 30000 nichtstuende Fremde und fast 13000 Geistliche, Mönche und Nonnen, die gleichfalls nicht mit allzuviel Arbeit überlastet waren, wo ausserdem die Hälfte der übrigen Bevölkerung in den Vorzimmern der Kardinäle und Gesandten herumlungerte, musste sich langweilen und auf Klatschgeschichten erpicht sein.

In Rom bildete sich ein Mittelpunkt künstlerischen Nichtstuns. Musik, die Freude an den Spuren der Vergangenheit, lockte halb Europa nach Rom, und die ewige Stadt hat fast das ganze XVIII. Jahrhundert in diesem Zustand poetischer Lethargie überdauert. Aus Norditalien kam, wie schon früher einmal, die Wiedergeburt des italienischen Geistes.

## SIEBZEHNTES KAPITEL

# DIE BILANZ DES BAROCK

### I.

Der zweiten Hälfte des XVI. und dem XVII. Jahrhundert galt das Brüten über Fragen, die das Universum und die Menschheit betrafen, als gefährlichste Beschäftigung. Die englische Elisabeth liess die Katholiken köpfen, da sie sich zu tief in philosophische Probleme eingelassen hatten. Calvin sperrte die Theologen ins Gefängnis und die römische Inquisition verbrannte die Weisen auf dem Scheiterhaufen. Jedes Bekenntnis verlangte Philosophen nach seinem Sinn; der unabhängig forschende Mensch galt als gemeingefährlich für die Gesellschaft, hiess Ketzer und war der herrschenden Kirche, der katholischen so gut wie der protestanischen, unbequem.

Zu Beginn des XVII. Jahrhunderts, am 17. Februar 1600, wurde in Rom auf dem Scheiterhaufen am Campo di Fiore ein Gelehrter verbrannt, der seit acht Jahren im Gefängnis der Inquisition in S. Maria della Minerva schmachtete. Die Bemühungen der Inquisitoren, jenen Philosophen, es war Giordano Bruno, zum Widerruf zu zwingen, waren vergebens; der Gelehrte beharrte bei seinen Grundsätzen und erklärte, den Märtyrertod gern sterben zu wollen, da er der Überzeugung sei, sein Geist würde zugleich mit dem Rauch, in den sein Körper aufgehe, ins Paradies eingehen, er wagte es, den Richtern der Inquisition zu sagen, sie hätten den Urteilsspruch mit grösserer Angst gefällt, als er den Tod erwarte.

Dieser gelehrte Phantast wurde 1548 in Noli bei Neapel geboren, einige Jahre nachdem Kopernikus' Werk „Über die Umwälzungen der Himmelskörper“ erschienen war (1543); er war Dominikaner; als er sich mit Philosophie zu beschäftigen begann, veruneinigte er sich mit

seinem Orden und ging in die Welt, um sein Glück zu suchen. Er wurde ein Wanderlehrer wie Bernardo Ochino und ging von Universität zu Universität, um seine Theorien vorzutragen. Zuerst nach Genf; da er dort seinen Unterhalt nicht fand, ging er nach Toulouse, auf Frankreichs besuchteste Universität, die damals ungefähr 10000 Studenten zählte. Dort wurde er als Professor angestellt, las über Aristoteles und Astronomie; da seine Theorien sich mit den Anschauungen der dortigen Gelehrten nicht deckten, ging er nach Paris. In Paris trat er in Beziehungen zu Heinrich III., Valois, den seine philosophischen Ansichten interessierten, und ging von dort nach London als Gast des französischen Gesandten Michel de Castelnau, eines Mannes von hoher geistiger Kultur.

In England hat Giordano seine glücklichsten Jahre verlebt (1583 bis 1585); er durfte sogar an der Oxforder Universität lesen und nahm im Juni 1583 am berühmten philosophischen Disput teil, der zur Ehrung des Gastes, des Wojewoden Albrecht Laski, stattfand. Giordano trug dort seine wichtigste Theorie, von der unendlichen Vielheit der Sonnensysteme im Universum, vor; er hat diesen Begriff dadurch verbildlicht, dass er erklärte, kein Himmelskörper, kein Stern, kein Atom läge in der Mitte des Universums, sondern es gäbe soviel Zentren im unendlichen Raum, als es Welten und Atome gäbe. Welten und himmlische Systeme ändern sich und verschwinden, aber die sie bildende Energie bleibt unveränderlich und dient dazu, die Materie in immer neue Formen umzuwandeln.

Giordano hat seine Lehre durch Kopernikus' System gestützt, er ging jedoch weiter und hat dessen Sonnensystem in die Unendlichkeit ausgebaut. Mittels abstrakten Denkens ist der Philosoph aus Noli zu den gleichen Resultaten gekommen, die Galilei auf dem Wege der Empirie und Erfahrung erreicht hat. Diese drei grossen Geister: Kopernikus, Giordano Bruno und Galilei bilden eine Einheit, der folgende Gedanke ist die Konsequenz des vorhergegangenen.

Giordanos Theorien stiessen bei den englischen Professoren und Gelehrten auf hartnäckigen Widerstand, sie hielten es treu mit Aristoteles und verspotteten den italienischen Phantasten. Infolge jenes Disputs in Laskis Beisein wurde dem Italiener untersagt, weiter zu lehren; empört darüber, nannte er Oxford „la vedova di buone lettere".

Da Castelnau 1585 aus London abberufen wurde, ging Giordano mit ihm nach Paris zurück. Dort passierte ihm ungefähr das gleiche wie in Oxford; der Rektor der Sorbonne liess ihn zwar zu einer öffentlichen

Disputation zu, aber die Fachmänner waren über seine Grundsätze so empört, dass er Frankreich verlassen musste; er ging nach Deutschland, in der Hoffnung, in Luthers Heimat mehr Verständnis für seine Theorien zu finden als anderswo. Tatsächlich konnte er in Wittenberg zwei Jahre Physik und Metaphysik vortragen; als er jedoch nach Prag und von dort nach Halberstadt ging, stiess er wieder auf die leidenschaftlichste Opposition der Pastoren, und fast ganz Deutschland war ihm jetzt verschlossen.

Da lud ihn Giovanni Mocenigo nach Venedig ein, um sein philosophisches System kennen zu lernen. Giordano ging in seine Heimat zurück im Glauben, in Venedig Schutz zu finden; er vergass, dass er nicht venezianischer Bürger war und die Signoria keinen Anlass hatte, mit Rom um ihn zu kämpfen. Mocenigo verriet, von seinem Beichtvater angestachelt, seinen Gast auf die gemeinste Weise; der Philosoph wurde in der Nacht des 22. Mai 1592 gefangengenommen und der Inquisition ausgeliefert.

Giordano Brunos Schriften wurden im XVII. Jahrhundert wenig gelesen; die Jesuiten und die Peripatetiker von Beruf haben sie leidenschaftlich bekämpft; verschiedenes wurde erst in den letzten Jahren aufgefunden. Zu dieser mangelnden Popularität trug sein Stil nicht wenig bei, er drückt sich dunkel und verworren aus und seine Schreibweise hat manches Rabelais Verwandte. In Giordanos Werken gilt es, sich durch ein Labyrinth philosophisch-barocker Schleichwege durchzuarbeiten, bis man zum Verständnis seiner kühnen Ideen dringt. Grosse Gelehrte haben jedoch Giordanos nie vergessen, und den Gedankenreichtum seiner Werke haben sich viele Philosophen zu eigen gemacht, die ihre Abhängigkeit vom grossen Italiener gern verschweigen. So unterliegt es keinem Zweifel, dass Spinoza und selbst Leibniz aus seinen Schriften geschöpft haben. Am meisten hat Giordano auf die deutschen Gelehrten aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und auf Goethe gewirkt. Der grosse Dichter hat sich mit dem italienischen Philosophen eingehend beschäftigt und sogar einige wesentliche Begriffe wie z. B. den der Harmonie des Universums fast wörtlich von Giordano übernommen. Goethe sieht, wie Giordano, in jeder Bewegung, in jeder Umbildung der Materie, in der ganzen Entwicklung des Weltalls göttliches Wirken, und Giordanos Philosophie hat ihn zu manchem Gedanken im „Faust“ inspiriert. Goethe anerkennt so wenig wie Fichte die Philosophie der Erfahrung, die nur tatsächliche Erscheinungen berichtigen,

verbinden und daraus Gesetze ableiten will, die die Welt regieren, ohne in das innere Wesen der Natur einzudringen. Goethe tut den naturalistischen Physiker, der metaphysische Forschungen verachtet und nur das für wahr hält, was er auf der Oberfläche der Welt ergründet, mit den Worten ab:

Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist.

Ebenso wie Goethe, stehen Schelling und Hegel unter dem Einfluss von Giordanos Philosophie; erst in neuerer Zeit haben seine Einsichten etwas an Bedeutung verloren, da empirisches Forschen an die Stelle von Naturphilosophie getreten ist; aber der eine Grundsatz hat sich erhalten: die Idee vom Leben, das alles Sein durchdringt, die Welten im Universum so gut wie das kleinste Pflänzchen und den Stein, die Idee der einen bewegenden, sich stetig erneuernden Kraft im Universum.

In der Reihenfolge der forschenden Geister ist Galileo Galilei auf Giordano gefolgt, er hat die Basis der experimentellen Methode geschaffen und der Physik neue Entwicklungsmöglichkeiten erschlossen. Das nach den alten Gelehrten im Bereich der Physik anzutretende Erbe war nicht gross, sie haben nur Tatsachen in der Natur gesehen, verstanden sie aber weder zu deuten, noch daraus weitere Schlüsse zu ziehen.

Galilei hat einige Schüler hinterlassen, die bei ihren Forschungen die Methode des Meisters benützt haben. Zu den berühmtesten gehören Benedetto Castelli, der Benediktiner aus Monte Cassino, ein tapferer Mann, der Galileis astronomische Entdeckungen offen verteidigt hat, ferner Bonaventura Cavalieri, der Verfasser verschiedener geometrischer Abhandlungen, Evangelista Torricelli, der ein Barometer konstruiert hat, und Viviani, der jüngste unter ihnen, ein berühmter Mathematiker, der auch Galileis Biographie geschrieben hat.

Galileis Schüler wurden die vier Evangelisten der Naturwissenschaften genannt, und ihre Verdienste um die experimentelle Methode beim Erforschen von Naturerscheinungen sind unvergleichlich. Sie verstanden, die höheren Gesellschaftsklassen für ihre Forschungen so zu interessieren, dass der Grossherzog Leopold von Toskana zusammen mit mehreren Gelehrten 1657 die Akademie „del Cimento" begründete, um alle Kräfte zur Erforschung von Naturerscheinungen zusammenzuschliessen. „Pro-

vando e riprovando" war das Losungswort dieser Akademie, und ihre Mitglieder waren von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe so erfüllt, dass sie gemeinsam gearbeitet und sich gegenseitig unterstützt haben, indem sie allen persönlichen Ehrgeiz ihrem grossen Ziel zum Opfer brachten. Um sich vor den Argusblicken der Inquisition soviel als möglich zu schützen, beschlossen sie, aus ihren Sitzungen die Fragen nach den Ursachen der Erscheinungen auszuschliessen und nur das Ergebnis ihrer Untersuchungen zu veröffentlichen. Die Frucht dieser gemeinsamen Arbeit war das Buch: „Saggi di naturali esperienze fatte nell' Accademia del Cimento" (Firenze 1667), in dem die Forschungsergebnisse zusammengestellt sind, ohne die Mitglieder der Gesellschaft namentlich zu nennen, die den Anlass zu den besonderen Forschungen gegeben haben. Auf diese Weise trug die gesamte Gesellschaft die Verantwortung, nicht aber das eine oder andere ihrer Mitglieder; das war der Inquisition gegenüber ein wirksamerer Schutz. Die Accademia del Cimento war die erste in Europa, die regelmässige meteorologische Beobachtungen eingeführt hat, und von 1654 anfangend, wurden ihr entsprechende Berichte von den Stationen in Vallombrosa, Bologna, Parma, Mailand, Innsbruck und Warschau geschickt. Pater Luigi Antinori, der Theologe des Grossherzogs von Toskana, hielt die Fäden dieses vielverschlungenen meteorologischen Netzes in den Händen. Gleichzeitig machte die Akademie Beobachtungen über die Schnelligkeit von Schall und Licht, über den Widerstand der Luft gegenüber fallenden Körpern und über viele andere Fragen aus dem Bereich der Physik, Physiologie und Astronomie.

Diese Akademie bestand zehn Jahre zum grössten Nutzen der Wissenschaft, aber schliesslich fand Rom, dass es der Forschungen zuviel sei. Die Inquisition fürchtete, die Kenntnis der Naturgesetze würde dem Glauben und der Religion schaden. Rom setzte sich daher mit dem Grossherzog Leopold, dem Präsidenten der Akademie, ins Einverständnis und die nützliche Gesellschaft wurde aufgelöst. Der Grossherzog wurde für die der Inquisition geleisteten Dienste zum Kardinal ernannt.

Der Gedanke liess sich jedoch nicht mehr knebeln; da es in Italien für die Wissenschaft keine Stätte mehr gab, hat sie ihre Zelte im Norden aufgeschlagen.

Die Schätze der Renaissance, die sich in Lionardo da Vinci gewissermassen kristallisiert haben, haben die Gelehrten aus der Barockzeit geerbt, wohl gehütet und trotz aller Hindernisse hundertfach vermehrt. Das Erforschen der Natur drängte das Interesse für die alten Philo-

sophen in den Hintergrund; neue Wissenschaften, neue Begriffe erstanden, vor denen auch Aristoteles sein greises Haupt hätte beugen müssen.

Dieses ist das grösste „Plus", das grösste „Habet" in der Bilanz des Barock.

## II.

In der Architektur fand das Barock einen ausserordentlich charakteristischen Niederschlag. Von den hemmenden Tendenzen des Despotismus war sie am wenigsten abhängig, konnte sich vielmehr frei entwickeln, da sie der kirchlichen Hierarchie so gut wie den weltlichen Fürsten bis zu einem gewissen Grade schmeichelte. Je grossartiger, desto besser! Dieser Losung folgten die Baumeister, da die Kirche es so wollte, um auf diese Weise ihre Macht zu bekunden, und die Fürsten hatten den gleichen Wunsch, damit Mauern und Steine noch Jahrhunderte später von ihrer Grösse zeugen könnten. Marmorberge wurden aufgehäuft, ungeheure Karyatiden geschaffen, an Stelle gewöhnlicher Tore Triumphbogen errichtet. Männer mit wallenden Perücken und goldgestickten Kleidern bedurften eines entsprechenden Hintergrundes, Karossen mit vergoldeten Ornamenten, Pferde mit ellenlangen Federn auf dem Kopf, Lakaien, die hinter dem Wagen aufgerichtet standen, erforderten hohe und geräumige Einfahrten.

Auch das Innere der Räume musste sich den aristokratischen Bewohnern und den Brokatgewändern der Frauen anpassen. Ungeheure Empfangssäle wurden mit Spiegeln, die ganze Wände einnahmen, und mit genuesischem grossblumigem Samt verkleidet. Vorzimmer, Galerien, Salons nahmen fast drei Viertel der Paläste ein, auf bequeme Schlaf- oder gar Badezimmer legte man weniger Gewicht. Pomp vor allem!

Paläste entstanden, die eine Vorstellung von der Macht ihrer Besitzer geben sollten, Paläste, die auf die Phantasie der Menschheit wirkten. Mit ganzen Reihen von Arkaden und Säulen, mit Loggien und Höfen, deren Perspektive sich künstlich erweiterte. Wo es für Marmor nicht reichte, musste Gips herhalten; an Wänden, Decken, selbst in Gartenpavillons und Kiosks wurde Stuck verwendet. In der Nähe Roms, in der Nähe aller grösseren Städte der Halbinsel wurden Villen errichtet, die das Gepräge grosser Residenzen trugen, jeder Baumeister versuchte seinen Vorgänger durch die Kühnheit seiner Phantasie, durch die Neuheit seiner Formen zu übertrumpfen; alles wurde aufgeboten, um den

Eindruck der Pracht zu steigern: künstliche Felsen, Wasserfälle und das Spiel von Licht und Schatten wurden in den Dienst der Architektur gestellt. Und die Zahl dieser Baumeister war gross. Von Giacomo della Porta, Carlo Maderna, Bernini, Francesco Borromini bis zu Fontana und vielen anderen lauter selbständige Geister, die durch nichts behindert waren, wenn sie Pracht anstrebten.

Ein gleicher Sinn spricht aus Denkmälern und Sarkophagen; jeder Papst, jeder Kardinal, jeder Fürst wollte im Gedächtnis der Nachwelt solange als irgend möglich leben und durch die Vielfältigkeit des Marmors und durch vergoldete Bronze beweisen, wie mächtig er im Leben war.

Auf Berninis Bedeutung innerhalb dieser Baubewegung wurde bereits hingewiesen. Seine Kolonnaden von S. Peter stehen an der Spitze der architektonischen Barockherrlichkeiten.

Anders war es um die Malerei beschaffen. Sie stand nicht ganz auf der Höhe der von ihr zu schmückenden Räume; der Genius der Farbe hatte sich nach dem Norden gewandt, nach Flandern und Holland und erwachte unter nordischem Einfluss in Spanien zu unerhörter Blüte. Italien hat zum Teil vom Glanz der Vergangenheit gezehrt, zum Teil flandrischen und spanischen Realismus sich zu eigen gemacht. Die Kraft der italienischen Malerei schien fürs erste erschöpft, und die Verhältnisse waren einem neuen Aufschwung nicht günstig. Die Kirche wollte auch die Malerei in ihren Dienst zwingen, jeder Aufschwung menschlichen Geistes sollte allein ihrer Macht dienen. Die Malerei sollte in der Hauptsache die Bibel und die Schriften der Kirchenväter illustrieren, den Gläubigen die Qualen der Hölle vor Augen führen und die Heiligen verherrlichen. Es galt, alles Nackte zu verbergen, Hüllen fielen über sündige Leiber. Den Gestalten von Michelangelos Jüngstem Gericht wurden Hosen angezogen, damit sie im Augenblick der Auferstehung bekleidet auftreten könnten. Venus und Amor kamen zu Maler-Schneidern, um die antiken Gestalten dem Geist der Zeit entsprechend anzuziehen. Aber infolge der anbefohlenen Tugend begannen die Künstler in der Bibel nach Motiven und Persönlichkeiten zu suchen, die trotz ihrer Kleider mehr andeuteten als die antiken nackten Statuen, die nie Ärgernis gegeben hatten. Es entstand die Epoche von „Susanne mit den beiden Alten“, „Loth und seinen Töchtern“, „Joseph und Potiphars Weib“.

Die Bilder, auf denen Christi Passion oder grausame Marterszenen

der Heiligen dargestellt wurden, sollten dem Beschauer Angst einjagen. Die Gestalten bekommen eine grünliche Spitalfarbe, die Märtyrer winden sich in konvulsiven Bewegungen, und da „naturalezza“ das Losungswort ist, bittet ein Maler den Fürsten Mirandoli, einer Hinrichtung beiwohnen zu dürfen. Nach diesen Studien kann er Johannes Martertod möglichst naturgetreu und eindrucksvoll darstellen. Guido Reni wird der Hauptvertreter dieser Richtung; seine grünlichen aufgeschwemmten Heiligengestalten entlocken Frauen, die auf sentimentales Leiden reagieren, Tränen.

Einige Maler haben versucht, Michelangelos Spuren zu folgen. Sie glaubten dem Künstler näherzukommen, wenn sie athletische Muskelgestalten schufen und möglichst viel Rot und Gelb auflegten.

Andere suchten es den grossen Venezianern, Tizian und Tintoretto oder einem Correggio und Parmegianino gleichzutun; da sie an eine noch nicht abgebrochene malerische Tradition anknüpften, haben sie vielleicht den besseren Teil erwählt. Es waren die drei Caracci: Lodovico, Annibale und Agostino. Von Geburt Bolognesen, wollten sie die grosse Tradition italienischer Malerei erneuern und haben, wie es sich für Menschen des XVII. Jahrhunderts schickt, in ihrer Heimat eine Zeichenakademie begründet, die sich „Desiderosi“ nannte. Des Ruhmes der Ahnen waren sie „desiderosi“. Lodovico hat sich am meisten an die Alten, namentlich an die Venezianer und an Correggio gehalten. Durch das Spiel von Licht und Schatten suchte er etwas Neues zu schaffen und wurde der Meister des „Chiaroscuro“. Agostino hat weniger mit Licht und Schatten operiert, aber Anleihen bei den Alten nicht gescheut; der begabteste unter ihnen war Annibale. Er war weder auf Ehren und Titel bedacht wie Lodovico, noch auf die Gesellschaft von Dichtern und Höflingen; wie ein Wilder mit ungekämmtem Haar, schäbigem Mantel und zerdrücktem Hut ging er durch die Strassen, allein vom Wunsch erfüllt, etwas zu schaffen, das sich neben einem Raffael und den Venezianern halten könnte. Er hat seine Absicht insofern erreicht, als seine Fresken im Palazzo Farnese zu Rom zum Bedeutendsten gehören, das im XVII. Jahrhundert entstanden ist. Er hat sich Raffaels Psychesaal in der Farnesina zum Vorbild genommen. Er wollte das damals beliebte Thema der himmlischen und irdischen Liebe darstellen, ein viel zu abstraktes Motiv, um es in einem malerischen Zyklus zu behandeln. Trotzdem hat er antike Gestalten voller Liebreiz und von blühendem Kolorit geschaffen; auch die Gliederung der Komposition im Längssaal ist ausserordentlich glücklich.

Neben diesen Renaissance-Reminiszenzen war bei den Caracci und in der gesamten damaligen italienischen Malerei eine neue Richtung lebendig: das Verlangen, die Natur möglichst treu wiederzugeben, aus dem Olymp auf die Strasse herabzusteigen, das wiederzugeben, was man sieht. Die Hauptbegründer dieser Richtung waren Caravaggio und sein Nachfolger, der Spanier Giuseppe Ribera, der gleichfalls in Neapel tätig war. Flandrische und holländische Einflüsse waren hier wirksam.

Domenico Zampieri, Domenichino genannt, hielt sich dagegen an Gegebenes. Neben Annibale Caracci war er eine der grössten malerischen Begabungen des damaligen Italiens. Ein stiller, bescheidener, gewissenhafter Mensch, war er seiner ganzen Art nach eine Ausnahmeerscheinung im Barock, wo es den Künstlern darauf ankam, um jeden Preis Eindruck zu machen. Er wirkt gewissermassen wie eine verirrte Erscheinung aus dem XV. Jahrhundert, die, da sie sich mit ihrer Zeit nicht im Einklang befand, auch keine neuen Wege zu gehen vermochte.

Italien hat im XVII. Jahrhundert seine führende Stellung in der Malerei eingebüsst; neuen Völkern wurde diese Aufgabe zuteil.

## III.

Im XVII. Jahrhundert haben die Jesuiten eine erstaunliche Macht erreicht. 1540 konnte Ignatius Loyola kaum auf zehn ergebene Freunde rechnen, 100 Jahre später hat die Gesellschaft Jesu über 16000 Mitglieder in 35 Provinzen gezählt. Der Orden war ungeheuer reich, 1760 wurden seine unbeweglichen Güter auf eine Milliarde zweihundertfünfzig Millionen Francs geschätzt, was damals eine geradezu märchenhafte Summe war.

Aus was für Quellen stammte dies Vermögen? Es waren namentlich Vermächtnisse; die in den Orden eintretenden Mitglieder mussten sich verpflichten, spätestens im vierten Jahre ihrer Zugehörigkeit zur Gesellschaft auf ihr Vermögen zugunsten des Ordens zu verzichten. Ausserdem waren die Jesuiten darauf aus, ihr Vermögen durch private Vermächtnisse ihnen ergebener Menschen zu vergrössern. Schon im XVII. Jahrhundert besass der Orden Silberbergwerke und Zuckerraffinerien in Mexiko, Zuckerplantagen in Paraguay und so grosse Maultierherden, dass er jährlich 80000 dieser sehr gesuchten Tiere verkaufen konnte. Diese Zahlen geben einen nur annähernden Begriff von der Finanzkraft der Gesellschaft.

Infolge dieser enormen materiellen Unterlage hatte der Orden die öffentliche Erziehung fast aller katholischen Länder in Händen. Der Unterricht in den Jesuitenschulen war umsonst, die Jugend drängte sich zum Orden. Hauptunterrichtsgegenstand war Lateinisch, daneben wurde Griechisch gelehrt, in höheren Kursen wurde Philosophie nach Aristoteles vorgetragen, den Zwecken der Kirche adaptiert oder Theologie auf den Schriften des Thomas von Aquino beruhend. Nationalliteratur war von geringerer Bedeutung als die römische. Trotz ihrer zahllosen Schulen und Professoren haben die Jesuiten nicht die Höhe im Unterricht erreicht, die die Benediktiner früher behauptet haben; unter ihnen gab es viele Historiker, Astronomen, Archäologen, Mathematiker, Numismatiker, selbst Physiker, aber wenig wirklich um die Wissenschaft verdiente Männer, denn die gelehrten Jesuiten hatten stets das Interesse der kämpfenden Kirche als ihr Hauptziel im Auge, und dem haben sie ihre Forschungen und Debatten untergeordnet. Ihre Schriften waren in der Hauptsache polemisch, also tendenziös und nicht wissenschaftlich. Ausserdem war die Erziehung der Ordensmitglieder auf gewisse praktische Ziele und nicht auf streng wissenschaftliche Forschung gerichtet, es war ihnen um Lehrer, Beichtväter, Prediger, nicht um Philosophen zu tun. Den Orden beherrschte eine gewisse Furcht vor aller philosophischen Spekulation, die über die festumrissenen aristotelischen Formeln hinausging. Die Jesuiten wollten der Kirche streitbare Kämpfer erziehen, nicht weltabgewandte Philosophen.

Zwei Jesuiten, Lainez und Salmeron, haben sich in hohem Grade um die Einsetzung des Tridentiner Konzils verdient gemacht, und der Orden hat es als seine vornehmste Pflicht betrachtet, diese Grundsätze mit allen nur möglichen Mitteln durchzuführen. Die Einheit der Kirche, die Einheit der Lehre, mit einem Wort, eine allgemeine religiöse Kultur, eine allgemeine Moral unter der Leitung des Ordens, — das war das Ziel der Jesuiten. Alle nationalen Verschiedenheiten sowohl innerhalb der katholischen Kirche als philosophischer und sittlicher Art sollten verschwinden. Bedingungsloser Gehorsam, das Losungswort der glänzend organisierten Armee, sollte auch das Losungswort der gesamten katholischen Welt werden. Die Ordensmitglieder durften keinen anderen Willen haben als den des Ordensgenerals, und die katholischen Völker keine anderen Gesetze kennen als römische Dekrete.

Da die Mitglieder der Gesellschaft Jesu in der Hauptsache zu den Beschlüssen des Tridentiner Konzils beigetragen und noch mehr Ver-

dienst um die Durchführung dieser Beschlüsse hatten, wurde der Orden die Hauptstütze des Papsttums, besonders da die Päpste von Paul III. bis zu Gregor XIV., d. h. von 1540 bis 1591, ihm eine fast unumschränkte Macht in kirchlichen Dingen und selbst einen ungeheuren Einfluss auf die Beziehungen des Papsttums zu weltlichen Herrschern eingeräumt hatten. Die Jesuiten haben damals die auswärtige Politik des Vatikans geleitet.

Aus diesem zentralisierenden, sich über die ganze katholische Welt erstreckenden System ergab sich, dass die Jesuiten in ihren Schulen ein so grosses Gewicht auf die lateinische Sprache gelegt haben. Gewöhnlich haben sie ihre Zöglinge volle sieben Jahre nach der lateinischen Grammatik des berühmten Alvaro unterrichtet. Durch diese einheitliche Sprache konnten sie verschiedene Völker und Gesellschaftsschichten mit ihren verschiedenen Sitten und Kulturen leichter beherrschen. Dieser wissenschaftliche Kosmopolitismus war in vielen Beziehungen sehr schädlich, da er die lebenden Sprachen auf den zweiten Plan gedrückt und die Entwicklung der nationalen Literatur gehemmt hat. Während der Orden seine grösste Macht in Italien, in Polen und den katholischen Provinzen Deutschlands hatte, trat der Makkaronismus, ein momentaner Verfall in der Literatur des XVII. Jahrhunderts, ein. In Polen gab es zwar einige hochbegabte Jesuiten, besonders Peter Skarga, die in ihren Predigten die Schönheit der heimischen Sprache zu erhalten und zu entwickeln versuchten, aber sie vermochten das allgemeine Übel, das das kosmopolitische Lehrsystem mit sich brachte, nicht aufzuhalten. Eine Ausnahme im allgemeinen Verfall der Literatur in katholischen Ländern bildet Spanien, da die Jesuiten den spanisch-nationalen Orden der Dominikaner, die mächtigste Organisation des Landes, nicht zu überwinden vermochten. Dagegen erlag Portugal dem Einfluss der Jesuiten vollkommen.

Die Jesuiten waren ausschliesslich darauf bedacht, die Macht der Kirche zu stärken und damit auch ihre eigene Einflusssphäre zu erweitern. Diesem Ziel haben sie alles geopfert; das Wohl der Völker und Reiche, die sie zu beherrschen vermochten, galt ihnen nichts. Sie vergassen, dass die gedeihliche Entwicklung der Kirche von der gedeihlichen Entwicklung jener abhänge, die ihrem Schutz unterstehen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Länder, in denen die Jesuiten im XVII. und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts das Übergewicht hatten, in ökonomischer und intellektueller Beziehung gesunken

sind. Italien und fast alle romanischen Länder haben dazu gehört. Wiederholt haben die Jesuiten das grösste Elend über Frankreich gebracht, sie trugen Schuld am Widerruf des Ediktes von Nantes, und das war für lange Zeit die Ursache des ökonomischen Ruins des Landes. Possewins Vorgehen war in seinen Folgen für die Zukunft Polens höchst unheilvoll, ebenso sind die Johann Sobieski vom Pater Vota erteilten Ratschläge vielleicht für Rom, keineswegs aber für Polen günstig gewesen.

Die Macht der Gesellschaft Jesu begann schon in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ins Schwanken zu geraten. Durch ihren Hochmut, durch ihr Eingreifen in alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten, durch ihre Habgier, durch ihre rücksichtslose und sarkastische Polemik haben die Jesuiten die öffentliche Meinung von fast ganz Europa gegen sich gehabt. Zu diesem Unwillen trug auch nicht wenig die Konkurrenz bei, die der Orden der Handelswelt bereitete. Die Jesuiten waren damals die mächtigsten Bankiers der Welt: in Amerika haben sie ungeheure Handelsgeschäfte gemacht, in China den Kaufleuten, den dortigen kaufmännischen Bräuchen entsprechend, gegen 25 bis 100 Prozent Geld geliehen, in Europa grosse Geldtransaktionen unternommen. Als August der Starke im Begriff war, den polnischen Thron zu übernehmen, haben ihm die Wiener Jesuiten einen grossen Kredit bei ihren Ordensbrüdern in Warschau eröffnet. Nicht wenig zum allgemeinen Ärger über die Jesuiten, zum mindesten in Rom, trug der hochmütige Ordensgeneral Pater Oliva bei, jener Protektor Berninis, der gegen die Traditionen der Gesellschaft sich mit dem Luxus eines mittelalterlichen Benediktinerabtes umgab und für sein Sybaritentum bekannt war. Der Orden fühlte sich im XVII. Jahrhundert bereits so stark, dass er die päpstlichen Befehle gering achtete und sich dem Willen des Vatikans nur dann fügte, wenn dies seine eignen Interessen förderte. In Frankreich, wo die Jesuiten namentlich unter Ludwig XIV. ihren Haupteinfluss ausübten, stiessen sie auf immer grösseren Widerstand, namentlich als die Monarchie, dank ihren Bemühungen, rücksichtslos gegen den Jansenismus vorging, mit dem die bedeutendsten Geister des Landes sympathisierten. Diesem Unwillen gibt Pascal in seinen geistreichen „Lettres d'un Provincial“ deutlichsten Ausdruck; er hat dem Orden in Frankreich damit fast den Todesstoss versetzt. Den von Pascal begonnenen Kampf haben die französischen Philosophen in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts aufgenommen, bis der Orden fast seine Existenzmöglichkeit verlor. Die letzte Niederlage wurde den Jesuiten in

Portugal, in dem Lande, das sie ganz unterjocht hatten, und es war ihr eigener Zögling, der Minister Pombal, der einen unerbittlichen Krieg gegen sie geführt hat. Pombal hat die ungeheuren Güter der Jesuiten zugunsten des Staates konfisziert, sämtliche portugiesische Mitglieder des Ordens verbannt und 1759 in einer wahrhaft barbarischen Weise viele gefangengenommen und die Nachbleibenden auf einige elende Kauffarteischiffe packen und im Kirchenstaat aussetzen lassen.

Schlag auf Schlag traf jetzt die Gesellschaft Jesu. 1762 beschloss das Pariser Parlament die Aufhebung des Ordens in Frankreich; einige Jahre später liess die spanische Regierung etwa 6000 Jesuiten im ganzen Reich gefangennehmen und schickte sie in gleicher Weise wie früher Portugal, dem Papst auf Schiffen zu. Die Ausgewiesenen sollten in Cività Vecchia landen, aber Klemens XIII. verbot die Landung, und die Hafenpolizei empfing die landenden Schiffe mit Geschossen. Die Jesuiten wandten sich nach Korsika und fanden dort endlich Aufnahme. Die päpstliche Regierung war ratlos; sämtliche Länder machten Front gegen die Jesuiten, es blieb nichts anderes übrig, als den Orden aufzuheben. Klemens XIV. entschloss sich zu diesem entscheidenden Schritt und unterschrieb am 21. Juli 1773 die Bulle, kraft welcher der Orden zu bestehen aufhörte. Ricci, der Ordensgeneral, wurde in die Engelsburg gesperrt, trotzdem er nichts begangen hatte, was diese schwere Strafe rechtfertigte. Das Schicksal war diesmal von besonderer Härte, denn Klemens XIV., Lorenzo Ganganelli, war Franziskaner gewesen, hatte also zu jenen von den Jesuiten verachteten Bettelmönchen gehört.

Der Orden fand jedoch eine mächtige Protektorin: Katharina II. anerkannte das päpstliche Dekret, das die Gesellschaft Jesu aufhob, nicht, gestattete den Jesuiten, sich in Polen und Litauen einen Generalvikar zu wählen; auf diese Weise bestand die Gesellschaft weiter und gründete einen Bund, aus dem der erneute Orden hervorging. Klemens' XIV. Nachfolger, Pius VI., war den Jesuiten gewogen, er gestattete dem Herzog von Parma, einige „Polnische Väter“ nach Italien zu rufen, und Pius VIII., Chiaramonti, bestätigte den Orden in Russland, im Königreich Neapel und in Sizilien. Die Jesuiten erstanden aufs neue.

Die Kirche hatte den Jesuiten im XVI. und XVII. Jahrhundert viel zu danken und hätte ihnen vielleicht noch mehr zu danken gehabt, wenn der Orden gemässigter vorgegangen wäre, wenn seine Taktik nicht in hohem Masse aggressiv und die Durchführung seiner strategischen Pläne nicht so gewaltsam, rücksichtslos, ja grausam gewesen wäre.

Hat die allgemeine Kultur durch die Wirksamkeit der Jesuiten gewonnen? Die Antwort auf diese Frage haben die europäischen Völker fast einstimmig gegeben, indem sie sie des Landes verwiesen haben.

## IV.

In der italienischen Kultur des XVII. Jahrhunderts fällt der grosse Widerspruch auf zwischen den Bestrebungen der Kirche, religiöse Reformen durchzuführen, und den Anstrengungen der römischen Hierarchie, die Geistlichkeit auf ein sittlich höheres Niveau zu bringen, während die Bevölkerung alles andere eher als sittliche Aspirationen hatte. Dieser Widerspruch hat vielfältige Ursachen. Einmal hat die Renaissance dem XVII. Jahrhundert durchaus keine sittlich hochstehende Gesellschaft als Erbschaft hinterlassen; die fortwährenden Kriege, das knechtende Regiment der kleinen Tyrannen, französische und spanische Einfälle, die Verwüstungen der „Capitani di ventura", die Sittenverderbnis des geistlichen und weltlichen Klerus — all das wirkte höchst ungünstig auf die Gesellschaft. Den römischen Reformatoren war es leichter, strenge Zucht in die höhere geistliche Hierarchie einzuführen, als breiteren Volksschichten ethische Begriffe einzuimpfen. Ausserdem war die Wirksamkeit des Papsttums und der am Ende des XVI. und im ganzen XVII. Jahrhundert kämpfenden Orden hauptsächlich darauf gerichtet, das ihnen vom Protestantismus Genommene zurückzuerobern und die nordische Reformation wirksam zu bekämpfen; für eine Versittlichung der Bevölkerung scheinen die Kräfte nicht mehr gereicht zu haben. Die niedrige Geistlichkeit stand kulturell auf einem so tiefen Niveau, dass es an den erforderlichen Kräften für eine ethische Wirksamkeit fehlte. Der Angriffskampf der Kirche gegen den Protestantismus hat es mit sich gebracht, dass Rom die Fürsten und auch die höheren Gesellschaftsklassen, die in politischer und materieller Beziehung Einfluss hatten, für sich gewinnen musste, um sie für seine Zwecke zu nützen. Daher ergab sich der grosse Unterschied in der Anwendung von Moralgesetzen auf einflussreiche Menschen und auf Angehörige niederer Volksklassen. Den Reichen wurde leichter und mehr verziehen als der übrigen Menschheit, es hat sich wie immer um eine Machtfrage gehandelt. Dieses Messen mit zweierlei Mass in Fragen der Moral, hat den unteren Klassen die zutreffende Überzeugung beigebracht, dass den Mächtigen alles gestattet sei und dass es selbst in religiösen Fragen keine Gerechtigkeit gebe.

Dieses Empfinden schuf eine Bitterkeit, die immer mehr um sich griff und immer tiefere Wurzeln schlug. Zur Lockerung der Gesellschaft trug noch das absolut aristokratische Regiment in Frankreich und Spanien bei, das auch auf italienische Zustände abfärbte. Sobald die unteren Klassen erkannten, dass für die herrschenden andere ethische Gesetze bestanden als für sie selbst, mussten sie die Bedeutung aller ethischen Gesetze in Zweifel ziehen. Die französische Geistlichkeit, die unvergleichlich höher stand als die italienische, verstand diesen Unterschied einigermassen zu überbrücken. In Rom gab es nur eine Aufgabe: den Sieg der Kirche. Um wieviel stärker dort der Wunsch war, die kirchliche Hierarchie zu stärken, als das sittliche Niveau der Gesellschaft zu heben, geht deutlich aus der Handhabung der kirchlichen Zensur hervor. Den Zensoren war es hauptsächlich darum zu tun, dass man in den Büchern der Geistlichkeit nicht zu nahe trete; Abschnitte, in denen etwas Ehrenrühriges gegen die Geistlichkeit oder die Mönche stand, wurden unbarmherzig gestrichen, dagegen hielt man die unmoralischsten Dinge für durchaus unschädlich. Eine Illustration dieses Grundsatzes ist die Ausgabe von Bandellos Novellen im XVII. Jahrhundert. So oft ein Bischof oder Mönch in eine Liebesintrige verflochten ist, wird er schnell zum Professor oder Studenten, die Äbtissin wird zur Bürgersfrau, sonst nehmen die Zensoren an der Unmoral der Geschichten keinerlei Anstoss. Ein Gleiches kann man bei anderen Schriftstellern beobachten. Die ausserordentlich unmoralischen Schriften eines Giovanni da Capugnano haben die Zensur passiert: verändert oder gestrichen wurde nur, was gegen die Geistlichkeit gerichtet war. In Straparolis Novellen wurde das gleiche System beobachtet.

Vor der geistlichen Zensur hat berühmte Schriftsteller der italienische Patriotismus einigermassen bewahrt. Es waren die Tage der spanischen Unterdrückung; der Geist des Volkes war nur in der Literatur lebendig; auch die Index-Kongregation, die in der Hauptsache aus Italienern bestand, war gegen die grossen Namen der Vergangenheit milder. Als man in Florenz erfuhr, die römische Zensur mache sich daran, den „Decamerone" zu „säubern", entstand eine derartige Panik unter dem Publikum, dass man die Kongregation mit Briefen bestürmte und flehentlich bat, man möge eines der schönsten Werke der Literatur verschonen. Ferdinand de' Medici wandte sich an den Zensor Monsignore Cirillo und versicherte ihn seiner Dankbarkeit, falls er den „Decamerone" unter seinen Schutz nehmen würde; die Absicht, Boccaccio zu beschneiden,

habe in Florenz einen so schmerzlichen Eindruck gemacht, dass mehrere bedeutende Menschen ihn gebeten hätten, sich für den grossen Schriftsteller, den Stolz des italienischen Volkes, zu verwenden.

Die grösste Mühe hatte die italienische Zensur mit dem „unmoralischen“ Petrarca; seine Sonette zu ändern, war nicht leicht. Es fand sich jedoch ein tapferer Mönch, Fra Hieronymo Malipieri, der sich an diese Aufgabe wagte und einen „Petrarca spirituale“ herausgab. Um sein Tun vor dem Publikum zu rechtfertigen, berichtet er in der Vorrede, ihm sei in Arqua bei Petrarcas Grab der Geist des Dichters erschienen und habe geklagt, dass er so lange in der Welt irren müsse, bis seine Sonette „gereinigt“ wären. Er bat Malipieri um die Gnade, im „Canzoniere“ alles zu ändern, was gegen die Moral verstosse. Malipieri unterzog sich dieser Aufgabe mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, dass vom ersten Sonett kaum ein Vers unverändert blieb.

An eine Verbesserung der „Göttlichen Komödie“ wagte sich jedoch weder Malipieri noch irgendein anderer der berühmten Zensoren, trotzdem Dante der römischen Hierarchie bittere Worte nicht spart.

Etwas sanfter als mit den Renaissance-Verfassern verfuhr die päpstliche Zensur mit den antiken Schriftstellern, trotzdem auch sie ihren Tribut entrichten mussten. Auch hier scheint es der Patriotismus verhindert zu haben, die Axt an den ewigen Baum anzulegen.

All diese Versuche, den menschlichen Gedanken in Fesseln zu schlagen, und ihm die Freiheit des Forschens und Prüfens zu nehmen, waren vergeblich; die Entwicklung der Völker ging ihren natürlichen, lebendigen Weg, und spätere Geschlechter haben sich von jenen abgewandt, die dem Menschen das All verhüllen wollten.

Die Reaktion im XVII. Jahrhundert war der Anlass zu jenen furchtbaren Kataklysmen, die ein Jahrhundert später in fast ganz Europa ausgebrochen sind. Das Zeitalter des Barock ward der Unterbau der französischen Revolution. Dieser Wandel wiederholt sich immer wieder in der Geschichte; Völker oder Gesellschaftsklassen, die für den Augenblick die Macht und das Bewusstsein ihrer Macht haben, missbrauchen sie, um die Schwächeren zu knechten. Nach einer gewissen Zeit erstarken die Schwächeren und greifen zu den Mitteln ihrer Feinde. Vendetta gegen Vendetta. Zum Gleichgewicht innerhalb der Gesellschaft, zur Harmonie kommt es fast nie, und jene, die vom ewigen Frieden und von Zeiten rückhaltsloser Gerechtigkeit träumen, beweisen damit nur, dass sie weltfremde Idealisten sind.

# CHRONOLOGIE

## DER PÄPSTE VON PAUL III. BIS ZU KLEMENS XI.

1534—1721

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| *Paul III.*<br>*Alesssandro Farnese, geb.* 1468 *in Rom, am* 11. *Okt.* 1534 *zum Papst erwählt, gest. am* 10. *Nov.* 1549. | 1538 Friede zu Nizza zwischen Karl V. und Franz I.<br>1541 Abermaliger Krieg Karls V. mit Frankreich.<br>1545 Eröffnung des Tridentiner Konzils.<br>1547 Übersiedlung des Konzils nach Bologna.<br>1548 Sigmund August wird König von Polen. |
| *Julius III.*<br>*Giovanni Maria Ciochi, geb.* 1487 *in Rom, am* 8. *Febr.* 1550 *zum Papst erwählt, gest. am* 23. *März* 1555. | 1550 Giorgio Vasari übergibt Cosimo Medici sein Buch „Vite dei pittori“.<br>1552 Fra Paolo Sarpi zu Venedig geboren (gest. 1623).<br>1553 Maria Tudor wird Königin von England. |
| *Marcell II.*<br>*Marcello Cervini, geb.* 1501 *in Montefano, am* 9. *April* 1555 *zum Papst erwählt, gest. am* 30. *April* 1555. | 1555 Herzog von Alba wird Gouverneur von Mailand.<br>1555 Lodovico Caracci geboren (gest. 1619). |
| *Paul IV.*<br>*Gian Pietro Carafa, geb.* 1476 *in S. Angelo della Scala, am* 23. *Mai* 1555 *zum Papst erwählt, gest. am* 18. *August* 1559. | 1555 Religiöser Frieden in Deutschland.<br>1556 Karl V. verzichtet am 27. Aug. auf die Kaiserkrone zugunsten seines Bruders Ferdinand, des Königs von Rom.<br>1556 Philipp II. wird König von Spanien und Sizilien.<br>1557 Krieg zwischen Herzog Alba und Paul IV. Alba in Rom.<br>1558 Elisabeth wird Königin von England.<br>1558 Ferdinand I. wird Kaiser. |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| | 1559 Traktat im Chateau Cambresis.<br>1559 Franz II. wird König von Frankreich.<br>1559 Index librorum prohibitorum. |
| *Pius IV.*<br>*Giovan Angelo Medici, geb.* 1499, *am* 25. *Dezember* 1559 *zum Papst erwählt, gest. am* 9. *Dezember* 1565. | 1560 Karl IX. wird König von Frankreich.<br>1560 Annicale Carracci geboren (gest. 1609).<br>1564 Maximilian II. wird Kaiser.<br>1564 Schluss des Tridentiner Konzils. Pius verkündet am 27. Jan. 1564 „Professio fidei Tridentina".<br>1565 Pierluigi da Palestrina veröffentlicht seine berühmte Messe „Messa di papa Marcello" genannt. |
| *Pius V.*<br>*Michele Ghislieri, geb.* 1504 *in Bosco bei Tortona, am* 7. *Jan.* 1565 *zum Papst erwählt, gest. am* 1. *Mai* 1572. *Grossinquisitor. Durch Klemens XI.* 1713 *heilig gesprochen.* | 1566 Verschärfung der Inquisition in Italien.<br>1567 Ausbruch des Aufstandes in den Niederlanden.<br>1568 Cosimo de' Medici wird Grossfürst von Toskana.<br>1570 Pius V. schränkt den italienischen Buchhandel ein.<br>1571 Sieg von Don Juan d'Austria und Marcantonio Colonna bei Lepanto. |
| *Gregor XIII.*<br>*Hugo Boncompagni, geb. in Bologna, am* 13. *Mai* 1572 *zum Papst erwählt, gest. am* 10. *April* 1585. | 1572 Bartholomäusnacht (am 24. Aug.).<br>1573 Heinrich von Valois wird König von Polen.<br>1574 Heinrich von Valois wird König von Frankreich als Heinrich III.<br>1575 Stefan Batory wird König von Polen.<br>1575 Jubiläum zu Rom (das elfte).<br>1576 Rudolf II. wird römischer Kaiser.<br>1580 Philipp II. nimmt Portugal ein.<br>1582 Einführung des neuen gregoriani- |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| | schen Kalenders im katholischen Europa.<br>1583 Auffinden der Niobiden. |
| *Sixtus V.*<br>*Felice Peretti, geb. 1521 in Grottamare, am 24. April 1585 zum Papst erwählt, gest. am 27. August 1590.* | 1587 Maria Stuarts Hinrichtung.<br>1587 Fertigstellung der Peterskuppel.<br>1587 Sigmund III. wird König von Polen.<br>1587 Ferdinand I. wird Grossherzog von Toskana.<br>1589 Heinrich IV. (Bourbon) wird König von Frankreich.<br>1589 Galileo Galilei wird Professor in Pisa.<br>1590 Sixtus veröffentlicht den später (1592) veränderten Text der katholischen Bibel (Vulgata). |
| *Urban VII.*<br>*Giambattista Castagna, geb. 1521 in Rom, am 15. Sept. 1590 zum Papst erwählt, gest. am 27. Sept. 1590.* | |
| *Gregor XIV.*<br>*Niccolo Sfondrati, geb. 1535 in Cremona, am 5. Dez. 1590 zum Papst erwählt, gest. am 15. Oktober 1591.* | |
| *Innocenz IX.*<br>*Gianantonio Facchinetti, geb. 1519 in Bologna, am 29. Nov. 1591 zum Papst erwählt, gest. am 30. Dez. 1591.* | |
| *Klemens VIII.*<br>*Ippolito Aldobrandini, geb. 1535 in Fano, am 30. Jan. 1592 zum Papst erwählt, gest. am 5. März 1605.* | 1595 Heinrich IV. kehrt zur katholischen Kirche zurück.<br>1595 Torquato Tasso gestorben am 25. April.<br>1595 Alfonso II. d'Este gestorben.<br>1598 Ferrara den Este genommen, wird mit dem Kirchenstaat vereinigt.<br>1598 Edikt von Nantes.<br>1598 Philipp II. von Spanien gestorben.<br>1598 Philipp III. wird König von Spanien. |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| | 1598 Lorenzo Bernini in Neapel geboren (gest. 1680).<br>1600 Giordano Bruno wird als Ketzer verbrannt.<br>1603 England und Schottland unter Jakob I. vereinigt. |
| *Leo XI.*<br>*Alessandro de' Medici, geb.* 1535 *in Florenz, am* 1. *April* 1605 *zum Papst erwählt, gest. am* 27. *April* 1605 | |
| *Paul V.*<br>*Camillo Borghese, geb.* 1552, *am* 16. *Mai* 1605 *zum Papst erwählt, gest. am* 28. *Jan.* 1621. | 1607 Friedensschluss zwischen dem Papst und Venedig.<br>1608 Francesco Borromini geboren (gest. 1667).<br>1610 Letzte Redaktion der Bulle „In coena Domini".<br>1610 Die Jesuiten begründen eine Republik in Paraguay.<br>1610 Heinrichs IV. Ermordung.<br>1610 Ludwig XIII. wird König, Maria de' Medici Regentin.<br>1612 Matthias wird römischer Kaiser.<br>1613 Die Dynastie der Romanows kommt auf den russischen Thron.<br>1613 Gaspare Dughet (Poussin) zu Rom geboren (gest. 1675).<br>1614 Schluss des Baues von S. Peter.<br>1615 Savator Rosa geboren.<br>1616 Shakespeare gestorben.<br>1618 Beginn des 30jährigen Krieges.<br>1619 Ferdinand II. wird Kaiser.<br>1621 Philipp IV. wird König von Spanien. |
| *Gregor XV.*<br>*Alessandro Ludovisi, geb.* 1554 *in Bologna, am* 9. *Febr.* 1621 *zum Papst erwählt, gest. am* 8. *Juni* 1623. | 1621 Ferdinand II. wird Grossherzog von Toskana.<br>1622 Bau der Villa Ludovisi. |
| *Urban VIII.*<br>*Matteo Barberini, geb.* 1568 *in Florenz, am* 6. *Aug.* 1623 *zum Papst erwählt, gest. am* 29. *Juni* 1644. | 1624 Das Herzogtum Urbino wird dem Kirchenstaat einverleibt.<br>1625 Karl I. wird König von Grossbritannien. |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| | 1630 Gustav Adolf in Deutschland.<br>1632 Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod.<br>1632 Christine wird Königin von Schweden.<br>1632 Ladislaus IV. wird König von Polen.<br>1634 Wallensteins Ermordung in Eger.<br>1637 Ferdinand III. wird Kaiser.<br>1639 Racine geboren (gest. 1699).<br>1640 Die Dynastie der Braganza kommt auf den Thron von Portugal.<br>1642 Richelieus Tod. Mazarin wird Minister.<br>1642 Schlacht bei Castro.<br>1643 Ludwig XIV. wird König von Frankreich. |
| *Innocenz X.*<br>*Gian Battista Pamfili, geb. 1572 in Rom, am 15. Sept. 1644 zum Papst erwählt, gest. am 6. Jan. 1655.* | 1644 Ausweisung der Barberini.<br>1646 G. W. Leibniz geboren (gest. 1716).<br>1647 Revolution in Palermo und Neapel. Masaniello.<br>1648 Westfälischer Frieden.<br>1648 Johann Casimir wird König von Polen.<br>1649 Karl I., König von England, wird hingerichtet. England wird Republik.<br>1653 Oliver Cromwell.<br>1654 Christine von Schweden verzichtet auf den Thron. |
| *Alexander VII.*<br>*Fabio Chigi, geb. in Siena 1599, am 7. April 1655 zum Papst erwählt, gest. am 22. Mai 1667.* | 1656 Seuche in Rom.<br>1658 Leopold I. wird Kaiser.<br>1660 Diego Velasquez gestorben.<br>1660 Karl II. wird König von Grossbritannien.<br>1663 Otto Lineus, der Botaniker, gestorben.<br>1665 Karl II. wird König von Spanien, der letzte aus dem Hause Habsburg.<br>1665 Christine von Schweden kommt nach Rom. |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
|---|---|
| *Klemens IX.* *Giulio Rospigliosi, geb.* 1600 *in Pistoja, am* 20. *Juni* 1667 *zum Papst erwählt, gest. am* 9. *Dez.* 1669. | 1668 Friede von Aquisgran.<br>1669 Die Türken erobern Kreta.<br>1669 Michel Wisniowiecki wird König von Polen.<br>1670 Cosimo III. wird Grossherzog von Toskana. |
| *Klemens X.* *Emilio Altieri, geb.* 1590 *in Rom, am* 29. *April* 1670 *zum Papst erwählt, gest. am* 22. *Juli* 1676. | 1673 Johann III., Sobieski, wird König von Polen.<br>1674 Milton gestorben. |
| *Innocenz XI.* *Benedetto Odescalchi, geb.* 1611 *in Como, am* 21. *Sept.* 1676 *zum Papst erwählt, gest. am* 12. *Aug.* 1689. | 1685 Ludwig XIV. widerruft das Edikt von Nantes.<br>1687 Die Venetianer erobern Morea und Attika.<br>1687 Calderon de la Barca gestorben.<br>1688 Revolution in England. Jakob II. wird abgesetzt. Wilhelm III. von Oranien.<br>1689 Christine von Schweden gestorben. |
| *Alexander VIII.* *Pietro Vito Ottoboni, geb.* 1610 *in Venedig, am* 6. *Okt.* 1689 *zum Papst erwählt, gest. am* 1. *Febr.* 1691. | |
| *Innocenz XII.* *Antonio Pignatelli, geb. in Spinazzola, am* 12. *Juli* 1691 *zum Papst erwählt, gest.* 27. *Sept.* 1700. | 1695 Peter der Grosse wird Zar von Russland.<br>1697 August II. wird König von Polen.<br>1697 Karl XII. wird König von Schweden.<br>1700 Karl II. von Spanien gestorben. Spanischer Erbfolgekrieg. Philipp V. wird König von Spanien. |
| *Klemens XI.* *Gian Francesco Albani, geb.* 1649 *in Urbino, am* 23. *Nov.* 1700 *zum Papst erwählt, gest. am* 19. *März* 1721. | 1701 Friedrich I. wird König von Preussen.<br>1702 Anna wird Königin von England.<br>1704 Stanislaus I., Leszczynski, wird König von Polen.<br>1705 Joseph I. wird römischer Kaiser |

| *Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod* | WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN |
| --- | --- |
| | 1705 Erlass der Bulle „Vineam Domini" gegen die Jansenisten.<br>1707 Carlo Goldoni geboren (gest. 1793).<br>1709 Karl VI. wird römischer Kaiser.<br>1713 Friede zu Utrecht. Zerfall der spanischen Monarchie. Pragmatische Sanktion.<br>1714 Philipps V. Heirat mit Elisabetta Farnese.<br>1714 Die hannöversche Dynastie kommt auf den englischen Thron.<br>1715 Ludwig XIV. gestorben.<br>1715 Ludwig XV. wird König von Frankreich, der Herzog von Orleans Regent. |



# LITERATURANGABEN

*Ademollo, A.* I Teatri di Roma nel secolo decimosettimo. Roma, L. Pasqualucci 1888.

*Ademollo, A.* Il Brigantaggio e la corte di Roma nella prima metà del secolo decimosesto. Nuova Antologia 1. Decembre 1880.

*Ademollo, A.* Uno scrittore di aneddoti romani del secolo decimosettimo. Nuova Antologia 1877, Febbraio.

*Ademollo, A.* I primi fasti della musica italiana a Parigi (1645—1662). Milano, Edizioni Ricordi, No. 49, 289.

*Ademollo, A.* La bell' Adriana a Milano. Edizioni Ricordi. Milano, No. 49, 997.

*Ademollo, A.* La bell' Adriana ed altre virtuose del suo tempo. Città di Castello, Tip. Lapi 1888.

*Ademollo, A.* La Leonora di Milton e di Clemente IX. Milano, Edizioni Ricordi, No. 50281.

*Ademollo, Agostino.* Beatrice Cenci romana. Storia del Secolo XVI. Firenze 1839, 1849.

*Amayden, Teodoro.* La storia delle famiglie Romane con note del Carlo Augusto Bertini. Vol. I. Roma, Collegio araldico 1910.

*Amayden, T.* Vitae Paparum et cardinalium. Handschrift in der Bibl. Canatense zu Rom (Coll. E. III., 12).

*Andreini, Francesco da Pistoia, comico Geloso.* Le bravure del capitano Spavento. Venetia 1669, per Michel Angelo Barboni.

*Archenholtz C. & B.* Mémoires concernant Christine, Reine de Suède. Amsterdam et Leipzig, chez Pierre Mortier 1751—1760. Vier Bände.

*Avvisi di Roma.* Manuskript aus dem XVII. Jahrh. in der Bibl. Corsiniana zu Rom.

*Bachet, Armand.* Les comédiens italiens à la cour de France sous Charles IX., Henri III., Henri IV. et Louis XIII. Paris, E. Plon & Co. 1882.

*Baglione, Giov. Romano.* Le vite de' pittori, scultori, architetti ed intagliatori dal pontificato di Gregorio XIII. fino a tempi di papa Urbano VIII. nel 1642 con la vita di Salvator Rosa napoletano scritta da Giov. Battista Passari. Napoli 1733.

*Baldinucci, Filippo,* Vita di Bernini.

*Barberini. Maphaei* card. nunc Urbani VIII. poemata. Poesie toscane. Roma stamperia della camera Apostolica 1638.

*Beani, G.* Clemente IX. Notizie storiche. Prato. Giacchetti 1893.

*Belloni, Antonio.* Il Seicento. Teil der Ausgabe Storia letteraria d' Italia scritta da una società di Proffessori. Milano. Ediz. Fr. Vallardi. Ohne Datum. Um 1905.

*Bernini, Domenico.* Vita di Gianlorenzo Bernini.

*Berti, Domenico.* Vita di Giordano Bruno 1868.

*Bertolotti*, *A.* Francesco Cenci e la sua famiglia. Studi istorici. Seconda edizione. Firenze, Tip. della Gazetta d' Italia 1879.

*Bertolotti*, *A.* Musici alla corte dei Gonzaga in Mantova dal secolo XV. al XVIII. Milano, Ricordi & Co., No. 54, 866.

*Bildt*, *le baron de.* Christine de Suède et cardinal Azzolino. Lettres inédites 1666—1668. Paris, E. Plon 1899.

*Bildt*, *le baron de.* Un banchetto al Quirinale nel seicento. Nuova Antologia, giugno 1901.

*Bildt*, *le baron de.* Queen Christinas Pictures „Nineteenth Century“, Dez. 1904.

*Bildt*, *le baron de.* Christine de Suède et le conclave de Clement X. (1669 bis 1670). Paris, Plon 1906.

*Bildt*, *le baron de.* Pensées de Christine, reine de Suède. Stockholm, P. A. Norstadt & söhners 1906.

*Bildt*, *le baron de.* Les médailles de Christine de Suède. Rom, Loescher & Co. 1908.

*Bossi*, *Gaetano*, *Prof.* La Pasquinata „Qnod non fecerunt Barbari fecerunt Barberini“. Roma, Liberia E. Feliziani 1898.

*Borzelli*, *Angelo.* Il cavalier Giambattista Marino. Napoli, Gennaro Priore edit. 1898.

*Bournet.* Mission et voïage. Histoire de son temps.

*Brozzi Paglicci*, *Antonio.* Contribuito alla storia del teatro. Il teatro a Milano nel secolo XVII. G. Ricordi, Milano, No. 95, 142.

*Brunnhofer.* Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis. 1882.

*Bruno Giordano.* Le opere italiane di Giordano Bruno. Edit. Paolo de Lagarde. 1888.

*Cancellieri Francesco.* Il Mercato. Il lago dell' acqua Vergine ed il palazzo Panfiliano nel circo agonale. Roma, per Fr. Bourlié 1811.

*Cancellieri.* Lettera di Francesco Cancellieri al Sig. D. Koreff sopra il Tarantismo. Roma 1817. Über Urbans VIII. Aufenthalt in Castel Gandolfo. S. 92—283.

*Canevazzi*, *Giovanni.* Papa Clemente IX. Poeta. Modena, Tip. Forgieri e Pellequi 1900.

*Cantu.* Storia degl' Italiani. Vol. III.

*Chasles*, *Philarète.* Études sur l'Espagne et sur les influences de la littérature espagnole en France et en Italie. Paris, Amyot 1647.

*Chantelou*, *M. de.* Journal du voyage du cavalier Bernin en France. Manuscript inédit publié et annoté par Ludovic Lalanne. Gazette des Beaux Arts 2e. période.

*Ciampi*, *Ignazio.* Viaggiatori Romani men noti. Nuova Antologia. Agosto e Settembre 1874.

*Ciampi*, *Ignazio.* Innocenzo X. Pamfili e la sua corte. Roma 1878, Tipi dei Galeati in Imola.

*Combes*, *M.*, *François.* La princesse des Ursins. Paris, Didier & Co. 1858.

*Coulanges, M. de.* Mémoires publiés par M. de Monmarqué. Paris, J. J. Blaise 1820.
*Créquy, Marquise de.* Souvenirs. Paris, Libraire de Fournier jeune 1834.
*Darowski, A.* Jean Kazimierz w Rzymie Przeglad polski. (Jan Cazimir in Rom, veröffentlicht in der Ztschr. Przeglad polski.) Krakau 1897. II. und III. Quartal.
*Dejob.* De l'influence du Concile de Trente sur la littérature et les beaux arts etc. Paris, Thorin 1884.
*Dubarry, Armand.* La belle-soeur d'un pape. Paris, André Sagnier 1878.
*Favaro, Antonio.* Galileo Galilei e lo studio di Padova. Firenze, Successori Le Monnier 1883. 2 Bände.
*Favaro, Antonio.* Galileo Galilei e suor Maria Celeste. Firenze, Barbèra 1891.
*Ferrari, Francesco.* Vita del Cav. Marino. Venetia 1623.
*Fraschetti, Stanislao.* Il Bernini Milano. U. Hoepli 1900.
*Galileo, Galilei.* Opere. Edizione nazionale. Firenze 1890, Barbèra.
*Geffroy, M. A.* Lettres inédites de Madame des Ursins. Paris, Didier & Co.
*Geffroy, A.* Notizen über Bertolottis Buch „Francesco Cenci", Revue des deux mondes. 1880, S. 941.
*Giordano, Paolo.* Rime di P. G. II, duca di Bracciano. Bracciano Andrea Fei 1648.
*Gnoli, Domenico.* Vittoria Accaramboni. Firenze, Le Monnier 1870.
*Goldschmidt, Dr. Hugo.* Die italienische Gesangsmethode des XVII. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt 1892.
*Gonzalès, Emmanuel.* Les caravanes de Scaramouche. Paris, E. Dentu 1881.
*Grauert, W. H.* Christina, Königin von Schweden und ihr Hof. Bonn, bei Eduard Weber 1837.
*Gregorovius, Ferdinand.* Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Stuttgart, Cotta 1880.
*Grotanelli, Lorenzo.* Alfonso Piccolomini. Storia del Secolo XVI. Firenze, Uffizio della Rassegna nazionale 1892.
*Gualdi, l'abbé.* Histoire de donna Olimpia Maidalchini. Leyde, chez Jean du Val 1666.
*Gualtieri, Guido.* Relatione della Venuta degli Ambasciatori Giapponesi a Roma fine alla partita di Lisboa. Roma 1586.
*Guglielmotti, Alberto.* Marcantonio Colonna alla battaglia di Lepanto. Le Monnier 1862.
*Gurlitt, Cornelius.* Geschichte des Barockstiles in Italien. Stuttgart, Verlag Elner & Seubert 1887.
*Guillet, de Sainte-Georges.* Mémoires Inédites. Bd. I, S. 236.
*Histoire des Intrigues galantes de la reine Christine de Suède et de sa cour pendant son séjour à Rome.* Amsterdam, chez Jean Henri, libraire, 1697.
*Hübner, M., le Baron.* Sixte-Quint. Paris, Hachette & Co. 1882. 2 Bände.
*Jaworski, Franciszek.* Jadwiszka ze Lwowa. Z dziejów serca królews-

kiego „Lwów stary i wczorajszy“. (Jadwiszka aus Lemberg. Aus der Geschichte des königlichen Herzens „Das alte und gestrige Lemberg“.) Lemberg 1911. 2. Auflage.

*Kraushar, Alexander.* Olbracht Laski, wojewoda sieradzki (Albrecht Laski, Wojewode von Sieradz). Warschau 1882.

*Kubala, Dr. Ludwik.* Jerzy Ossolinski (polnisch). 2 Bände. Lemberg, Gubrynowicz & Schmidt 1883.

*Kuhlenbeck, Ludwig.* Giordano Bruno. Gesammelte Werke, ins Deutsche übertragen. Diederichs, Jena 1904.

*Kwiatkowski.* Dzieje Wladyslawa IV. (Die Geschichte von Ladislaus IV.) Warschau 1892.

*Leti, Gr.* Il Nepotismo in Roma 1667. 2 Bände.

*Louis, Gustav.* Giordano Bruno. Seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Berlin, E. Felber 1900.

*Mancini, Marie Connétable.* Apologie, Leide, J. van Gelder 1678.

*Marcheix, Lucien.* Un Parisien a Rome et a Naples en 1632 (J. J. Bouchard). Paris, E. Leroux. Ohne Datum (um 1900).

*Marino, Cavalier. Giambattista.* Opere. Napoli. C. Boutteaux edit. 1861.

*Mascardi, Vitale.* Festa fatta in Roma alli 25. di Febraio 1634, Roma.

*Montaigne, Michele de.* Journal de voyage en Italie, Edit. par le prof. A. D'Ancona. Città di Castello, S. Lapi 1895.

*Moland, Louis.* Molière et la comédie italienne. Paris, Didier & Co. 1867.

*Morgan, Lady.* The life and times of Salvator Rosa. London, David Bryce 1855.

*Negri, Paolo.* Disegni di Cristina A. di Svezia per un' impresa contro il regno di Napoli. Roma. Archivio della R. Società Romana di storia patria. Vol. XXXII (1909).

*Neri, S. Filippo.* Veri sentimenti di S. Filippo Neri intorno al teatro. Roma 1755, Stamp. de Pagliarini.

*Novaes.* Elementi della storia dei summi Pontefici. Vol. IX.

*Odescalchi, D. Baldassare.* Memorie istorico critiche dell' accademia de' Lincei e del principe Federico Cesi. Roma 1806, Stamp. Luigi Perego Salvioni.

*Ozzola. Leandro Dr.* Vite e opere di Salvator Rosa. Strassburg, J. H. Ed. Heitz 1908.

*Pac, Stefan.* Obraz dworów europejskich na poczatku XVII. wieku. (Ein Bild der europäischen Höfe im Beginn des XVII. Jahrhunderts.) Aus dem Manuskript herausgegeben von J.H.Plebanski, Breslau 1854.

*Perey, Lucien.* Marie Mancini Colonna. Paris, Calman-Levy.

*Pieralisi, Sante.* Urbano VIII. e Galileo Galilei. Roma, Tipografia poliglotta 1875.

*Porebowicz, Edward.* Andrzej Morsztyn, przedstawiciel baroku w poezyi polskiej. (Andreas Morsztyn, der Vertreter des Barocks in der polnischen Dichtung.) Krakau, Verlag der Akademie der Wissenschaften 1893.

*Preveti*, *Luigi*. P. S. J. Giordano Bruno e i suoi tempi. Prato, Giachetti 1887.

*Ranke*, *Leopold von*. Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Leipzig, Duncker & Humblot 1900. 3 Bände.

*Reumond*, *Alfred von*. Beiträge zur italienischen Geschichte. Berlin 1853—1857, Deckersche Druckerei.

*Ricci*, *Corrado*. I teatri di Bologna nei secoli XVII e XVIII. Bologna, Edit. Monti 1888.

*Riccoboni*, *Louis*. Histoire du théatre italien (jusqu'à l'an 1660).

*Riegl*, *Alois*. Die Entstehung der Barockkunst in Rom. Wien, Anton Schroll & Co. 1908.

*Rinieri*, *P*. Ilario. Beatrice Cenci secondo i costituti del suo processo. Storia di una leggenda. Siena, Tipogr. S. Bernardino 1809.

*Rome l'état du siège de*. Les papes leurs familles. A Cologne chez Pierre Marteau. Ohne Datum, erschienen unter Innocenz XI.

*Ronca*, *Umberto*. La secchia rapita di Alessandro Tassoni, studio critico. Roma, Loescher 1884.

*Rosa*, *Salvator*. Satire e vita con note d'Anton Maria Salvini. Firenze, Torchi 1833.

*Rua*, *Giuseppe*. Poeti della corte di Carlo Emanuele I. di Savoia. Torino, E. Loescher 1899.

*Saint-Simon*, *Duc de*. Mémoires. Paris 1, Hachette & Co. 1863. 13 Bände.

*Sand Maurice*. Masques et Bouffons (comédie italienne). Paris, Michel Lévy frères 1860.

*Scaramouche*. La vie de par Mézetin. Edit. Louis Moland, Paris 1876.

*Scherillo*, *M. Dot*. La commedia dell' arte in Italia. Studi e profili. Torino, E. Loescher 1884.

*Solerti*, *Angelo*. Gli albori del Melodrama. Edit. Remo Sandron. Milano-Palermo. Napoli 1904.

*Stendhal* (Henri Beyle). Chroniques et Nouvelles. Paris 1855, „Les Cenci".

*Strozzi*, *Carlo*. Storia, o vogliamo dire Discendenza della famiglia Barberini diretta a D. Taddeo Barberini, prefetto di Roma. Roma 1640.

*Tassoni*, *Alessandro*. La secchia rapita. Poema eroi-comico e la vita del poeta composta da L. A. Muratori. Modena 1744, Stamp. Ducale.

*Tassoni*, *Alessandro*. Lettere publicate da Bartolomeo Gamba. Venezia 1827.

*Terlinden*, *Ch*. Le pape Clément IX. et la guerre de Candie. Louvain, Typ. Charles Peeters 1904.

*Tetio*, *Hieronymus Comes*. Aedes Barberinae ad Quirinalem descriptae. Romae, Typis Vitalis Mascardi 1647.

*Ursins*, *Madame de*. Lettres inédites avec introduction et éclaircissement de M. A. Geffroy. Paris, Didier & Cie. 1 Band.

*Vicchi*, *Leone Dott*. Villa Borghese nella storia e nella tradizione del popolo romano. Roma, Forzani 1885.

*Weibel*, *Walther*. Jesuitismus und Barockskulptur in Rom. Strassburg, J. H. Ed. Heitz 1909.



# VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

31. Königin Christine in vorgerücktem Alter. Nach einem gleichzeitigen Stich.
32. Bernini: David. Rom, Galerie Borghese.
33. Bernini: Urbans VIII. Grabdenkmal. Rom, S. Peter.
34. Bernini: Teresa. Rom, S. Maria della Vittoria.
35. Detail daraus.
36. Bernini und Giovan Antonio Mari: Fontana del Moro, Rom.
37. Bernini: Franz I. d'Este. Modena, Galerie Estense.
38. Callot: Vor der Aufführung. Wien, Albertina.
39. Callot: Pulcinella. Wien, Albertina.
40. Capitano. Kupferstich.
41. Pantalone. Callot. Wien, Albertina.
42. Scaramuccia. Stich von H. Guerard.
43. Szene aus der Oper „La finta pazza". Stich von de la Bella.

# REGISTER



DIESES WERK WURDE IM AUFTRAGE DES VERLAGES GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN BEI MÄNICKE UND JAHN IN RUDOLSTADT IN DIDOTSCHEN LETTERN GEDRUCKT. TITELRAHMEN VON EUGENIE STAIB. GEBUNDEN WURDE DAS BUCH IN DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN HOFBUCHBINDEREI VON HÜBEL UND DENCK IN LEIPZIG NACH ENTWÜRFEN VON PROFESSOR PETER HALM













